Deutsches Lesebuch für Prima

Paul Cauer

PRESENTED TO THE LIBRARY

BY

PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler N 900

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsches Lesebuch

für Prima.

Von

Dr. Paul Cauer,
Oberlehrer am Gymnasium zu Kiel.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1887.

Digitized by Google

Aufgabe.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Schiller.

Digitized by Google

Herrn Dr. Konrad Niemeyer,

Direktor des Gymnasiums zu Kiel,

in Ehrerbietung gewidmet.

Digitized by Google

Vorrede.

Was mit dem Buche, das hier erscheint, gemeint sei, wird am besten deutlich werden, wenn ich erzähle, wie Plan und Ausführung desselben aus den praktischen Anforderungen und Erfahrungen des Unterrichts erwachsen sind.

Bei der Behandlung der schriftlichen Arbeiten erschien es wünschenswert, mustergültige Aufsätze zu haben, an welchen den Schülern die Gesetze der Disposition, die immer wiederkehrenden Formen von Einleitung und Schluß, die Mittel des Überganges und der Verbindung zwischen den Teilen anschaulich nachgewiesen werden könnten. Die Aufsätze mußten, von allen übrigen Bedingungen abgesehen, innerhalb eines nicht zu großen Umfanges der Form nach abgerundet sein, um eine Übersicht des Inhalts zu ermöglichen, welche der Disposition eines Schüler-Aufsatzes äußerlich ähnlich sähe. Indem durch gemeinsames Lesen und mündliche Besprechung solche Übersicht allmählich gefunden wurde, ging man den Weg rückwärts, den für ihre eigenen Arbeiten vorwärts zu gehen die Schüler lernen sollten. Zu solchen Übungen boten einige Stücke von Schiller (Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Über Bürgers Gedichte, u. a.), manche Abschnitte aus dem Laokoon (z. B. der vierte), einzelne der Lessingschen Abhandlungen über die Fabel vortrefflichen Stoff. Aber bald mußte der Vorrat erschöpft sein. Von Schillers Aufsätzen sind viele zu schwierig, um eine für alle Schüler wirksame Behandlung zuzulassen; und diejenigen Werke, welche überall den Hauptinhalt der deutschen Prosa-Lektüre in Prima ausmachen und gewiß auch in Zukunft immer ausmachen werden, Lessings archäologische und litterarisch-ästhetische Schriften, sind entweder nach einem zu ausgedehnten Plane angelegt oder in zu zwangloser Form ausgeführt, als daß sie dem speciellen Zwecke, der hier verfolgt wurde, dienen könnten. Als ich mich nun nach Büchern umsah, die geeignet wären durch einen mannigfaltigeren Stoff die empfundene Lücke auszufüllen, und in erster Linie die Lesebücher von Hiecke (5. Aufl. 1883) und Wendt (1884) und das bei geringem Umfange recht inhaltreiche und mit feinem Sinne zusammengestellte von Richard Jonas (1882) verglich: so fand ich, daß doch keines ganz dem entsprach, was ich suchte. Am meisten das zuerst genannte, dessen ich mich zudem aus meiner eigenen Schülerzeit dankbar erinnerte. Aber hier zeigte

Digitized by Google

sich nun, daß die Schulmänner, welche das Buch nach Hieckes Tode neu herausgegeben hatten, Wendt, Gandtner, Berlit, mit immer zunehmender Entschiedenheit gerade denjenigen Teil seines Inhaltes eingeschränkt hatten, der für meinen Zweck der wichtigste war. Denn wenn sie schwierigere Stücke ausschieden und dafür leichtere, besonders naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, litterarhistorischen Inhalts, aufnahmen, so erreichten sie freilich ihre Absicht, das Lesebuch auch für Sekunda brauchbarer zu machen, verminderten aber zugleich, wie mir schien, seinen Wert für Prima. Man wird mich nicht so mißverstehen, als sollte hierin ein Vorwurf liegen: Hieckes ursprüngliches Programm war eben allmählich durch ein anderes ersetzt worden; wem dies nicht mehr gefiel, der mochte versuchen nach eigenem Plane ein neues Buch zu machen. Eben dies war es, wozu ich mich entschloß.

Indem ich durch Vergleichung und Prüfung der oben genannten Werke festzustellen suchte, was mir in ihnen gefiel, was ich vermißte, war mir mein eigenes Ziel erst recht klar geworden. Der formale Gesichtspunkt, von dem ich ausgegangen war, führte dazu, daß ich weniger Beschreibungen und Erzählungen suchte, dergleichen den Schülern auch an andern Orten leicht zugänglich sind, als Abhandlungen. Für deren Inhalt aber gab es Anknüpfungen genug. Zu allererst mußten solche Stücke herangezogen werden, die mit bereits gegebenen Gegenständen des deutschen Unterrichtes in Zusammenhang stünden. Goethes Aufsatz über Laokoon (28) und Jacob Grimms „Wesen der Tierfabel" (13) bot schon Hiecke. Als Ergänzung zur Dramaturgie durfte die klassische Untersuchung von Bernays (33) nicht fehlen. Als Beispiel von Winckelmanns Stil, den Herder in so meisterhafter Charakteristik dem Lessingschen gegenüber gestellt hat, wurde nicht die Beschreibung einer einzelnen Statue, sondern eine Entwickelung allgemeiner Gedanken über die Betrachtung der Kunstwerke gewählt (29). Daß Herder seinerseits ausführlich zu Worte kam, verstand sich von selbst; das mitgeteilte Hauptstück seiner berühmten Preisschrift (12) wird geeignet sein von der durch ihn geschaffenen Auffassung des litterarischen Lebens eine Vorstellung zu geben. Dem Verständnis von Schillers sittlicher und ästhetischer Weltanschauung dienen ein leichterer Abschnitt aus Kant (43), von dessen Gedanken unser philosophischer Dichter ausgegangen ist, und die Erörterung des Schönheitsbegriffes, die Schiller in einem Briefe an Körner gegeben hat (23). Daß von Goethe mehrere Stücke aufgenommen wurden, die vom gewöhnlichen Wege etwas abliegen und für eine Lektüre in der Klasse weniger leicht zu beschaffen sind als seine größeren Werke, wird gewiß Billigung finden. Speciell mit dem zuletzt erwähnten Schillerschen Briefe dem Gegenstande nach verwandt ist der Aufsatz: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" (31), der zu einer Ausdehnung und Übertragung seiner Begriffe aus dem Gebiete der Malerei auf das der übrigen Künste auffordert. In einem anderen und für den Schüler mehr praktischen Sinne ist der Begriff „Stil" erörtert in einem Kapitel aus Wackernagels „Stilistik" (22). Der Wunsch, den eigenen schriftlichen Arbeiten der Primaner

Digitized by Google

zu Hilfe zu kommen, führte auch zur Aufnahme eines wichtigen Paragraphen aus Deinhardts Dispositionslehre (21) sowie der köstlichen, oft wieder abgedruckten Anweisung von Justus Möser (20).

Unter denjenigen Stoffen zu deutschen Aufsätzen, welche nicht dem deutschen Unterrichte selbst entnommen werden, pflegen die geschichtlichen einen größeren Raum einzunehmen als manche andere. So lag es nahe, für eine zusammenfassende Behandlung historischer Fragen in einigen mitgeteilten Vorbildern zugleich die wichtigsten Gesichtspunkte erkennen zu lassen. Diesem Zwecke dienen die meisten Nummern der ersten Abteilung. Von den beiden Völkern, an denen unsere Schüler geschichtliches Leben anschauen und begreifen lernen, wird durch zwei Meister der Wissenschaft, Ernst Curtius und Ihering, eine Charakteristik gegeben (3. 9). Wenn mehrere Aufsätze (4. 5. 6) die realen Mächte würdigen lehren, welche an dem großen Werke der Geschichte mitarbeiten, so wirkt der an die Spitze gestellte (1) erhebend durch den Ernst, mit dem ein entschlossener Denker der Weltgeschichte ihre sittliche Aufgabe vorzeichnet. Auch das religiöse Leben mußte zur Darstellung kommen, wenn auch nicht in seiner höchsten Entwickelung (an diese sich zu wagen ist nicht Sache des deutschen Unterrichtes), so doch in seinen Vorstufen und in seinen äußeren Bedingungen; zwei Abschnitte aus Lotzes Mikrokosmus (10) und aus Rankes Weltgeschichte (11) wollen diesem Anspruche gerecht werden. Endlich alle Strahlen der historischen Erkenntnis in einen Brennpunkt sammelnd sucht Scheppigs gedankenreiche Rede (2) auf dem Wege der Erfahrung das Problem zu lösen, das für Fichte durch ein Postulat der Vernunft gelöst gewesen war.

Durch die Betrachtung der Geschichte wurde die Aufmerksamkeit noch nach einer anderen Seite gelenkt. Als ich Schillers akademische Antrittsrede mit meinen Schülern durchnahm, hatte ich lebhaft empfunden, wie fruchtbar die darin enthaltenen allgemeinen Ideen über das Verhältnis von Wissenschaft und Beruf, über die Art, wie man beide betreiben solle, für angehende Studenten sein mußten. Die deutschen Arbeiten der nächsten Abiturienten zeigten manche heilsame Einwirkung gerade dieser Schillerschen Gedanken. So eröffnete sich die Aussicht, in weiterem Umfange zu einer Orientierung über die Art der akademischen Studien etwas beizutragen. Vornehmlich solche Reden und Aufsätze mußten dazu geeignet sein, welche die Methode einer einzelnen Wissenschaft erörterten oder die Grenze zwischen zwei benachbarten Wissenschaften zu ziehen oder endlich das Verhältnis einer Wissenschaft zur Gesamtheit der übrigen festzustellen suchten. In ausgezeichneter Weise war dies für die Naturwissenschaften geschehen in der Rektoratsrede von Helmholtz (16). Zu ihr nicht in unmittelbarem, aber doch in leicht kenntlichem Gegensatze steht Droysens geharnischte Kritik der Buckleschen Geschichtsphilosophie (17). Friedlicher seiner Natur nach ist das Verhältnis zwischen Philologie und Sprachwissenschaft (18), das in der eigentümlichen Gestalt der Kreuzung, in der es von Georg Curtius dargestellt ist, für zahlreiche ähnliche Beziehungen

Digitized by Google

auf anderen Gebieten als typisch gelten kann. Diesen Stücken schließen sich andere verwandten Inhaltes an: die Einleitung aus Humboldts Kosmos (14), die den scheinbaren Widerspruch zwischen Naturgenuß und Naturforschung aufzuheben sucht; ein Aufsatz von Goethe (15), in dem die Grundzüge des Unterschiedes zwischen den drei Reichen der Natur gezeichnet werden; Jacob Grimms sinnige Bemerkungen über den Ursprung der Sprache (19). Mehr wieder der Hinleitung auf eine bestimmte Richtung der Studien dienen die Abschnitte aus Savigny (8), die das Werden des Rechtes schildern, und die knappen Sätze aus Dahlmanns Politik, vom Wesen des Staates (7). Aber nicht bloß derjenige, der sich schon im voraus für den Beruf des Juristen oder Beamten entschieden hat, wird von beiden Stücken Nutzen und Genuß haben, sowenig wie etwa, um auf ein ganz anderes Gebiet überzuspringen, bloß der künftige Soldat von den kraftvollen Gedanken, die General von Clausewitz über den Beruf des Feldherrn ausspricht (40).

Daß unter den Wissenschaften, von deren Methode oder Forschungsgebiet eine zusammenfassende Darstellung geboten wird, die Philosophie fehlt, bedarf keiner Rechtfertigung: für ihre Aufgaben Neigung und Verständnis zu wecken muß auf anderem Wege versucht werden. In gewissem Sinne wirken alle Aufsätze in diesem Buche dahin zusammen, eine philosophische Art des Denkens zu lehren. Wenn es aber darauf ankam Gegenstände zu suchen, die nach einem bestimmter begrenzten Sprachgebrauch als philosophische bezeichnet werden und für welche doch eine populäre oder propädeutische Behandlung möglich ist, so war es nicht schwer solche zu finden. Überall im Leben begegnen uns Begriffe, die jeder oft nennen hört und oft wiedernennt, die allen geläufig und wenigen deutlich sind. An der Prüfung und Klärung dieser Begriffe zu arbeiten kann der deutsche Unterricht ohnehin nicht unterlassen; es wird ihm um so besser gelingen, wenn er die Möglichkeit hat, an einzelne inhaltreiche Abhandlungen aus diesem Gebiete, die den Schülern vorliegen, interpretierend anzuknüpfen oder zur Förderung weiteren Nachdenkens auf sie zu verweisen. Bewußtsein und Reflexion (35), Witz und Scharfsinn (36), Talent und Genie (34), Dummheit (37), Takt (39), Pietät (38), die Temperamente (41), Charakter und Sittlichkeit (44) sind Begriffe dieser Art. In einer Reihe von Aufsätzen, größtenteils der vierten Abteilung, findet man sie in einer Weise erörtert, die dem Primaner verständlich ist, aber freilich einen tüchtigen Gebrauch seiner Kräfte ihm zumutet, weil sie nicht zu ihm herabsteigt, sondern ihn emporzuziehen strebt.

Wenn ich die Menge des hier flüchtig umschriebenen Stoffes überblickte, so zeigten sich hier und da Ansätze, die weiter führten; namentlich galt es, der Charakteristik einzelner Wissenschaften etwas Ähnliches für die Künste gegenüberzustellen. Musik (25), Architektur (26. 27), Malerei (30) fanden ihre Vertreter; für die Skulptur war schon im voraus gesorgt. Im ganzen glaubte ich doch eine gewisse Abrundung zu erkennen: in wertvollen Beispielen und in mannigfaltiger Auswahl schien mir das Buch solche Aufsätze

Digitized by Google

zu umfassen, welche geeignet wären, den Zögling einer höheren Schule (und vielleicht noch manchen anderen Leser) zu einer denkenden Betrachtung von Wissenschaft, Kunst und Leben anzuregen. Indem ich mich bemühte den gesammelten Stoff zu ordnen, die einzelnen Stücke so aufeinander folgen zu lassen, daß zwischen den jedesmal benachbarten eine innere Beziehung hervorträte, ergaben sich von selbst vier Gruppen, in deren jeder man das Gemeinsame leicht erkennen wird. Wenn trotzdem noch in den vorgesetzten Sprüchen darauf hingewiesen, auch dem ganzen Werke ein Wahlspruch gegeben ist, so war das, glaube ich, nicht überflüssig. Der Besorgnis gegenüber, die Verschiedenheit nicht nur der einzelnen Ansichten, sondern auch der Grundanschauungen, die der Leser hier kennen lernt, werde den ungeübten Blick verwirren, sollte die tiefer eindringende Betrachtung wenigstens angedeutet werden, vor welcher diese Gefahr verschwindet.

So ist das Buch geworden, was es ist. Über die Art, wie sich der Herausgeber seine Benutzung denkt, braucht nur wenig hinzugefügt zu werden. Der Stoff ist so bemessen, daß, wenn in jedem Semester etwa drei Aufsätze verarbeitet werden, ein Kursus von zwei Jahren bequem dreimal ohne Wiederholung durchgemacht werden kann. Und wie man auch in jedem einzelnen Semester die Auswahl treffen möge, immer wird neben dem formalen Zweck, von dem hier zuerst die Rede war, zugleich der weitere und wertvollere erreicht werden, ein Stück philosophischer Propädeutik den Primanern mitzuteilen; nicht in systematischem Vortrage, sondern in zwangloser und doch sachlich concentrierter Erörterung, wie die Besprechung der Vorlagen es mit sich bringt. Wiederholt und von verschiedenen Seiten her ist in neuerer Zeit darüber geklagt worden, daß unsere Schüler, wenn sie zur Universität kommen, so geringe Fähigkeit zeigen den Inhalt einer zusammenhängenden Gedankenentwickelung aufzufassen, ein wissenschaftliches Werk zu excerpieren, indem sie mit eigenem Urteil das Wichtige vom Unwichtigen sondern. Das Gymnasium wird sich der Notwendigkeit kaum entziehen können, gerade diese Seite der Vorbereitung auf das akademische Studium etwas mehr als bisher zu pflegen; und das vorliegende Buch möchte die Stelle bezeichnen, an der solche Aufgabe in das überlieferte Getriebe des Unterrichtes eingefügt werden könnte. Wenn es hierin den besonderen Anforderungen, die an das Gymnasium gemacht werden, zu entsprechen sucht, so tritt es doch mit dem ausdrücklichen Wunsche auf, nicht auf diese eine Art der Anwendung beschränkt zu werden. Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt, daß der Herausgeber wenigstens bemüht gewesen ist sich vor Einseitigkeit zu hüten. So giebt er er denn der Hoffnung Raum, daß die griechischen und lateinischen Citate, die hier und da vorkommen und über die der Lehrer leicht hinweghelfen kann, der Benutzung und Einführung des Buches auch für solche Schulen kein Hindernis bereiten werden, die auf anderem Wege als durch das Einleben in die alten Sprachen eine höhere Bildung vorzubereiten suchen.

Die äußere Einrichtung des Buches bedarf keiner besonderen Erklärung;

Digitized by Google

nur zwei Punkte müssen erwähnt werden, die in einem Schulbuche mehr als in jedem anderen wichtig sind, Orthographie und Interpunktion. Erstere ist, so gut es ging, nach den heute geltenden Vorschriften durchgeführt worden, freilich ein mißliches Geschäft bei solchen Stücken, die durch ihre Sprache doch immer die Zugehörigkeit zu einer vergangenen Zeit verraten. Die Interpunktion dagegen habe ich so zu lassen oder herzustellen gesucht, wie sie von den Verfassern selbst ursprünglich bezeichnet worden ist. Daß es neben der Schulorthographie keine offizielle Schulinterpunktion giebt, ist kein Zufall; jeder selbständig denkende Mensch hat eben eine eigene Art, seine Gedanken zu ordnen und einzuteilen. Auf den unteren und mittleren Stufen des Unterrichts wäre es bedenklich diesen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen; ein Primaner aber muß im stande sein oder in stand gesetzt werden, das Charakteristische der Interpunktion und ihren Zusammenhang mit dem Stil herauszufinden. Um nur zwei Beispiele anzuführen: wer die eigentümliche Bedeutung des Kommas für die Sprechweise Fichtes (1) oder des Kolons für Rankes (11) Art zu denken erkannt hat, der wird in der Scheu vor einer Uniformierung auf diesem Gebiete sicherlich mit mir übereinstimmen.

Je mehr ich im übrigen auf Widerspruch gefaßt bin, desto lieber gedenke ich an dieser Stelle der zahlreichen Freunde, die durch den Beifall, den sie meinem Plane schenkten, mich ermutigt, durch Rat und That in der Ausführung desselben mich unterstützt haben. Auch manchen mir persönlich unbekannten Gelehrten bin ich verpflichtet, welche die Aufnahme ihrer Aufsätze in die Sammlung freundlich gestattet haben. Mögen sie alle die Genugthuung erfahren, daß ihr Wohlwollen nicht an ein aussichtsloses Unternehmen verschwendet war! Besserer Dank, als ich ihn aussprechen könnte, wird ihnen zu teil werden, wenn das Buch den Zweck erfüllt, für den es bestimmt ist, wenn es an seinem Teile dazu beiträgt, in den Jünglingen, die aus der Schule ins Leben hinauszutreten sich rüsten, den inneren Sinn zu schärfen, die Kraft des Denkens zu stählen, den Willen auf Edles und Großes zu lenken.

Kiel, im August 1887.

Dr. Paul Cauer.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Nr.	Überschrift.	Verfasser.	Seite.
	Erste Abteilung.		
1.	Die fünf Hauptepochen im Erdenleben der Menschheit	Fichte.	3
2.	Die Bewegung der Geschichte	Scheppig.	12
3.	Der Wettkampf	Ernst Curtius.	27
4.	Die Natur eines Landes als Faktor seiner Kulturentwickelung	Neumann.	39
5.	Kultur und Technik	Reuleaux.	48
6.	Haupturſachen der Koloniſation	Roſcher.	59
7.	Wie der Staat zu der Menſchheit ſtehe	Dahlmann.	68
8.	Recht und Geſetz	von Savigny.	73
9.	Das Weſen des römiſchen Geiſtes und die Prädeſtination desſelben für die Kultur des Rechts.	von Ihering.	86
10.	Die Formen des religiöſen Lebens	Lotze.	106
11.	Urſprung des Chriſtentums	Ranke.	117
	Zweite Abteilung.		
12.	Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei den verſchiedenen Völkern, da er geblühet	Herder.	127
13.	Weſen der Tierfabel	Jacob Grimm.	146
14.	Über die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes	A. v. Humboldt.	156
15.	Über die Geſetze der Organiſation überhaupt, inſofern wir ſie bei Konſtruktion des Typus vor Augen haben ſollen	Goethe.	163
16.	Über das Verhältnis der Naturwiſſenſchaften zur Geſamtheit der Wiſſenſchaft	von Helmholtz.	169
17.	Erhebung der Geſchichte zum Rang einer Wiſſenſchaft	Droyſen.	192
18.	Philologie und Sprachwiſſenſchaft	Georg Curtius.	210
19.	Über den Urſprung der Sprache	Jacob Grimm.	222
20.	Wie man zu einem guten Vortrage ſeiner Empfindungen gelange	Möſer.	223
21.	Von der Einteilung (divisio) und von der Zerteilung (partitio)	Deinhardt.	235
22.	Vom Stil im allgemeinen	Wackernagel.	243

Digitized by Google

Nr.	Überschrift.	Verfasser.	Seite.
	Dritte Abteilung.		
23.	Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit	Schiller.	257
24.	Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke	Goethe.	265
25.	Vom Wesen der Musik	Gumprecht.	270
26.	Die Architektur	Schnaase.	283
27.	Die Säule	Schnaase.	290
28.	Über Laokoon	Goethe.	295
29.	Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst	Winckelmann.	303
30.	Anweisung des modernen Künstlers zum guten Geschmacke	Mengs.	310
31.	Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil.	Goethe.	314
32.	Die epische Stimmung	W. v. Humboldt.	318
33.	Aristoteles' Ansicht über die Wirkung der Tragödie.	Bernays.	321
34.	Über das poetische Genie	Jean Paul.	333
	Vierte Abteilung.		
35.	Bewußtsein, Wahrnehmung, Reflexion	Erdmann.	345
36.	Witz, Scharfsinn, Tiefsinn	Jean Paul.	353
37.	Über Dummheit	Erdmann.	355
38.	Über die Pietät	Georg Curtius.	370
39.	Der Takt	Lazarus.	380
40.	Der kriegerische Genius	von Clausewitz.	398
41.	Die Temperamente	Lotze.	416
42.	Brief einer Dame an ihren hitzigen Freund	Möser.	428
43.	Die Erziehung zur Tugend	Kant.	432
44.	Charakter und Sittlichkeit	Herbart.	442
45.	Der Weg zur Weisheit	Kant.	449

Berichtigungen.

S. 131 Z. 15 v. o. lies: „längst voraus gepflanzt."
S. 135 Z. 5 v. u. lies: „wilden Lust."
S. 137 Z. 15 v. u. lies: „verödeten sie auch schöne Gebäude, mit Götzenbildern auch schöne Statuen."
S. 194 Z. 2 v. u. lies: „Fragen verschließen, welche immerhin."
S. 354 Z. 16 v. u. „und" zu streichen.

Digitized by Google

Erste Abteilung.

Digitized by Google

So gern der Menſch alles aus ſich ſelbſt hervorzubringen wähnt, ſo ſehr hängt er doch in der Entwickelung ſeiner Fähigkeiten von andern ab.

Herder.

Digitized by Google

1.

Die fünf Hauptepochen im Erdenleben der Menschheit.

Von Johann Gottlieb Fichte.

Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Dargestellt in Vorlesungen, gehalten zu Berlin im Jahre 1804—1805. (Berlin 1806.) Erste Vorlesung: „Der Zweck des Erdenlebens der Menschheit sei der, daß sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte; wodurch dieses Leben in fünf Hauptepochen zerfalle."

Ehrwürdige Versammlung! Wir heben hiermit an eine Reihe von Be- 1
trachtungen, welche jedoch im Grunde nur einen einzigen, durch sich selbst eine organische Einheit ausmachenden Gedanken ausdrücken. Könnte ich diesen einen Gedanken in derselben Klarheit, mit der er mir beiwohnen mußte, ehe ich an das Unternehmen ging, und mit welcher er mich leiten muß bei jedem einzelnen Worte, das ich sagen werde, auch Ihnen sogleich mitteilen; so würde von dem ersten Schritte an das vollkommenste Licht sich verbreiten über den ganzen Weg, den wir mit einander zu machen haben. Aber, ich bin genötigt, diesen einen Gedanken vor Ihren Augen erst allmählich aus allen seinen Teilen aufzubauen, und aus allen seinen bedingenden Ingredienzien herauszuläutern: dies ist die notwendige Beschränkung, welche jedwede Mitteilung drückt; und durch dieses ihr Grundgesetz allein, wird zu einer Reihe von Gedanken und Betrachtungen ausgedehnt und zerspalten, was an sich nur ein einziger Gedanke gewesen wäre.

Da dieses sich also verhält, so muß ich, zumal weil hier nicht alte be- 2
kannte Sachen nur wiederholt, sondern neue Ansichten der Dinge gegeben werden sollen, voraussetzen, und darauf rechnen, daß es Sie nicht befremde, wenn im Anfange nichts diejenige Klarheit hat, die es nach dem Grundgesetze aller Mitteilung erst durch das nachfolgende erhalten kann: und ich muß Sie ersuchen, die vollkommene Klarheit erst am Schlusse, und nachdem die Übersicht des Ganzen möglich geworden, zu erwarten. Daß jedoch jedweder Gedanke an seine Stelle zu stehen komme, und diejenige Klarheit erhalte, die

Digitized by Google

er an dieser ihm gebührenden Stelle erhalten kann, es versteht sich für diejenigen, die der deutschen Bücherſprache mächtig, und fähig ſind einem zuſammenhängenden Vortrage zu folgen, iſt die Pflicht eines jeden, der es unternimmt etwas vorzutragen, und ich werde mit ernſter Mühe mich beſtreben, dieſe Pflicht zu erfüllen.

3 Laſſen Sie uns jetzt, E. V., nach dieſer erſten und einzigen Vorerinnerung, ohne weiteren Aufenthalt an unſer Geſchäft gehen.

4 Ein philoſophiſches Gemälde des gegenwärtigen Zeitalters iſt es, was dieſe Vorträge verſprechen. Philoſophiſch aber kann nur diejenige Anſicht genannt werden, welche ein vorliegendes Mannigfaltiges der Erfahrung auf die Einheit des einen gemeinſchaftlichen Prinzips zurückführt, und wiederum aus dieſer Einheit jedes Mannigfaltige erſchöpfend erklärt, und ableitet. — Der bloße Empiriker, falls er an eine Beſchreibung des Zeitalters ginge, würde manche auffallenden Phänomene desſelben, ſo wie ſie ſich ihm in der zufälligen Beobachtung darböten, auffaſſen, und herzählen, ohne je ſicher ſein zu können, daß er ſie alle erfaßt hätte, und ohne je einen andern Zuſammenhang derſelben angeben zu können, als den, daß ſie nun eben in einer und derſelben Zeit beiſammen ſeien. Der Philoſoph, der ſich die Aufgabe einer ſolchen Beſchreibung ſetzte, würde unabhängig von aller Erfahrung einen Begriff des Zeitalters, der als Begriff in gar keiner Erfahrung vorkommen kann, aufſuchen, und die Weiſen, wie dieſer Begriff in der Erfahrung eintritt, als die notwendigen Phänomene dieſes Zeitalters darlegen, und er würde in dieſer Darlegung die Phänomene begreiflich erſchöpft, und ſie in der Notwendigkeit ihres Zuſammenhanges unter einander vermittelſt ihres gemeinſamen Grundbegriffs abgeleitet haben. Jener wäre der Chronikenmacher des Zeitalters, dieſer erſt hätte einen Hiſtoriographen desſelben möglich gemacht.

5 Zuvörderſt: Hat der Philoſoph die in der Erfahrung möglichen Phänomene aus der Einheit ſeines vorausgeſetzten Begriffs abzuleiten, ſo iſt klar, daß er zu ſeinem Geſchäfte durchaus keiner Erfahrung bedürfe, und daß er bloß als Philoſoph, und innerhalb ſeiner Grenzen ſtreng ſich haltend, ohne Rückſicht auf irgend eine Erfahrung und ſchlechthin a priori, wie ſie dies mit dem Kunſtausdrucke benennen, ſein Geſchäft treibe, und in Beziehung auf unſern Gegenſtand, die geſamte Zeit und alle möglichen Epochen derſelben a priori müſſe beſchreiben können. Ganz eine andere Frage aber iſt es, ob nun insbeſondere die Gegenwart durch diejenigen Phänomene, welche aus dem aufgeſtellten Grundbegriffe fließen, charakteriſiert werde, und ob ſomit das vom Redner geſchilderte Zeitalter das gegenwärtige ſei, falls er auch dieſes behaupten ſollte, wie wir z. B. das behaupten werden. Hierüber hat ein jeder bei ſich ſelber die Erfahrungen ſeines Lebens zu befragen, und ſie mit der Ge-

Digitized by Google

schichte der Vergangenheit, sowie mit seinen Ahnungen von der Zukunft zu vergleichen: indem an dieser Stelle das Geschäft des Philosophen zu Ende ist, und das des Welt- und Menschenbeobachters seinen Anfang nimmt. Wir unseres Ortes gedenken hier nichts weiter zu sein, denn Philosophen, und haben uns zu nichts anderem verbunden: die letztere Beurteilung wird daher, sobald wir zur Stelle sein werden, ganz Ihnen anheimfallen. Jetzt bleiben wir bei unserem Vorhaben, unsre Grundaufgabe erst recht festzusetzen und zu bestimmen.

Sodann: Jede einzelne Epoche der gesamten Zeit, deren wir soeben erwähnten, ist Grundbegriff eines besonderen Zeitalters. Diese Epochen aber und Grundbegriffe der verschiedenen Zeitalter können nur neben- und durcheinander, vermittelst ihres Zusammenhanges zu der gesamten Zeit, gründlich verstanden werden. Es ist daher klar, daß der Philosoph, um auch nur ein einziges Zeitalter, und, falls er will, das seinige, richtig zu charakterisieren, die gesamte Zeit und alle ihre möglichen Epochen schlechthin a priori verstanden, und innigst durchdrungen haben müsse. 6

Dieses Verstehen der gesamten Zeit setzt, so wie alles philosophische Verstehen, wiederum einen Einheitsbegriff dieser Zeit voraus, einen Begriff einer vorher bestimmten, obschon allmählich sich entwickelnden Erfüllung dieser Zeit, in welcher jedes folgende Glied bedingt sei durch sein vorhergehendes; oder, um dies kürzer und auf die gewöhnliche Weise auszudrücken: es setzt voraus einen Weltplan, der in seiner Einheit sich klärlich begreifen, und aus welchem die Hauptepochen des menschlichen Erdenlebens sich vollständig ableiten, und in ihrem Ursprunge sowie in ihrem Zusammenhange untereinander sich deutlich einsehen lassen. Der erstere, jener Weltplan, ist der Einheitsbegriff des gesamten, menschlichen Erdenlebens; die letzteren, die Hauptepochen dieses Lebens, sind die eben erwähnten Einheitsbegriffe jedes besonderen Zeitalters, aus denen wiederum desselben Phänomene abzuleiten sind. 7

Wir haben folgendes: Zuvörderst einen Einheitsbegriff des gesamten Lebens, der sich spaltet in verschiedene Epochen, die nur neben- und durcheinander begreiflich sind; sodann, jede dieser besonderen Epochen ist wiederum Einheitsbegriff eines besonderen Zeitalters, und erscheint in mannigfaltigen Phänomenen. 8

Erdenleben der Menschheit gilt uns hier für das gesamte eine Leben, und die irdische Zeit für die gesamte Zeit; dies ist die Grenze, in welche die beabsichtigte Popularität unseres Vortrags uns einschränkt; indem von dem Überirdischen und Ewigen sich nicht gründlich reden läßt, und zugleich populär. Hier, sage ich, in diesen Vorträgen, gilt sie uns dafür; denn an sich und für den höhern Aufschwung der Spekulation ist das menschliche Erdenleben, und 9

Digitized by Google

die irdische Zeit selbst nur eine notwendige Epoche der einen Zeit, und des einen ewigen Lebens, und dieses Erdenleben, samt seinen Nebengliedern, läßt sich aus dem schon hienieden vollkommen möglichen Einheitsbegriffe des ewigen Lebens ableiten. Bloß unsre dermalen freiwillige Beschränkung verbietet uns, diese streng erweisende Ableitung zu unternehmen, und verstattet uns nur, den Einheitsbegriff des Erdenlebens deutlich anzugeben, mit der Anmutung an jeden Zuhörer, diesen Begriff an seinem eignen Wahrheitsgefühle zu erproben, und ihn richtig zu finden, falls er es vermag. Erdenleben der Menschheit haben wir gesagt, und Epochen dieses Erdenlebens der Menschheit. Wir reden hier nur vom Fortschreiten des Lebens der Gattung, keineswegs dem der Individuen, welches letztere durch alle diese Vorträge hindurch an seinen Ort gestellt bleibt, — und ich ersuche, daß Sie diesen Gesichtspunkt sich nie verschwinden lassen.

10 Der Begriff eines Weltplans also wird unserer Untersuchung vorausgesetzt, den ich, aus dem angegebenen Grunde, hier keineswegs abzuleiten, sondern nur anzuzeigen habe. Ich sage daher, — und lege damit den Grundstein des aufzuführenden Gebäudes — ich sage: der Zweck des Erdenlebens der Menschheit ist der, daß sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte.

11 Mit Freiheit habe ich gesagt, ihre eigne, der Menschheit Freiheit, diese Menschheit als Gattung genommen; und diese Freiheit ist die erste Nebenbestimmung unseres aufgestellten Hauptbegriffs, aus der ich zu folgern gedenke, indes ich die übrigen Nebenbestimmungen, welche wohl ebenfalls einer Erklärung bedürfen möchten, den folgenden Vorträgen überlasse. Diese Freiheit soll in dem Gesamtbewußtsein der Gattung erscheinen, und eintreten als ihre eigne Freiheit, als wahre wirkliche That, und als Erzeugnis der Gattung in ihrem Leben, und hervorgehend aus ihrem Leben: daß sonach die Gattung, als überhaupt existierend, dieser ihr zuzuschreibenden That vorausgesetzt werden müßte. (Soll eine genannte Person etwas gethan haben, so wird vorausgesetzt, daß sie vor der That, um den Entschluß zu fassen, und während der That, um ihn auszuführen, existiert habe; und jedermann dürfte wohl den Beweis der Nicht-Existenz derselben zu der Zeit, zugleich für den Beweis des Nichtgethanhabens zu derselben Zeit, gelten lassen. Gleichermaßen — soll die Menschheit, als Gattung, etwas gethan haben, und erscheinen, als es gethanhabend, so muß dieser That notwendig die Existenz der Gattung in einer Zeit, da sie es noch nicht gethan hatte, vorausgesetzt werden.)

12 Durch diese Bemerkung zerfällt zuvörderst, nach dem aufgestellten Grundbegriffe, das Erdenleben des Menschengeschlechts in zwei Hauptepochen und Zeitalter: die eine, da die Gattung lebt, und ist, ohne noch mit Freiheit ihre

Digitized by Google

Verhältnisse nach der Vernunft eingerichtet zu haben; und die andere, da sie diese vernunftmäßige Einrichtung mit Freiheit zustande bringt.

Um unsre weitere Folgerung von der ersten Epoche anzuheben — daraus, daß die Gattung noch nicht mit freier That ihre Verhältnisse nach der Vernunft eingerichtet, folgt nicht, daß diese Verhältnisse überhaupt sich nicht nach ihr richten, und es soll darum durch das erstere keineswegs das letztere zugleich mit gesagt sein. Es wäre ja möglich, daß die Vernunft durch sich selber, und ihre eigne Kraft, ohne alles Zuthun der menschlichen Freiheit, die Verhältnisse der Menschheit bestimmte und ordnete. Und so verhält es sich denn wirklich. Die Vernunft ist das Grundgesetz des Lebens einer Menschheit, so wie alles geistigen Lebens; und auf diese, und keine andere Weise soll in diesen Vorträgen das Wort Vernunft genommen werden. Ohne die Wirksamkeit dieses Gesetzes kann ein Menschengeschlecht gar nicht zum Dasein kommen, oder, wenn es dazu kommen könnte, es kann ohne diese Wirksamkeit keinen Augenblick im Dasein bestehen. Demnach, wo, wie in der ersten Epoche, die Vernunft noch nicht vermittelst der Freiheit wirksam sein kann, ist sie als Naturgesetz und Naturkraft wirksam; doch also, daß sie im Bewußtsein, nur ohne Einsicht der Gründe, somit in dem dunkeln Gefühle (denn also nennen wir das Bewußtsein ohne Einsicht der Gründe), eintrete und sich wirksam erzeige. 13

Kurz, und auf die gewöhnliche Weise dieses ausgedrückt: die Vernunft wirkt als dunkler Instinkt, wo sie nicht durch die Freiheit wirken kann. So wirkt sie in der ersten Hauptepoche des Erdenlebens der menschlichen Gattung; und hierdurch wäre denn diese erste Epoche näher charakterisiert und genauer bestimmt. 14

Durch diese genauere Bestimmung der ersten Epoche ist, vermittelst des Gegensatzes, zugleich auch die zweite Hauptepoche des Erdenlebens näher bestimmt. Der Instinkt ist blind, ein Bewußtsein ohne Einsicht der Gründe. Die Freiheit, als der Gegensatz des Instinkts, ist daher sehend, und sich deutlich bewußt der Gründe ihres Verfahrens. Aber der Gesamtgrund dieses Verfahrens der Freiheit ist die Vernunft; der Vernunft sonach ist sie sich bewußt, deren der Instinkt sich nicht bewußt war. Demnach tritt zwischen beides, die Vernunftherrschaft durch den bloßen Instinkt, und die Herrschaft derselben Vernunft durch die Freiheit, noch ein uns bis jetzt neues Mittelglied ein, das *Bewußtsein oder die Wissenschaft der Vernunft*. 15

Aber weiter: der Instinkt, als blinder Trieb, schließt die Wissenschaft aus; darum setzt die Erzeugung der Wissenschaft die Befreiung von des Instinkts dringendem Einflusse, als schon geschehen voraus, und es tritt zwischen die Herrschaft des Vernunftinstinkts und die Vernunftwissenschaft aber- 16

Digitized by Google

mals ein drittes Glied in die Mitte: die Befreiung vom Vernunft-Instinkte.

17 Aber wie könnte doch die Menschheit von dem Gesetze ihres Lebens, welches mit geliebter und verborgener Gewalt sie beherrscht, vom Vernunft-Instinkte sich befreien auch nur wollen; oder wie könnte im menschlichen Leben die eine Vernunft, welche im Instinkte spricht, und die im Triebe, sich von ihm zu befreien, gleichfalls thätig ist, mit sich selber in Streit und Zwiespalt geraten? Offenbar nicht unmittelbar; es müßte daher abermals ein neues Mittelglied eintreten zwischen die Herrschaft des Vernunft-Instinkts, und den Trieb, sich von ihm zu befreien. Dieses Mittelglied ergiebt sich also: die Resultate des Vernunft-Instinkts werden von den kräftigern Individuen der Gattung, in denen eben darum dieser Instinkt sich am lautesten und ausgedehntesten ausspricht, aus der so natürlichen, als voreilenden Begierde, die ganze Gattung zu sich zu erheben, oder vielmehr sich selber als Gattung aufzustellen, zu einer äußerlich gebietenden Autorität gemacht, und mit Zwangsmitteln aufrecht erhalten; und nun erwacht bei den übrigen die Vernunft zuvörderst in ihrer Form, als Trieb der persönlichen Freiheit, welcher nie gegen den sanften Zwang des eignen Instinkts, den er liebt, wohl aber gegen das Aufdringen eines fremden Instinkts, der in sein Recht eingreift, sich auflehnt; und zerbricht bei diesem Erwachen die Fessel, nicht des Vernunft-Instinkts an sich, sondern des zu einer äußern Zwangsanstalt verarbeiteten Vernunft-Instinkts fremder Individuen. Und so ist die Verwandlung des individuellen Vernunft-Instinkts in eine zwingende Autorität das Mittelglied, welches zwischen die Herrschaft des Vernunft-Instinkts, und die Befreiung von dieser Herrschaft, in die Mitte tritt.

18 Und um endlich diese Aufzählung der notwendigen Glieder und Epochen des Erdenlebens unserer Gattung zu vollenden: — durch die Befreiung vom Vernunft-Instinkte wird die Wissenschaft der Vernunft möglich, haben wir oben gesagt. Nach den Regeln dieser Wissenschaft sollen nun durch die freie That der Gattung alle ihre Verhältnisse eingerichtet werden. Aber es ist klar, daß zur Ausführung dieser Aufgabe die Kenntnis der Regel, welche allein doch nur durch die Wissenschaft gegeben werden kann, nicht hinreiche, sondern daß es dazu noch einer eignen Wissenschaft des Handelns, die nur durch Übung zur Fertigkeit sich bildet, mit Einem Worte, daß es dazu noch der Kunst bedürfe. Diese Kunst, die gesamten Verhältnisse der Menschheit nach der vorher wissenschaftlich aufgefaßten Vernunft einzurichten (denn in diesem höhern Sinne werden wir uns hier immer des Wortes Kunst, wenn wir es ohne Beisatz aussprechen, bedienen), — diese Kunst wäre nun vollständig auf alle Verhältnisse der Menschheit anzuwenden und durchzuführen, so lange bis

Digitized by Google

die Gattung als ein vollendeter Abdruck ihres ewigen Urbildes in der Vernunft dastände, und sodann wäre der Zweck des Erdenlebens erreicht, das Ende desselben erschienen, und die Menschheit beträte die höhern Sphären der Ewigkeit.

Wir haben soeben, E. V., das gesamte Erdenleben durch seinen Endzweck begriffen, — eingesehen, warum unser Geschlecht überhaupt in dieser Sphäre sein Dasein beginnen sollte, und so das gesamte dermalige Leben der Gattung beschrieben; und dieses eben wollten wir, und es war unsre nächste Aufgabe. Es giebt, zufolge dieser Auseinandersetzung, fünf Grund-Epochen des Erdenlebens; deren jede, da sie doch immer von Individuen ausgehen, aber, um Epoche im Leben der Gattung zu sein, allmählich alle ergreifen und durchdringen muß, eine geraume Zeit dauern, und so das Ganze zu sich scheinbar durchkreuzenden, und zum Teil nebeneinander fortlaufenden Zeitaltern, ausdehnen wird. 1) Die Epoche der unbedingten Herrschaft der Vernunft durch den Instinkt: der Stand der Unschuld des Menschengeschlechts. 2) Die Epoche, da der Vernunft-Instinkt in eine äußerlich zwingende Autorität verwandelt ist: das Zeitalter positiver Lehr- und Lebens-Systeme, die nirgends zurückgehen bis auf die letzten Gründe, und deswegen nicht zu überzeugen vermögen, dagegen aber zu zwingen begehren, und blinden Glauben, und unbedingten Gehorsam fordern: der Stand der anhebenden Sünde. 3) Die Epoche der Befreiung, unmittelbar von der gebietenden Autorität, mittelbar von der Botmäßigkeit des Vernunft-Instinkts und der Vernunft überhaupt in jeglicher Gestalt: das Zeitalter der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit, und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden: der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit. 4) Die Epoche der Vernunft-Wissenschaft: das Zeitalter, wo die Wahrheit als das höchste anerkannt, und am höchsten geliebt wird: der Stand der anhebenden Rechtfertigung. 5) Die Epoche der Vernunft-Kunst: das Zeitalter, da die Menschheit mit sicherer, und unfehlbarer Hand sich selber zum getroffenen Abdrucke der Vernunft aufbauet: der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung. — Der gesamte Weg aber, den zufolge dieser Aufzählung die Menschheit hienieden macht, ist nichts anderes, als ein Zurückgehen zu dem Punkte, auf welchem sie gleich anfangs stand, und beabsichtigt nichts, als die Rückkehr zu seinem Ursprunge. Nur soll die Menschheit diesen Weg auf ihren eignen Füßen gehen; mit eigner Kraft soll sie sich wieder zu dem machen, was sie ohne alles ihr Zuthun gewesen; und darum mußte sie aufhören es zu sein. Könnte sie nicht selber sich machen zu sich selber, so wäre sie eben kein lebendiges Leben; und es wäre sodann überhaupt kein Leben wirklich geworden, sondern alles in totem, unbeweglichem und starrem Sein verharrt. — Im 19

Digitized by Google

Paradiese, — daß ich eines bekannten Bildes mich bediene — im Paradiese des Rechtthuns und Rechtseins ohne Wissen, Mühe und Kunst, erwacht die Menschheit zum Leben. Kaum hat sie Mut gewonnen, eignes Leben zu wagen, so kommt der Engel mit dem feurigen Schwerte des Zwanges zum Rechtsein, und treibt sie aus dem Sitze ihrer Unschuld und ihres Friedens. Unstät und flüchtig durchirrt sie nun die leere Wüste, kaum sich getrauend, den Fuß irgendwo festzusetzen, in Angst, daß jeder Boden unter ihrem Fußtritt versinke. Kühner geworden durch die Not, baut sie sich endlich dürftig an, und reutet im Schweiße ihres Angesichts die Dornen und Disteln der Verwilderung aus dem Boden, um die geliebte Frucht der Erkenntnis zu erziehen. Vom Genusse derselben, werden ihr die Augen aufgethan, und die Hände stark, und sie erbauet sich selber ihr Paradies nach dem Vorbilde des verlorenen; der Baum des Lebens erwächst ihr, sie streckt aus ihre Hand nach der Frucht, und ißt, und lebt in Ewigkeit.

20 Dies, E. B., ist die für unsern Zweck hinreichende Schilderung des Erdenlebens im ganzen, und in allen seinen einzelnen Epochen. — So gewiß das uns gegenwärtige Zeitalter ein Teil des Erdenlebens ist, was wohl keiner bezweifeln wird; so gewiß ferner keine andern Teile dieses Lebens möglich sind, als die angegebenen fünfe, wie ich dieses erwiesen habe: so gewiß steht unser Zeitalter in einem der angegebenen Punkte. In welchem nun unter den fünfen, wird meine Sache sein, nach meiner Weltkenntnis und Weltbeobachtung anzuzeigen, und die notwendigen Phänomene des aufgestellten Prinzips zu entwickeln; und die Ihrige, sich zu erinnern, und um sich zu blicken, ob Ihnen nicht diese Phänomene ihr ganzes Leben hindurch innerlich und äußerlich aufgestoßen sind, und noch aufstoßen; und dieses ist das Geschäft unsrer künftigen Vorträge.

21 Das gegenwärtige Zeitalter im ganzen, meine ich; denn da oben bemerkt worden, daß gar füglich ihrem geistigen Prinzip nach verschiedene Zeitalter in einer und derselben chronologischen Zeit in mehreren Individuen sich durchkreuzen, und nebeneinander fortfließen können; so läßt sich erwarten, daß dasselbe in unserm Zeitalter der Fall sein möge, daß daher unsre, das apriorische Prinzip auf die Gegenwart anwendende Welt- und Menschenbeobachtung nicht gerade alle dermalen lebenden Individuen, sondern nur diejenigen betreffen möge, die da wirklich Produkte ihrer Zeit sind, und in denen diese Zeit sich am klarsten ausspricht. Es kann einer hinter seinem Zeitalter zurück sein, weil er während seiner Bildung nie mit einer sattsamen Masse der allgemeinen Individualität in Berührung gekommen, der enge Zirkel aber, in welchem er sich gebildet, noch ein Überrest der alten Zeit ist. Es kann ein anderer seinem Zeitalter vorgeeilt sein, und in seiner Brust schon

Digitized by Google

den Anfang der neuen Zeit tragen, indes rund um ihn her die für ihn alte, in der Wahrheit aber wirkliche, dermalige, und gegenwärtige herrscht. Die Wissenschaft endlich setzt über alle Zeit, und alle Zeitalter hinweg, indem sie die eine sich selber gleiche Zeit als den höhern Grund aller Zeitalter erfaßt und ihrer freien Betrachtung unterwirft. Von allen dreien ist, in der Schilderung irgend einer gegenwärtigen Zeit, nicht die Rede.

Es ist nunmehr die Aufgabe unsrer gesamten Vorträge in diesem Winter, 22
und in diesen Stunden, genau bestimmt, und, wie es mir scheint, klar ausgedrückt und angekündigt; und dies war der Zweck unsrer heutigen Rede. Bloß über die äußere Form dieser Vorträge erlauben Sie mir noch einige Worte.

Wie auch immer unser Urteil über das Zeitalter ausfallen möge, und 23
in welche Epoche wir auch dasselbe zu stellen uns gedrungen fühlen möchten, so erwarten Sie doch hier weder den Ton der Klage, noch den der Satire, zumal der persönlichen. Nicht den der Klage: das ist eben die süßeste Belohnung der philosophischen Betrachtung, daß, da sie alles in seinem Zusammenhange ansieht, und nichts vereinzelt erblickt, sie alles notwendig, und darum gut findet, und das, was da ist, sich gefallen läßt, so wie es ist, weil es, um des höheren Zweckes willen, sein soll. Auch ist es unmännlich', mit Klagen über das vorhandene Übel eine Zeit zu verlieren, die man weiser anwendete, um, so viel in unsern Kräften steht, das Gute und Schöne zu schaffen. Nicht den der Satire: ein Gebrechen, das die ganze Gattung trifft, ist kein Gegenstand des Spottes eines Individuums, das zu dieser Gattung gehört, und welches, wie es sich auch stellen möge, doch einmal auch durch dieses Gebrechen hindurch gemußt hat. Individuen aber verschwinden nun vollends vor dem Blicke des Philosophen, und fallen ihm alle zusammen in die eine große Gemeine. Seine Charakteristik faßt jedes Ding in einer Schärfe und Konsequenz auf, zu der es das ewige Schwanken in der Wirklichkeit nie kommen läßt; sie trifft darum keine Person, und, nie herabfallend bis zum Porträt, bleibt sie in der Sphäre des idealisierten Gemäldes. Über den Nutzen von Betrachtungen dieser Art wird es schicklicher sein, Sie selber, besonders sodann, wenn sie einen beträchtlichen Teil davon schon hinter sich haben werden, urteilen zu lassen, als Ihnen im voraus vieles darüber zu preisen. Niemand ist entfernter, als der Philosoph, von dem Wahne, daß durch seine Bestrebungen das Zeitalter sehr merklich fortrücken werde. Jeder, dem es Gott verlieh, soll freilich alle seine Kräfte für diesen Zweck anstrengen, sei es auch nur um sein selbst willen, und damit er im Zeitenflusse denjenigen Platz behaupte, der ihm angewiesen ist. Übrigens geht die Zeit ihren festen, ihr von Ewigkeit her bestimmten Tritt, und es läßt in ihr durch einzelne Kraft sich nichts übereilen, oder erzwingen. Nur die Vereinigung

Digitized by Google

aller, und besonders der inwohnende ewige Geist der Zeiten und der Welten vermag zu fördern.

Was meine gegenwärtigen Bestrebungen betrifft, so wird es mir ein schmeichelhafter Lohn sein, wenn ein gebildetes und verständiges Publikum sich während einiger Stunden dieses halben Jahres auf eine anständige und seiner würdige Weise unterhalten, und so lange in eine über die Geschäfte so wie Erholungen des gewöhnlichen Lebens erhebende, freiere und reinere Stimmung, und in einen geistigern Äther sich hereinversetzt finden sollte. Dürfte es sich zumal zutragen, daß in irgend ein junges kräftiges Gemüt ein Funke fiele zu fortdauerndem Leben, der aus meinen vielleicht schwachen Gedanken bessere und vollkommnere entwickelte, und die rüstige Entschließung, sie zu realisieren, anzündete, so würde mein Lohn vollkommen sein.

In diesem Geiste, E. V., habe ich es über mich vermocht, Sie auf Vorträge, wie der gegenwärtige, einzuladen; in diesem Geiste beurlaube ich mich jetzt von Ihnen, um es Ihrer eignen Überlegung zu überlassen, ob Sie noch ferner gemeinschaftlich mit mir zu denken begehren.

2.

Die Bewegung der Geschichte.

Von Richard Scheppig.

Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 22. März 1882 gehalten in der Ober-Realschule zu Kiel. Abgedruckt im Programm derselben Schule 1883. — Am Anfang sind einige Absätze fortgelassen.

Mit dem Leben unseres Kaisers verknüpft sich die Geschichte unseres Volkes. Stolz blicken wir zurück auf das Stück Weges, das wir zurückgelegt haben, und freudig versuchen wir, von den trennenden Schranken frei, als Nation unseren Anteil zu nehmen an der Arbeit der Menschheit. Jeder Arbeiter freut sich eben seines Werks. Aber von außen kommt die Kritik und sagt ihm geschäftig, was es und ob es überhaupt etwas wert ist. Nicht anders bei der geschichtlichen Arbeit, der Arbeit des Menschengeschlechts und seiner Helden: die Kritiker sind die Geschichtsphilosophen. Wieder klingen durch unsere Tage Meinungen wie die uralte, daß alles eitel sei, nur ein wechselnder Schein des ewigen Einerlei, daß jede andere Ansicht zu den Phantasiegebilden

Digitized by Google

zähle, angeregt von dem Wunsche und der täuschenden Hoffnung. Die Weltgeschichte ist danach eine bloß zufällige Konfiguration. Der einzige wirkliche Fortschritt, der der bewußten Intelligenz, hat nur das Ziel, durch Vertiefung der Erkenntnis vom Elend der Welt die Verneinung des Willens zum Leben hervorzurufen und das gesamte aktuelle Wollen in das Nichts zurückzuschleudern, womit der Prozeß und die Welt aufhört. Hat dieser Pessimismus recht, so ist geschichtliche Arbeit eine nichtige Selbsttäuschung, im besten Falle eine Beschleunigung des Endes. Aber wenn man auch den Kampf gegen diese trostlose Ansicht der Dinge der Lebenskraft des Menschengeschlechts, die sich mit jeder Regung dagegen auflehnt, überlassen dürfte — hängt nicht der Wert jeder Thätigkeit von dem Ganzen ab, dem sie gilt? Kann es der geschichtlichen Arbeit gleichgültig sein, woran sie schafft? Sei es darum an diesem Festtage eines geschichtlichen Helden gestattet, einen Blick zu werfen auf die alte Frage der Bewegung der Geschichte.

Die primitiven Völker gehen im Leben des Tages auf. Haben sie schon 2
keine starke Empfindung, daß es seit dem Auftauchen aus dem Urgrunde der Natur je viel anders mit ihnen gewesen, so setzen sie erst recht keine andere Zukunft voraus — selbst im Jenseits, das oft die idealen Strebungen der Seele abspiegelt, bedürfen sie der Dinge ihres alltäglichen irdischen Lebens, um dies nur unter wenig günstigeren Bedingungen fortzusetzen. Aber sobald das Bewußtsein über die unmittelbare Gegenwart hinweg die Folge der Geschlechter zu umspannen beginnt, hebt auch die Reflexion darüber an, wie die bisher naiv genossene Gegenwart steht zu Vergangenheit und Zukunft. Drei Antworten sind möglich. Die eine wird eingegeben von der in der Menschennatur begründeten Neigung, die Vergangenheit in einen freundlich verschönernden Schimmer zu kleiden. Sie lautet: abwärts von dem lichten Gipfel eines goldenen Zeitalters gleitet der Mensch von Stufe zu Stufe. Dies ist so recht die psychologische Antwort, und sie ist darum weniger wie die übrigen an Zeit und Ort gebunden. Aber eine andere Betrachtung drängt die umgebende Natur auf. Die Pflanzen keimen, wachsen, blühen und verwelken und werden durch andere ersetzt, die durch dieselben Stadien gehen; die Sterne erscheinen in jeder Nacht an anderem Platze und nach Ablauf einer Periode wieder am gleichen. Warum sollen die Völker, soll die Menschheit nicht denselben ewig erneuten Cyklus durchlaufen? Darum läßt die Lehre der brahmanischen Inder die Menschheit und alle belebten Wesen am Ende eines Prozesses, dessen erstes Zeitalter das der Vollkommenheit, dessen letztes das der Sünde ist, zerstört und nach einer Periode der Ruhe und Finsternis zur Wiederholung desselben Ganges neu geschaffen werden. Diese Anschauung kann thatkräftigen Naturen nicht genügen: ihres eigenen Vorwärtsstrebens sich bewußt, sehen sie darin ein Bild

Digitized by Google

der Aufwärtsbewegung des Menschengeschlechts. So lehrte unter den Eraniern Zarathustra, daß ein Kampf geführt werde um die Erde und die Menschheit zwischen Ahuramazda und Angromainjus, zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis. Lange überwiegen die letzteren, aber jeder Mensch, der in sich die Reinheit verwirklicht, mehrt die Vorkämpfer des Lichts, befördert damit seinen Sieg, und am Ende der Jahrtausende wird der Tag der Rettung kommen, wo Angromainjus für immer verschwindet. Diese drei Anschauungsweisen enthalten im Kern die allein möglichen Antworten, die auf die Frage nach der Bewegung der Geschichte gegeben werden können, wenn in derselben nicht bloß ein wirres Spiel des Zufalls gesehen wird: sie ist eine absteigende, sie führt aufwärts oder sie bewegt sich im Kreise. In verschiedener Weise eingekleidet und verschieden begründet, werden wir sie immer von neuem auftauchen sehen, wenn wir nun die Entwickelung der Meinungen in dem Kulturzusammenhange betrachten, in dem wir selbst stehen.

3 Die Wurzeln unserer Bildung ruhen im griechischen Altertum. Passend ist dies das Zeitalter der Diskussion genannt worden: während im Orient meist Originalität verboten und durch die feste Regel des Lebens unterdrückt ist, sind es die kleinen Republiken Griechenlands, die, das Joch fixierter Gewohnheit brechend, einen Gegenstand nach dem andern in die Diskussion hineinziehen und so zu geistiger Freiheit sich erheben. Nicht mehr bloß nationale, auch individuelle Ansichten treten uns in Griechenland und seinem italischen Tochterlande entgegen. So auch hinsichtlich unserer Frage — es beginnt der Kampf der Meinungen. Jeder kennt die Schilderung der Weltalter in Hesiods Werken und Tagen. In dem goldenen trug der Acker freiwillig seine Frucht, in dem silbernen begannen die Schmerzen, das eherne pflog nur der Werke des Ares; auf das heroische folgte endlich das eiserne Zeitalter, das elendeste von allen, in dem der Dichter zu seinem Schmerze leben muß. Dies ist die Theorie der Degeneration; aber wenn Hesiod wünscht, früher oder *später* geboren zu sein, so blickt entweder der unabhängige Sinn des Griechen hindurch, der eine künftige Erhebung nicht auszuschließen vermag, oder vielleicht die cyklische Theorie. Klar ist diese ausgedrückt in der Lehre der Stoiker, daß in festen Perioden, aber in endlosem Kreise, der göttliche Feuergeist die Welt schafft und zerstört. Auch der Gedanke, daß die Menschheit aus dunkeln Anfängen im Fortschreiten begriffen sei, hat im Altertum seine Vertreter gefunden. Wohl schließt der bedeutendste derselben, Lukrez, sein großes Lehrgedicht:

„Also bringt allmählich die Zeit jedwedes zum Vorschein
Und Nachdenken erhebt und stellt in gehöriges Licht es:
Denn wir bemerken es wohl, daß in Künsten sich eins aus dem andern
Aufhellt, bis sie zuletzt zu des Gipfels Höhen gelangen!"

Digitized by Google

Doch an anderen Stellen seines Werkes weist er auf „die entkräftete Zeit, die erschöpfte Erde.“ So wirkten im klassischen Altertum die vom Orient überkommene cyklische Ansicht, die von der Unbefriedigung mit der Gegenwart eingegebene Meinung von einer früheren besseren Zeit und die steigende Kenntnis gemachten Fortschritts durcheinander. Allerdings bekommt allmählich diese letztere das Übergewicht, aber kein fernes Ziel richtete die Gedanken auf die Möglichkeit zukünftigen Fortschritts, und eine solche auch noch jenseits des Höhepunktes der eigenen Entwickelung anzunehmen, dazu war der weitere Blick der Universalgeschichte erfordert. Auch hierzu finden sich im Altertum Ansätze. Dem klaren Auge des Polybios konnte es nicht entgehen, daß Griechenland nicht die Welt war — aber er sah sie im römischen Reiche. Zu tief eingegraben war dem antiken Kulturmenschen die Verachtung des Barbaren, als daß er in ihm, selbst wenn er ihn sich mit seinen Bildungskeimen befruchtet dachte, den Fortsetzer seines Werkes hätte erblicken können.

Aber schon war für alle Zeit der Grund gelegt zur Überwindung des 4
nationalen Partikularismus. In dem verachteten Erdenwinkel Palästina hatten die Propheten ein kommendes messianisches Reich verkündet und, als sie an der Bekehrung ihres eignen Volkes fast verzweifelten, den Eintritt der Völker durch Annahme des Gesetzes Gottes verheißen. Dieser große Gedanke des Universalismus, verdunkelt als die neue Gemeinde nach ihrer Rückkehr aus dem Exil sich immer engherziger abschloß, fand seine Erfüllung im Christentum, dessen Botschaft sich an die ganze Menschheit richtet. Der Menschheit ist ein hohes Ziel gesteckt, ihre Geschichte entfaltet sich nach einem providentiellen Plane. So weit sie vorchristlich ist, sind sich verschiedene Stufen der Offenbarung gefolgt, die auf Christus vorbereiten. So weit sie nach Christus verläuft, handelt es sich um die Eroberung der Welt durch seine Lehre, um die Vorbereitung des Millenniums. So mußte denn mit dem Christentum die Idee des Fortschritts der Geschichte als großes Princip in das geistige Leben der Völker eintreten. Für lange Zeit hinaus ist nun dem antiken Schwanken über die Richtung der geschichtlichen Bewegung ein Ende gemacht. Aber eine Beschränkung ist dabei: nur die religiöse Entwickelung wird in diesem Lichte betrachtet. Die glänzendste und umfassendste Darstellung hat dies Prinzip in seiner Kraft und seiner Beschränkung gefunden in den Büchern des heiligen Augustinus vom Gottesstaate. Rom war von Alarich erobert: der Ruin der römischen Herrlichkeit war nicht länger zu leugnen — aber nun behaupteten die Heiden, daß sie gefallen, weil die Verehrung der Götter erlahmt sei, die sie so groß gemacht. Auf der Wende der Zeiten stehend, wägt dem gegenüber der thränenreiche Sohn der Monica ab zwischen dem Alten, dem er selbst so lange angehangen, und dem Neuen, in das er sich mit aller Kraft seiner Feuerseele geworfen: in

Digitized by Google

einer Betrachtung des weltgeschichtlichen Entwickelungsganges will er die Bedeutung des Christentums im Gegensatze zum Heidentum darlegen. In großartiger Weise faßt er die beiden als das himmlische und das irdische Gemeinwesen. Beider Ausgang liegt im Jenseits. Der Gottesstaat beginnt mit der Schöpfung der Engel — der Abfall eines Teils derselben, die als Dämonen das Prinzip des Heidentums werden, begründet den irdischen oder Teufelsstaat. Innerhalb der Menschheit vollzieht sich die Scheidung durch den Sündenfall und die Gnadenwahl. Gottesliebe bis zur Verachtung des eigenen Selbst, nur bei Gott gesuchter Ruhm, Frömmigkeit auf dieser, Selbstliebe bis zur Verachtung Gottes, Sucht nach Ruhm bei den Menschen, Menschenweisheit auf der andern Seite, — das sind die Kennzeichen der beiden Gemeinwesen, deren eines Abel, deren anderes Kain eröffnet. Bis zur Sündflut als Kindheit, bis Abraham als Knabenalter, bis David und bis zur babylonischen Gefangenschaft als erste und zweite Stufe der Jugend entwickelt sich der Gottesstaat in den Auserwählten, die von Abel bis auf Moses das Zeitalter des Naturgesetzes, von da ab das des jüdischen Gesetzes repräsentieren und den Welterlöser vorbereiten: in den großen Weltreichen das durch seinen Egoismus in Sieger und Besiegte, in Herrscher und Beherrschte gespaltene irdische Gemeinwesen, dem Augustinus nur geringe Aufmerksamkeit schenkt. Dann folgen die beiden letzten Weltalter, das erste bis zu Christi Geburt, dem Mittelpunkt der Weltgeschichte, das zweite als Geschichte des neuen Jerusalems, der christlichen Kirche. Das höchste Gut ist das ewige Leben, das höchste Übel der ewige Tod: so liegt das Endziel der beiden Gemeinwesen im Jenseits, in dem die beiden hienieden verflochtenen mit dem jüngsten Gerichte aufgehen zu ewiger Trennung.

Diese Ansichten beherrschten das Mittelalter. Noch einmal schrieb ein Mönch und ein Fürst ein Buch von den zwei Staaten; doch auch Otto von Freising, nachdem er von dem Elende erzählt hat, das die Menschheit seit dem Sündenfall verfolgt, sieht für die Kinder Gottes keinen Ausweg als in der Annahme des baldigen Endes. Wohl regte sich der Widerstand des weltlichen Elements gegen das Übergewicht des geistlichen: aber es erlag wie im Schnee vor Kanossa und im Schlachtgetümmel bei Legnano, so vor dem Senken der Fackeln des fluchsprechenden Konzils von Lyon. Erst eine neue große Bewegung der Geister führte auf eine andere Bahn. Es ist der erste Humanist, Dante, der den hohen Gedanken faßte, daß es auch eine gottgewollte Seligkeit des Diesseits gebe, statt des Teufelsstaates ein Gottesreich auf Erden. Wohl scheint ihm die Welt aus den Fugen, aber sie ist es, weil die Macht des Kaisertums gebrochen und das Papsttum darum durch Verweltlichung entartet ist. Das Kaisertum, das ebenso von Gott ist wie die Kirche, muß daher wieder hergestellt werden und das Papsttum in die Schranken des geistlichen Berufs

Digitized by Google

zurückweisen; die bürgerliche Ordnung, die sich Dante als römische Universalmonarchie denkt, wird dann die irdische Glückseligkeit begründen. Der einseitigen Hervorhebung der religiös-kirchlichen Bewegung, wie sie dem Mittelalter eignete, folgte nun in der Periode des Humanismus ein eben so ausschließliches Wertlegen auf die staatliche Seite der Menschenentwickelung. Damit verknüpfte sich der Rückfall in die Annahme einer cyklischen Bewegung der Geschichte. Erfüllt von der neugewonnenen Anschauung des klassischen Altertums mußten die Humanisten die Gegenwart, die sie umgab, mit jenem vergleichen. Und schaute da nicht dieselbe Menschennatur hinter den Dingen hervor? Machiavellis scharfem Blick entging es nicht, daß der Sieg der germanischen Völker über das Römertum einen Abschnitt in der Geschichte macht, den die Annahme von Daniels Weltmonarchieen und die Fiktion einer Fortdauer des römischen Reichs verdunkelt hatte. Wiederholten sich nun auf dem neuen Felde die politischen Formen der Gemeinwesen in der Folge, die Aristoteles auf dem alten entdeckt, so schien der Cyklus bewiesen. Derselbe einseitige Vergleich hat zwei Jahrhunderte später den Neapolitaner Vico zu derselben Annahme geführt. Aber die Fortschrittsidee wurde nicht erdrückt: die ungeheure Erweiterung des Anschauungskreises, die aus der Wiederbelebung des Altertums und der Entdeckung der neuen Welt folgte, die Überwindung der einseitig politischen Gesichtspunkte des Humanismus, das Wiederanknüpfen an die Perfektionstheorie der mittelalterlichen Mystik wirkten alle mit, sie nach der Breite und Tiefe sich entwickeln zu lassen. Im 18. Jahrhundert ward die Perfektibilität der Menschheit als philosophisches Problem in Angriff genommen. In welchem Sinn der Geist des Jahrhunderts die große Frage entschied, erhellt auch aus dem leidenschaftlichen Proteste, den Rousseau dagegen erhob, daß der sogenannte Fortschritt der Kultur zugleich eine Besserung der Menschheit bedeute. Indem die Humanität ideal gefaßt wurde, *mußten* sich wieder Ziele aufbauen, die, halb erreicht, halb zu erreichen, den menschlichen Fortschritt als etwas Notwendiges erscheinen ließen. In Deutschland leitete ihn die idealistische Philosophie aus den Finalursachen ab. So geht Kant davon aus, daß alle Naturanlagen eines Geschöpfes dazu bestimmt sind, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln, und zwar diejenigen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nicht im Individuum, sondern in der Gattung, — und findet in der Geschichte der Menschengattung im großen die Vollziehung des verborgenen Naturplans der Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. So sieht Fichte das Ziel des irdischen Lebens der Menschheit darin, daß sie alle ihre Beziehungen mit Freiheit vernunftgemäß ordnet. So denkt sich Hegel die Geschichte in der Selbstverwirklichung der Idee der Freiheit beschlossen. Freilich ist es nur Fichte, der für den Geschichtsphilosophen in Anspruch nimmt,

Digitized by Google

daß er ohne alle historische Belehrung wissen kann, daß die Epochen des Verlaufs, wie er sie charakterisiert hat, einander folgen müssen, und daß er die Geschichte nur erläuternd braucht, sich ihrer nur bedient inwiefern sie seinem Zwecke dient und alles andere ignoriert, was dazu nicht dient. Aber alle diese Spekulationen stimmen doch darin überein, daß sie einen Weltplan, der eine etwas größere Bestimmtheit nur durch um so größere Einseitigkeit erkauft, von sich aus setzen und danach den wirklichen, geschichtlich bekannten Verlauf auffassen, definieren und periodisieren. Sie machen sich dadurch von vornherein abhängig von den Schulsystemen, deren Bestandteile sie bilden, und können keine über dieselben hinausgehende Anerkennung erwarten.

6 So müssen sie denn als gewaltig erschüttert angesehen werden, seitdem sich der moderne Geist der Erforschung der Einzelthatsachen zugewendet und begonnen hat, auf den festen Boden der Erfahrung seine allgemeinen Sätze zu gründen. Diese moderne Forschung geht nicht von einem gegebenen Ziele aus: sie prüft die von der geschichtlichen Erfahrung gebotenen Thatsachen und sucht aus ihrer zeitlichen Verschiedenheit zu ergründen, welches die Richtung der geschichtlichen Bewegung, welches ihr Rhythmus ist. Hält sie sich somit von vorgefaßten Zielbestimmungen frei, so vermeidet sie andrerseits auch die Enge der früheren Betrachtungsweisen, indem sie ihre Schlüsse aus dem ganzen erlangbaren Material zieht. Nicht bloß der Kreis der Kulturvölker, in dem wir selbst stehen, sondern alles, was Menschenantlitz trägt, die ganze Menschheit ist ihr Objekt, und an dieser wieder nicht nur die eine oder andere Seite, wie sie gerade der Richtung der Zeit im Vordergrunde zu stehen scheinen mag, sondern alles, was die Menschennatur ausmacht, jedes soziale Aggregat, das Menschen bilden, jedes Produkt, das ihrer einzelnen oder vereinten Thätigkeit entspringt. Welche Antwort ergiebt sich nun dieser Anschauungsweise auf die Frage nach der Bewegung der Geschichte? Zeigt ihr der erweiterte Gesichtskreis nur um so zahlreichere Cyklen, die durch Rückfälle in die Barbarei von einander getrennt sind, und Gründe, die annehmen lassen, daß es immer so bleiben wird? Giebt die vielseitigere Betrachtung der lähmenden Klage der Deterioristen Recht oder der spornenden Hoffnung derer, die an einen Fortschritt der Menschheit glauben?

7 Die cyklische Theorie beruht wesentlich auf der Annahme gewaltsamer Unterbrechungen des einfachen geschichtlichen Verlaufs. So in ihrer kosmologischen Form, die durch große Weltkatastrophen alles Leben vernichten und durch neue Schöpfungsakte es wieder erstehen läßt. So in ihrer geschichtlichen, uns allein interessierenden Fassung, nach der Kulturwelten durch Zwischenräume der Barbarei getrennt sind und immer neue Anfänge stattfinden müssen, um durch dieselben Stadien zu demselben Ende zu führen. Freilich behauptet

Digitized by Google

Macchiavelli, daß die Staatsformen, auf die allein er sein Augenmerk richtet, auch innerhalb desselben Geschichtskreises wieder in sich zurücklaufen; aber auch er hebt hervor, daß so gut wie kein Staat so lange vor der Zerstörung durch Zusammenstoß bewahrt werde, um an sich selbst diese innere cyklische Bewegung durchzumachen, und klar erscheint der Grundsatz bei dem klassischen Vertreter der Cyklus-Theorie, bei Vico. Zudem kann diese Bewegung innerhalb der einzelnen getrennten Verläufe zunächst dahingestellt bleiben: sei sie ein Herabsinken von ursprünglicher Herrlichkeit, wie die Inder meinten, sei sie aufwärts gerichtet, sei sie nach Machiavellis Vorstellung selber wieder cyklisch — immer bleibt geleugnet, daß die ganze menschliche Entwickelung einen Verlauf bildet oder auch nur mehr und mehr zu bilden beginnt. Dies ist also der Punkt, auf den sich die Prüfung zu richten hat.

Leicht war die Erdrückung eines Kulturanfangs, so lange er, gepflegt 8
von wenigen, beschränkt auf geringen Raum, vereinzelt inmitten einer ihm feindlichen Welt erschien. Sicher ist vielmals ein Licht aufgeblitzt und wieder erloschen, ehe die Flamme sich entzündete, die, durch feindliche Stürme mehr als einmal fast ausgeweht, von der heutigen Menschheit genährt wird. Und doch sind auf verschiedenen Erdstellen, wo die Natur befähigtere Rassen unter günstige Bedingungen stellte, Kulturen erwachsen, die Hunderte von Millionen auf lange Zeit weit hinaushoben über den Zustand ihrer Umgebung. Von den Ufern des Ganges, von dem chinesischen Niederlande, von den Hochebenen des westlichen Amerika, vom Zweistromlande und von der schwarzen Erde, die der Nil gespendet, flossen auch Einwirkungen aus, die über die Grenzen des Gebiets der Begründer und Träger dieser Kulturen hinausreichten; aber eigentlich nur die letzten beiden ließen wesentliche Elemente eingehen in eine Entwickelung, die so weit greifen sollte, daß sie auch die andern zu erobern versuchen konnte. Von ihnen ausgehende Kulturreize trafen das empfängliche Griechenvolk und in raschem Wachstum hob sich die ausgestreute Saat. Bald konnten die Schüler ihre Lehrmeister als Barbaren verachten, nachdem sie deren Reichen ihren Staat, deren wüster Symbolik ihre klassische Kunst, deren Theosophie ihre Weltweisheit entgegengestellt hatten. Das ägäische Meer ist das Centrum ihres irdisch bedingten Lebens. Nicht darum über die rauhen Scheidegebirge gegen den Innerkontinent hinaus, sondern durch die Furchen der heiligen Salzflut trugen sie ihre Bildung weiter. Wo immer an den Küsten des einst wilden Pontos, den sie zur gastlichen See machten, und des Mittelmeeres sie das Feuer der heimischen Altäre auflodern ließen, ward es Licht und verbreitete sich die milde Wärme des Hellenentums.

Aber andere Kräfte regten sich, ein anderes Volkstum erwuchs hinter 9
ihnen, das sie nur als einen veredelnden Blutstropfen in sich aufnahm. Die

Digitized by Google

Bauernrepublik am Tiberstrom ward zur mittelitalienischen Großmacht, sie gewann ihrer semitischen Rivalin und dann des Archimedes mit ihr verbündetem Genie das gräcisierte Sicilien ab, sie sicherte, nachdem sie das neue Keltenland am Po erkämpft, auch das alte Ibererland der arischen Civilisation und ein echter Römer zeigte, daß er auch im griechischen Philosophenmantel zu siegen verstehe. Selbst nur Träger der griechischen Kultur, einten die Römer unter ihrer Herrschaft das sich selber aufreibende Hellenenvolk, machten sie in neuem Alexanderzug die europäische Eroberung des Ostens auch politisch zu einer Wahrheit, und nachdem noch das Südgestade bis an die große Wüstengrenze einverleibt war, bildete das ganze Gebiet des Mittelmeeres ein großes Reich. Auch über die wilden Gebirge, die das mediterrane Land von dem centralen Europa trennen, wurden die römischen Adler getragen. Zur Sicherung Italiens mußte das keltische Gallien erobert und romanisiert werden. Über den Kanal hinüber ward aus ähnlichem Zwange der Schritt gewagt, dann die Eroberung getragen und durch ein Netzwerk fester Städte und unverwüstlicher Heerstraßen befestigt, bis wo an den Föhrden des Clyde und Forth unbezwingbare nordische Barbarei und Rauheit dem Wunsch und der Macht ein Ziel setzten. Am Rhein stauten bewehrte Grenzen die germanische Flut und wenn die Römer jenseits des von ihnen selber gezogenen Grabens sich nicht auf die Dauer zu halten vermochten, so hatte sich doch der Fuß der Legionäre in die düsteren Wälder Germaniens gewagt und an der Elbe selbst waren sie in ihrer glänzenden Rüstung unsern staunenden Vorfahren als die lebendigen Götter erschienen. Auch die Donau entlang ging die römische Eroberung und selbst an dem Westufer des Pontus konnte, wenngleich nur in der Verbannung, der süße Laut italischer Dichtkunst erschallen. Die orientalischen Weltreiche klammerten eine Reihe von Nationen zusammen, ohne sie innerlich zu verschmelzen. Nicht so das römische Reich. Alle Völker, die es vereinte, fanden in ihm eine neue Rechtsordnung und wurden allmählich hineingezogen in das volle römische Bürgerrecht.

Die Reichseinheit ebnete der Ausbreitung des Christentums den Weg, aber mehr und mehr ward dieses selbst ein nötiges Bindemittel. Als das westliche Reich durch den Einbruch der Germanen fiel, nährten dieselben freilich zunächst als besiegte Sieger die Vorstellung, daß es noch fortbestehe; doch in Wirklichkeit ward die Kluft zwischen dem Alten und dem Neuen hauptsächlich durch die Kirche überbrückt, in deren Organisation sie allmählich eintraten und aus deren Händen auch die ferner Stehenden die geretteten Reste der antiken Kultur empfingen. So erhob sich die christliche Kirche als eine neue und größere Einigerin der Völker, als es das Römerreich gewesen war. Glaubensboten überschritten die Grenzen, an denen der Legionär hatte Halt machen

Digitized by Google

müssen. Von dem bekehrten England aus ward das früh christianisierte Irland der römischen Kirche gewonnen, Deutschland ketteten Bonifatius und Karl an sie. Nach Skandinavien zog Ansgar und streute die Saat, die dann politische Veränderungen zum Reifen brachten. Die Westslaven fügten sich ein, wie die germanische Eroberung vorschritt; die nordöstlichen Stämme, von denen fast nur der Bernsteinhändler den Römern Kunde gebracht, wurden durch ritterliche Thaten dem Kreuze unterworfen. Von Byzanz aus pflanzte sich das Christentum in das alte Sarmatenland fort, die neuen Völker der Donauländer erhielten es von Ost und West zugetragen. Trotz Justinian, trotz Karl und seinen Erben gelang es keiner staatlichen Gewalt, diesen Völkerkreis ganz zusammenzufassen. Aber die christliche Kirche that es, wenn sie gleich, wie einst das römische Reich, nachmals in zwei Hälften sich spaltete. Ein neues Bürgerrecht kam auf: in der Kirche waren die Bekenner gleich und ein Richter machte dasselbe Gesetz geltend gegen den mächtigen König wie gegen den draußen verachteten Leibeigenen. Wohl überflutete der Völkersturm des Islam Vorderasien, Nordafrika, die iberische Halbinsel; aber die Kirche war stark genug, in den Kreuzzügen sogar die Wiedereroberung des Ostens zu versuchen.

Wie eine Fortsetzung der Kreuzzüge erscheint die Entdeckungs- und Er- 11
oberungszeit, die darauf die Bildung einer neuen noch viel umfassenderen Völkergemeinschaft eröffnet. Derselbe Geist, der die Kreuzfahrer beseelt hatte, führte die Portugiesen an die afrikanische Küste und gab Colon den Mut zur Fahrt über den uferlosen Ocean. Aber gewaltiger und dauernder war der Erfolg. Was das Mittelmeer den Vorfahren gewesen, das ward der atlantische Ocean den neuen Generationen. Wohl dachten die Eroberer und Kolonisten zunächst nur daran, jenseits des Meeres ein neues Mutterland zu gründen, das sie ängstlich vor der Berührung mit anderen Nationen abschlossen. Der Hidalgo schuf ein neues Spanien, der Angelsachse nahm im Kampf mit der Natur der Wildnis gleichsam das altdeutsche Leben wieder auf und, geflüchtet um seine religiöse Überzeugung zu retten, gründete der Puritaner rein konfessionelle Staatswesen. Aber weit darüber hinaus wurden sie gedrängt. Mit der Abhängigkeit fiel die Abgeschlossenheit, aus dem Zusammenstrom der Völker bildete sich ein Kolonialtypus, in dem das angelsächsische Element siegreich, aber doch modifiziert ist. In raschem Schritt ist in unserm Jahrhundert die Kolonisation des nördlichen Kontinents über den Mississippi, durch die Prärien und über die Felsengebirge zum stillen Ocean gedrungen, dessen entgegengesetzte Ufer inzwischen schon von der anderen Seite her durch europäische Besiedelung erreicht waren — im Süden in Australien, das Südasien und Südafrika mit dem Mutterlande verbinden, im Norden durch die feste Kette von Stationen, welche die Russen durch das beherrschte Nordasien gelegt haben. Auf den

Digitized by Google

Inseln des großen Oceans erheben sich die Flaggen der europäischen Nationen, die den Augenblick erwarten, wo der atlantische Ocean einen ebenbürtigen Rivalen im Völkerverkehr erhält.

12 So steht die moderne europäische Kultur auf gewaltigem Raume da. Schon ist, wenigstens in den äußersten Umrissen, umspannt, was das klimatische Gesetz zu umspannen erlaubt. Sie wird getragen von Zahlen, wie sie weder der Bereich der römischen Herrschaft, noch auch der der mittelalterlichen Kirche gekannt hat. Ist es wahrscheinlich, daß die Draußenstehenden imstande sein werden, sie zu zerstören? Noch sind sie in der Mehrzahl; auch eine selbständige Kultur besitzt ihre größte Gruppe und was die Mongolen in spasmodischem Drange vermögen, lehrt die Geschichte. Dennoch fürchtet niemand mehr im Ernst, daß die europäische Völkergemeinschaft auch nur so weit überrannt werden könne, wie das römische Reich von den Germanen. Ganz andere Mittel zur Verteidigung als die alte hat die moderne Kultur ihren Söhnen in die Hand gegeben und nicht mehr durch bloße physische Kraft, sondern erst, wenn sie von ihr gelernt haben, können die Gegner ihr gefährlich werden. Teile des Ganzen mögen immerhin für eine Zeit wieder abgerissen werden: wie viele Glieder müßten aber verstümmelt sein, um dem Gesamtkörper das Fortleben unmöglich zu machen! — Und nicht bloß ausgedehnt in Gebietsraum und Zahl ist die moderne Völkergemeinschaft — es ist auch eine Enge der Vergesellschaftung bei ihr eingetreten, wie sie die älteren Völkerkreise nicht kannten. Weit liegen ihre Gebiete auseinander; aber menschliche Thatkraft und Erfindsamkeit hat die Entfernungen wirksam zu verringern gewußt. Durch Kanäle werden die Erdteile auseinander gerissen, um dem Seeverkehr kürzere Bahnen zu eröffnen, Schienenwege legen sich über die Kontinente und überschreiten in schwindelnden Höhen oder durch lange Tunnel einst hemmende Gebirge — auf Meer und Land führt die gebändigte Dampfkraft den Menschen und seine Güter in sausender Eile dahin, während der elektrische Funke seinen Gedanken mit Blitzesschnelle voranträgt. Viele und verschiedene Völker bilden die große Gemeinschaft; aber der große Strom der europäischen Kultur, in dem sie stehen, macht sie unter sich ähnlicher als die einzelnen ihren Vorfahren sind. Keine gemeinsame Kirche hegt sie in ihrem Schoße; aber wenigstens der Gedanke des Christentums ist Gemeingut geworden, der allen Menschen Menschenrecht gewährleistet. Kein Staat oder Staatenbund eint sie politisch, aber der lebhafteste Verkehr hat, wie vordem im Einzelstaat, eine Arbeitsteilung geschaffen, die mehr und mehr zur Weltwirtschaft führt und damit, als stärkstes Bindemittel, eine Interessengemeinschaft stiftet, die den Schaden des einzelnen zum Schaden aller macht. Diese zunehmende Enge der Vergesellschaftung macht in immer höherem Grade eine Zerstörung durch innere

Digitized by Google

Zusammenstöße unwahrscheinlich. Allerdings liegt der ewige Friede in dunkler Ferne; aber das, was so eng zusammenhängt, mag um den Vorrang und um Rechte streiten, nie wird es sich gänzlich vernichten. Wenn aber keine Vernichtung der bestehenden Kultur durch Zusammenstoß zu besorgen ist, so ist auch kein neues Anfangen nötig — und damit ist der Annahme von der cyklischen Bewegung der menschlichen Geschichte ihre eigentliche Stütze entzogen. Die Sicherheit ungebrochener Entwickelung, die wir aus der Herausbildung einer immer umfassenderen und engeren Völkergemeinschaft hervorgehen sehen, wird auch eine immer größere Gleichmäßigkeit herbeiführen. Freilich stehen wir erst am Anfang, aber immerhin am Anfange wirklicher Menschheitsgeschichte. Als erstes Beispiel kann die moderne Wissenschaft mit der von ihr abhängigen Technik dienen, die, obwohl natürlich getragen von der Eigenart der einzelnen Nationen, sich auf dem großen gemeinschaftlichen Boden der kultivierten Völker in einer Richtung entwickelt.

Ist somit bewiesen, daß die Bewegung der Geschichte nicht cyklisch, sondern zunehmend linear ist, so haben wir weiter zu fragen, ob diese Linie nach unten oder nach oben geht, ob die Betrachtung der Thatsachen den Anhängern der Degenerations- oder denen der Fortschritts-Theorie Recht giebt. Oft ist, und namentlich von Pessimisten, die Empfindung des Glücks zum Maßstab genommen worden. Doch wer sagt uns, wie stark schon das Gefühl des Nichtbefriedigtseins bei dem ursprünglichen Menschen war, wer sagt uns, wenn es sich in der That verstärkt hat, ob der Grund dazu nicht vielmehr in der wachsenden Fähigkeit der Empfindung liegt, die doch in gleichem Maße für das Glück vorhanden ist? Soviel scheint sicher, daß im großen und ganzen die Zähigkeit, mit der der Mensch am Leben hängt, nur zugenommen hat. Auch die vom ästhetischen Standpunkte aus urteilen und den schönen Moment der Geschichte, gleichsam den Silberblick ihres Gusses suchend daneben nur tiefe Schatten erblicken, haben vergessen, daß das alles vom Gesichtswinkel abhängt und manches, was uns schön erscheint, von der später erreichten Kulturhöhe aus gesehen werden muß, um so zu erscheinen. Die meisten Anhänger der Degenerationslehre gehen entweder von einem erträumten Anfange aus, wie das goldene Zeitalter oder der Naturzustand nach Rousseaus Vorstellung, oder sie beschränken ihre Betrachtung auf einzelne Seiten des Menschentums, die sie zu ihrem Schmerze im Augenblick zurückstehen sehen müssen, oder sie nehmen willkürlich Ziele der Weltentwickelung an, denen ihre wirkliche Richtung nicht entspricht. Die Vertreter der Fortschritts-Theorie wiederum haben oft triumphierend auf die Annäherung an das eine oder andere beschränkte Ideal hingewiesen, dessen Verwirklichung nicht mehr fern liegt. Will sich die Prüfung der Ansichten an den Thatsachen vor allen diesen Einseitig- 13

Digitized by Google

keiten bewahren, so muß sie von bekannten Anfängen ausgehen, alle Seiten der Entwickelung ins Auge fassen und willkürlicher Zielsetzung sich ganz enthalten.

14 Alle gesellschaftlichen Erscheinungen sind das Ergebnis des Zusammenwirkens der geschichtlichen Einheiten und der Bedingungen, unter denen sie existieren. Wir müssen also prüfen, wie sich diese Faktoren am Anfange und am Ende einer bekannten Entwickelungsreihe uns zeigen. Oft ist geleugnet worden, daß der Mensch überhaupt perfektibel sei. Und allerdings tritt uns, wenn wir nicht sehr weit zurückblicken, die menschliche Natur so wesentlich gleichartig entgegen, daß viel mehr das Übereinstimmende als das Verschiedene ins Auge fällt. Darum müssen wir, um zu einem Ergebnis zu kommen, so weit zurückgehen wie irgend möglich. Es soll hier nicht in die vielumstrittene Frage eingetreten werden, ob die rohesten Völker, die wir kennen, von einem höheren Zustande herabgesunken sind: immer wird von der geschichtlichen Betrachtung zugestanden werden müssen, daß der uncivilisierte Mensch dem ursprünglichen Zustande näher steht als der civilisierte Bürger unseres eigenen Jahrhunderts. Betrachten wir nun den ersteren, wie die moderne, historisch gewordene Psychologie insbesondere der Engländer ihn uns malt, so werden wir sehen, wie weit von einer Vervollkommnung oder Verschlechterung der Einheiten die Rede sein kann, mit welchem Rechte also Rousseau von der Schädigung des Menschentums durch die Kultur hat sprechen können.

15 Wenigstens in körperlicher Beziehung ist man vielfach geneigt, die Kultur als schädigend zu betrachten: nicht einmal dies ist richtig. Schlechtere und unregelmäßigere Ernährung und geringere Entwickelung des Nervensystems, von dem alle Bewegung ausgeht, machen die rohesten Rassen auch körperlich schwächer. Die Gefühle des Wilden fallen auf durch die stoßweise Art, in der sie sich äußern: sie balancieren sich nicht, wie sie es bei dem Gebildeten thun, sondern es folgt Ausbruch auf Ausbruch. Die unmittelbare Begierde herrscht vor: weder lockt ferne Hoffnung, noch schreckt fernes Übel — und damit fehlen ihm zwei wesentliche Ausgleichmittel. Wenig Neigung fühlt er zur Geselligkeit und wenn er dazu fortgeschritten, zeigt er wenig altruistische, d. h. nicht auf eigene Befriedigung gerichtete Gefühle, am wenigsten das höchste derselben, den Sinn für Gerechtigkeit. Seine intellektuellen Eigenschaften ähneln denen der Kinder. Unbestritten ist seine Überlegenheit in der einfachen sinnlichen Wahrnehmung und sehr natürlicherweise, wenn man erwägt, wie stündlich seine Existenz davon abhängt. Aber gerade dieses Überwiegen des niedrigeren intellektuellen Lebens hindert das höhere. Die Menge der Einzelwahrnehmungen, die in keiner Weise generalisiert werden, bietet keinen Stoff zur Bildung von Ideen; nur zu einer allerdings staunenswerten Fähigkeit der Nachahmung führt sie ihn. Bald ermüdet er im Denken, da er nur Konkretes aufzufassen

Digitized by Google

weiß, die große Erleichterung der generalisierenden Abstraktion nicht kennt, zu ihr unfähig ist. Daher die weitere Unfähigkeit, natürliche und unnatürliche Verknüpfung von Ursache und Wirkung zu unterscheiden, und eine gewaltige Leichtgläubigkeit, eine Abwesenheit von rationellem Erstaunen und von intelligenter Neugier. Gering endlich ist seine konstruierende Erfindungsgabe, daher ungemein langsam der Fortschritt in den wenigen Schöpfungen, zu denen ihn das Bedürfnis des Lebens treibt.

Dies ist der Unterschied der Einheiten. Aber genügt er, um die große 16
Verschiedenheit der gesellschaftlichen Phänomene zu erklären? Nicht individuelle Empfindungen sind es, die einst den verwundeten Feind verstümmeln, jetzt ihn unter dem roten Kreuze pflegen lassen. Der größte Intellekt würde, unter einer primitiven Gesellschaft erscheinend, keine kopernikanischen, keine kantischen Ideen hervorbringen können. Und auch wenn sich in ihr der bildsamste Wille fände, es würden die disciplinierenden Kräfte fehlen, um Motive, wie sie den modernen Menschen treiben, herauszubilden. Noch etwas anderes als die Individuen hat sich gewandelt und zwar durch deren eigene Thätigkeit — es ist die Umgebung, in die jeder einzelne hineingeboren wird, es sind die Bedingungen seiner Existenz. An diesem zweiten Faktor der gesellschaftlichen Erscheinungen, dessen Veränderungen meßbar sind und eine von Stimmungen mehr unabhängige Beurteilung nach einem innern Wertmaßstabe ertragen, unternimmt es die moderne Kulturwissenschaft, den Fortschritt der Menschheit zu erweisen. Noch ist die Gesamtformel nicht gefunden, die den Inhalt der Veränderung allgemein genug und doch nicht aller Bestimmtheit bar zusammenfaßte. Aber daß diese Bedingungen der Existenz, die natürlichen sowohl wie die gesellschaftlichen, sich gebessert haben, ist auch durch wenige Hinweise zu zeigen. Überwältigend ist der Einfluß der umgebenden Natur auf die ursprünglichen Völker. Aber an nicht wenigen Erdstellen hat die Kultur durch Entforstung und Entwässerung das Klima gebessert, durch tausendjährige Arbeit den Boden tragfähiger gemacht, durch Ausrottung und Anzucht Pflanzen- und Tierwelt nützlicher gestaltet — und durch alles dies den nachwachsenden Geschlechtern ihre Thätigkeit erleichtert. In noch bedeutungsvollerer Weise haben sich die sozialen Lebensbedingungen fortschreitend gebessert. Die ganze Struktur der Gesellschaft hebt den Nachgeborenen von vornherein auf eine andere Stufe. Die Entwickelung der Familie aus dunklen Gruppenverhältnissen heraus hat die Stellung des Weibes zum Manne von den harten Normen des Rechtes des Stärkeren befreit, die Kinder aufhören lassen ein bloß materieller Besitz der Eltern zu sein — damit freie Bahn für die Thätigkeit moralischer Kräfte gemacht. Nicht mehr erkauft die Gemeinschaft staatliche Existenz dadurch, daß sie das Eigentum eines Despoten wird: die Herrscher

Digitized by Google

werden zu ersten Dienern des Staates, der sich die Förderung aller seiner Glieder zum Ziele setzt. An die Stelle der Gaukelei von Zauberern ist die liebevolle Arbeit von Seelenärzten getreten. Aus dem Zwange eines rohen Ceremoniells wird zunehmend das ungeschriebene Gesetz feinfühliger Achtung der fremden Besonderheit. Nicht anders mit den Funktionen der Gesellschaft. In eine ganz verschiedene Empfindungswelt tritt der neue Bürger. Mußten die kleinen einander feindlichen Gesellschaften ursprünglicher Zeiten zu ihrer eigenen Erhaltung die egoistischen Triebe fördern, so verlangt jetzt die engere Vergesellschaftung im Staate und in der Menschheit altruistische Gefühle und weiß sie zu erziehen. Eine hochentwickelte Sprache, ein sich durch selbständiges Finden und durch rüstige Arbeit an der Eroberung der Vergangenheit immer mehrender Ideenschatz ist schon ein Erbteil der Väter, das jeder erwerben kann, um es zu besitzen. Aus dem Wissen folgt eine Beherrschung der Natur, deren Möglichkeit der Barbar nicht ahnte. All die dürftigen Prozesse, in denen er mit ihr rang, sind so vervollkommnet, eine aufgespeicherte Menge von Produkten gewährt von vornherein einen solchen Wohlstand, daß nicht mehr die ganze Menschheit im Kampfe um des Tages Notdurft aufgeht. Offen steht endlich der hohe Saal der Kunst, und wem ein Ohr gegeben, kann in sich widerhallen lassen, was begnadete Künstler auf einsamen Höhen des Lebens in geweihten Augenblicken erlauscht haben von der Harmonie der Sphären.

17 Aber, so wird eingewendet, nicht von dem ältesten Zustande bis zum gegenwärtigen — deren Zusammenhang zudem der Natur der geschichtlichen Kunde nach nie streng erweislich sein kann — zwischen jeden zwei Punkten der Entwickelung müßte der Fortschritt vorgemessen werden können, wenn jene wirklich eine aufsteigende Linie darstellte. Er müßte es, wenn er in gerader Linie erfolgte. Aber gerade dies kann er der Natur der Sache, der Menschennatur nach nicht. So lange noch mehr vereinzelte Völker die Träger des menschlichen Fortschritts waren, wechselte selbst das Subjekt; in der Völkergemeinschaft geht wenigstens die Führung von einem zum andern über. Und hier wie dort gilt, um nur das wichtigste zu erwähnen, das Gesetz der natürlichen Reaktion: eine Zeitlang wird einseitig eine Entwickelung gefördert, die andere vernachlässigt, vielleicht geradezu geschädigt — dann erfolgt ein Umschlag und dasselbe beginnt von der andern Seite. Aber diese so ungleiche, sprunghafte Art der Entwickelung mit ihren Rückschlägen, ihrer bald in die Höhe, bald in die Breite gehenden Richtung widerlegt nicht die Perfektibilität der Menschheit. Ist sie eine unbegrenzte? Sanguiniker wie Fourier haben es behauptet. Zwar hat nur falsche Analogiebildung den Völkern Lebensalter nach Art derer des sterblichen Individuums zugeschrieben; aber im Dunkel liegt die Zukunft: niemand weiß, wann der Entwickelung

Digitized by Google

ein Ziel geſetzt ſein wird. Nur ſoviel iſt ſicher: auch die Betrachtung der Thatſachen, wie ſie in dem überſehbaren Stücke der Menſchengeſchichte vorliegen, zeigt eine aufwärts gerichtete Bewegung.

Iſt es aber ſo, dann kann auch der Wert der geſchichtlichen Arbeit 18
nicht fraglich ſein. Nicht an einem feſtliegenden Rade dreht der geſchichtliche Held, nicht den traurigen Weg zum Verfall leitet er, ſein Banner trägt die Inſchrift: „Excelsior.“ Im Wettkampf der Nationen wird nach dem Fortſchritt der Menſchheit gerungen. Für die Menſchheit hat alſo gearbeitet, wer eine Nation ſo geeint hat, daß ſie ihrer eigenen Kräfte ſicher als Mitſtreiter eintreten kann in die große Arena. Darum freuen wir uns, daß wir einen ſolchen Helden den unſeren nennen können, freuen uns immer von neuem, wenn der Tag wiederkehrt, an dem er uns einſt geſchenkt ward, und aus vollem Herzen rufen wir: Unſer Kaiſer und König Wilhelm, er lebe hoch!

3.

Der Wettkampf.

Von Ernſt Curtius.

Altertum und Gegenwart. Geſammelte Reden und Vorträge. Erſter Band, 3. Aufl. (Berlin 1882). S. 132—147. Die Rede iſt gehalten in Göttingen 4. Juni 1856.

Sie kennen alle jenes Gemälde, in welchem ein geiſtvoller Künſtler unſerer 1
Tage es gewagt hat, mit kühner Hand den Anfang aller Menſchengeſchichte darzuſtellen. Der Rieſenbau, der als ein Denkmal titaniſchen Übermuts in den Himmel ſteigen ſollte, iſt durch die Hand des göttlichen Zorns gehemmt und die Geſchlechter der Menſchen, aus ſchmachvollem Frohndienſte befreit, trennen ſich in Gruppen, um von nun an verſchiedene Bahnen einzuſchlagen.

Mit trägem Schritt zieht in der Mitte ein Volk dahin, das von niederen 2
Lüſten beherrſcht die Bilder der Götzen, welche hier zu Schanden geworden ſind, in dumpfem Wahn umklammert hält; zur Linken ſehen wir eine edlere Schar, eine Gruppe von Hausgenoſſen, traulich verſammelt um das Haupt eines Patriarchen, welcher mitten unter dem Toben der Völker wie ein guter Hirt die Seinen zuſammenhält; zur Rechten aber ſprengt eine Jünglingsſchar in das Land, um mit ſtürmender Hand die Welt zu gewinnen.

Digitized by Google

3 Während der Sohn des Sem rückwärts blickend noch versenkt ist in den Anblick des lebendigen Gottes, der sich im Strafgerichte offenbart hat, sind die Japetiden nur vorwärts gerichtet; im frohen Gefühle entfesselter Kraft eilen sie in die Bahn wetteifernder Thatenlust. Bald lassen sie die andern Völkergruppen weit hinter sich zurück und beginnen, in Stämme und Zungen mannigfach gegliedert, unter einander den großen Wettkampf, indem sie über die gegen Abend gelegenen Hoch- und Tiefländer der Erde rastlos sich ausbreiten und an ihre Schritte den Gang der Weltgeschichte fesseln.

4 Diese Stämme haben alle den männlichen Trieb der Thatenlust als Erbteil empfangen; sie sind alle zu staatgründenden Völkern geworden; sie haben sich in Heldenliedern bezeugt, sie haben in Bild- und Bauwerken bleibende Denkmäler auf Erden hinterlassen. Je weiter sie aber im Osten zurückgeblieben sind, um so früher erscheinen sie uns in ihrer lebendigen Entwickelung gehemmt, in unbeweglichen Lebensformen erstarrt, oder auch mit fremdartigen Bestandteilen dergestalt verwachsen, daß jener Grundzug der arischen Völker verhüllt oder verwischt worden ist.

5 Um so reiner tritt er uns wieder entgegen, wenn wir aus Iran und Mesopotamien zu jenen Stämmen kommen, die früher und weiter gegen Abend gewandert sind, die im kleinasiatischen Halbinsellande Wohnung gemacht und mit Vorliebe solche Gegenden aufgesucht haben, wo Meer und Gebirge sich durchdringen. Wie nahe liegen die Wohnsitze der Lycier den Grenzen assyrischer Machtbildung und welch' ein Gegensatz zwischen den entnervten und in äußerlicher Pracht verkommenen Gestalten, die uns in den Palästen von Ninive entgegentreten, und jenem apollinischen Volke, das sein enges Land zwischen Fels und Meer so heldenmütig allen Barbaren gegenüber verteidigt hat, dessen Kunst, wie unzählige Denkmäler bezeugen, das Gepräge jenes höheren Lebens trägt, welches das untrügliche Kennzeichen des hellenischen Völkergeschlechts diesseit und jenseit des ägäischen Inselmeeres ist! Wenn Sie daher, hochverehrte Anwesende, dem raschen Gedankenzuge von Babel bis Jonien gefolgt sind, so werden Sie jetzt dem Vertreter des klassischen Altertums, welchem Sie die Ehre gönnen an diesem Tage Ihr Redner zu sein, wie ich hoffe, um so lieber gestatten, auf dem Gebiete zu verweilen, an dessen Grenze er Sie geführt hat, und den Gedanken näher zu entwickeln, daß jener Grundzug des arischen Volkscharakters — wetteifernde Thatenlust — bei den Hellenen in größter Reinheit und vorbildlicher Bedeutung sich uns offenbart.

6 Sollte ich Ihnen mit einem Worte ein Kennzeichen des hellenischen Lebens angeben, durch das es sich von dem aller anderen Völker unterscheidet — ich würde sagen, es sei der Kranz. Ja der Kranz ist das Wappenzeichen der Hellenen, das Symbol ihrer eigentümlichen Macht und Größe. Warum er-

Digitized by Google

schraken sonst die stolzen Feldherren im Gefolge des Xerxes, als sie hörten, daß während des Anrückens ihrer Land- und Flottenheere die Griechen am Alpheios um Olivenkränze stritten? Sie erschraken, weil ihnen die Ahnung aufging von einer ihnen durchaus neuen Schätzung des Lebens, von einer Ansicht, die nicht im behaglichen Besitze, im ruhigen Genusse, sondern im Ringen und Streben den Wert des menschlichen Daseins suchte, und dieser Ansicht, das fühlten sie, müsse eine ganz eigene Art des Heldentums entsprießen. Es war aber nicht nur in Delphi und Olympia, es war überhaupt nicht nur in den Schranken der Rennbahn, daß die Hellenen ihre Wettkämpfe hielten; ihr ganzes Leben, wie es uns in der Geschichte des Volks vorliegt, war ein großer Wettkampf.

Ein Wettkampf — zunächst der Stämme. Zwar sehen wir auch in der 7
orientalischen Geschichte die verschiedensten Stämme mit einander ringen; ein Volk erhebt sich über das andere und drängt es aus seiner Stelle; aber hier gilt es nur einen bestimmten Besitz. Ist dieser gewonnen, so folgt das Leben wieder den alten Gleisen; mit Erreichung des Ziels hört das Streben auf, und der Stämme Eigentümlichkeit verschwindet.

Die hellenische Geschichte beginnt, so wie sich die Stämme einander gegen- 8
übertreten; sie besteht wesentlich in der Wechselwirkung derselben und schließt, sowie diese aufhört.

Freilich treten sie nicht gleichzeitig auf. An der Ostseite des griechischen 9
Meeres erwacht das geschichtliche Leben, in den Küstenländern Kleinasiens, wo hellenische Stämme ihrer Kraft und ihres Berufs bewußt werden. Aber kaum haben sie den älteren Seevölkern die Kunst der Schiffahrt abgelernt, so fahren sie westwärts von Küste zu Küste, um die jenseitigen Bruderstämme zu erwecken und zum Wettkampfe aufzurufen. Zunächst sind sie die Gebenden. Sie bringen Schrift und Maß, sie lehren neue Götter kennen und verehren, sie lehren Städte bauen und Staaten gründen. Aber während des Empfangens erstarken die Binnenvölker; ein Stamm nach dem andern unter ihnen erhebt sich, und so wie sie aus den engen Bergkantonen hervortretend mit dem Meere in Berührung kommen, gewinnen sie Namen und Bedeutung. Nun drängen sie die jenseitigen Stämme bei Seite, nun gründen sie eigene Staaten — achäische, äolische, dorische — und je mehr diese Staaten in Städten ihren Mittelpunkt finden, um so bestimmter prägt sich der Stämme Eigentümlichkeit in Verfassung, Kunst und Sitte aus, um so lebhafter entbrennt der große Wettkampf. Denn nun bilden sich nicht nur die Hauptunterschiede aus, die des dorischen und ionischen Wesens, sondern auch innerhalb der Stämme beginnt der Städte Wettkampf, namentlich bei den Joniern, welche nur in der mannigfaltigsten Entwickelung ihre Befriedigung finden.

Blicken Sie auf die Küste Kleinasiens! Auf einem Raume, welchen man 10

Digitized by Google

mit heutiger Geschwindigkeit in kurzer Tagesfahrt durchmessen könnte, erheben sich zwölf Städte neben einander und jede Stadt ist eine Welt für sich. Niemals ist so viel Geschichte wieder auf so engem Raum zusammengedrängt gewesen, niemals in regem Wetteifer der Kräfte so viel Energie entfaltet worden. Jede Stadt sucht ihren Beruf. Die eine ist landeinwärts gerichtet; sie ist beschäftigt den Binnenhandel an sich zu ziehen, die reichen Flußthäler auszubeuten, Lydien und Hellas zu verbinden. Die anderen Städte sind ganz der See zugekehrt, unter einander wetteifernd unbekannte Meere zu durchschiffen, neue Länder und Völker, neue Schätze der Erde zu entdecken. Milet dringt durch die Pforten des Pontus; aus dem Schleier nordischer Nebel zieht es die unermeßlichen Kornebenen Scythiens, während es zugleich die Wunder des Nillandes aufschließt; den fernen Westen entdecken die kühnen Seefahrer aus Samos und Phokaia, die ebensowohl Kriegsleute wie Kauffahrer waren. Zur Sicherung ihrer Handelsverbindungen gründen sie ihre überseeischen Faktoreien, diese erwachsen zu blühenden Tochterstädten, welche an den Ufern des Don wie an Rhone und Ebro die Pflanzschulen hellenischer Sitte wurden.

11 Milet war die Königin der Meere, ein griechisches Tyrus, der Markt der Welt. Athen und Sparta waren Winkelstädte gegen Milet — ja das ganze Griechenland, das wir das eigentliche zu nennen pflegen, war an Wohlstand, Glanz und Weltbildung von den westlichen und östlichen Kolonien weit überflügelt.

12 Aber in diesem Gedeihen lag der Keim der Entartung. Und worin zeigte sich diese? In nichts anderem als daß die üppigen Städte dem Principe des hellenischen Lebens untreu wurden; der Wetteifer erschlaffte, die Spannkraft erlahmte in trägem Wohlbehagen des Genusses. Darum erblich der Glanz des schönen Joniens, ja des ganzen Stammes Geschichte hätte sich rasch zu Ende geneigt, wenn nicht Athen sie aufgenommen hätte.

13 Die Armut war die Gespielin hellenischer Größe. Auf Attikas dürftigerem Felsboden hatte ionische Volkskraft sich gesund erhalten in der Abwechselung von Arbeit und Genuß, in der glücklichen Verbindung von Freiheit und Zucht, von Tapferkeit und Kunstpflege.

14 Nun wurde der Wettkampf, in welchem sich die Geschichte der Hellenen vollzieht, mehr und mehr ein Wettkampf zweier Staaten. In Sparta war dorische Stammesart am kräftigsten ausgeprägt; Sparta stand an der Spitze der Nation, als der Verfall Joniens anfing; es hatte einen weiten Vorsprung vor Athen. Aber die Ferne des Zieles schreckt den Mutigen nicht; sie spannt nur um so höher seine Kraft. Bald sah Sparta sich überflügelt und wurde nun immer spröder, immer abgeschlossener und schwerfälliger, je freier Athen sich entfaltete, je freudiger es in den Schranken voraneilte. Ja als zum groß-

Digitized by Google

artigsten Wettkampfe die Persernot alle Kräfte des Griechenvolks aufrief, da hat Athen in der Schule der schwersten Drangsale, mit unglaublicher Anstrengung und Opferfreudigkeit den Ehrenkranz gewonnen. Es hat die sittliche Idee der griechischen Geschichte am tiefsten erfaßt, am vollständigsten verwirklicht, und was für den olympischen Sieger der Gesang des Pindar war, das ist für Athen die Rede des Perikles, in welcher er die Gräber des Kerameikos weihte und zugleich — seinen Mitbürgern zur Erhebung, allen nachfolgenden Menschengeschlechtern zur Bewunderung — ein lebensvolles Bild dessen entfaltete, was unter göttlichem Segen durch der Bürger wetteifernde Tüchtigkeit Athen geworden war.

Zum Tode verwundet kam Athen aus dem Bürgerkriege hervor, aber, 15
so oft es sich erholt, beginnt es von neuem den Wettkampf gegen Sparta wie gegen Theben, mit dem der weit zurückgebliebene Stamm der Äolier noch einmal in die Schranken eintritt; es erneuert Makedonien gegenüber seinen geschichtlichen Anspruch die erste Stadt der Hellenen zu sein und seine letzten Versuche sind auch die letzten Atemzüge der griechischen Geschichte.

Es ist unrecht, die griechische Staatengeschichte im Vergleiche mit anderen 16
gering zu schätzen und den raschen Verlauf derselben, ihre ruhelosen Kämpfe und Gärungen als einen Beweis dafür anzuführen, daß die Hellenen zur Lösung politischer Aufgaben nur geringe Befähigung besessen hätten.

Der beste Gegenbeweis ist die Thatsache, daß die Hellenen alle Gattungen 17
von Staatsverfassungen bei sich ausgebildet, ihre verschiedenen Formen klar ausgeprägt und zugleich eine für alle Zeit maßgebende Staatslehre begründet haben. Ein Volk, dessen Geschichte mit der Politik des Aristoteles abschließt, ist gewiß kein unpolitisches. Aber je mehr die edelsten Staaten des Altertums in der freien Entfaltung aller menschlichen Anlagen ihren Beruf erkannten — denn auch der einzelne Staat war eine Palästra bürgerlicher Tüchtigkeit, wo dem Bestbewährten als Preis Macht und Ehre erteilt wurde —, um so rascher verzehrten sich die Kräfte, um so kürzer war die Lebensdauer jener Staaten. Dazu kommt, daß nach der Schwäche menschlicher Natur jener Wetteifer der Staaten zum blutigen Kampfe wurde. Auch Athens Ehrgeiz, so edler Quelle er entsprungen war, ist zur rücksichtslosesten Herrschsucht ausgeartet, und so ist die vom Wetteifer entfachte Flamme der Begeisterung ein Feuer geworden, das im Brande des Bürgerkriegs die Blüte der Staaten frühzeitig vernichtet hat.

Lauterer und wohlthätiger ist der Wetteifer auf dem Gebiete geblieben, 18
auf welchem alle bereit sind der Hellenen volle Bedeutung anzuerkennen. Denn während ihren Staatsbildungen — so lehrreich allen Zeiten ihre Betrachtung sein wird — doch keine über den Kreis ihrer Volksgeschichte hinausreichende Gültigkeit zugeschrieben werden kann, sind sie in Kunst und Wissenschaft bis

Digitized by Google

heute die Gesetzgeber geblieben, und diese weltgeschichtliche Stellung verdanken sie jenem Triebe, der ihnen keine Ruhe ließ, bis sie das Ihrige gethan hatten, um alle dem Menschen verliehenen Kräfte zu entwickeln und dieselben bis zur vollständigen Ausbildung durch den Reiz des Wetteifers in Spannung zu halten.

19 Die ganze Poesie der Hellenen ist im Wettkampfe groß gezogen. In den Palästen der Fürsten, an den Grabhügeln der Helden, vor den Tempeln der Götter, auf den vollen Märkten der Städte wetteiferten die Rhapsoden. In diesen Kämpfen erstarkte die epische Kunst zu jener vollen Kraft und Sicherheit, in der uns von Anfang an das griechische Epos entgegentritt. Als Wettgesang vor dem versammelten Volke blieb die Kunst auch bei vollendeter Meisterschaft durchaus national; sie konnte nicht erstarren in schulmäßigen Formen, noch in Künstelei und Willkür des Geschmacks abirren. Sie schloß sich den Neigungen und Stimmungen der verschiedenen Stämme an, und während dem Phlegma ackerbauender Äolier das lehrhafte Epos zusagte, gaben die feuriger bewegten, thaten- und wanderlustigeren Stämme dem Heldenliede Homers den Preis vor Hesiod.

20 Im Wetteifer der Stämme bildete sich die griechische Musik, ordneten und gründeten sich die nationalen Weisen lyrischer Kunst. Im Namen der Götter wurden die Hymnensänger aufgeboten, und es empfing den Ehrenpreis, wer bei dem Weihfeste des neuen Tempels die große Diana von Ephesus am herrlichsten gefeiert hatte.

21 Am vollkommensten aber entfaltete sich hellenischer Wetteifer in der vollendetsten Kunstgattung — im Drama. Denn ein großartigeres Schauspiel bürgerlichen Wetteifers hat die Welt nicht gesehen, als wenn zu des Dionysos Ehren die Festchöre aufzogen, welche die reichen Bürger Athens im Namen der Stämme, denen sie angehörten, ausgestattet und eingeübt hatten. Hier traten alle Geisteskräfte, mit denen die Hellenen gesegnet waren, alle Künste, die in Athen blühten, in brüderlichem Wetteifer zusammen. Die Baukunst empfing die Bürger und Gäste in ihren Marmorhallen und schmückte die Bühne mit Hilfe der Malerei und Plastik; die Orchestik ordnete die Tänze, die Musik beseelte die Chorlieder, der Schauspieler dachte sich in die Seele der Heroen hinein, deren Thaten und Leiden er dem Volke vorführte — alles aber diente wetteifernd der königlichen Kunst, der Poesie, die das Ganze leitend zusammenhielt. Wenn in solchem Geiste nach dem Höchsten gerungen wurde, so begreift man, daß die Athener ihrem von Land- und Seesiegen heimkehrenden Helden keine größere Ehre zu erweisen wußten, als daß sie ihm zwischen den wetteifernden Chören des Äschylos und Sophokles das Urteil des Preisrichters anheimgaben.

22 Alle Kunst der Griechen war an unmittelbare Anerkennung von seiten

Digitized by Google

des Volks gewöhnt. Der Geschichtschreiber las dem Volke seine Geschichte vor, die Meister und Schüler der bildenden Kunst wetteiferten in Darstellung der Götter und Heroen vor dem Volke. Das ganze Volk wurde überall in die Interessen der Kunst hereingezogen; es wurden alle zum Prüfen, zum Urteilen gewöhnt und lernten von Jugend an durch begeisterte und selbstthätige Teilnahme den Genuß erhöhen. So wurde die Kunst, so namentlich das Theater den Griechen eine Volksschule im höchsten Sinne des Worts.

So sehr es aber auch der freie Wettkampf der Kräfte war, der wie der 23
belebende Hauch durch die gesamte Thätigkeit, durch alle Leistungen der Griechen hindurchwehte, so waren sie doch weit entfernt, den Trieb, welchen der Wetteifer anregt, seiner natürlichen Beschaffenheit zu überlassen, in welcher er mehr zum Schlechten als zum Guten führt. Sie haben den wilden Trieb gezähmt, sie haben ihn gesittigt und veredelt, indem sie ihn der Religion dienstbar gemacht haben.

An sich scheint die Religion, in welcher Form sie sich auch darstellen 24
mag, am wenigsten geeignet und berufen zu sein, den Trieb des Wetteifers zu erwecken. Im Gefühle des Unvermögens wurzelnd, demütigt sie den Menschen der Gottheit gegenüber und anstatt ihn zu eigenwilligen Kraftäußerungen und neuen Erwerbungen anzuspornen, verpflichtet sie ihn am Gegebenen festzuhalten und in selbstverleugnender Treue den väterlichen Überlieferungen anzuhangen. Wie sehr die Hellenen diese Bedeutung der Religion zu würdigen wußten, beweist die musterhafte Treue, welche sie mitten in der ruhelosen Bewegung ihres bürgerlichen Lebens den überlieferten Ordnungen des Gottesdienstes bewahrt haben, und wenn die Propheten des alten Bundes ihre immer wankelmütigen Landsleute auf die Heiden hinweisen: gehet hin in die Inseln Chitim und schauet, ob es daselbst so zugehe, ob die Heiden ihre Götter ändern! — so findet dies auf alle Hellenen, namentlich auf die Athener Anwendung; es hat in religiösen Dingen kein konservativeres Volk gegeben.

Indessen tritt ja das Volk nicht bloß im Gefühle der Machtlosigkeit und 25
Hilfsbedürftigkeit seinen nationalen Göttern gegenüber, sondern auch beim Opfer des Danks für den empfangenen Erntesegen, und es scheint die freudige Anerkennung und Aneignung desselben vor den Göttern die natürlichste Form des Dankes zu sein. Darum finden wir bei Hellenen wie bei Barbaren die Opfer mit Opfermahlzeiten, mit frohen Festen und Lustbarkeiten verknüpft. Hier aber tritt uns gerade die Eigentümlichkeit des hellenischen Wesens recht deutlich entgegen. Bei den andern Völkern besteht die Festfreude im Vollgenusse der irdischen Güter; die Hellenen kannten eine höhere Freude, und diese fanden sie in der durch jugendlichen Wetteifer gesteigerten und durch Teilnahme des ganzen Volks begeisterten Übung ihrer Seelen- und Körper-

Digitized by Google

kräfte. Denn um ihre Götter zu ehren, glaubten sie nicht nur die Erstlingsfrüchte der Felder, die kräftigsten Tiere ihrer Herden, sondern vor allem die Blüte der Jugend in ihrer Gesundheit und Kraft den Göttern darstellen zu müssen, und zwar nicht bloß in feierlichen Aufzügen, in festlichen Tänzen, sondern auch in freudigem Wettkampfe sollten ihre Jünglinge zeigen, daß sie die reichlich empfangenen Gottesgaben zu voller Entwickelung zu fördern nicht träge gewesen seien. So sind die Wettkämpfe ein Opfer des Danks, dessen die Götter sich freuen.

26 Darum sind alle regelmäßigen Wettkämpfe, die wir in geschichtlicher Zeit nachweisen können, an Götterfeste geknüpft; ihre Schauplätze sind ursprünglich die Tempelhöfe, die eigentlichen Zuschauer die Götter. Ihnen wird ja alles verdankt, was zum Wettkampfe befähigt, die Spannkraft der Muskeln, die im Laufe ausdauernde Brust, die Harmonie der Glieder, die Stimme des Gesangs wie die geistbeseelte Rede — was also immer an Ehre und Gewinn dadurch erworben wird, gebührt von Rechts wegen der Gottheit. Der Mensch hat neben ihr keinen Anspruch. Die gewonnenen Dreifüße werden also zum dauernden Schmucke um das Haus des Gottes aufgestellt, und wer den goldenen Siegespreis, den er mühevoll genug errungen hat, etwa heimtragen wollte, der würde dem Gotte das Seine nehmen, er würde der Strafe des Tempelraubes verfallen, und die Gemeinde, welche ihn schützen wollte, müßte aus der Genossenschaft des gottesdienstlichen Vereins ausgestoßen werden.

27 Je deutlicher sich die Hellenen in ihrem Volksbewußtsein von den Barbaren unterscheiden lernten, um so lauterer und eigentümlicher haben sie die Idee des Wettkampfes entwickelt, und diejenigen unter ihnen, welche jenen Gegensatz am kräftigsten darzustellen berufen waren, die Dorier, haben am entschiedensten dahin gewirkt, jede Rücksicht auf Eigennutz und alle unreinen Beimischungen zu entfernen. Die Wertpreise verschwinden, damit keiner, den schnöder Gewinn anlockt, an den heiligen Schauspielen sich beteilige. Der Kranz von Blättern, der Laubzweig, die wollene Binde haben ja keinen andern Wert, als daß sie Symbole des Sieges sind, die von den Göttern selbst — wie die dem Timoleon von der Tempeldecke auf das Haupt fallende Binde — oder in der Gottheit Namen von den stellvertretenden Preisrichtern vor den Augen des Volks ausgeteilt werden.

28 Der Kranz ist vom Baume, welcher dem Gotte heilig ist. Wer mit dem Kranze angethan wird, stellt sich dadurch als ein dem Gotte Zugehöriger dar; er wird ihm zugeeignet und gleich wie das Opfertier bekränzt wird, damit es als göttliches Eigentum gegen jede unheilige Menschenhand sicher gestellt werde, wie Häuser, Straßen, Plätze durch ihre Bekränzung den Göttern sinnbildlich zugeeignet werden, deren Laub sie tragen — so wurde auch der Sieger, wie

Digitized by Google

ein den Göttern wohlgefälliges Opfer mit Binden geschmückt, mit Kränzen geweiht. Auf alten Vasenbildern sehen wir den stolzen Sieger, dem das beneidenswerteste Erdenglück zu teil geworden ist, dargestellt, wie er sich demütig den starken Arm umbinden läßt, um dann im Tempel vor den Augen des Gottes Palmzweig und Kranz zu empfangen. Auch die Kränze pflegte der Sieger nicht als Eigentum mitzunehmen, sondern im Heiligtume der heimatlichen Gottheit, die seine Jugend gnädig behütet hatte, aufzuhängen.

Damit steht noch ein anderes in nahem Zusammenhange, nämlich daß 29
in den Schranken nicht gestattet war mit roher Kraft zuzufahren oder nach eigenen Gelüsten den Kampf zu führen. Es wurde ja niemand zugelassen, welcher nicht nach hellenischem Brauche kunstmäßig seine Kraft ausgebildet hatte, und keiner empfing den Siegerkranz, welcher sich nicht allen feierlich beschworenen Normen des Kampfes willig unterworfen hatte.

So haben die Hellenen durch einfache Bräuche und Satzungen den Menschen 30
auf des Glückes Gipfel demütig zu halten gewußt; sie haben den Sporn des Wetteifers angewendet, um sich gegen des Fleisches Trägheit zu schützen, aber sie haben den Eifer von allem Selbstischen zu klären gesucht, sie haben den wilden Trieb des Ehrgeizes geordnet und veredelt durch die Zucht des Gesetzes und der Religion.

Was sie als Ziel erstrebten, liegt deutlich vor uns; in diesem Streben 31
offenbart sich uns der Geist der Hellenen auf der Höhe seiner sittlichen Kraft, und die Anerkennung desselben sollen wir uns nicht etwa durch den Gedanken verleiden lassen, daß jenes Streben in Wirklichkeit ein durch Leidenschaft vielfach getrübtes, durch Schwäche gehemmtes gewesen sei. Das ist freilich leicht zu erkennen und nachzuweisen. Aber wenn ein Mann, mit herrlichen Gaben geschmückt, segensreich in unserer Mitte gewirkt hat, so werden wir doch, wenn wir sein Leben und Wirken darstellen, nicht bei den Mängeln und Schwächen verweilen, welche er mit allen Wesen seiner Art teilte, sondern vorzugsweise bei dem Großen und Ausgezeichneten, bei der besonderen Kraft, die Gott in ihm uns hat offenbaren wollen. Ebenso dürfen und sollen wir auch die Völker des Altertums betrachten. Dieser Idealismus ist das schönste Vorrecht der klassischen Philologie. Denn was ein einzelner, was ein Volksstamm in der Blüte seiner Kraft, im höchsten Aufschwunge seiner Natur, in seinen besten Tagen und Stunden ist, das ist er wirklich und ganz, und das sollen wir zur Erinnerung unserem Gemüte einprägen.

So lange die Hellenen in dieser Weise um den Kranz kämpften, waren 32
sie ein mächtiges, ein unüberwindliches Volk; sowie ihre Schwungkraft ermattete, verlor der Kranz seine Bedeutung und blieb nur als eitler Schmuck in Geltung. Die Kirchenväter eiferten gegen die Bekränzung, weil sie in ihr

Digitized by Google

nur eins der auffallendsten Zeichen heidnischer Götterverehrung sahen. Uns aber soll der hellenische Kranz kein Ärgernis sein, sondern das Symbol eines auch für uns vorbildlichen Strebens.

33 Dieser Standpunkt ist durch die ehrwürdigste Autorität unserer Kirche vertreten. Denn derselbe Mann, der auf dem Areopag den unbekannten Gott verkündete und statt des Kranzes das Kreuz mit der Dornenkrone in Hellas aufrichtete — wie sehr liebt er es, sich selbst in seinem Ringen und Laufen einem Wettkämpfer zu vergleichen, wie eindringend ermahnt er seine Korinther, ihren isthmischen Kampfhelden nachzueifern, wie treffend hebt er in seinen Briefen die vorbildliche Bedeutung der hellenischen Agonistik hervor! Diese findet er zunächst in der Enthaltsamkeit, der sich der Kämpfer befleißigen muß, um seinen Leib leicht und kampfrüstig, seine Glieder schwungkräftig zu erhalten; zweitens ist es der Gehorsam, der gefordert wird, die Verleugnung aller selbstsüchtigen Willkür, die Anerkennung einer festen Ordnung, in welcher dem Kleinode nachgejagt werden soll; es ist endlich — wie es die Alten in den Erzbildern ihrer Olympioniken unnachahmlich darzustellen wußten — das Sich-vorwärts-strecken des ganzen Menschen nach Einem Ziele, zu dem alle berufen werden, zu dem viele laufen, aber nur wenige gelangen.

34 So sollen also auch wir das Große, das im Altertum offenbar geworden ist, nicht bloß erkennen und schön finden; wir sollen nicht schwärmen in bewundernder Erinnerung an das hohe Streben der Hellenen, sondern wir sollen das, was daran ewig gültig ist, der Vergangenheit entreißen und uns mit kräftigem Entschlusse aneignen. Denn nicht für sich, sondern für alle kommenden Geschlechter haben die Hellenen den Barbaren alter und neuer Zeit gegenüber die Wahrheit an das Licht gebracht, daß nicht das Besitzen und Genießen, sondern das Ringen und Streben bis ans Ende des Menschen Beruf und seine einzige wahre Freudenquelle sei.

35 Man hat den Deutschen wohl die Ehre erwiesen, ihnen ein besonderes Verständnis des hellenischen Wesens zuzutrauen. Gewiß ist, daß unser Volk in seiner ganzen Entwickelung durch eine Reihe wichtiger Analogien auf die Geschichte der Hellenen hingewiesen ist. Die Geschichte beider Völker ist nicht nur aus der ihrer Stämme erwachsen, sondern hat den Charakter einer solchen länger festgehalten, als bei anderen Völkern der Fall ist. In Hellas wie in Deutschland hat sich das lebendige Sonderbewußtsein der Stämme gegen den Abschluß einer ausgleichenden Staatsordnung gesträubt und alle Versuche vereitelt, die gemeinsame Volkstümlichkeit in allgemein gültigen und dauerhaften Staatsformen auszuprägen. Hier wie dort ist die nationale Einheit ein geistiger, ein innerlicher Besitz geblieben, eine über den einzelnen Stämmen und Staaten schwebende Idee. Um so mehr ist die geistige Verwirklichung derselben ein

Digitized by Google

Gegenstand des Wetteifers geworden, indem von den begabteren Stämmen jeder nach seiner Weise in Glauben und Sitte, in Kunst und Wissenschaft das nationale Bewußtsein auszubilden gestrebt hat, und was in diesem großen Wettkampfe der Kräfte Gutes und Schönes gelungen ist, das ist bei den Deutschen wie bei den Griechen des ganzen Volkes Gesamtbesitz geworden, und wer kann verkennen, wie viel auch unsere Bildung, unsere Litteratur diesem Wettkampfe verdankt.

Zur Teilnahme an diesem Wettkampfe, der uns die frische Strömung und 36
den Reichtum des inneren Volkslebens verbürgt, sind vor allen die Universitäten unseres Vaterlandes berufen; ja sie sollen diesen Kampf in seiner reinsten Form, in seiner vollen Idealität darstellen. Nirgends sollte lebendiger als hier der gemeinsame Besitz vaterländischer Bildung als das teuerste Erbe, das wir von den Vätern empfangen haben, erkannt und erfaßt werden; hier soll es mit treuen Händen gepflegt und mit Hinblick auf das gemeinsame Ziel unverdrossen erweitert werden. Andrerseits hat aber auch jede einzelne der deutschen Hochschulen nach ihrer örtlichen Lage, ihren Verhältnissen und ihrer eignen Vergangenheit ihren besonderen Beruf, ihre eigentümliche Bahn. Jeder ist die Freiheit, jeder die Pflicht gegeben nach dem höchsten Kranze zu ringen.

Aber ist nicht auch jede unserer Universitäten für sich berufen, ein Kampf- 37
platz des Wetteifers zu sein? Werden nicht die Männer, denen das Lehramt anvertraut ist, je brüderlicher sie im Gefühl des gemeinsamen, hohen Berufs zusammenstehen, um so lebendiger mit einander wetteifern in Erweckung der Jugend, in Förderung der Wissenschaft? Ja dieser Wetteifer erstreckt sich weit über die Grenze des zeitlichen Zusammenlebens; denn die geistigen Genossenschaften gehen durch Generationen hindurch, und wenn die Hellenen ihre Heldengräber mit Kampfspielen ehrten, um zu zeigen, daß die Tugenden der Väter nicht mit ihnen in das Grab gesunken seien, so feiern wir das Gedächtnis der teuern Männer, die uns angehört haben, durch den Eifer ihre Tugenden fortzupflanzen, ihr Andenken lebendig zu erhalten und in ihre Arbeit rüstig einzutreten. Die Jugend aber — wie könnte sie aus so vielen Städten und Gauen des Vaterlandes hier zusammenströmen, ohne daß dadurch die in den einzelnen schlummernden Kräfte zu gemeinsamem Streben geweckt, zum freudigen Wetteifer begeistert werden sollten!

An Eifer und Wetteifer fehlt es freilich nirgends unter den Menschen 38
und von Jahr zu Jahr rennen sie mit steigender Ungeduld durcheinander, damit einer dem andern den Preis abjage. Aber da handelt es sich um Gewinn und Besitz, um Ehre und Einfluß oder eitlen Sinnengenuß; unser gemeinsamer Beruf fordert einen Wetteifer, wie ihn die Hellenen geübt haben,

Digitized by Google

den Wetteifer, welcher in der freien Entfaltung aller Kräfte, im ſelbſtverleugnenden Streben nach dem höchſten Ziele ſeine volle Befriedigung findet.

39 Daß ich am heutigen Tage gerade dieſe Richtung meinen Gedanken gegeben habe, kann Sie nicht befremden. Denn ich darf ja im Namen einer Univerſität reden, deren Gründung von dem hochherzigen Gedanken ausgegangen iſt, daß ein deutſcher Staat durch Zuwachs an Macht und Ehre zugleich die Verpflichtung empfange, in der Förderung deutſcher Wiſſenſchaft mit allen Nachbarſtaaten zu wetteifern, einer Univerſität, welche den Gedanken ihres königlichen Gründers unter Gottes ſichtlichem Segen verwirklicht, die, ſeit ſie in die Schranken eingetreten iſt, viel unverwelkliche Ehrenkränze gewonnen hat und mit den auserwählteſten Namen deutſcher Nation verwachſen iſt.

40 Ich brauche um ſo weniger zu beſorgen, daß ich Fernliegendes zum Gegenſtande dieſer Rede gewählt habe, wenn ich bedenke, wie der König, welcher dem Gründer der Georgia-Auguſta auch in der Liebe zu ihr nachgefolgt iſt, ſeinen Geburtstag uns für alle Zeiten zum Feſttage gemacht hat. Denn indem er dieſen Tag zur Austeilung der erworbenen Preiſe wie zur Verkündigung neuer Preisaufgaben beſtimmt hat, konnte er dabei doch keine andere Abſicht haben, als die Idee des geiſtigen Wettkampfs, ſo zu ſagen, mitten in unſer Leben hineinzuſtellen und in jährlicher Feier immer von neuem uns vor die Seele zu führen.

41 Wenn nun der Gedanke des königlichen Gründers ſich alſo vererbt und in ſeinem erhabenen Hauſe ſich bis heute ſo lebendig erhalten hat, wie wir es alle mit ehrerbietigem Danke anerkennen, wenn eine erleuchtete Regierung den Ruhm der Georgia-Auguſta wie das koſtbare Vermächtnis zu hüten und auf alle Weiſe zu fördern als eine ihrer heiligſten Verpflichtungen anſieht, ſo liegt es alſo nur an uns, daß die Zukunft unſerer Univerſität ihrer Vergangenheit entſpreche und daß wir dazu alle, jung und alt, in freudigem Wetteifer das Unſere beitragen.

Digitized by Google

4.

Die Natur eines Landes als Faktor seiner Kulturentwickelung.

Von Carl Neumann.

Physikalische Geographie von Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Altertum, bearbeitet von C. Neumann und J. Partsch. (Breslau 1885.) Einleitung. — Das Buch enthält akademische Vorlesungen, welche in den Jahren 1867, 1872, 1877 gehalten und nach Neumanns Tode auf Grund seines Heftes von Partsch herausgegeben sind.

Der Begründer der geographischen Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen 1
Umfange, Carl Ritter, hat es stets als seine Hauptaufgabe betrachtet, die Erde in ihrem Zusammenhange mit den Menschen ins Auge zu fassen, den Einfluß nachzuweisen, welchen sie als Schauplatz und Bedingung menschlicher Thätigkeit auf die Schicksale der Individuen und der Völker, auf den Gang der Kulturentwickelung ausgeübt hat. Indem er hiermit eine Idee durchführte, die schon dem Geiste erleuchteter Griechen, wie Hippokrates, in aller Klarheit vorschwebte, aber damals bei den sehr beschränkten Kenntnissen vom Erdball noch nicht mit der wünschenswerten Evidenz erwiesen werden konnte, hat er der geographischen Wissenschaft einen Inhalt verliehen, kraft dessen sie, obgleich ihrem Wesen und Ursprung nach durchaus eine Naturwissenschaft, gleichzeitig eine philosophische Wissenschaft im eminenten Sinne des Wortes geworden ist. Sie schränkt sich nicht mehr ein auf die bloße Beschreibung eines Naturobjekts, des Erdballs im ganzen oder eines einzelnen Landes, sondern faßt dasselbe als einen Faktor auf, der bestimmend in die Entwickelung und Geschichte der Menschen und Völker eingegriffen und vielfach auch auf Form und Inhalt des geistigen Lebens Einfluß gewonnen hat. Diesen Gesichtspunkt, der vorzugsweise geeignet ist, das Interesse denkender Männer in Anspruch zu nehmen, glaube ich vornehmlich für die Geographie derjenigen Länder festhalten zu müssen, welche den Schauplatz der alten Geschichte bilden.

Ihre Wirksamkeit auf den Menschen verliert die Natur allerdings nie. 2
Die Landesbeschaffenheit spielt auch in der modernen Geschichte der Völker eine bedeutsame Rolle, und zwar mit um so stärkerem Erfolge, als ihr Einfluß ein stetiger, ununterbrochener, unwandelbarer ist. Nur kurz will ich daran erinnern, daß die ganze Kriegsgeschichte ohne Terrainkenntnis unverständlich und interesselos bleibt; das liegt auf flacher Hand. Auch das bedarf keiner Erörterung, daß die physischen Verhältnisse die Hauptgrundlage menschlicher

Digitized by Google

Subsistenz bedingen, indem sie hier vorzugsweise den Ackerbau begünstigen, dort den Menschen vorwiegend auf Handel und Industrie hinweisen oder durch besondere Gaben an besonderen Orten besondere Zweige menschlicher Thätigkeit hervorrufen, daß sie also dem Thun und Treiben der Menschen die charakteristischen Lineamente vorzeichnen, ihm landschaftlich ein eigentümliches, unterscheidendes Kolorit verleihen. Ebenso einleuchtend ist es, daß die verschiedene natürliche Ausstattung benachbarter Landschaften, ihr natürlicher Zusammenhang oder ihre Sonderung, die relative Bedeutung, die sie für einander haben, in die Gestaltung der politischen Ereignisse vielfach eingreifen muß, daß sie Kriege, Bündnisse, Handelstraktate veranlassen kann, die ja sämtlich den Zweck haben, materielle Mängel des eigenen Landes, sei es durch Eroberung solcher Gebiete, die das Fehlende besitzen, sei es im Wege des Vertrages zu ergänzen. In all diesen Beziehungen, in der inneren Entwickelung wie in der internationalen Politik, treten geographische Momente oft genug geradezu als maßgebend auf. Individuen und Völker handeln unter den Impulsen, die sie von der Natur ihres Landes empfangen. Hat man die letztere verstanden, so hat man den Schlüssel zum Verständnis eines großen Teils der Landesgeschichte.

3 Noch viel wichtiger aber sind die physischen Verhältnisse für den stillen unaufhaltsamen Gang der Kulturarbeit. Denn worin bestehen die Fortschritte der materiellen Kultur? Wir können sie in zwei Kategorieen teilen, die sich wieder leicht unter eine höhere Einheit subsumieren lassen. Fortschritte der materiellen Kultur bestehen erstens darin, daß die natürliche Begabung eines Landes immer vollständiger zum Vorteil des Menschen ausgenutzt wird, daß man also den ertragsfähigen Boden immer vollständiger in Anbau nimmt, den Ackerländereien die ergiebigste Ernte ablockt, die mineralischen Schätze des Bodens zu Tage fördert, die Wasserkraft immer vollständiger zur Erleichterung des Verkehrs oder zu industriellen Unternehmungen verwertet u. s. f. In allen diesen Stücken schmiegt sich die Kulturarbeit auf das innigste an die physischen Verhältnisse an. Sie prüft den Boden in allen Beziehungen scharf auf seine Leistungsfähigkeit und sorgt dafür, daß jede nutzbare Kraft desselben in angespannte Thätigkeit gesetzt werde. Eine zweite Kategorie der Kulturarbeiten zielt darauf ab, die Mängel in der physischen Beschaffenheit des Landes zu beseitigen oder sie minder fühlbar zu machen. Hierher gehört die ganze Stufenleiter der Leistungen von den ersten Versuchen, durch ein Kleidungsstück oder eine Hütte den Körper vor den Unbilden der Witterung zu schützen, bis zu der die Gaben aller Zonen ausgleichenden Handelsthätigkeit unserer Tage.

4 Diese Arbeit der Kultur hat Sümpfe entwässert und verwilderte Stromläufe reguliert, sie hat hier durch Trockenlegung und Entholzung, dort durch Waldpflanzungen die klimatischen Bedingungen zu verbessern gesucht, sie ist

Digitized by Google

bemüht, dem sterilen Boden durch Zuführung neuer Stoffe eine erhöhte Kraft zu geben, neue Kulturen einzuführen, die Schwierigkeiten, welche dem Verkehr die Dimensionen des Raumes oder natürliche Hindernisse in den Weg legen, durch den Bau von Brücken und Kanälen, von Chausseen und Eisenbahnen, durch die Durchstechung von Bergen oder von Isthmen zu beseitigen; sie ist bemüht, das, was dem eigenen Lande fehlt und gleichwohl dem Menschen nützlich oder angenehm ist, aus anderen Ländern herbeizuschaffen, und hat in der Belebung des Handelsverkehrs einen der mächtigsten Hebel der Kulturentwickelung in Bewegung gesetzt. In beiden Fällen, — mögen die Kräfte des Landes dem Menschen hilfreich in die Hand arbeiten oder ihm den Dienst versagen — in beiden Fällen bildet die physische Beschaffenheit des Landes den Angelpunkt, um den sich alle Arbeit der materiellen Kultur dreht. Sie ist das Maßgebende und Anregende, das menschliche Thun ist das Produkt ihrer stillen und stetigen Triebkraft.

Alle diese Beziehungen sind sonnenklar; und daraus folgt unmittelbar, 5
daß wir die Leistungen eines Volkes auf diesem Gebiete unmöglich beurteilen können, wenn wir uns nicht zuvor vergegenwärtigt haben, welche Aufgaben seiner Kulturarbeit in einem gegebenen Momente von der Natur gestellt waren und welche es wirklich gelöst hat, d. h. daß wir ohne Einsicht in die geographischen Verhältnisse nicht zu einem vollen Verständnis der Geschichte gelangen können. Aber nur wenige erinnern sich daran, daß die Natur in allen diesen Dingen uns mit sanftem Zügel, doch fest und sicher leitet und vorwärts führt; und eben deshalb verkennt und unterschätzt man zu sehr den maßgebenden Einfluß dieser unverrückbaren, regierenden Kraft.

Man könnte nun leicht meinen, daß der Mensch durch jeden Fortschritt 6
in materieller Kultur, namentlich durch solche Errungenschaften, welche die Mängel in der physischen Ausstattung seiner Heimat auszugleichen imstande sind, sich mehr und mehr von der Natur emancipiere, daß seine Abhängigkeit von den geographischen Bedingungen sich mehr und mehr lockere. Aber diese Ansicht ist nur in sehr eingeschränktem Maße richtig, und ihre Prüfung führt uns unmittelbar zu der besonderen und weit hervorragenden Bedeutung, welche die Geographie gerade für die Geschichte des Altertums besitzt. Was der Mensch auch leisten mag in dem Streben, die Mängel der physischen Verhältnisse seines Wohnorts auszugleichen, — immer sind es die Kräfte der Natur, mit denen er arbeitet. Er nimmt die Kraft des Dampfes und die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes in seinen Dienst, um die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die räumlichen Dimensionen ihm in den Weg legen; er benutzt die Produkte des Auslandes, um zu ersetzen, was ihm die Heimat versagt, und in demselbem Maße, wie er sich von der Heimat emancipiert, vervielfältigt und verstärkt sich durch die Nahrungs- und Genußmittel ferner

Digitized by Google

Zonen, an die er sich gewöhnt, seine Abhängigkeit von fremden Gegenden. Wie der Demant nur mit seinem eigenen Staube sich schleifen läßt, so kann die Natur überall nur durch sich selbst korrigiert werden. Wir können uns nie ihrem Einfluß entwinden; sondern was wir leisten, besteht nur darin, daß wir, um uns dem Einfluß einer Naturkraft zu entziehen, uns unter eine andere stellen, deren Herrschaft uns angenehmer ist.

7 Die Folge ist, daß, je vollständiger wir die Naturkräfte zu unserem Vorteil verwerten lernen, das Gefühl unserer Abhängigkeit von der Natur uns weniger drückend wird, also auch uns seltener zum klaren Bewußtsein kommt. In der Behauptung, daß wir uns durch Kulturarbeit von der Natur emancipieren, liegt nur insofern eine Wahrheit, als wir uns dadurch in der That unabhängiger machen von den physischen Verhältnissen derjenigen Örtlichkeit, in welche das Schicksal uns hineingestellt hat. Und hierin liegt allerdings ein unermeßlicher Fortschritt. Wenn nicht der Handelsverkehr die Gaben verschiedener Länder nach Maßgabe des Bedürfnisses hilfreich verteilte, wenn der Mensch zur Verbesserung seiner Lage sich ausschließlich auf die Mittel verwiesen sähe, welche die Heimat ihm unmittelbar gewährt: so müßte er in der Gestaltung seines Lebens, in seiner Arbeit und in seinem Streben sich auf das genaueste den natürlichen Bedingungen seines Heimatlandes fügen; sie würden für seine Existenz das absolut Formgebende werden. Die Macht der physischen Verhältnisse, in welche der Mensch unmittelbar hineingestellt ist, wächst, je ausschließlicher er sich auf seine nächste Umgebung verwiesen sieht; und da die Verkehrsbeziehungen immer einfacher und ungenügender werden, je tiefer wir in die Vorzeit zurücksteigen, so mußten für die Entwickelung der Völker des Altertums die physischen Verhältnisse der Länder, in welchen sie lebten, ungleich einflußreicher sein, als für den Gang der modernen Kultur, es mußte ihr Leben ein viel getreuerer Abdruck der sie umgebenden Natur werden, als es heute der Fall ist. Wenn wir uns im Geiste zurückversetzen in die ersten Entwickelungsstadien des menschlichen Geschlechts, in jene Zeiten, in welchen der Mensch erst zu lernen anfing, wie er der Natur zu Hilfe kommen konnte, und sich hauptsächlich auf diejenigen Gaben beschränkt sah, welche sie ihm freiwillig zum Genusse darbot, so erkennen wir leicht, daß der Mensch damals vollkommen in den Banden der Natur gefangen lag, daß seine Abhängigkeit von der Scholle, auf der er lebte, von dem Klima, dem er ausgesetzt war, eine vollständige gewesen sein muß. Er war den physischen Kräften, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, in der ganzen Bedürftigkeit der Menschennatur preisgegeben; aber die Übel, Mängel, Unbilden, unter denen er zu leiden hatte, waren ebenso viele Triebfedern, die ihn zur Arbeit, zur Fürsorge anstachelten, sie waren also die Momente, die

Digitized by Google

sein Leben gestalteten. Hier waltet keine Willkür, sondern eine Naturnotwendigkeit; die ersten Entwickelungsphasen sind nicht ein Resultat freier Wahl, sondern sie wachsen aus der Natur des Landes heraus und können ohne sie nicht verstanden werden.

Hierin liegt der Grund, weshalb für die relativ einfachen Verhältnisse 8
des Altertums das geographische Moment eine noch viel bedeutsamere Rolle spielt, als für die späteren Teile der Geschichte. Die Formen des Lebens gestalteten sich entschiedener nach Maßgabe der Anweisung, welche die physische Beschaffenheit der unmittelbaren Umgebung erteilte. Das gilt keineswegs ausschließlich von der materiellen Seite seiner Existenz. Wer imstande ist, sich jene primitiven Zustände zu vergegenwärtigen, in denen der Mensch sich ganz auf die Scholle angewiesen sah, auf der er lebte, ohne von auswärts Hilfe erwarten zu können, erkennt leicht, daß seine totale Abhängigkeit von den Naturkräften, die Wind und Wetter, Sommer und Winter, Gedeihen und Mißwachs der Saaten, Leben und Tod über ihn verhängten, ihm mit doppelter Wucht fühlbar werden mußte. Diesen rätselhaften und unausweichlich waltenden Kräften stand er im Gefühl seiner Ohnmacht, seiner Bedürftigkeit gegenüber, er sah sich völlig auf ihre Barmherzigkeit verwiesen. In diesem Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten, welche das Dasein des Menschen bestimmen, liegen die Wurzeln jeder Religion. Die Religion, die wahre Religion ist kein Luxusartikel, nicht ein Produkt der Laune und Willkür oder der Spekulation, die aus freiem Antriebe in das übernatürliche Gebiet hinüberschweift; sondern sie ist aus der Bedürftigkeit der Menschennatur geboren, sie ist ein Kind der Not des armen Erdenwurms und muß notwendig die Züge ihres Erzeugers tragen, sie muß bekunden, in welchem Punkte die Menschen, bei denen sie entstand, ihre Abhängigkeit von einer höheren Macht am schärfsten und einschneidendsten fühlten. Dahin richtete sich zuerst ihre bange Scheu, dann der schüchterne Versuch, die rätselhaft waltende Macht gnädig zu stimmen. An den Grundgedanken, dem die Gottesverehrung entquollen war, knüpften sich die ersten Formen des Kults, und in Formeln, deren Spruchweise den Vorgängen des menschlichen Lebens entlehnt war, suchte man die besondere Art des Schaffens und Waltens der geheimnisvollen Kraft auszudrücken und sich zu versinnlichen. Wer es sich einmal klar gemacht hat, daß die Religion nicht als ein Produkt spielender Phantasie entstanden ist, sondern als der Ausdruck der Bedürftigkeit des Menschen, des Gefühls seiner Abhängigkeit, der sieht deutlich, daß er die Wurzeln der Religion nur in der Natur zu suchen hat, die den Menschen umgab und sein Schicksal bestimmte; denn sie ist entstanden in einer Zeit, die vor aller Geschichte und vor aller Philosophie und allen Dichtern liegt, in einer Zeit, in welcher nichts den

Digitized by Google

Menschen so empfindlich berührte wie das Weben und Wirken der Naturkräfte, von denen er in seinem ganzen Dasein abhing. Hier allein liegt der Schlüssel zum Verständnis der Mythologie. Sie ist noch vollständiger, als die erste Geschichte ein Produkt der natürlichen Bedingungen, in die der Mensch hineingestellt ist.

9 Das griechische Volk hat uns eine reichere Fülle mythologischer Formeln hinterlassen, als irgend ein anderes, — Formeln, die, wenn sie von späteren Zuthaten gesäubert werden, zum Teil schon durch die Roheit ihrer Ausdrucksweise für ihr außerordentlich hohes Alter sprechen und die nächst der Sprache selbst als das älteste Produkt der Denkthätigkeit anzusehen sind. Der Grund jenes Reichtums liegt darin, daß das griechische Volk, vermöge der eigentümlichen Art seiner Begabung, sinnlichen Eindrücken in ganz hervorstechender Weise zugänglich war und den durch sie erhaltenen Impulsen mit großer Nachgiebigkeit folgte. Sein weicher und biegsamer Geist nahm leicht die Form an, welche die Erscheinungen der Außenwelt ihm aufprägten, und da die letzteren höchst mannigfaltiger Art waren, entwickelte sich bei ihm auch jene reich nüancierte Fülle von Formen des religiösen Glaubens und Denkens, durch die es sich vor allen anderen Völkern auszeichnet. Derselbe Reichtum der Erscheinungen, welcher die ersten Produkte des Denkens in der mannigfaltigsten Weise ausprägte, fuhr auch in der Folgezeit ununterbrochen fort, auf allen Gebieten des Lebens in Griechenland eine Fülle von eigentümlichen Gestaltungen zu erzeugen, wie wir sie auf so eng umgrenztem Raume zum zweitenmale nicht wieder in der Weltgeschichte finden. Mit vollem Recht kann man es aussprechen, daß kein Volk der Beschaffenheit seines Heimatlandes so viel zu danken gehabt hat, wie das griechische.

10 Will man im großen und ganzen erkennen, wie vorteilhaft Griechenland von der Natur ausgestattet war, um eine begabte Bevölkerung zur frühzeitigen Entwickelung einer nationalen Kultur anzuregen, so wird es am zweckmäßigsten sein, wenn man sich zunächst theoretisch diejenigen Naturformen vergegenwärtigt, von denen am ehesten zu erwarten steht, daß sie den Menschen zu einer nützlichen und mannigfaltigen Thätigkeit, also auch zu einer harmonischen Ausbildung seiner Kräfte veranlassen werden.

11 Zuerst und vor allen Dingen wird erforderlich sein, daß der Mensch sich der Natur gegenüber in dem Zustande einer gewissen Bedürftigkeit befindet. Wo ihm die Natur alles, was er zu seiner Erhaltung braucht, in den Schoß wirft, ohne daß er sich zu bemühen braucht, wird er träumerisch fortvegetieren; hier fehlt ihm der mächtigste Impuls zur Thätigkeit, — die Not. Anderseits, wo die Natur so unfreundlich ist, daß sie ihm fast alle Mittel versagt, um zu einer behaglichen Existenz zu gelangen, wird er sich auf die Sorge für das Allernotdürftigste einschränken, teils weil Besseres

TAYLOR INSTITUTION OXFORD

Digitized by Google

wirklich nicht zu erreichen ist, teils weil schon durch die Sorge für das Notwendigste seine ganze Kraft erschöpft wird; hier rüttelt die rauhe Natur allerdings den Menschen sehr gewaltig aus dem Traumleben auf, aber nur, um ihn auf eine niedrige Kulturstufe festzubannen, da sie ihm die Mittel zu einer weiteren Verbesserung seiner Lage unerbittlich versagt. Jene Erscheinung, daß der Mensch ohne Antrieb zur Thätigkeit sich auf die Natur verläßt, tritt uns in den Tropen entgegen, diese in den Polar-Regionen. In beiden Zonen beharren die Menschen, so lange sie sich selbst überlassen bleiben, auf niedriger Kulturstufe, da die Natur entweder keine Anregung erteilt oder ihnen kein wünschenswertes und zugleich erreichbares Ziel vorhält. Anders in der gemäßigten Zone. Hier ist die Natur nicht so verschwenderisch, daß dem Menschen das Gefühl seiner Bedürftigkeit erspart wäre, aber doch noch immer so ausgestattet, daß er mit einiger Mühe ihr wohl die Mittel entlocken kann, um nicht bloß der allerdrückendsten Not abzuhelfen, sondern auch zu einer gewissen Behaglichkeit des Lebens zu gelangen. Hier setzen also den Menschen zwei starke Triebfedern in Thätigkeit: einerseits spornt ihn das Bedürfnis, anderseits lockt ihn die begründete Aussicht auf einen befriedigenden Erfolg seiner Mühe. Hier sind die Bedingungen zu früher Kulturentwickelung gegeben, und diese wird um so mannigfaltiger ausfallen, sie wird um so andauernder von Fortschritt zu Fortschritt führen, je reicher die Natur an Kräften und Mitteln ist, die der Mensch zu einer allmählichen Verbesserung seiner Lage verwerten kann.

Für den Fortgang der Kultur wird zweitens eine gewisse Mannigfaltigkeit 12
der Naturformen von förderndem Einfluß sein. Einförmige Naturscenerien ergreifen beim ersten Anblick allerdings nicht selten das menschliche Gemüt sehr tief, so der Anblick des Meeres, unabsehbarer Prairien oder der Wüsten; aber der starke Eindruck stumpft sich bald ab und weicht zuweilen sogar einer gedrückten Stimmung, von der erst wieder die Macht längerer Gewöhnung befreit; und jedenfalls fehlt einer monotonen Scenerie die Fähigkeit, in mannigfaltiger Weise anzuregen. Mannigfaltige Anregung findet der Mensch, wo er sich in eine Fülle verschiedenartiger Naturformen versetzt sieht, wo Land und Meer vielfach und innig in einander greifen, wo Berg und Thal, Ströme und Quellen, Wälder und Wiesen seinem Blick sich darbieten und ihn zu mannigfaltiger Benutzung einladen. Bei den Bewohnern von Steppen und Wüsten, von ausgedehnten Waldlandschaften wird die Kultur nur einseitig ausfallen und meist auf einer niedrigen Stufe verbleiben; denn hier fehlt die Mannigfaltigkeit der Impulse, welche den Menschen zu verschiedenartiger Thätigkeit antreibt. Auf reichgegliedertem Terrain laden die ergiebigen Ebenen zum Ackerbau ein, die sonnigen Gehänge zur Pflege von Fruchtbäumen, die kräuterreichen Berge zur Viehzucht, Flüsse, Seen und ein

Digitized by Google

freundliches Meer zur Fischerei. Indem sich die Bevölkerung nach Maßgabe dessen, was dem einzelnen zunächst liegt oder ihm den meisten Vorteil verspricht, diesen verschiedenen Berufszweigen widmet, entwickeln sich in den einzelnen Gruppen gewisse specifische Fähigkeiten in höherem Grade; es sammelt sich bei ihnen in Bezug auf die speciellen Zweige ihrer Thätigkeit schneller ein Schatz von Erfahrungen, d. h. die Kulturentwickelung gewinnt ein schnelleres Tempo.

13 Aber um sie in umfassender Weise fruchtbar zu machen, ist auf einem solchen Gebiet noch eine andere Bedingung vonnöten, — die Möglichkeit eines bequemen Verkehrs. Auf ungegliedertem Terrain, auf ausgedehnten Ebenen, wie den russischen, stehen die einzelnen Teile unter ganz gleichen oder doch sehr analogen physischen Bedingungen. Gleiche Meereshöhe, gleiche klimatische Verhältnisse, gleiche Bodenbeschaffenheit bedingen auch eine gleiche Vegetation und eine gleichmäßige Verteilung der Tierformen über das gleichartige Gebiet. Infolgedessen ist auch für die Kulturentwickelung nirgends ein Grund zur Abweichung, zur Entfaltung einer Besonderheit vorhanden; nirgends reizt eine physische Eigentümlichkeit einen Teil der Völkerschaft an, bestimmte Fähigkeiten vorzugsweise zu entwickeln, in einem bestimmten Zweige der Lebensthätigkeit den anderen vorauszueilen. Hier ist ein Mensch gewissermaßen der Abklatsch des anderen, und der Verkehr, dies mächtigste Ferment gegenseitiger Förderung, verliert unter solchen Verhältnissen seine anregende Kraft; er giebt keine Gelegenheit, Neues und Nachahmungswertes kennen zu lernen. Vergegenwärtigen wir uns nun das diametrale Gegenteil dieser Naturform, ein Hochgebirgsland, zerstückt in eine Anzahl scharf von einander geschiedener Kantone, die nur auf heillosen Bergpfaden über schwierige Pässe mit einander kommunicieren können, so werden wir allerdings finden, daß in den einsamen Gebirgskesseln sehr viele Besonderheiten sich entwickeln. Die Bewohner der verschiedenen Thalgründe werden eine bunte und interessante Musterkarte bilden, wie z. B. im Kaukasus, wo die Bewohner benachbarter Thäler zuweilen ganz verschiedenen Sprachstämmen angehören und das ganze Gebirge ein ethnographisches Raritäten-Kabinett ist. Aber diese große Mannigfaltigkeit kommt der Kultur der Gesamtheit nicht zu statten, teils weil das einzelne zu weit divergiert, als daß es sich verstehen sollte, teils weil der Verkehr zu schwierig ist, als daß von einer lebendigen Wechselwirkung die Rede sein könnte. Während dort, auf den monotonen Ebenen, bei der Gleichförmigkeit der Kultur die Leichtigkeit des Verkehrs nicht viel nützt, ist hier, bei der Schwierigkeit des Verkehrs, die Mannigfaltigkeit der Kulturformen ohne praktischen Wert für den Fortschritt der Gesamtheit.

14 Aus den Wirkungen dieser beiden Extreme können wir leicht die Bedingungen ableiten, welche der Kultur am meisten förderlich sein werden.

Digitized by Google

Sie werden bestehen erstens in einer deutlichen Gliederung und mannigfaltigen Ausstattung des Terrains, so daß in den verschiedenen Teilen desselben verschiedene Richtungen einer selbständigen Kulturentwickelung dauernd begünstigt werden, und zweitens in einer verhältnismäßig leichten Kommunikation zwischen den einzelnen Knotenpunkten verschiedenartiger Kulturentwickelung. Dann ist Verkehr möglich und Wechselwirkung. Es ist Gelegenheit gegeben, Neues und Eigentümliches kennen zu lernen und sich anzueignen. Das Bessere bleibt nicht verborgen. Das Volksganze zerfließt nicht in eine gleichartige Masse, die nur zu leicht auf einer bestimmten Kulturstufe in Stagnation gerät, sondern hat sich gewissermaßen in eine Anzahl von Individualitäten gegliedert, von denen jede durch ihre eigentümliche Entwickelung der Kultur der Gesamtheit ihren Tribut darbringt. Hier, wo die verschiedenen Zweige der Kulturarbeit sich auf einzelne Gruppen der Bevölkerung verteilt haben, bietet ferner die Leichtigkeit des Verkehrs Gelegenheit, die verschiedenen Erzeugnisse des Fleißes gegenseitig auszutauschen, und somit die Möglichkeit, die volle Kraft auf die Entwickelung des eigenen Berufszweiges zu koncentrieren.

Das etwa sind die Grundlinien derjenigen natürlichen Verhältnisse, welche 15
einer schnellen und gesunden Entwickelung des Menschen am förderlichsten sind. Daß die hervorgehobenen Bedingungen auf griechischem Boden sämtlich vorhanden sind, springt schon bei der oberflächlichen Betrachtung des Landes ins Auge. Ihre volle Wirksamkeit tritt jedoch erst bei sorgsamerer Prüfung in das gebührende Licht; wir lernen sie immer gründlicher würdigen, je genauer wir uns mit der Natur des Landes bekannt machen und je aufmerksamer wir gleichzeitig die Zustände und Schicksale seiner Bewohner überblicken. Dies ist die Aufgabe der alten Geographie Griechenlands in ihrer doppelten Beziehung, ihrer physikalisch-topischen und ihrer philosophisch-historischen. Sie zerfällt naturgemäß in einen allgemeinen und einen speziellen Teil. Während letzterer die genaue Naturbeschreibung und Topographie der einzelnen Landschaften zu bieten und die Schlüssel zum Verständnis der Lokalgeschichte aufzusuchen hat, wird ersterer — und er allein soll hier der Öffentlichkeit vorgelegt werden — übersichtlich die dem ganzen Lande gemeinsamen und dieses Land von anderen unterscheidenden Charakterzüge hervorheben und aus ihnen die allgemeinen Folgerungen für seine historische Entwickelung ableiten. Nahezu erschöpfend dürfte dies möglich sein, wenn wir nacheinander das Klima Griechenlands, das Verhältnis von Land und Meer, das Relief des Landes, seine geognostische Beschaffenheit und die nutzbaren Stoffe seines Bodens, endlich die Vegetation und die Landeskultur zum Gegenstand unseres Studiums machen.

Digitized by Google

5.

Kultur und Technik.

Von F. Reuleaux.

Vortrag, gehalten im niederösterreichischen Gewerbevereine 14. Nov. 1884. (Separat-Abdruck aus der „Wochenschrift des niederösterreichischen Gewerbevereins", Wien 1884.) — Fortgelassen ist hier außer mehreren Anmerkungen und einigen Absätzen am Schluß der ganze zweite Hauptteil des Vortrags, zwischen Absatz 21 und 22. Dieser zweite Hauptteil behandelt die Frage „nach der allgemeinen Methode, oder doch den Hauptzügen einer solchen, welche die Technik befolgt, um ihre Ziele zu erreichen, nach der Methode also, welche dem Erfinnen und Erfinden mehr oder weniger deutlich zu Grunde liegen muß." (Im Separat-Abdruck S. 14–27.)

1 Es kann niemandem, der die heutigen Kulturzustände der Welt überblickt, verborgen bleiben, welchen bedeutenden Einfluß die wissenschaftlich begründete Technik unserer Tage ausübt und wie sie uns zu ungleich größeren materiellen Leistungen, als vor einigen Jahrhunderten der Menschheit möglich waren, befähigt hat. Sei es auf dem Gebiete der schnellen Beförderung von Lasten zu Wasser wie zu Land, sei es, daß wir Berge durchbohren, in die Erdtiefe hinabsteigen oder in die Lüfte hinauf, daß wir mit Blitzesschnelle Gedankenbilder um den halben Erdball senden, oder auf Länderweite unsere Stimmen vernehmbar machen, oder, um einen anderen Gesichtspunkt zu wählen, einesteils die gewaltigsten Kräfte in mechanischen Dienst nehmen, anderenteils die feinen, sich der gewöhnlichen Beobachtung entziehenden inneren Prozesse der Körperwelt für unsere Zwecke schaffen und wirken lassen. Überall im modernen Leben, rings um uns her, an uns, mit uns, neben uns, ist die wissenschaftliche Technik unsere geschäftige Dienerin und Gefährtin in nimmer ruhender Thätigkeit, deren man erst recht inne wird, wenn uns ihre Hilfe auf kurze Zeit nur versagt ist.

2 Alles dieses ist bekannt, ja ein Gemeinplatz, und ist dennoch — so scheint mir — in der gebildeten Welt im allgemeinen, ja vielleicht selbst im engeren Kreise der Techniker, noch nicht so vollauf gewürdigt worden, wie geschehen dürfte. Man betrachtet noch keineswegs allgemein genug die wissenschaftliche Technik als den Kulturhebel, den Kulturfaktor, der sie wirklich ist. Das mag davon herrühren, daß die genannte Technik mit der unwissenschaftlichen auf einzelnen Stufen verschmilzt, auch umgekehrt oft aus ihr hervorgesprossen ist, auch vielleicht daher, daß ihre Thätigkeit in so vorwiegendem Maße der Idealität scheinbar entbehrt, weil sie ohne den Gewinntrieb, ja

Digitized by Google

ohne die sozialen Übel, welche mit der industriellen Arbeit noch verbunden sind, nicht ihre Entwickelung gefunden hätte oder fände. Genug! nicht dieser Seite der Frage will ich hier nachgehen; erwarten Sie nicht einen Panegyrikus auf die Technik, oder eine Widerlegung derjenigen, welche ihr etwa die erhoffte Anerkennung versagen möchten. Beides scheint mir mehr nur von äußerlicher Bedeutung zu sein. Was ich will, ist etwas anderes. Ich möchte den Versuch machen, einer wichtigen *inneren* Frage der Technik näher zu treten, welche einer besonderen Besprechung in unserer Zeit zu bedürfen scheint, nämlich der Frage, welche Stellung eigentlich die Technik unserer Tage in der Gesamtthätigkeit am Kulturprobleme einnimmt, eine Stellung, von welcher wir uns, wie mir scheint, lange nicht so genau Rechenschaft geben, als von der sozialen, politischen und ökonomischen Wichtigkeit, welche wir der Technik beimessen.

Wenn man unsere Kultur mit derjenigen der anderen Völker des Erden- 3
runds vergleichen will, so wird man selbstverständlich an denjenigen Völkerschaften und Völkern vorüber gehen müssen, welche sich noch auf den untersten Stufen befinden, zum Beispiel sich noch nicht bis zur Schrift, diesem wunderbaren Mittel der Gedankenvererbung, aufgeschwungen haben, bei denen deshalb Pflege der Wissenschaften nicht denkbar ist. Darüber hinausgehend wird man aber bald auf große Völker stoßen, welchen eine hohe Kultur seit vielen Jahrhunderten, ja teilweise Jahrtausenden eigen ist. Das sind die Völker Ost- und Südasiens, die Chinesen, Japaner, Inder, Perser, Araber. Betrachten wir vorurteilsfrei ihre Kulturen, so müssen wir zugeben, daß dieselben in vielen Beziehungen hoch sind, auch schon hoch waren, als Mitteleuropa noch tief in Barbarei steckte. Damals gediehen schon bei jenen Völkern Wissenschaften und Künste und haben nicht aufgehört, sich zu entwickeln. In erhabenster Form feierten schon vor drei Jahrtausenden die indischen Veden die Gottheit; schon vor zwei Jahrtausenden schufen indische Dichter ihres Volkes Odyssee, den Mahabharata, und bald auch Dramen in Fülle, darunter die zarte Sakuntala, deren Reiz nicht gewelkt ist bis heute, weil er aus der Tiefe der Menschenseele geschöpft ist; die Philosophie, auch die Sprachwissenschaft blühte erstaunlich, so zwar, daß die indischen Grammatiker noch heute auf eine ungebrochene Reihe von Vorgängern bis zu ihrem vergöttlichten Panini hinaufblicken können. Auch die Mathematik wurde gepflegt; schreiben wir doch heute mit indischen Zeichen unsere Zahlen. Die gewerblichen Künste, wie blühten und blühen sie zum Teile noch heute in Indien, wie in Ostasien. Und Persien, wie glänzte es lange in Dichtkunst! Dem großartigen Firdusi folgte der „Horaz" von Schiras, Hafis, mit seinen nimmer alternden Liedern, beide auch uns in Übersetzungen so wert geworden, wofür wir insbesondere

Digitized by Google

Österreichern zu Dank verpflichtet sind. Die arabische Litteratur sodann, welche Fülle von Forschung hat sie nicht uns überliefert, wie hat sie die griechische Erbschaft zinstragend angelegt, die Astronomie gefördert, so daß wir noch heute den halben Himmel nach ihnen benennen! Wie haben sie unter toleranten und wißbegierigen Fürsten zu Karls Zeiten die Rechenkunst und andere, noch weit tiefere Wissenschaft gepflegt, wie auch unseren Chemikern in so mancherlei Stoff und Essenz vorgegriffen!

4 Wo ist denn nun der Unterschied der geistigen Sphäre, der uns und jene zu scheiden erlaubte? Stehen wir doch in einzelnen Künsten ihnen sogar nach. Tapfer sind sie, Edelmut und Gerechtigkeit sind hohe Tugenden auch bei ihnen. Wo sind denn die Unterscheidungspunkte, rein menschlich genommen?

5 Oder fragen wir lieber anders, wenn denn der Vergleich auf dem geistigen Gebiet nicht vermag das Problem zu lösen, welches doch entschieden vorliegt. Fragen wir, woher stammt unser materielles Übergewicht über sie? Wie ist es zum Beispiel möglich geworden, daß England mit wenigen Tausenden eigener Truppen die Viertelmilliarde Inder beherrscht; wie war ihm möglich geworden, deren furchtbarem, fanatischem Aufstande im Jahre 1857 gegenüber Sieger zu bleiben? Wie ist es gekommen, daß wir Europäer, oder um das europäisch besiedelte Amerika nicht besonders nennen zu müssen, daß die atlantischen Nationen allein es sind, welche den Erdball mit Eisenbahnen umspannen, mit Telegraphenlinien überziehen, seinen Wassergürtel mit mächtigen Dampfern befahren, und daß zu allem diesem die anderen fünf Sechstel der Erdbewohner nicht eine Spanne lang beigetragen haben? Dieselben fünf Sechstel, die doch zum größten Teil staatlich organisiert und zum Teile auch hoch kultiviert sind?

6 Man hat diese erstaunliche Thatsache auf verschiedene Weise zu erklären, oder besser gesagt, wenigstens zu definieren gesucht. Klemm, der fleißige Leipziger Sammler, der schon lange vor den Pfahlbauentdeckungen Prähistoriker war, hat die Unterscheidung zwischen „aktiven" und „passiven" Völkerschaften vorgeschlagen, und viele folgen ihm darin noch heute. Ihm sind die Atlantiker die aktiven, jene anderen, bis zu den ganz unkultivierten herab, die passiven; wir *machen* Geschichte, sie *leiden* Geschichte nach dieser Theorie. Indessen so manches die Unterscheidung für sich zu haben scheint, so ist sie doch nicht zu halten. Nationen können, wie die Geschichte lehrt, lange Zeit aktiv, dann passiv, und später wieder aktiv sein. Aktivität und Passivität sind also nicht den Nationen innewohnende, immanente Eigenschaften, sondern sind Zustände, in welche und aus welchen sie geraten können, ohne ihre intellektuelle Stellung wesentlich zu ändern.

Digitized by Google

Nach Klemm wechselten sie aber dabei jedesmal ihr ganzes Wesen, es 7
fände überhaupt ein fortwährendes Wechseln desselben statt, je nachdem es die — sagen wir säkulare — Geschichte mit sich brächte. Eine Probe an der Wirklichkeit hält diese Theorie nicht aus. Europa könnte morgen, von den Asiaten unterjocht, passiv gemacht werden, ohne die Eigenschaft einzubüßen, welche ihm die Eisenbahnen, Dampfer und Telegraphen als geistigen Besitz zugehörig macht. Der Araber würde, wie Omar angeblich die Bücher, so die Erzeugnisse der wissenschaftlichen Technik zerstören können, sie aber nicht wieder hervorzubringen vermögen, wie er mit den Büchern doch wirklich vielfach gethan hat.*) Wir müssen also die Klemm'sche Unterscheidung fallen lassen, wenigstens für unsere Untersuchung, weil sie uns keine Erklärung liefert.

Andere haben angenommen und nehmen an, es sei das Christentum, 8
was den Unterschied begründe. Indessen auch das trifft nicht zu. Allerdings wurde ein beträchtlicher Teil der die Ideen umgestaltenden Entdeckungen und Erfindungen in den christlichen Reichen gemacht, keineswegs aber alle. Welchen Einschnitt macht nicht die Buchdruckerkunst! Und doch wissen wir, daß die Chinesen dieselbe gegen 1000 Jahre vor uns erfunden hatten. Auch das Schießpulver, das bei uns so entscheidend für die Kulturumgestaltung wurde, war lange vor der Zeit des Freiburger Mönches von den Arabern schon gebraucht. Dann in der Mechanik; die Wasserräder, diese wichtigen Kraftmaschinen, sie sind asiatischen Ursprungs und uralt. Dies nur beispielsweise. Gehen wir aber auch selbst zu einem echten Sprößling Europas, zur Dampfmaschine über, so sehen wir an ihrer allmählichen Entwickelung bis zur Gangbarkeit die Renaissancezeit in Italien, Deutschland, Frankreich, England, aber nirgendwo anders in der Christenheit beschäftigt, nicht also diese selbst mit dem Fortschritte identifiziert, im Gegenteile ihre Priester nur zu häufig sich dem letzteren entgegenwerfend. Schauen wir auch weiter um. Leben nicht bis heute die Christen im Osten, in Armenien z. B. und in dem großen Abyssinien gänzlich außerhalb der Anschauungen unserer siegreichen modernen Technik? Nichts haben sie dazu beigetragen und nichts tragen sie heute bei. Nicht die Sachen oder die Erfindungen, sondern die sie begleitenden Ideen,

*) Man sollte endlich aufhören, immer wieder die Sage von der Vernichtung der alexandrinischen Bibliothek durch Omar nachzuerzählen. Zunächst fand ja doch die Eroberung der Stadt nicht durch Omar, der fern war, sondern durch seinen Feldherrn Amru statt. Sodann war die Bibliothek lange vorher schon zum größten Teile zerstört worden, einmal durch eine Feuersbrunst, welche 415 bei der Ermordung der unglücklichen Hypatia durch fanatische Cyrillianer in der Akademie angefacht worden war, und früher schon, im Jahre 30, als die Römer Alexandria in Besitz nahmen, bei welcher Gelegenheit ein großer Teil der Bibliothek durch Feuer zerstört wurde.

Digitized by Google

die Gedanken sind es also, welche die Wandlung, die Neuerung hervorgerufen haben müssen.

9 In der That können wir diese nichts anderem, als einem eigentümlichen Fortschritte im Denkprozesse, einem schweren, gefahrvollen Aufstiege zu höherer, freierer Auffassung der Natur zuschreiben. Es brach sich das Verständnis bei uns Bahn, daß die Naturkräfte bei ihren Wirkungen nicht einem jedesmal einschreitenden Willen, göttlichem Willen, folgen, sondern daß sie nach festen, unveränderlichen Gesetzen, den Naturgesetzen, wirken, niemals, unter keinen Umständen anders.

Nach ewigen, ehernen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden,

bebt es bei Goethe aus dem Erschauern vor den unerbittlichen Naturgewalten heraus. Aber auch „nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen" rollen die Weltkörper, ziehen die Sterne ihre Geleise, fällt auch der Ziegel vom Dache, der Tropfen aus der Wolkenhöhe.

Sonnen wallen auf und nieder,
Welten gehn und kommen wieder,
Und kein Wunsch kann's wenden!

in diese herrliche poetische Form faßt ein Prälat, der gemütstiefe Hebel, die Erkenntnis, daß nicht das materielle, sondern das seelische Gebiet die Gottesahnung in sich schließe, daß aber gerade die Größe der materiellen Schöpfung in der Unwandelbarkeit ihrer Gesetze bestehe. Hiervon das Verständnis zu gewinnen, durchbrachen die Ideen die alten Schranken, zogen aber auch alsbald die Folgerungen für das materielle Leben. Diese waren, wenn wir sie ganz abstrakt und befreit von Nebensächlichkeiten aussprechen:

10 Bringen wir unbelebte Körper in solche Lage, solche Umstände, daß ihre naturgesetzliche Wirkung unseren Zwecken entspricht, so können wir sie für die belebten Wesen und statt derselben Arbeit verrichten lassen.

11 Dies begann man mit Bewußtsein auszuführen und schuf damit die moderne Technik. Wissenschaftliche Technik nannte ich sie und muß sie so nennen. Denn jene Naturgesetze, welche man in bewußter Weise zur Wirkung gelangen lassen wollte, man kannte von ihnen, als die Geister in jenen Verständnisprozeß eintraten, blutwenig; man mußte sie zum größten Teil erst suchen. Und unter schwerem Kampfe mußte ihre Erkenntnis erworben werden. Denn die gelehrte Welt glaubte sich ja im Besitze des Wissens von diesen

Digitized by Google

Gesetzen; die Neuerer hatten daher nicht bloß die Entdeckungen zu machen, sondern auch alte, entgegenstehende Überzeugungen zu stürzen, eine geistige Riesenarbeit, und zugleich ein geistiger Kriegszug hinauf zur Höhe freier Erkenntnis; denn dieser Zug fand auch heftigen Widerstand in den Vorurteilen der Kirche. Derselbe hat seine Opfer gefordert. Galilei's gebeugte Gestalt steigt bei dem Gedanken vor unserem inneren Blicke auf. Hat er das berühmte „Und sie bewegt sich doch!" auch nicht ausgesprochen, wie die heutige mikroskopische Geschichtsforschung erweisen will, so that es doch die denkende europäische Welt. Der Sieg wurde errungen und damit das Gebiet für unsere heutige Technik erobert. Die damalige Reaktion hat sich im großen ganzen auch gegeben; sie hat wohl ihr Unrecht eingesehen, denn ihre einstigen Vertreter fahren munter auf der Eisenbahn, telegraphieren und telephonieren wie andere; nur kleine Plänklergefechte finden noch im Hintertreffen statt, mehr aus Eigensinn als aus Überzeugung; jedenfalls halten sie die Hauptbewegung nicht im mindesten auf.

Was geschehen wäre, wenn die damalige Reaktion obgesiegt hätte — 12
denn eine Reaktion war es, da Deutschland schon über hundert Jahre früher den Kampf begonnen, Kopernikus schon über neunzig Jahre im Grabe lag, als Galilei gegen ihn zu zeugen gezwungen ward — was geschehen wäre, ist schwer auszudenken, oder nein, wir können es sehen, und zwar sehen an der großen arabischen Völkerfamilie. Bei ihr hatte die Reaktion wirklich gesiegt. Ihre Galileis, die Averrhoës und ungezählte andere wurden mitsamt ihren freien Überzeugungen geworfen, mit ihnen ihr ganzer großer Anhang, und damit der arabischen Kultur, welche schon die Hand erhoben hatte, um zur Siegespalme der freien Erkenntnis zu greifen, Arm und Fuß von den fanatischen Siegern gelähmt, und gelähmt liegt sie darnieder jetzt schon ein halbes Jahrtausend. Allah aalam! „Gott allein weiß!" D. h. daher sollst du nicht wissen wollen! so lautet's seitdem für den reinen Mohammedaner; alle Forschung ist ihm abgeschnitten, verboten, als sündhaft erklärt. Ein edler und feiner Moslem hat vor einiger Zeit der Hoffnung öffentlich Ausdruck gegeben, daß die Moslim vielleicht doch noch berufen sein möchten, die verlorene Führung wieder aufzunehmen. Wer mag ihm glauben? Sicher aber scheint, daß die Niederlage des freien Denkens im arabischen Sprachgebiete auch völlig entscheidend für die übrigen asiatischen Kulturen geworden ist; wie ein Damm legte sich die geistig abgetötete Masse zwischen jene und uns, und so ist es denn gekommen, daß wir allein in die Entwickelung, welche der geschilderte Ideenfortschritt anbahnte, eingetreten sind.

Die Naturkräfte, welche derselbe uns zu nutzen lehrte, sind die mechanischen, 13
physikalischen und chemischen; sie für uns wirken zu lassen, bedurfte es eines

Digitized by Google

großen Rüstzeugs von mathematischen und Naturwissenschaften. Dieser ganze Apparat also ist es, dessen Anwendung wir, gleichsam als Privilegium, ausüben. Mir scheint es nötig, um die zwei Entwickelungsrichtungen kurz unterscheiden zu können, sie mit besonderen Namen zu benennen, die zu suchen wären. Das Eindringen in die Geheimnisse der Naturkräfte findet sich schon früh, schon unter anderen bei den Medern und Persern, insbesondere bei dem Volksstamm der Magier, der sich so großen Ruf dafür erwarb, daß sein Name auf eine Priesterkaste übertragen ward. Auch den Griechen flößten die Magier, neben Furcht bei Unverständigen, soviel Anerkennung ein, daß sie eine künstliche Vorrichtung, Einrichtung, durch welche Ungewöhnliches geleistet werden konnte, überhaupt ein Magierwerk, oder, das Wort ihrer Sprache anpassend, ein Manganon nannten. Allerlei Konkretes, was geschickt und klug ausgedacht war, wurde so betitelt, unter anderem auch eine Wurfmaschine für Kriegszwecke. Mit dieser ist das Wort ins Mittelalter herübergekommen. Als man dann früh im 17. Jahrhundert große Maschinen zum Rollen und Glätten der Wäsche erfand, diese Vorrichtungen aber eine merkwürdige äußere Ähnlichkeit mit jenen Wurfmaschinen erhielten, gab man ihnen auch deren Namen, worauf denn dieser in die übrigen europäischen Sprachen weiter wanderte, wie jede Hausfrau weiß, oder auch vielleicht nicht weiß, wenn sie die Wäsche zur „Mangel" schickt. Ich möchte jenes alte Wort wieder für unsere Zwecke verallgemeinern, und die Benutzung und Leitung der in ihren Gesetzen erkannten Naturkräfte *Manganismus* nennen, die andere Richtung aber, welche vor den Naturkräften wenig anders als in Abwehr stehen bleibt, höchstens geheimnisvoll und zünftig ihr einige Rezepte ablauscht, den *Naturismus*.

Wenn Sie diese beiden Namen für jetzt mit mir gebrauchen wollen, sehen wir demnach die Kulturnationen, oder überhaupt die Völker, eingeteilt in manganistische und naturistische, und haben bemerkt, daß die manganistischen wegen der von vollem Verständnisse getragenen Ausbildung ihres materiellen Apparates vor den naturistischen einen gewaltigen Vorsprung gewonnen haben. Ja, wir dürfen noch viel weiter gehen und brauchen nicht anzustehen, zu behaupten, *daß die Herrschaft der Erde den manganistischen Nationen gehört*. Wie zu allen Zeiten geschehen, so wird auch jetzt um die Herrschaft auf der Erde gekämpft. Aber der Beobachter kann mit Sicherheit vorausberechnen, daß die Manganisten die Sieger bleiben werden, oder, daß diejenigen Nationen, welche sich nicht entschließen wollen, zum Manganismus überzugehen, auf allmähliche Unterwerfung oder auf Untergang gefaßt sein müssen.

Daß es möglich ist, mit bestimmtem Entschlusse vom Naturismus zum Manganismus überzugehen, erleben wir in unserer, an merkwürdigen Kultur-

Digitized by Google

ereigniſſen ſo reichen Zeit an Japan. Die Japaner haben mit hohem Scharfblicke den vorigen Satz eingeſehen und ſuchen nun den geſchichtlich unerhörten Schritt zu thun, mit einemmale vom Naturismus zum Manganismus überzugehen. Die oberſten Einſichtigen der Nation haben die Notwendigkeit eingeſehen und haben auch die politiſchen Machtträger für die Sache gewonnen; und ſo ſehen wir denn vor unſeren Augen die kluge und verſtändige Nation ihren Unterricht entſprechend umgeſtalten und ſich mit Aufbietung aller Kraft in die ihr neue Richtung werfen. So ſchwer die Arbeit ſein mag, ſie ſcheint zu gelingen; wenigſtens ſprechen die Anfänge dafür, die in nichts anderem beſtehen, als in Lernen, Lernen, Lernen.

Kaufen kann man den Manganismus nicht. Er muß anerzogen, angebildet werden. Der Beweis hierfür vollzieht ſich gegenwärtig in China, wo all das durch Kauf erworbene ausgezeichnete europäiſche Kriegsmaterial ſich nutzlos zu erweiſen ſcheint gegen den regelmäßigen Angriff der Manganiſten. Die Naturiſten da drüben überſehen wohl zu leicht, daß das bloße Einlernen nicht hinreicht; ein ausgelaſſenes vergeſſenes Partikelchen des Verfahrens kann alles in Frage ſtellen. Manche der Zuhörer erinnern ſich vielleicht des kleinen Mißgeſchickes der Japaner vor zehn, zwölf Jahren, wie ſie, auf ihre Selbſtändigkeit eiferſüchtig, die engliſchen Lehrmeiſter von ihrem erſten großen Kriegsdampfer verabſchiedet hatten, und nun eine große Übung damit abhielten, auch ſchön manövrierten, aber ſchließlich zum Befremden der vom Lande aus Zuſchauenden ſtundenlang auf der Rhede in einem großen Kreiſe herumdampften. Der Maſchiniſt hatte das „Berg Seſam, ſchließe Dich!“ vergeſſen; er wußte den überſchüſſigen Dampf nicht aus dem Keſſel los zu werden und der Kapitän fuhr nun ſo lange im Kreiſe herum, bis aller Dampf aufgezehrt war. Heute wiſſen's die Japaner ſchon beſſer und lachen herzlich mit über die damalige Probe. 16

Bei den Indern haben die Engländer leiſe und ſanft begonnen, auf manganiſtiſche Erziehung hinzuwirken. Alles ſteckt indeſſen noch in den Anfängen, kann aber noch zu Großem führen. 17

Wir brauchen übrigens nicht, wenn wir Naturismus ſuchen, in ferne Weltteile zu ſchweifen; auch in Europa iſt derſelbe noch vorhanden, ja, in jedem Menſchen ſteckt ein Stück Naturismus. Demſelben wird durch die Erziehung erſt die manganiſtiſche Anſchauung zugeſellt, das Verſtandesmäßige, das unbarmherzig Logiſche dem Naiven, der holden Natur bedingungslos Ergebenen in uns; aber auch die Beſonnenheit, ausdauernde Feſtigkeit gegenüber dem Anſturm ruindrohender Naturmacht, das volle Gegenteil des Fatalismus. 18

In Spanien hat ſich der Manganismus noch wenig entwickelt; zu den großen, umgeſtaltenden Erfindungen hat die iberiſche Halbinſel nicht beigetragen; 19

Digitized by Google

wir müssen wohl annehmen, daß die Zurückdrängung der Reformgedanken dort um so eher gelingen konnte, als damals die eben neuentdeckte Welt die Gemüter ganz in Anspruch nahm. Unberechenbar ist, was Spanien sich durch sein Stehenbleiben geschadet hat.

20 Griechenland, das einst in Künsten und Wissenschaften auf der höchsten Stufe gestanden, war zur Zeit des Aufblühens der wissenschaftlichen Technik noch so in die Folgen seines Sturzes von einstiger Höhe verwickelt, daß die Bewegung es nicht erfaßt hat. Es bemüht sich jetzt, als Volk aus dem Naturismus sich emporzuringen, und mit Interesse können wir nun den Anstrengungen folgen, welche auf dem klassischen Boden des schönen Landes gemacht werden, um die alten Überlieferungen geistiger Thätigkeit wieder aufzunehmen. Ohne den Manganismus wird es aber nicht gehen.

21 Italien bereitet uns ein merkwürdiges Schauspiel. Lange in seiner Masse dem Naturismus völlig ergeben, und zwar auch nach seiner regen Beteiligung an den großen wissenschaftlichen Entdeckungen der Renaissanceperiode, hat sein hochbegabtes Volk den Manganismus mehr oder weniger vernachlässigt, seine Kunstblüte aber erhalten und hat darin seinen Glanz gesucht und gefunden. Seit seiner politischen Neugestaltung indessen hat das Land die Notwendigkeit erkannt, das im Manganismus Versäumte nachzuholen; und so sehen wir denn die Italiener sich jetzt mit erstaunlicher Energie darauf werfen, die manganistischen Industrieen und Tüchtigkeiten bei sich zu verbreiten. Es ist nicht zu verkennen, und die jüngst geschlossene Landesausstellung in Turin schien mir das zu beweisen, daß die in der That bedeutenden, raschen Fortschritte, welche das Land in den Nutzindustrieen macht, schwächend auf seine Leistungen in der Kunstindustrie einwirken. Wie ein Schatten fliegt es bei derartigen Beobachtungen über uns, indem es scheint, als bestehe ein schneidender Gegensatz zwischen den beiden Richtungen, welchem die eine zum Opfer fallen müsse. Dem ist aber nicht so. Kunst und wissenschaftliche Technik schließen sich nicht aus. Es erfordert nur größere Anstrengungen, um beiden gerecht zu werden, größere Festigkeit und geistige Vertiefung in die feinen ästhetischen Gesetze, um den Ansturm störender Angriffe der Maschine abzuschlagen. Daß beide neben einander entwickelt werden können, zeigt die heutige lebendige Bewegung auf beiden Gebieten in Österreich und Deutschland.

22 Der innere Wert, die kulturentwickelnde Bedeutung der wissenschaftlichen Technik läßt es selbstverständlich erscheinen, daß sich in derselben für das Unterrichtswesen ein großes bedeutungvolles Feld eröffnet hat. Mit Eifer und Erfolg sind viele Verwaltungen, nicht am wenigsten die hiesige, auf diesem Gebiete thätig gewesen; aber noch immer bestehen unerledigte Widersprüche. Lassen sie uns im Anschluß an das, was soeben über das Verhältnis zwischen

Digitized by Google

Kultur und Technik gesagt worden ist, die Frage des technischen Unterrichtes kurz erörtern.

Das erkennen wir von vornherein, daß die höchste Stufe, diejenige der 23
technischen Hochschulen, ohne volle Wissenschaftlichkeit nicht denkbar ist. Denn die manganistische Technik muß, um zu ihren Zielen zu gelangen, die Naturkräfte genau deren Gesetzen entsprechend in ihre Operationen einführen. Der technische Hochschulunterricht muß deshalb die drei früher genannten Naturwissenschaften und die alles messende Meisterkunst Mathematik zum Grundmotiv haben. An dieses haben sich die übrigen Einzelfächer, jedes wieder selbst auf seiner eigenen Gesetzmäßigkeit beruhend, anzuschließen, damit stets an die sich stellenden Aufgaben vom höchsten Standpunkt des Verständnisses aus gegangen werden kann. Aus dem Bedürfnisse der sich allmählich entwickelnden manganistischen Technik hervorgegangen, sind die technischen Hochschulen historisch weit später als die Universitäten entstanden; wesentlich hat erst dieses Jahrhundert sie gereift und dies kaum überall völlig, denn sie sind in der letzten Zeit aus einer gewissen Entwickelungsunruhe gar nicht herausgekommen. Bemerkenswert ist dabei, daß sie trotz ihrer beabsichtigten streng wissenschaftlichen Richtung ihren Frieden mit den Universitäten noch nicht gemacht haben. Es hat, selbst bei sehr gutem Willen, bei uns nicht gelingen wollen, beide wirklich zu verschmelzen. Ich erinnere mich mit Beziehung hierauf lebhaft einer geistvollen Festrede des verstorbenen Köchly über das Zusammenleben des Züricher Polytechnikums mit der dortigen Universität in einem Hause. Derselbe Köchly, der mit Rüstow zusammen technische Philologie getrieben hatte, nämlich den Philon von Byzanz und den Hero übersetzt, auch den Äneas über Städteverteidigung, den Cäsar und manches andere, wo stets die technischen Fragen in erster Linie gestanden, er sagte von dem Verhältnisse der beiden Hochschulen: „Und wenn auch nicht Seite an Seite, so können wir doch Rücken an Rücken fechten!“ Noch heute, nach 24 Jahren fechten sie dort, wie an so und so vielen anderen Plätzen, Rücken an Rücken. Dafür kann doch nicht als stichhaltig der Grund angeführt werden, daß der Altersunterschied zu groß sei, oder daß die Universitäten den richtigen Zeitpunkt verpaßt hätten, um die nötigen polytechnischen Fakultäten den vier alten anzugliedern. Es müssen tiefere Gründe gegen die Verschmelzung sprechen. Ich sehe dieselben in der innerlichen Verschiedenheit der Lehrzwecke.

Der Universitätsunterricht will nämlich in allen seinen Zweigen aus- 24
nahmslos die menschliche Erkenntnis pflegen; die Universität betreibt, um es in ein Wort zusammenzufassen, die Wissenschaft des Erkennens. In der Theologie, in der Rechtsgelehrsamkeit, in der Medizin, sowie auch in allen Fächern der philosophischen Fakultät ist die Förderung der Erkenntnis der Zweck.

Digitized by Google

25 Ganz anders der technische Hochunterricht; er will lehren und befähigen, zu schaffen, Neues hervorzubringen, die Zwecke der Gesellschaft durch Anwendung der Wissenschaften auf die Leitung der naturgesetzlichen Prozesse zu fördern. Die technische Hochschule pflegt die Wissenschaften des Schaffens.

26 Dieser Gegensatz ist entscheidend. Er ist bestimmend für die ganze Haltung des Unterrichtes. Von Einzelheiten müssen wir hier absehen, um das Ganze im Auge zu behalten. Aber dieses ist bei der Universität, je weiter sie ihren Jünger führt: Isolierung des Studiums, Absondern vom allgemeinen Stoff, das sich Werfen auf einen einzelnen Forschungspunkt.*) Bei der technischen Hochschule andrerseits ist auf Grund erworbener fester, geordneter wissenschaftlicher Grundkenntnisse, je weiter der Studierende gelangt, das Aneinanderschließen, das organische Miteinanderwirken der einzelnen und vor allem der Disziplinen, das sich Einfügen in Thätigkeiten, die sich auf einander beziehen, erforderlich. Es ist nicht anders später im Leben, wo überall beim Techniker-Beruf die Teilnahme an Organisationen Bedingung ist, wo dem einzelnen die größte Verantwortung für das richtige Ineinandergreifen der Gesamtthätigkeit aufgelegt werden muß, während die Universitätserziehung auf das Einzelleben und dessen volle Entwickelung hinwirkt.

27 Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß die Grenzlinien zwischen den beiden geistigen Bewegungen nicht scharf sind, namentlich bei der Lehrthätigkeit selbst. Nicht selten hat zum Beispiel die Chemie der Universitäten der Lockung nicht widerstehen können, nach der Richtung des Schaffens etwas aus der Reihe zu drängen; oder es ist an der technischen Hochschule den Lehrern nicht immer gelungen, der Aufgabe des technischen Studiums sich völlig fest anzuschließen. Daher denn das Austauschen der Lehrkräfte, hinüber und herüber, bis das Gleichgewicht erzielt ist. Auch haben sich nicht überall für die technischen Hochschulen die Grundsätze so fest gestaltet, hat sich die Notwendigkeit, überall vollständig wissenschaftlich aufzubauen, noch nicht unbedingte Anerkennung verschafft, wie es zweifellos sein müßte. Aber die Klärung der Ansichten nach dieser Richtung vollzieht sich überall mehr und mehr, und das Ziel darf als deutlich erkannt angesehen werden.

28 Getrennt also marschieren die beiden Heere und haben ihre verschiedenen Aufgaben und verschiedene Gliederung; auf gleicher wissenschaftlicher Höhe aber ziehen sie, sollen sie ziehen, und nachbarlich genug, um einander stets die Hände reichen zu können, jedes bestrebt, seinen Aufgaben ganz und voll

*) „Meine Herren," hörte ich Dove in seiner Physikvorlesung sagen, „suchen Sie sich bei Zeiten eine Specialität."

Digitized by Google

zu genügen. Darum laſſen wir ſie ruhig marſchieren; ſie werden trotz der Trennung beide ihrer Aufgabe gerecht werden.

6.

Haupturſachen der Koloniſation.

Von Wilhelm Roſcher.

Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Von Wilhelm Roſcher und Robert Jannaſch. Dritte verbeſſerte, vermehrte und zum Teil ganz neu bearbeitete Auflage von Roſchers Kolonien. (Leipzig 1885; erſte Aufl. 1848.) Erſte Abteilung, zweites Kapitel.

Das allgemeinſte Hindernis, welches ſich der Koloniſation entgegenſtellt, 1
iſt die inſtinktmäßige Anhänglichkeit jedes unverdorbenen Menſchen an die Umgebungen ſeiner Kindheit. „Die Heimkehr eines Verbannten hat von jeher zu den mächtigſten Bildern gehört, welche die Poeten heraufbeſchwören, um den höchſten Grad irdiſcher Glückſeligkeit zu ſchildern.“ Ein gewiſſer Trieb in die Ferne um ihrer ſelbſt willen mag ſehr verbreitet ſein. Der führt aber, wo er allein wirkt, nur zu Reiſen, nicht zu Auswanderungen. Wo demnach die Kolonieanlage bedeutend werden ſoll, da müſſen ebenſo allgemeine Bedürfniſſe zu Grunde liegen, welche in der Heimat nicht befriedigt werden können. Daß ſich der Menſch nun bloß von ſinnlichen Motiven beſtimmen ließe, iſt eine ebenſo ſeltene Ausnahme, wie ein bloß von höheren Beweggründen geleitetes Verfahren. Alle Maſſenerſcheinungen in der Geſchichte müſſen durch ein Zuſammenwirken von Eigennutz und Ideal erklärt werden. So iſt auch jenes Gefühl der Anhänglichkeit an die Heimat aus zwei ſehr verſchiedenen Faktoren zuſammengeſetzt: einem höheren, der Vaterlandsliebe, und einem niederen, der Trägheit, des Klebens am altgewohnten Eigentume ꝛc. Eben deshalb pflegt denn auch zur Auswanderung und Koloniſation ein Zuſammenwirken materieller und geiſtiger Bedürfniſſe, welche gemeinſchaftlich die Heimat verleiden, erfordert zu werden.

A. Übervölkerung.

Gewiß eins der ſchwerſten Übel, wovon ganze Völker heimgeſucht werden 2
können! Die übermäßige Konkurrenz der Arbeiter ſtürzt nicht bloß materiell durch Herabdrückung des Lohnes die große Mehrzahl der Nation ins Elend, ſondern iſt auch moraliſch eine der gefährlichſten Verſuchungen: für die Reichen zu Hartherzigkeit und Menſchenverachtung, für die Armen zu Neid, Un-

Digitized by Google

ehrlichkeit und Prostitution. In jedem erstickenden Gedränge pflegt die tierische Natur der Menschen über die geistige die Oberhand zu gewinnen. Gerade die einfachsten, allgemeinsten und notwendigsten Verhältnisse werden am gründlichsten vergiftet: durch die erschwerte oder unmöglich gemachte Eingehung der Ehe und die bittere Sorge für die Zukunft der Kinder. Wie bei aufblühenden Völkern die immer steigende Dichtigkeit der Population ein Hauptmittel ist, die Arbeitsteilung zu verbessern und damit auch an Reichtum, Bildung und Macht fortzuschreiten: so muß bei einer still stehenden oder rückwärts gehenden Nation die Übervölkerung jedes Element des Verfalles beschleunigen. — In der Regel freilich ist die Übervölkerung eine bloß relative, d. h. die Menschenzahl drückt allerdings hart an gegen die Grenzen des Nahrungsspielraumes, aber diese Grenzen selbst können erweitert werden. Indessen ist eine solche Erweiterung niemals ganz leicht: man muß ein anderes System des Ackerbaues und Gewerbfleißes einführen, vielleicht den Fruchtwechsel anstatt der Dreifelderwirtschaft, den Fabrikbetrieb anstatt der Hausindustrie u. s. w.; man muß vielleicht eine Menge politischer Hindernisse beseitigen, die sich der Mobilisierung des Bodens, der Gewerbefreiheit ꝛc. entgegenstellen. Wie oft ist hierzu der heftigste Kampf nötig! Ein Kampf, zu dem vielleicht die nötigsten sittlichen Voraussetzungen fehlen! Sobald dergleichen Schwierigkeiten größer sind, als die Anhänglichkeit an den heimischen Boden, wird die Kolonisation erwünscht.

3 Fast allen Auswanderungen unserer Tage, nach Amerika, Australien ꝛc., liegt als Hauptmotiv eine solche relative Übervölkerung zu Grunde; und zwar sind in England von 1827 bis 1848 die stärksten Auswanderungsjahre immer diejenigen gewesen, die zunächst auf die Jahre der stärksten Mißernte, Gewerbskrise ꝛc. folgten. Dasselbe wissen wir von den Kleruchien des blühenden Athens, wo der Staat im Auslande Grundstücke erwarb, und diese nun zur Erleichterung des Pauperismus unter die einheimischen Proletarier verloste. Die alten Italiener haben nicht selten durch das s. g. ver sacrum eine förmliche Auswanderungskonskription aus der jungen Mannschaft vorgenommen, um den Zurückbleibenden mehr Platz zu verschaffen. Auch bei den Kolonisationen der späteren römischen Republik, seit den Gracchen, wurde Ableitung des überzähligen Proletariats, Entschädigung des Soldatenpöbels ꝛc. beabsichtigt. So hat z. B. Cäsar an 80,000 Menschen als Kolonisten übers Meer gesendet, namentlich auch zur Wiederaufrichtung von Korinth und Karthago. Selbst die alten Karthager scheinen mit der Anlage der Ackerbaukolonien auf Sardinien und mitten unter ihren nomadischen Nachbarn ähnliche Zwecke verfolgt zu haben. In solchem Falle kann begreiflicherweise meist nur eine Ackerbaukolonie Hilfe bringen.

Digitized by Google

Daß ſich das leidende Volk im ganzen von einer ſolchen Operation keine zu großen Hoffnungen machen darf, wird uns tiefer unten klar werden. 4

Um ſo günſtigere Folgen pflegt die Koloniſation für den einzelnen Auswanderer zu haben. Wer nur rüſtige Glieder hat, und betet und arbeitet, der wird in einer jungen Ackerbaukolonie ſchwerlich verderben. In einer Wildnis, die urbar gemacht werden ſoll, müſſen die meiſten unſerer proletariſchen Sünden wie von ſelbſt wegfallen. Zu Neid und Diebſtahl iſt hier gar keine Gelegenheit; zu Trunk, Spiel, Unzucht, Prügeleien wenig; man muß ſchon fleißig ſein, und der Fleiß hat ſeine Belohnung dicht vor Augen. Die unbegrenzte Möglichkeit, ſeine Lage zu verbeſſern, iſt der wohlthätigſte Sporn zur Sparſamkeit. Man kann beinahe nicht umhin zu heiraten; und die Kinder, weit entfernt eine Laſt zu ſein, bringen alsbald Unterhaltung in die Einſamkeit und ſpäterhin Beiſtand zu den Arbeiten. Am ſicherſten verbeſſert ſich derjenige Koloniſt, welcher dem kleineren Mittelſtande angehört. Bis er ſelber ſich behaglich fühlen kann, dazu freilich bedarf es vieler und mühevoller Jahre; aber ſeine Kinder, die im Mutterlande vielleicht dem Proletariate anheimgefallen wären, dürfen mit Zuverſicht auf eine wohlhabende Zukunft rechnen. Das kleine Kapital des Vaters, welches daheim ſchon die Erziehungskoſten verſchlungen hätten, wird hier das Samenkorn für eine Menge begüterter Haushaltungen. Es iſt ſehr zu beachten, daß die nach Nordamerika ausgewanderten Irländer zwar eine ſchlimme Neigung haben, maſſenweiſe in den großen Städten zu bleiben, wo ſie dann ihre übelſten Raſſeeigenſchaften, Liebe zum Trunke und zu Raufhändeln, Wohnungsbarbarei ꝛc. feſthalten und ihrer neuen Heimat wenig Segen bringen; daß aber die kleine Quote, die ſich im Lande zerſtreuet und dem Ackerbau widmet, ſowohl ſittlich wie ökonomiſch viel beſſer gedeihet. Dagegen ſpielt der feingebildete Auswanderer (Lateinfarmer, wie er bei den nordamerikaniſchen Deutſchen heißt) in Ackerbaukolonien gewöhnlich eine trübſelige Rolle.

B. Überfüllung mit Kapital.

Wie in altbewohnten Ländern faſt jeder Fortſchritt der Kultur die Grundrente erhöhet, ſo pflegt er auch, als Folge des vermehrten Angebots von Kapitalien, den Zinsfuß zu erniedrigen. Dies iſt für die Kapitaliſten, alſo den größten Teil des ſtädtiſchen Mittelſtandes, eine ganz ähnliche Plage, wie für die niederen Klaſſen die Übervölkerung; um ſo mehr, als ja auch der Arbeitslohn des Mittelſtandes ſo ungemein häufig mit der Verzinſung ſeiner Kapitalien faſt untrennbar verbunden iſt. Man denke namentlich an den ſogenannten Unternehmergewinn! Eine übermäßige Konkurrenz der Kapitalien iſt auch in ſittlicher Beziehung ebenſo verderblich wie die der Arbeitanbietenden. Die bedrängte Selbſtſucht wird ſich dort beſonders zu feineren Eigentums- 6

Digitized by Google

verletzungen, Schwindeleien ꝛc. versucht fühlen. Nun hält es aber, mit Ausnahme vielleicht der allergrößten Kapitalisten, ungemein schwer, auf dem gewöhnlichen Wege des Privatkredits einen Kapitalabfluß in fremde Länder zu bewerkstelligen. Wie wenige sind imstande, jenseit des Oceans die Kreditwürdigkeit einzelner Schuldner, einzelner Geschäfte zu beurteilen! Wie gefährlich wird es sein, unter fremden Gesetzen, vor fremden Gerichten, in fremder Sprache sein Recht zu verteidigen! Hier ist offenbar eine Kolonie das beste Aushilfsmittel: wo also zutrauenswerte Landsleute sich an den Ort der Kapitalanlage selbst verfügen, und bei aller Entfernung doch mittelst tausend politischer und sozialer Bande an die Heimat des Kapitalisten geknüpft bleiben. Natürlich führt dies Bedürfnis am nächsten zu Handels-, allenfalls auch Pflanzungskolonieen. Die Kreditoren, meistens Kaufleute im Kolonialhandel, gewinnen hier, außer dem natürlich hohen Zinsfuße, noch dadurch, daß ihre Schuldner sie insgemein mit dem Vertriebe ihrer Produktion beauftragen. Mit Recht behauptet Brougham, wenn Völker von Kapitalüberfluß bedrängt werden, so pflegen sie zuerst sehr ferne Zweige des eigenen Handels zur Kapitalanlage zu benutzen; sodann eigene Kolonieen; in dritter Reihe die Kolonieen fremder Völker, wo ihnen gleichfalls ein hoher Zinsfuß winkt; zuletzt endlich die benachbarten Märkte fremder Mutterländer. Hätte Holland den Kolonialbesitz erhalten, den es zu Anfang des 17. Jahrhunderts inne hatte, namentlich Brasilien und Neuyork, so würde es nicht nötig gehabt haben, fremden Völkern so gewaltige Kapitalvorschüsse zu machen. So aber sind z. B. die dänisch-westindischen Kolonien fast ausschließlich mit holländischem Kapital gegründet worden.

C. Politische Unzufriedenheit.

7 So dunkel im allgemeinen auch der Ursprung von Karthago ist, so viel scheint doch gewiß, daß innere Unruhen der Mutterstadt, Unterdrückung einer Partei und Auswanderung der Mißvergnügten den Anstoß dazu gaben. Die Niederlassungen der Äolier und Jonier in Vorderasien und auf den Inseln des ägäischen Meeres sind auf ähnliche Weise von den alten Herren der Peloponnes begründet worden, als sie dem Einfalle der heraklidischen Ritter aus Nordgriechenland weichen mußten. Die Äolier insbesondere wandten sich nach der Gegend hin, wo ihre Väter während des troischen Krieges so unvergänglichen Ruhm erworben hatten (Herod. V, 94). Als einige Jahrhunderte später durch Besiegung der Messenier die Allmacht der lakedämonischen Aristokratie vollendet war, da zogen es wiederum die kräftigsten Bestandteile der unterworfenen Stämme vor, jenseit des Meeres eine neue, freie Heimat aufzusuchen. Lakedämon selber scheint dies begünstigt und geleitet zu haben. So ist Tarent z. B. durch die sogenannten Parthenier gestiftet worden, spar-

Digitized by Google

tanische Jünglinge aus unebenbürtigen Ehen, welche man nach dem Siege nicht mehr als vollberechtigt anerkennen wollte. Ähnlich wird es mit den epizephyrischen Lokrern gegangen sein. Von Kroton und Sybaris halte ich es wenigstens für sehr wahrscheinlich, daß sie lakedämonischen Periöken, also Halbbürgern, ihren Ursprung verdanken. Die Gründung von Syrakus wurde unmittelbar durch den Archias veranlaßt, einen hochstehenden Mann aus der korinthischen Herrscherfamilie der Bakchiaden, welcher sich durch die unseligen Folgen einer Liebesgeschichte zu sehr kompromittiert hatte, um ferner in Korinth bleiben zu können. Die unterdrückten Messenier haben zu wiederholten Malen in Rhegium und Messana eine Zuflucht gefunden. Besondere Erwähnung verdienen hier noch die Teier und Phokäer, welche nach der persischen Invasion ihr schönes Kleinasien insgesamt verließen, um jene in Abdera, diese in Massilien ein neues Vaterland zu gründen.

Was die neueren Völker betrifft, so ist Island von Norwegen aus durch 8
unzufriedene Aristokraten, Stammes- und Familienhäupter, kolonisiert worden, um solchergestalt der im Mutterlande immer wachsenden Königsmacht und Centralisierung auszuweichen. So bemerkt Lappenberg, daß die Auswanderung der Normannen nach Apulien die Normandie, nach Benevent Apulien, und nach England später ganz Frankreich vor inneren Zerrüttungen geschützt habe. So haben in Nordamerika die englischen Unruhen zu Anfang des 17. Jahrhunderts mehr als alles andere die Kolonisation von Neuengland und Maryland weiter gefördert. Unter Cromwell wurde Barbadoes durch ausgewanderte Royalisten bevölkert, Jamaika nach der Stuartschen Restauration durch Republikaner, Neujersey durch schottische Mißvergnügte während der letzten Jahre Karls II. und unter Jakob II. Wie sehr noch heutzutage die Auswanderungen nach Amerika auf der politischen Unzufriedenheit Europas beruhen, auf der Hoffnung, jenseit des atlantischen Meeres ein gelobtes Land der Freiheit und Gleichheit vorzufinden, ist hinreichend bekannt. Würden nicht die meisten sonst die weit nähere Übersiedelung in die unteren Donauländer vorziehen?

Kolonien haben vor alten Ländern den großen Vorzug, daß sie jeder 9
stürmischen Kraft Spielraum genug öffnen, ohne doch die bürgerliche Gesellschaft dadurch zersprengen zu lassen. So war Talleyrand in Nordamerika höchlich erstaunt, die Wogen des großen Bürgerkrieges 10 bis 15 Jahre hernach schon so vollkommen beruhigt zu finden. Nach großen inneren Kämpfen fühlt jedes Volk das Bedürfnis der Kolonisation am lebhaftesten, weil es da am meisten wilde Kräfte abzuleiten giebt, am meisten brotlose Verarmte da sind, viele nur ungern im Vaterlande bleiben, wo sie sich kompromittiert haben, wo ihre Lieben vielleicht hingerichtet sind ꝛc. Daher Talleyrand um

Digitized by Google

1797 gerade aus solchen Gründen die Eroberung und Kolonisierung von Ägypten dringend anempfahl. — Jede große Staatsveränderung erzeugt in dieser Hinsicht ähnliche Bedürfnisse; man könnte dabei von geistigen Produktionskrisen sprechen, wo sich die Nachfrage plötzlich umgestaltet, eine Menge vorhandener Kräfte überflüssig werden, und daher einen neuen Markt aufsuchen müssen. Würden sich wohl in Spanien zur Zeit der Balboa, Cortez, Pizarro so viele Conquistadores von der äußersten Kühnheit, Abhärtung und Disciplin, Männer zum Teil von dem glänzendsten Feldherrn- und Herrschertalente gefunden haben, wenn nicht kurz vorher Beendigung der Maurengefahr, Sicherstellung des Landfriedens ꝛc. die Mehrzahl der Granden zur Entlassung ihrer Kriegsgefolge bewogen hätte? Als in England jener große Kaperkrieg, den Elisabeth gegen Spanien führte, mit der Thronbesteigung Jakobs I. plötzlich aufhörte, mußten die Kolonisationspläne wesentlich gefördert werden. In ähnlicher Weise hat die Vernichtung der griechischen Freiheit seit Philipp von Makedonien zu den Eroberungskolonien im Oriente mächtig beigetragen. Während früher nur mäßige Scharen hellenischer Mietsoldaten nach Osten gezogen waren, sehen wir jetzt eine förmliche Massenauswanderung, die z. B. in Syrien allein vier hellenische Großstädte entstehen ließ.

Als ein Extrem gewissermaßen der eben verhandelten Richtung müssen noch die Strafkolonien erwähnt werden. Deportation der Verbrecher in fern gelegene, öde Gegenden haben die Staaten, welche Gelegenheit dazu besaßen, immer gern angewandt. Es schien damit, außer der Strafe und Abschreckung, die Heimat am gründlichsten von ihren gefahrdrohenden Elementen befreit, und nebenher noch der Vorteil der Kolonisierung erreicht zu werden. Wie die Engländer vormals Nordamerika und jetzt Australien hierzu gebraucht haben, so die Portugiesen lange Zeit Brasilien, heutzutage Mozambique, die Schweden unter Gustav Adolf Ingermanland, die Franzosen in einzelnen Fällen Guyana, neuerdings Neukaledonien. Auf dem Kap war die erste weibliche Bevölkerung den holländischen Arbeitshäusern entlehnt. In Preußen ward lange Zeit der niedrig kultivierte Kreis Oletzko als eine Art von Sibirien für Vagabunden benutzt. Schon unter Alexander d. Gr. kommen Strafkolonien für aufrührerische Soldaten vor, sowie auch China schon seit langer Zeit bedeutende Strafkolonien jenseits der großen Mauer besitzt. Als die Russen im 16. Jahrhunderte Sibirien eroberten, wurde gleich durch die erste Gründung dieser Kolonie ihr späterer Charakter als Strafkolonie vorgedeutet. Die tapferen Kosaken nämlich, welche das Unternehmen durchführten, waren nicht bloß durch Abenteuersinn und Bekehrungseifer, nicht bloß durch Golddurst und Handelsgeist, sondern ganz vornehmlich auch durch den Wunsch getrieben, ihren Monarchen Iwan IV. durch Heldenthaten wieder zu

Digitized by Google

versöhnen. Ihre Häupter, insbesondere Jermak, waren früher wegen Räuberei in contumaciam zum Tode verdammt worden, und wollten nun eine ehrenvolle Rückkehr in ihre Heimat möglich machen. — Auch die Seeräuberkolonien gehören hierher. So ist im Altertume der erste Grund von Messana durch kumäische Piraten gelegt; neuerdings sind die Urkolonisten von Mauritius Seeräuber gewesen. Das bekannteste Beispiel übrigens bieten die Buccanier auf St. Domingo dar, an welche sich die ganze französische Niederlassung auf jener großen Insel anknüpft. Die Flibustier sind aus denselben Elementen ihrer Länder hervorgegangen, wie die Conquistadores aus spanischen: die tapfersten, aber auch zügellosesten Menschen. Nur daß jene schon alles von den Spaniern besetzt fanden, und sich deshalb nur im Seeräuberkampfe gegen diese austoben konnten.

D. Religiöse Begeisterung.

Unter allen Gefühlen ist die Religion sonder Zweifel dasjenige, welches 11
sich am meisten auf allgemein menschliche Interessen bezieht, und dadurch über die Beschränktheiten des Lokalpatriotismus am meisten emporhebt. Sie spielt eben deswegen auch bei der Kolonisation eine besonders wichtige Rolle. Vorzugsweise natürlich muß diese Triebfeder zu Eroberungs-, allenfalls auch Handelskolonien führen.

Ich erinnere im Mittelalter an die Eroberungskolonien der Kreuzfahrer, 12
in unserer Zeit an die friedlichen Siege der Missionäre. Wie die Quäker in Pennsylvanien ihr Reich der Bruderliebe verwirklichen wollten, das im Mutterlande nur Hohn und Verfolgung gefunden hatte: so betrachteten sich auch die puritanischen Kolonisten von Neuengland als ein Volk Gottes, welches „Ägypten mit seinem Götzendienst und seinen Fleischtöpfen" verlassen, und in den Urwäldern Amerikas das gelobte Land aufsuchen müßte. — Nichts ist interessanter, als das Zusammenspiel der verschiedenartigen Triebfedern aufzudecken, welche die spanische und portugiesische Kolonisation bewirkt haben. Das wiederauflebende Studium der alten Klassiker hatte in Columbus' Seele die ersten Ideen entzündet. Die portugiesischen Seefahrten knüpften sich unmittelbar an die alten Maurenkriege an, diese letzten Ausläufer der Kreuzzüge. In der Ausführung selbst gehen der Golddurst des erwachenden Merkantilsystems und der ritterlich fromme Bekehrungseifer des damaligen Katholicismus wunderbar parallel. Schon Coligny hatte die Kolonisation Floridas hauptsächlich deswegen beabsichtigt, um den Hugenotten daselbst eine Zufluchtsstätte zu verschaffen; und der Anbau von Surinam ist wirklich großenteils durch französische Refugiés erfolgt. Columbus' Hauptidee, namentlich in seinem Alter, war religiöser Art: die Weisfagungen der Bibel, der Kirchenväter ꝛc. zu erfüllen, und Geld herbeizuschaffen zur Eroberung des heiligen

Digitized by Google

Grabes. Ursprünglich hoffte er, in drei Jahren so viel Geld gesammelt zu haben. Auch das vermeintliche Recht, die Eingeborenen zu Sklaven zu machen, stützte schon Columbus darauf, daß man ihnen das Christentum brächte. Cortez' Fahnen enthielten ein Kreuz mit der Umschrift: Sub hoc signo vinces! Seine erste Ansiedelung in Mexico wurde genannt: La villa rica de la Vera Cruz. So zeigte er auch nicht selten, z. B. in Zempoalla und Tlascala, seinen Bekehrungseifer, seinen Götzenhaß in einer Zeit und Weise, die politisch höchst unvorsichtig heißen muß. Man kennt die Rede, welche der Kaplan des Pizarro an den peruanischen Inka hielt, gleich bei ihrer ersten Zusammenkunft, und deren unbefriedigende Beantwortung ein so furchtbares Blutbad rechtfertigen mußte. Der priesterliche Diplomat fing mit Erschaffung der Welt an; er sprach vom Sündenfalle und von der Erlösung, vom Primate Petri und seiner Stellvertreter, um so zuletzt auf die päpstliche Schenkung an den König von Spanien zu kommen, welche dem Inka Unterwürfigkeit zur heiligsten Pflicht machte. Die ganze Argumentation gilt bei vielen für ein Meisterstück der unverschämtesten Heuchelei; indessen zweifle ich nicht, daß sie großenteils in gutem Glauben ist geführt worden. Sie enthält nämlich bloß eine weitere Entwickelung dessen, was 1509 eine Kommission spanischer Juristen und Geistlichen als offizielle Instruktion und Rechtfertigung für die Besitznahme aller neuen Entdeckungen ausgearbeitet hatte.

13 Selbst im Altertume ist es nicht viel anders gewesen. Ich halte es für mehr als wahrscheinlich, daß die ältesten Kolonien der Hellenen, die äolischen nämlich im nordöstlichen Winkel des ägäischen Meeres, auf das innigste zusammenhängen mit dem Zuge der Argonauten und späterhin dem troischen Kriege. Wie nun das ganze heroische Zeitalter von Griechenland die größte Analogie darbietet mit unserm Ritterwesen, so insbesondere jene abenteuerlichen Seefahrten mit den Kreuzzügen der neueren Völker. Der ritterliche Gehalt des Helenamythus liegt vor Augen; es scheint aber auch ein religiöser Gehalt damit verbunden zu sein.*) Die Sage vom goldenen Vließ bezieht sich wohl keineswegs nur auf irdische Reichtümer, sondern vornehmlich auch auf ein heiliges Sühnungswerk, das eine Wallfahrt nach dem Morgenlande erforderte. — Die griechischen Kolonien sind besonders in zwei Hauptmassen unternommen worden: die eine angeblich zwischen 1120 und 1000 nach Osten zu (Kleinasien ꝛc.), die andere zwischen 750 und 650 v. Chr. nach Westen (Sicilien, Unteritalien). Bei diesen letzteren, mehr historischen hat nun fast immer ein Orakel entweder den ersten Anstoß, oder die letzte

*) Helena, Σελήνη, Tochter des Zeus, Schwester der Dioskuren, offenbar also eine Lichtgottheit, die aus barbarischer Gefangenschaft befreit werden soll.

Digitized by Google

Weihe gegeben. Quam Graecia coloniam misit sine Pythio, aut Dodonaeo, aut Hammonis oraculo? (Cicero, De divin. I, 1.) Als ein besonders merkwürdiges Beispiel verweise ich auf die Gründung von Kyrene. (Herod. IV, 148 ff.)

Man sieht auf der Stelle ein, wie die von mir besprochenen vier Haupt- 14
beweggründe zur Kolonisation mit einiger Vollständigkeit auf die vier Hauptgebiete des menschlichen Lebens Bezug haben: Familie, Eigentum, Staat, Kirche. Schon der alte Seneca hat etwas Ähnliches beobachtet: Nec omnibus eadem causa relinquendi quaerendique patriam fuit. Alios excidia urbium suarum, hostilibus armis elapsos, in aliena, spoliatos suis, expulerunt; alios domestica seditio submovit; alios nimia superfluentis populi frequentia, ad exonerandas vires, emisit; alios pestilentia, aut frequens terrarum hiatus, aut aliqua intoleranda infelicis soli eiecerunt; quosdam fertilis orae et in maius laudatae fama corrupit; alios alia causa excivit domibus suis (Cons. ad Helv. 6). — Auf den niederen Kulturstufen ist freilich die Überfüllung mit Arbeitern und Kapitalien minder drückend, als auf den höheren; dagegen werden sie häufiger und rücksichtsloser durch religiöse Beweggründe influiert, und die Anhänglichkeit an den heimischen Boden ist geringer bei ihnen. Schon aus materiellen Ursachen, weil nicht so viele Kapitalien und Arbeitsresultate mit dem Boden verbunden sind; man steht dem Nomadenleben, wie historisch, so auch wirtschaftlich noch näher. Dann aber ist es auch eine sehr allgemeine Erfahrung, daß die eigentliche Vaterlandsliebe bei den meisten Völkern erst am Ende ihres Mittelalters bedeutend wird. Wie schon Thukydides bemerkt (I, 3), so hatten die Griechen der homerischen Zeit noch gar keinen gemeinschaftlichen Namen ihres Volkes, also natürlich auch kein Gefühl eines gemeinschaftlichen Vaterlandes. Ähnlich bei allen Völkern auf derselben Entwickelungsstufe. Der Staat ist da nicht so sehr Ein großes Ganzes mit Einem Gesamtzwecke, sondern vielmehr ein ziemlich loses Konglomerat von einer Menge kleiner Bündnisse, welche für sich die verschiedenartigsten Zwecke verfolgen. Läßt also die Auswanderung nur alle Glieder eines solchen kleinen Bündnisses ungetrennt, so entschließt man sich zur Absonderung vom Ganzen verhältnismäßig leicht. — Übrigens versteht sich von selbst, je unfreundlicher die Natur der neuen Heimat ist, desto stärkerer Motive bedarf es, um sich von der alten loszureißen. Die spanische Regierung mußte im 16. Jahrhundert der Auswanderung gegenüber mehr den Zügel, als den Sporn anwenden. In Neuengland hingegen wollte die Kolonisation erst seit den religiösen Unruhen des Mutterlandes recht Wurzel schlagen. Die ersten Ansiedler der sogenannten Plymouth-Compagnie, sowohl 1607 als 1608, ließen sich gar bald durch den harten Winter ꝛc. nach

Digitized by Google

England zurückschrecken. Vorher waren nur einzelne Fischerfahrzeuge von Bristol daselbst gelandet. Manches natürlich ist hier relativ: Island z. B. hatte für Norweger, und Grönland wiederum für Isländer nicht so viel Abschreckendes, wie ein Deutscher darin finden würde. Welch ungeheuern Wanderstrom bis zu den Antipoden hin die Auffindung ergiebiger Goldseifen bewirken kann, ist durch die neueren Vorgänge in Kalifornien und Australien jedermann geläufig.

7.

Wie der Staat zu der Menschheit stehe.

Von F. C. Dahlmann.

Die Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. Erster Band (Leipzig 1835; 3. Aufl. 1847). Einleitung. — Der zweite Band des Werkes ist nicht erschienen.

1 Dem Staate geht kein Naturzustand voran, der von blinden Trieben und vernunftlosen Menschen handelt; denn der Naturzustand des Menschen ist Vernunft zu besitzen, ein Über sich und ein Unter sich zu unterscheiden. „Kunst ist des Menschen Natur." (Burke.)

2 Der Staat ist mithin keine Erfindung, weder der Not noch der Geschicklichkeit, keine Aktiengesellschaft, keine Maschine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorspringendes Vertragswerk, kein notwendiges Übel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen der Menschheit, er ist eine ursprüngliche Ordnung, ein notwendiger Zustand, ein Vermögen der Menschheit und eines von den die Gattung zur Vollendung führenden Vermögen.

3 Der Staat ist uranfänglich. Die Urfamilie ist Urstaat; jede Familie, unabhängig dargestellt, ist Staat. „Der Mensch ist von Natur ein Staatswesen." (Aristoteles.)

4 Was man in der Beschreibung ungebildeter Völker Naturstand nennt, ist nur ein minus der Staatsthätigkeit, welches aus einem unentwickelten Bewußtsein des Staates stammt. Man kann mehr Volk als Staat sein, aber man kann nicht Volk ohne Staat sein. Die Aufgabe ist, den Staat im Volksbewußtsein zu vollenden.

5 Die Annahme eines Naturstandes ist als Behelf der Demonstration, als ein bewußtes Absehen vom Staate, um ihn demnächst frei aus der menschlichen Beschaffenheit entstehen zu lassen, nicht zu verwerfen. Wird aber der

Digitized by Google

Naturstand mit positiven Eigenschaften ausgerüstet (ungesellig, gesellig, gleichgültig), so wird eben dadurch der Staat aus einer übermächtigen, übermenschlichen Ordnung zum Geschöpfe menschlicher Willkür.

Denn der Staat ist nicht bloß etwas Gemeinsames unter den Menschen, 6
nicht bloß etwas Unabhängiges, er ist zugleich etwas Zusammengewachsenes, eine leiblich und geistig geeinigte Persönlichkeit. Die Familie, unabhängig gedacht, ist Volk und Staat in völliger Durchdringung beider. Durch mehrere Familien im Staate entsteht die Möglichkeit mehrerer Staaten; und indem herrschende Familien durch ihren Zusammenhang mit abhängigen zu Stämmen heranwachsen, geschieht ein starker Schritt dazu, allein Volk und Staat weichen von nun an freier auseinander. Es braucht weder ein ganzes Volk sich in denselben Staate abzuschließen; trennen doch oft Weltteile die Mitglieder desselben Hauses; noch duldet es die schon mächtiger schaltende Geschichte, daß überall der Staat aus einer blutsverwandten Volksnatur erwachse, oder, wenn erwachsen, unvermischt fortbestehe. Volk und Bevölkerung unterscheiden sich fortan häufig, und der Staat ist etwas anderes geworden, als bloß die Form des Volkes.

Gleiche Volksart von Haus aus, das will sagen, ein körperlich und 7
geistig gleichartiger Menschenschlag, gleiche Sprache als Zeugnis seit Jahrhunderten gleichverstandener Lebenserfahrungen, bilden eine glückliche Mitgabe für den Naturstaat auf seinem dornichten Wege zur bewußten Durchbildung. Aber die Geschichte hat von jeher häufig die stille Urbildung der Natur unterbrochen, indem sie verschiedenartige Stämme und Volkstümlichkeiten übereinander schichtete und gerade aus der Vermischung manchmal eine zweite gelungenere Natur und gediegene Staatsbildungen gewann. Aus Pelasgern, Thrakern, Achäern, Joniern erwuchs das lebensvolle Volk von Attika, und seit das Christentum unserm Weltteile Einheit der Religion gab, konnte selbst einem Mischvolk von Briten, Römern, Sachsen, Dänen, Normannen, nachdem die furchtbaren Krisen des ersten Zusammentreffens überwunden waren, der Staat von England gelingen. Tritt so das Band der ursprünglichsten Blutsverwandtschaft allmählich zurück, so verstärkt sich dagegen das Band des örtlichen Zusammenseins mit dem Wachstum der Bildung. Das unbestimmte Heimatsgefühl der Naturvölker, welches hauptsächlich nur Liebe zu den Genossen und zu gewissen Lebensarten ist, steigert sich mit dem Fortrücken der Bildung und namentlich durch Werke der bildenden Kunst zur örtlichsten Vaterlandsliebe. Völkerwanderungen hören auf.

Die übermächtige weltliche Ordnung, welche den Menschen in ein Volk 8
setzt, indem sie ihn in einer Familie geboren werden läßt, nimmt aber ihre Macht nicht aus sich selber und hat ihren letzten Zweck nicht in sich. Sie

Digitized by Google

dient vielmehr einer höherstehenden Ordnung, welche jedem einzelnen Staate und allen Staaten miteinander überlegen ist. Wir glauben an ein großes gemeinsames Werk der Menschheit, zu welchem das einzelne Staatenleben nur die Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menschlichen Dinge am Ende der Geschichte. Das am tiefsten verschlungene Rätsel unseres Daseins steht freilich an ihrem Anfange. Darüber aber hat nun einmal die Lehre vom Staate nicht zu untersuchen, wie es denn gekommen sei, daß die Menschheit von Anfang her so schief gegen das Licht steht, daß sie bei jedem Schritte einen langen Schatten wirft, warum es unmöglich ist die Lehren der Religion in ihrer ungetrübten Reinheit als Anforderung in den Menschenstaat einzuführen, warum Familienvorteil und Staatswohl sich so mannigfach bekämpfen, und warum, was die höchsten Beziehungen angeht, eines gut sein kann (dem Sittengesetze des Individuums entsprechend), ein anderes aber recht (dem Gebote des Staats entsprechend). Die Staatslehre hat den Grund der ethischen Verhältnisse nicht aufzudecken, sie soll dieselben anerkennen, und diejenigen äußerlichen Einrichtungen ausbilden, welche diesen Zwiespalt zu vermindern dienen, indem sie den Staat der höheren versöhnenden Sitte empfänglich machen. Der einzelne aber muß zuvor in seinem eigenen Wesen die billig herrschenden Gewalten von den billig dienenden unterscheiden lernen, ehe er von Staatssachen zu urteilen unternimmt.

9 Darum ist die Errichtung des rechtlichen Zustandes, wie er denn auch beschaffen sei, freilich Sache des Staates, aber nicht letzter Zweck des Staates. Darum aber auch tritt der Staat als solcher nicht an die Stelle der göttlichen, unbedingt zu befolgenden Ordnung, und es kann die Vorschrift nicht vor der Wahrheit bestehen, daß die äußere Pflicht vor der sittlichen erfüllt werden müsse; wiewohl nichts auf der Erde der göttlichen Ordnung so nahe steht als die Staatsordnung.

10 Der seiner höheren Bestimmung getreue Mensch bringt dem Staate jedes Opfer des Eigentums und der Person, nur nicht das Opfer seiner höheren Bestimmung selber*); alles sein Recht mag er hingeben, nur nicht das, worüber er kein Recht hat. Das ist der Ruhm und die Gefahr der menschlichen Dinge, daß der einzelne am Ende unberechenbar gegen den Staat steht.

11 Der Staat inzwischen wird keine Macht in seinem Inneren gestatten wollen, die sich gegen seine Rechtsanstalten erhebt. Der schlechte Staat bedient sich zu dem Ende lediglich seiner Gewalt, verschlingt die Familie mit der Macht seines Gesetzes, legt sich ein Obereigentum bei, drückt auf die For-

*) „Über die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein." Luther, von der Unterthanen Pflicht gegen die Obrigkeit.

Digitized by Google

schung seinen Stempel, dringt jeder Regel jede Ausnahme auf. Der gute Staat hingegen, weit entfernt das Privatrecht zu stören, stellt es unter den Schutz des öffentlichen Rechtes, und legt dem Eigentum und den Personen allein diejenigen Beschränkungen auf, welche das öffentliche Wohl erfordert. Durch diesen entscheidenden Schritt der Gewährleistung des Privatrechtes söhnt er das selbständige Wesen der Familien mit den Schuldigkeiten des Staatsrechtes aus, und die Regierung stellt sich hoch über der Bevölkerung auf; alle ferneren Zwistigkeiten kämpfen sich in kleineren Kreisen durch, bedrohen die Gesamtordnung nicht.

Da die Menschheit kein anderes Dasein hat als dieses, welches, im steten 12
Entwickelungskampfe räumlich und zeitlich begriffen, in unserer Geschichte vorliegt, so entbehrt eine Darstellung des Staates, welche sich der historischen Grundlagen entäußert, aller ernsten Belehrung, und gehört den Phantasiespielen an. Der Idealist, zeit- und ortlos hinstellend, was den guten Staat bedeuten soll, löset Rätsel, die er sich selber aufgegeben hat; er vollbringt mit Menschen, die es nie gegeben hat, die Aufstellung einer Gegenwart, welche keine Fähigkeit zu sein besitzt. Die Politik muß, um lehrreich zu sein, ihre Aufgaben nicht wählen, sondern empfangen, wie sie im Drange von Raum und Zeit hervorgehen aus jener tiefen Verschlingung der gesunden Kräfte der Menschheit mit allem dem krankhaften Wesen, welches in der physischen Welt Übel, in der moralischen Böses heißt. Die Politik ist Gesundheitslehre, nicht weil sie Gesundheit geben, sondern weil sie die Ursachen der Krankheit entdecken und oft vermindern kann.

Darum darf auch selbst die Erklärung, was der Staat bedeute, in den 13
Fluß der Zeit hingestellt sein. Der Staat kann erscheinen lediglich unter dem Charakter eines äußerlich unabhängigen Menschenvereins, der am Ende nicht einmal vollständige Familien zu besitzen braucht*), geschweige denn festen, oder überhaupt nur eigenen Boden, der aber doch immer, um ein Verein (nicht mehrere) zu sein, eine Anzahl gemeinsamer Obliegenheiten, durch eine Regierung nach außen gegen andere Staaten, nach innen gegen die Unterthanen gewahrt, enthalten muß. So der Staat in seiner dürftigsten Erscheinung. Dagegen kann er, wenn alle Bedingungen als günstig angenommen werden, sich gestalten als: ein unabhängiger Verein von körperlich und geistig gleichartigen unter demselben Gesetze lebenden Familien, welcher, nachdem er fortwachsend einen für eine dichte Bevölkerung ausreichenden Boden und starke anerkannte Grundlagen seines äußeren Lebens errungen hat, und nun ausgewachsen ist, fortan arbeitet, wie er auch seinen inneren Frieden finde. Hat

*) Delos, wo keine Frau gebären, die Jomsburg, wo keine hausen durfte.

Digitized by Google

es Fortgang mit dieser Arbeit, so wird die reiche Vielgestaltigkeit seines Gemeinwesens nirgend ferner an Regierungseinheit darben, und alles was nützlich, was wahr und schön und heilig unter den Menschen ist, gelangt zu einer diesem Volk eigentümlichen, und mit bewußtem Fortschreiten jede Volksklasse fortbildenden Darstellung. — Denn zur Darstellung des weltlich Guten gehört auch das gute Gelingen, und weil nichts vollkommen ist was besteht, so ist das höchste Darstellbare der Fortschritt.

14 In einem Staate dieser Art ist die Freiheit seiner bürgerlichen Gesellschaft ohne weiteres enthalten, und es ist dieselbe an keine allgemeingültige äußere Form gebunden, obwohl es freiheitstützende Einrichtungen giebt. In Hinsicht auf die Form aber nennen wir denjenigen Staat frei, dessen Grundeinrichtungen nur nach einer bestimmten allgemeinen Regel und nur unter Zuthun aller Stände oder Gliedmaßen des Volkes verändert werden können.

15 Weil die Menschheit in jedem Zeitalter neue Zustände gebiert, so läßt sich kein Staat grundfest darstellen, außer mit den Mitteln und unter den Bedingungen irgend eines Zeitalters, außer gebunden an die Verhältnisse irgend einer unmittelbaren Gegenwart. Daher drängt alle Behandlung von Staatssachen im Leben und in der Lehre zur Historie hin, und durch sie auf eine Gegenwart, und weiter, weil keine neue Form des Lebens sich vernachlässigen läßt, auf unsere Gegenwart, unsern Weltteil, unser Volk.

16 Der Staat ist aber nicht allein ein In Sich, er hat auch ein Neben Sich, die andern Staaten. Die Ausbildung auch dieses geselligen Verhältnisses ist unabweisbar Aufgabe der Politik und steht mit der Stufe der inneren Ausbildung in notwendiger Wechselwirkung. Wer einen Welt- oder Menschheits-Staat begehrt und in Universalmonarchien vorherverkündigt sieht, der verschließt der zu Staaten versammelten Menschheit die Aussicht auf ihre höchste Bildungsstufe, auf welcher sich der Staat, wie er von der Familie ausgegangen ist, in der Staatenfamilie vollende.

17 Darum zerfällt die Lehre vom Staate für den Darsteller in zwei Teile, die Lehre vom Staate, für sich, im inneren Bau und Leben betrachtet, und betrachtet als Glied der Staatengesellschaft. Die Lehre vom Staate für sich selber teilt sich aber wieder zwiefach; indem ihr erster Abschnitt von der Regierungsthätigkeit, als der einheitlichen Trägerin der Staatsgewalt ausgehend, die Staatsverfassung abhandelt, der zweite Abschnitt aber, von der Mannigfaltigkeit der Personen und Sachen ausgehend, die Mittel zur Ausführung der Verfassung durch Unterthanenthätigkeit, das ist, die Verwaltung behandelt.

18 Die Verfassung nun beruht auf der Einheit im Staate und hat eine einfachere Darstellung. Für die Verwaltung bedarf es zwörderst der Kennt-

Digitized by Google

nis der Gebiete, auf welchen sie sich zu bewegen hat, der ländlichen und städtischen Gemeinden und Gemeindebezirke, ingleichen der darin verwaltenden Behörden, wie sie zur Gemeinde und zum Staate stehen müssen, damit Regierung und Verwaltung sich am rechten Orte begegnen. Verwaltungsgegenstände sind: die Verwaltung der an den Personen haftenden Güter, welcher die der sächlichen Güter gegenübersteht; zur Berichtigung aber und Sicherstellung beider Verwaltungen sind die Rechtsanstalten der Polizei und Justiz berufen. Diese nämlich leisten das im Innern, was die bewaffnete Macht nach außen leistet, die Staatsverteidigung.

8.

Recht und Gesetz.

Von Friedrich Carl von Savigny.

Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. (Heidelberg 1814; 2. Aufl. 1828.) § 2—4. — Vorausgeschickt ist eine Einleitung (§ 1), welche von praktischen Fragen ausgeht, zu denen § 5 „Bürgerliches Recht in Deutschland" wieder hinüberführt.

I.

Entstehung des positiven Rechts.

Wir befragen zuerst die Geschichte, wie sich bei Völkern edler Stämme 1
das Recht wirklich entwickelt hat: dem Urteil, was hieran gut, vielleicht notwendig, oder aber tadelnswert sein möge, ist damit keineswegs vorgegriffen.

Wo wir zuerst urkundliche Geschichte finden, hat das bürgerliche Recht 2
schon einen bestimmten Charakter, dem Volk eigentümlich, sowie seine Sprache, Sitte, Verfassung. Ja diese Erscheinungen haben kein abgesondertes Dasein, es sind nur einzelne Kräfte und Thätigkeiten des einen Volkes, in der Natur untrennbar verbunden, und nur unserer Betrachtung als besondere Eigenschaften erscheinend. Was sie zu einem Ganzen verknüpft, ist die gemeinsame Überzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Notwendigkeit, welches allen Gedanken an zufällige und willkürliche Entstehung ausschließt.

Wie diese eigentümlichen Funktionen der Völker, wodurch sie selbst erst 3
zu Individuen werden, entstanden sind, diese Frage ist auf geschichtlichem Wege nicht zu beantworten. In neueren Zeiten ist die Ansicht herrschend gewesen, daß alles zuerst in einem tierähnlichen Zustand gelebt habe, und von da durch

Digitized by Google

allmähliche Entwickelung zu einem leidlichen Dasein, bis endlich zu der Höhe gekommen sei, auf welcher wir jetzt stehen. Wir können diese Ansicht unberührt lassen, und uns auf die Thatsache jenes ersten urkundlichen Zustandes des bürgerlichen Rechts beschränken. Wir wollen versuchen, einige allgemeine Züge dieser Periode darzustellen, in welcher das Recht wie die Sprache im Bewußtsein des Volkes lebt.

4 Diese Jugendzeit der Völker ist arm an Begriffen, aber sie genießt ein klares Bewußtsein ihrer Zustände und Verhältnisse, sie fühlt und durchlebt diese ganz und vollständig, während wir, in unserem künstlich verwickelten Dasein, von unserm eigenen Reichtum überwältigt sind, anstatt ihn zu genießen und zu beherrschen. Jener klare, naturgemäße Zustand bewährt sich vorzüglich auch im bürgerlichen Rechte, und sowie für jeden einzelnen Menschen seine Familienverhältnisse und sein Grundbesitz durch eigene Würdigung bedeutender werden, so ist aus gleichem Grunde möglich, daß die Regeln des Privatrechts selbst zu den Gegenständen des Volksglaubens gehören. Allein jene geistigen Funktionen bedürfen eines körperlichen Daseins, um festgehalten zu werden. Ein solcher Körper ist für die Sprache ihre stete, ununterbrochene Übung, für die Verfassung sind es die sichtbaren, öffentlichen Gewalten, was vertritt aber diese Stelle bei dem bürgerlichen Rechte? In unseren Zeiten sind es ausgesprochene Grundsätze, durch Schrift und mündliche Rede mitgeteilt. Diese Art der Festhaltung aber setzt eine bedeutende Abstraktion voraus, und ist darum in jener jugendlichen Zeit nicht möglich. Dagegen finden wir hier überall symbolische Handlungen, wo Rechtsverhältnisse entstehen oder untergehen sollen. Die sinnliche Anschaulichkeit dieser Handlungen ist es, was äußerlich das Recht in bestimmter Gestalt festhält, und ihr Ernst und ihre Würde entspricht der Bedeutsamkeit der Rechtsverhältnisse selbst, welche schon als dieser Periode eigentümlich bemerkt worden ist. In dem ausgedehnten Gebrauch solcher förmlichen Handlungen kommen z. B. die germanischen Stämme mit den altitalischen überein, nur daß bei diesen letzten die Formen selbst bestimmter und geregelter erscheinen, was mit den städtischen Verfassungen zusammenhängen kann. Man kann diese förmlichen Handlungen als die eigentliche Grammatik des Rechts in dieser Periode betrachten, und es ist sehr bedeutend, daß das Hauptgeschäft der älteren römischen Juristen in der Erhaltung und genauen Anwendung derselben bestand. Wir in neueren Zeiten haben sie häufig als Barbarei und Aberglauben verachtet, und uns sehr groß damit gedünkt, daß wir sie nicht haben, ohne zu bedenken, daß auch wir überall mit juristischen Formen versorgt sind, denen nur gerade die Hauptvorteile der alten Formen abgehen, die Anschaulichkeit nämlich und der allgemeine Volksglaube, während die unsrigen von jedem als etwas Willkürliches und darum

Digitized by Google

als eine Last empfunden werden. In solchen einseitigen Betrachtungen früher Zeiten sind wir den Reisenden ähnlich, die in Frankreich mit großer Verwunderung bemerken, daß kleine Kinder, ja ganz gemeine Leute, recht fertig französisch reden.

Aber dieser organische Zusammenhang des Rechts mit dem Wesen und 5
Charakter des Volkes bewährt sich auch im Fortgang der Zeiten, und auch hierin ist es der Sprache zu vergleichen. Sowie für diese, giebt es auch für das Recht keinen Augenblick eines absoluten Stillstandes, es ist derselben Bewegung und Entwickelung unterworfen, wie jede andere Richtung des Volkes, und auch diese Entwickelung steht unter demselben Gesetz innerer Notwendigkeit, wie jene früheste Erscheinung. Das Recht wächst also mit dem Volke fort, bildet sich aus mit diesem, und stirbt endlich ab, sowie das Volk seine Eigentümlichkeit verliert. Allein diese innere Fortbildung auch in der Zeit der Kultur hat für die Betrachtung eine große Schwierigkeit. Es ist nämlich oben behauptet worden, daß der eigentliche Sitz des Rechts das gemeinsame Bewußtsein des Volkes sei. Dieses läßt sich z. B. im römischen Rechte für die Grundzüge desselben, die allgemeine Natur der Ehe, des Eigentums u. s. w. recht wohl denken, aber für das unermeßliche Detail, wovon wir in den Pandekten einen Auszug besitzen, muß es jeder für ganz unmöglich erkennen. Diese Schwierigkeit führt uns auf eine neue Ansicht der Entwickelung des Rechts. Bei steigender Kultur nämlich sondern sich alle Thätigkeiten des Volkes immer mehr, und was sonst gemeinschaftlich betrieben wurde, fällt jetzt einzelnen Ständen anheim. Als ein solcher abgesonderter Stand erscheinen nunmehr auch die Juristen. Das Recht bildet sich nunmehr in der Sprache aus, es nimmt eine wissenschaftliche Richtung, und wie es vorher im Bewußtsein des gesamten Volkes lebte, so fällt es jetzt dem Bewußtsein der Juristen anheim, von welchen das Volk nunmehr in dieser Funktion repräsentiert wird. Das Dasein des Rechts ist von nun an künstlicher und verwickelter, indem es ein doppeltes Leben hat, einmal als Teil des ganzen Volkslebens, was es zu sein nicht aufhört, dann als besondere Wissenschaft in den Händen der Juristen. Aus dem Zusammenwirken dieses doppelten Lebensprinzips erklären sich alle späteren Erscheinungen, und es ist nunmehr begreiflich, wie auch jenes ungeheure Detail ganz auf organische Weise, ohne eigentliche Willkür und Absicht, entstehen konnte. Der Kürze wegen nennen wir künftig den Zusammenhang des Rechts mit dem allgemeinen Volksleben das politische Element, das abgesonderte wissenschaftliche Leben des Rechts aber das technische Element desselben.

In verschiedenen Zeiten also wird bei demselben Volke das Recht natür- 6
liches Recht (in einem anderen Sinn als unser Naturrecht) oder gelehrtes

Digitized by Google

Recht sein, je nachdem das eine oder das andere Prinzip überwiegt, wobei eine scharfe Grenzbestimmung von selbst als unmöglich erscheint. Bei republikanischer Verfassung wird das politische Prinzip länger als in monarchischen Staaten unmittelbaren Einfluß behalten können, und besonders in der römischen Republik wirkten viele Gründe zusammen, diesen Einfluß noch bei steigender Kultur lebendig zu erhalten. Aber in allen Zeiten und Verfassungen zeigt sich dieser Einfluß noch in einzelnen Anwendungen, da wo in engeren Kreisen ein oft wiederkehrendes gleiches Bedürfnis auch ein gemeinsames Bewußtsein des Volkes selbst möglich macht. So wird sich in den meisten Städten für Dienstboten und Mietwohnungen ein besonderes Recht bilden und erhalten, gleich unabhängig von ausdrücklichen Gesetzen und von wissenschaftlicher Jurisprudenz: es sind dieses einzelne Überreste der früheren allgemeinen Rechtsbildung. Vor der großen Umwälzung fast aller Verfassungen, die wir erlebt haben, waren in kleineren deutschen Staaten diese Fälle weit häufiger als jetzt, indem sich Stücke altgermanischer Verfassungen häufig durch alle Revolutionen hindurch gerettet hatten.

7 Die Summe dieser Ansicht also ist, daß alles Recht auf die Weise entsteht, welche der herrschende, nicht ganz passende, Sprachgebrauch als Gewohnheitsrecht bezeichnet, d. h. daß es erst durch Sitte und Volksglaube, dann durch Jurisprudenz erzeugt wird, überall also durch innere, stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers. Dieser Zustand ist bis jetzt nur historisch aufgestellt worden, ob er löblich und wünschenswert ist, wird die folgende Untersuchung lehren. Aber auch als historische Ansicht bedarf dieser Zustand noch einiger näheren Bestimmungen. Zuerst ist dabei eine ganz ungestörte einheimische Entwickelung vorausgesetzt worden; der Einfluß früher Berührung mit fremdem Rechte wird weiter unten an dem Beispiel von Deutschland klar werden. Ebenso wird sich zeigen, daß allerdings ein teilweiser Einfluß der Gesetzgebung auf bürgerliches Recht, bald löblich, bald tadelnswert, stattfinden kann. Endlich finden sich große Verschiedenheiten in den Grenzen der Gültigkeit und Anwendung des Rechts. Wie nämlich dasselbe Volk sich in viele Stämme verzweigt, Staaten sich vereinigen oder zerfallen, so muß bald dasselbe Recht mehreren unabhängigen Staaten gemein sein, bald in verschiedenen Teilen desselben Staates, neben gleichen Grundzügen des Rechts, eine große Mannigfaltigkeit einzelner Bestimmungen gelten.

8 Unter den deutschen Juristen hat Hugo das große Verdienst, in den meisten seiner Schriften die herrschenden Ansichten gründlich bekämpft zu haben. Hohe Ehre gebührt auch hierin dem Andenken Mösers, der mit großartigem Sinn überall die Geschichte zu deuten suchte, oft auch in Beziehung auf bürgerliches Recht; daß dieses Beispiel den Juristen größtenteils unbemerkt geblieben

Digitized by Google

ist, war zu erwarten, da er nicht zünftig war, und weder Vorlesungen gehalten, noch Lehrbücher geschrieben hat.

II.

Gesetze und Rechtsbücher.

Der Einfluß eigentlicher Gesetzgebung auf bürgerliches Recht ist in ein- 9
zelnen Stücken desselben nicht selten, aber die Gründe dieses Einflusses sind sehr verschiedener Art. Zunächst kann nämlich gerade die Abänderung des bestehenden Rechts Absicht des Gesetzgebers sein, weil höhere politische Zwecke dieses fordern. Wenn in unseren Tagen Nichtjuristen von dem Bedürfnis neuer Gesetzgebung sprechen, so ist gewöhnlich bloß dieses gemeint, wovon die Bestimmung der gutsherrlichen Rechte eines der wichtigsten Beispiele ist. Auch die Geschichte des römischen Rechts liefert Beispiele dieser Art, wenige aus der freien Republik, unter August die wichtige Lex Iulia et Papia Poppaea, seit den christlichen Kaisern eine große Anzahl. Daß die Gesetze dieser Art leicht eine fruchtlose Korruption des Rechts sind, und daß gerade in ihnen die höchste Sparsamkeit nötig ist, wird jedem einleuchten, der die Geschichte zu Rate zieht. Die technische Seite des Rechts wird bei ihnen bloß für die Form und für den Zusammenhang mit dem ganzen übrigen Rechte in Anspruch genommen, welcher Zusammenhang diesen Teil der Gesetzgebung schwieriger macht, als er gewöhnlich gedacht zu werden pflegt. Weit unbedenklicher ist ein zweiter Einfluß der Gesetzgebung auf das bürgerliche Recht. Einzelne Rechtssätze nämlich können zweifelhaft sein, oder sie können ihrer Natur nach schwankende, unbestimmte Grenzen haben, wie z. B. alle Verjährung, während die Rechtspflege durchaus scharfe Grenzen fordert. Hier kann allerdings eine Art von Gesetzgebung eintreten, welche der Gewohnheit zu Hilfe kommt, jene Zweifel und diese Unbestimmtheiten entfernt, und so das wirkliche Recht, den eigentlichen Willen des Volkes, zu Tage fördert und rein erhält. Die römische Verfassung hatte für diesen Zweck eine treffliche Einrichtung in den Edikten der Prätoren, eine Einrichtung, welche auch in monarchischen Staaten unter gewissen Bedingungen stattfinden könnte.

Aber diese Arten eines teilweisen Einflusses sind gar nicht gemeint, wenn 10
sowie in unseren Tagen von dem Bedürfnis allgemeiner Gesetzbücher die Rede ist. Hier ist vielmehr folgendes gemeint. Der Staat soll seinen gesamten Rechtsvorrat untersuchen und schriftlich aufzeichnen lassen, so daß dieses Buch nunmehr als einzige Rechtsquelle gelte, alles andere aber, was bisher etwa gegolten hat, nicht mehr gelte. Zuvörderst läßt sich fragen, woher diesem Gesetzbuch der Inhalt kommen solle. Nach einer oben dargestellten Ansicht ist von vielen behauptet worden, das allgemeine Vernunftrecht, ohne

Digitized by Google

Rücksicht auf etwas Bestehendes, solle diesen Inhalt bestimmen. Die aber mit der Ausführung zu thun hatten, oder sonst das Recht praktisch kannten, haben sich dieser großsprechenden, völlig hohlen Ansicht leicht enthalten, und man ist darüber einig gewesen, das ohnehin bestehende Recht solle hier aufgezeichnet werden, nur mit den Abänderungen und Verbesserungen, welche aus politischen Gründen nötig sein möchten. Daß dieses gerade bei den neueren Gesetzbüchern die herrschende Ansicht war, wird sich unten zeigen. Demnach hätte das Gesetzbuch einen doppelten Inhalt: teils das bisherige Recht, teils neue Gesetze. Was diese letzten betrifft, so ist es offenbar zufällig, daß sie bei Gelegenheit des Gesetzbuchs vorkommen, sie könnten auch zu jeder anderen Zeit einzeln gegeben werden, und ebenso könnte zur Zeit des Gesetzbuches kein Bedürfnis derselben vorhanden sein. In Deutschland besonders würden diese neuen Gesetze oft nur scheinbar vorkommen, da das, was einem Lande neu wäre, in einem anderen meist schon gegolten haben würde, so daß nicht von neuem, sondern von schon bestehendem Rechte verwandter Stämme die Rede wäre, nur mit veränderten Grenzen der Anwendung. Um also unsere Untersuchung nicht zu verwirren, wollen wir die neuen Gesetze ganz bei Seite setzen, und bloß auf den wesentlichen und Hauptinhalt des Gesetzbuchs sehen. Demnach müssen wir das Gesetzbuch als Aufzeichnung des gesamten bestehenden Rechts denken, mit ausschließender Gültigkeit vom Staate selbst versehen.

11 Daß wir dieses letzte als wesentlich bei einer Unternehmung dieser Art voraussetzen, ist in unsern schreibthätigen Zeiten natürlich, da bei der Menge von Schriftstellern und dem schnellen Wechsel der Bücher und ihres Ansehens, kein einzelnes Buch einen überwiegenden und dauernden Einfluß anders als durch die Gewalt des Staates erhalten kann. An sich aber läßt es sich gar wohl denken, daß diese Arbeit ohne Aufforderung und ohne Bestätigung des Staates von einzelnen Rechtsgelehrten vollbracht würde. Im altgermanischen Rechte war dieses häufig der Fall, und wir würden viele Mühe gehabt haben, unseren Vorfahren den Unterschied eines Rechtsbuchs als einer Privatarbeit von einem wahren Gesetzbuche deutlich zu machen, den wir uns als so natürlich und wesentlich denken. Wir bleiben aber jetzt bei dem Begriffe stehen, welcher unseren Zeiten angemessen ist. Jedoch ist es klar, daß der Unterschied lediglich in der Veranlassung und Bestätigung von seiten des Staates liegt, nicht in der Natur der Arbeit selbst, denn diese ist auf jeden Fall ganz technisch und fällt als solche den Juristen anheim, indem bei dem Inhalte des Gesetzbuchs, den wir voraussetzen, das politische Element des Rechts längst ausgewirkt hat, und bloß diese Wirkung zu erkennen und auszusprechen ist, welches Geschäft zur juristischen Technik gehört.

12 Die Forderungen an ein solches Gesetzbuch und die Erwartungen von

Digitized by Google

demselben sind von zweierlei Art. Für den inneren Zustand des Rechts soll dadurch die höchste Rechtsgewißheit entstehen, und damit die höchste Sicherheit gleichförmiger Anwendung. Die äußeren Grenzen der Gültigkeit sollen dadurch gebessert und berichtigt werden, indem an die Stelle verschiedener Lokalrechte ein allgemeines Nationalrecht treten soll. Wir beschränken uns hier noch auf den ersten Vorteil, indem von dem zweiten besser unten in besonderer Anwendung auf Deutschland geredet werden wird.

Daß jener innere Vorteil von der Vortrefflichkeit der Ausführung ab- 13
hänge, leuchtet jedem sogleich ein, und es ist also von dieser Seite ebensoviel zu verlieren als zu gewinnen möglich. Sehr merkwürdig ist, was Baco aus der Fülle seines Geistes und seiner Erfahrung über diese Arbeit sagt. Er will, daß sie nicht ohne dringendes Bedürfnis geschehe, dann aber mit besonderer Sorgfalt für die bisher gültigen Rechtsquellen: zunächst durch wörtliche Aufnahme alles Anwendbaren aus ihnen, dann indem sie im ganzen aufbewahrt und fortwährend zu Rate gezogen werden. Vorzüglich aber soll diese Arbeit nur in solchen Zeiten unternommen werden, die an Bildung und Sachkenntnis höher stehen als die vorhergehenden, denn es sei sehr traurig, wenn durch die Unkunde der gegenwärtigen Zeit die Werke der Vorzeit verstümmelt werden sollten. Worauf es dabei ankommt, ist nicht schwer zu sagen: das Vorhandene, was nicht geändert, sondern beibehalten werden soll, muß gründlich erkannt und richtig ausgesprochen werden. Jenes betrifft den Stoff, dieses die Form.

In Ansehung des Stoffes ist die wichtigste und schwierigste Aufgabe die 14
Vollständigkeit des Gesetzbuchs, und es kommt nur darauf an, diese Aufgabe, worin alle einstimmen, recht zu verstehen. Das Gesetzbuch nämlich soll, da es einzige Rechtsquelle zu sein bestimmt ist, auch in der That für jeden vorkommenden Fall im voraus die Entscheidung enthalten. Dieses hat man häufig so gedacht, als ob es möglich und gut wäre, die einzelnen Fälle als solche durch Erfahrung vollständig kennen zu lernen, und dann jeden durch eine entsprechende Stelle des Gesetzbuchs zu entscheiden. Allein wer mit Aufmerksamkeit Rechtsfälle beobachtet hat, wird leicht einsehen, daß dieses Unternehmen deshalb fruchtlos bleiben muß, weil es für die Erzeugung der Verschiedenheiten wirklicher Fälle schlechthin keine Grenze giebt. Auch hat man gerade in den allerneuesten Gesetzbüchern allen Schein eines Bestrebens nach dieser materiellen Vollständigkeit völlig aufgegeben, ohne jedoch etwas anderes an die Stelle derselben zu setzen. Allein es giebt allerdings eine solche Vollständigkeit in anderer Art, wie sich durch einen Kunstausdruck der Geometrie klar machen läßt. In jedem Dreieck nämlich giebt es gewisse Bestimmungen, aus deren Verbindung zugleich alle übrigen mit Notwendigkeit folgen: durch

Digitized by Google

diese, z. B. durch zwei Seiten und den zwischenliegenden Winkel, ist das Dreieck gegeben. Auf ähnliche Weise hat jeder Teil unseres Rechts solche Stücke, wodurch die übrigen gegeben sind: wir können sie die leitenden Grundsätze nennen. Diese herauszufühlen, und von ihnen ausgehend den inneren Zusammenhang und die Art der Verwandtschaft aller juristischen Begriffe und Sätze zu erkennen, gehört eben zu den schwersten Aufgaben unserer Wissenschaft, ja es ist eigentlich dasjenige, was unserer Arbeit den wissenschaftlichen Charakter giebt. Entsteht nun das Gesetzbuch in einer Zeit, welche dieser Kunst nicht mächtig ist, so sind folgende Übel ganz unvermeidlich. Die Rechtspflege wird scheinbar durch das Gesetzbuch, in der That aber von etwas anderem, was außer dem Gesetzbuch liegt, als der wahrhaft regierenden Rechtsquelle, beherrscht werden. Dieser falsche Schein aber ist höchst verderblich. Denn das Gesetzbuch wird unfehlbar durch seine Neuheit, seine Verwandtschaft mit herrschenden Begriffen der Zeit, und sein äußeres Gewicht alle Aufmerksamkeit auf sich und von der wahren Rechtsquelle ablenken, so daß diese in dunklem, unbemerktem Dasein gerade der geistigen Kräfte der Nation entbehren wird, wodurch sie allein in einen löblichen Zustand kommen könnte. Daß diese Gefahr nicht grundlos ist, wird unten aus der Betrachtung der neuen Gesetzbücher klar werden, und es wird sich zeigen, daß nicht bloß der einzelne Inhalt, sondern selbst der Begriff und die allgemeine Natur dieser eigentlich regierenden Rechtsquelle verkannt wird, wie sie denn unter den verschiedensten Namen, bald als Naturrecht, bald als jurisprudence, bald als Rechtsanalogie vorkommt. Kommt nun zu dieser mangelnden Erkenntnis der leitenden Grundsätze das oben beschriebene Bestreben nach materieller Vollständigkeit hinzu, so werden sich sehr häufig die einzelnen Entscheidungen, den Verfassern unbemerkt, durchkreuzen und widersprechen, was erst allmählich durch die Anwendung, und bei gedankenlosem Zustand der Rechtspflege auch hier nicht, offenbar werden wird. Dieser Erfolg ist gleich für die Gegenwart unvermeidlich, wenn auf diese Weise ein Zeitalter ohne inneren Beruf seine Ansicht des Rechts durch das Ansehen der Gesetzgebung fixiert; ebenso nachteilig aber ist die Wirkung auf die folgende Zeit. Denn wenn in dieser günstigere Bedingungen für die Behandlung des Rechts eintreten, so ist nichts förderlicher, als die vielseitige Berührung mit früheren einsichtsvollen Zeiten: das Gesetzbuch aber steht nun in der Mitte und hemmt und erschwert diese Berührung auf allen Seiten. Ohnehin liegt in der einseitigen Beschäftigung mit einem gegebenen positiven Rechte die Gefahr, von dem bloßen Buchstaben überwältigt zu werden, und jedes Erfrischungsmittel muß dagegen sehr willkommen sein: das mittelmäßige Gesetzbuch aber muß mehr als alles andere diese Herrschaft einer unlebendigen Ansicht des Rechts befestigen.

Digitized by Google

Außer dem Stoff muß aber auch die Form des Gesetzbuchs in Erwägung 15
gezogen werden, denn der Verfasser des Gesetzbuchs kann das Recht, welches er bearbeitet, völlig durchdrungen haben, und seine Arbeit wird dennoch ihren Zweck verfehlen, wenn er nicht zugleich die Fähigkeit der Darstellung hat. Wie diese Darstellung beschaffen sein müsse, läßt sich leichter in gelungenen oder verfehlten Anwendungen fühlen, als durch allgemeine Regeln aussprechen. Gewöhnlich fordert man, daß sich die Sprache der Gesetze durch besondere Kürze auszeichne. Allerdings kann Kürze große Wirkung thun, wie sich durch das Beispiel römischer Volksschlüsse und des römischen Edikts anschaulich machen läßt. Allein es giebt auch eine trockene, nichtssagende Kürze, zu welcher derjenige kommt, der die Sprache als Werkzeug nicht zu führen versteht, und die durchaus ohne Wirkung bleibt; in den Gesetzen und Urkunden des Mittelalters finden sich davon Beispiele in Menge. Auf der andern Seite kann Weitläufigkeit in Rechtsquellen völlig verwerflich, ja ganz unerträglich sein, wie in vielen Konstitutionen von Justinian und in den meisten Novellen des Theodosischen Kodex: allein es giebt auch eine geistvolle und sehr wirksame Weitläufigkeit, und in vielen Stellen der Pandekten ist diese unverkennbar.

Fassen wir dasjenige, was hier über die Bedingungen eines vortrefflichen 16
Gesetzbuchs gesagt worden ist, zusammen, so ist es klar, daß nur in sehr wenigen Zeiten die Fähigkeit dazu vorhanden sein wird. Bei jugendlichen Völkern findet sich zwar die bestimmteste Anschauung ihres Rechts, aber den Gesetzbüchern fehlt es an Sprache und logischer Kunst, und das Beste können sie meist nicht sagen, so daß sie oft kein individuelles Bild geben, während ihr Stoff höchst individuell ist. Beispiele sind die schon angeführten Gesetze des Mittelalters, und wenn wir die zwölf Tafeln ganz vor uns hätten, würden wir vielleicht nur in geringerem Grade etwas Ähnliches empfinden. In sinkenden Zeiten dagegen fehlt es meist an allem, an Kenntnis des Stoffes wie an Sprache. Also bleibt nur eine mittlere Zeit übrig, diejenige, welche gerade für das Recht, obgleich nicht notwendig auch in anderer Rücksicht, als Gipfel der Bildung gelten kann. Allein eine solche Zeit hat für sich selbst nicht das Bedürfnis eines Gesetzbuchs; sie würde es nur veranstalten können für eine folgende schlechtere Zeit, gleichsam Wintervorräte sammelnd. Zu einer solchen Vorsorge aber für Kinder und Enkel ist selten ein Zeitalter aufgelegt.

III.

Römisches Recht.

Diese allgemeinen Ansichten von Entstehung des Rechts und von Gesetz- 17
büchern werden durch die Anwendung auf römisches Recht und auf das Recht in Deutschland klarer und überzeugender werden.

Digitized by Google

18 Die Verteidiger des römischen Rechts haben nicht selten den Wert desselben darin gesetzt, daß es die ewigen Regeln der Gerechtigkeit in vorzüglicher Reinheit enthalte, und so gleichsam selbst als ein sanktioniertes Naturrecht zu betrachten sei. Erkundigt man sich genauer, so wird freilich wieder der größte Teil als Beschränktheit und Spitzfindigkeit aufgegeben, und die Bewunderung bleibt meist auf der Theorie der Kontrakte haften: wenn man hier die Stipulationen und einigen anderen Aberglauben abrechne, so sei im übrigen die Billigkeit dieses Rechts über die Maßen groß, ja es sei zu nennen l'expression des sentiments mis par Dieu même dans le coeur des hommes.*) Allein gerade dieses übrig bleibende Materielle des römischen Rechts, was man so für seine wahre Vortrefflichkeit ausgiebt, ist so allgemeiner Natur, daß es meist schon durch gesunden Verstand ohne alle juristische Bildung gefunden werden könnte, und um einen so leichten Gewinn lohnt es sich nicht, Gesetze und Juristen von zweitausend Jahren her zu unserer Hilfe zu bemühen. Wir wollen versuchen, das Eigentümliche des römischen Rechts etwas genauer ins Auge zu fassen. Daß es damit eine andere als die hier angedeutete Bedeutung habe, läßt sich im voraus schon darum vermuten, weil es das einzige Recht eines großen, lange bestehenden Volkes ist, welches eine ganz nationale, ungestörte Entwickelung gehabt hat, und zugleich in allen Perioden dieses Volkes mit vorzüglicher Liebe gepflegt worden ist.

19 Betrachten wir zuerst die Justinianischen Rechtsbücher, also diejenige Form, in welcher das römische Recht zu den neueren Staaten in Europa gekommen ist, so ist in ihnen eine Zeit des Verfalls nicht zu verkennen. Der Mittelpunkt dieser Rechtsbücher ist eine Kompilation aus Schriften einer klassischen Zeit, die als verloren und jetzt unerreichbar dasteht, und Justinian selbst hat dessen kein Hehl. Diese klassische Zeit also, die des Papinian und Ulpian ist es, worauf wir unsere Blicke zu richten haben, und wir wollen versuchen, von der Art und Weise dieser Juristen ein Bild zu entwerfen.

20 Es ist oben (S. 80) gezeigt worden, daß in unsrer Wissenschaft aller Erfolg auf dem Besitz der leitenden Grundsätze beruhe, und gerade dieser Besitz ist es, der die Größe der römischen Juristen begründet. Die Begriffe und Sätze ihrer Wissenschaft erscheinen ihnen nicht wie durch ihre Willkür hervorgebracht, es sind wirkliche Wesen, deren Dasein und deren Genealogie ihnen durch langen vertrauten Umgang bekannt geworden ist. Darum eben hat ihr ganzes Verfahren eine Sicherheit, wie sie sich sonst außer der Mathe-

*) Motifs de la loi du 3. Sept. 1807 vor dem Code Nap. ed. Paris 1807. 8. p. IX. (von Bigot-Preameneu).

Digitized by Google

matik nicht findet, und man kann ohne Übertreibung sagen, daß sie mit ihren Begriffen rechnen. Diese Methode aber ist keineswegs das ausschließende Eigentum eines oder weniger großen Schriftsteller, sie ist vielmehr Gemeingut aller, und obgleich unter sie ein sehr verschiedenes Maß glücklicher Anwendung verteilt war, so ist doch die Methode überall dieselbe. Selbst wenn wir ihre Schriften vollständig vor uns hätten, würden wir darin weit weniger Individualität finden, als in irgend einer anderen Litteratur, sie alle arbeiten gewissermaßen an einem und demselben großen Werke, und die Idee, welche der Kompilation der Pandekten zum Grunde liegt, ist darum nicht völlig zu verwerfen. Wie tief bei den römischen Juristen diese Gemeinschaft des wissenschaftlichen Besitzes gegründet ist, zeigt sich auch darin, daß sie auf die äußeren Mittel dieser Gemeinschaft geringen Wert legen; so z. B. sind ihre Definitionen größtenteils sehr unvollkommen, ohne daß die Schärfe und Sicherheit der Begriffe im geringsten darunter leidet. Dagegen steht ihnen ein viel wichtigeres, mehr unwillkürliches Mittel zu Gebot, eine treffliche Kunstsprache, die mit der Wissenschaft so zusammenfällt, daß beide ein unauflösliches Ganze zu bilden scheinen. Mit diesen Vorzügen aber könnte sich eine schneidende Einseitigkeit sehr wohl vertragen. Das Recht nämlich hat kein Dasein für sich, sein Wesen vielmehr ist das Leben der Menschen selbst, von einer besonderen Seite angesehen. Wenn sich nun die Wissenschaft des Rechts von diesem ihrem Objekte ablöst, so wird die wissenschaftliche Thätigkeit ihren einseitigen Weg fortgehen können, ohne von einer entsprechenden Anschauung der Rechtsverhältnisse selbst begleitet zu sein; die Wissenschaft wird alsdann einen hohen Grad formeller Ausbildung erlangen können, und doch alle eigentliche Realität entbehren. Aber gerade von dieser Seite erscheint die Methode der römischen Juristen am vortrefflichsten. Haben sie einen Rechtsfall zu beurteilen, so gehen sie von der lebendigsten Anschauung desselben aus, und wir sehen vor unseren Augen das ganze Verhältnis Schritt vor Schritt entstehen und sich verändern. Es ist nun, als ob dieser Fall der Anfangspunkt der ganzen Wissenschaft wäre, welche von hier aus erfunden werden sollte. So ist ihnen Theorie und Praxis eigentlich gar nicht verschieden, ihre Theorie ist bis zur unmittelbarsten Anwendung durchgebildet, und ihre Praxis wird stets durch wissenschaftliche Behandlung geadelt. In jedem Grundsatz sehen sie zugleich einen Fall der Anwendung, in jedem Rechtsfall zugleich die Regel, wodurch er bestimmt wird, und in der Leichtigkeit, womit sie so vom allgemeinen zum besonderen und vom besonderen zum allgemeinen übergehen, ist ihre Meisterschaft unverkennbar. Und in dieser Methode, das Recht zu finden und zu weisen, haben sie ihren eigentümlichsten Wert, darin den germanischen Schöffen unähnlich, daß ihre Kunst zugleich zu wissenschaftlicher Erkenntnis und Mit-

Digitized by Google

teilung ausgebildet ist, doch ohne die Anschaulichkeit und Lebendigkeit einzubüßen, welche früheren Zeitaltern eigen zu sein pflegen.

21 Diese hohe Bildung der Rechtswissenschaft bei den Römern im Anfang des dritten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung ist etwas so Merkwürdiges, daß wir auch die Geschichte derselben in Betracht ziehen müssen. Es würde sehr irrig sein, wenn man dieselbe als die reine Erfindung eines sehr begünstigten Zeitalters, ohne Zusammenhang mit der Vorzeit, halten wollte. Vielmehr war der Stoff ihrer Wissenschaft den Juristen dieser Zeit schon gegeben, größtenteils noch aus der Zeit der freien Republik. Aber nicht bloß dieser Stoff, sondern auch jene bewundernswürdige Methode selbst hatte ihre Wurzel in der Zeit der Freiheit. Was nämlich Rom groß gemacht hat, war der rege, lebendige politische Sinn, womit dieses Volk die Formen seiner Verfassung stets auf solche Weise zu verjüngen bereit war, daß das Neue bloß zur Entwickelung des Alten diente, dieses richtige Ebenmaß der beharrlichen und der fortbewegenden Kräfte. Dieser Sinn war in der Verfassung wie im bürgerlichen Rechte wirksam, aber dort war er schon vor dem Ende der Republik erloschen, während er hier noch Jahrhunderte lang fortwirken konnte, weil hier nicht dieselben Gründe der Korruption stattfanden wie in der Verfassung. Also auch im bürgerlichen Rechte war der allgemeine römische Charakter sichtbar, das Festhalten am Herkömmlichen, ohne sich durch dasselbe zu binden, wenn es einer neuen, volksmäßig herrschenden Ansicht nicht mehr entsprach. Darum zeigt die Geschichte des römischen Rechts bis zur klassischen Zeit überall allmähliche, völlig organische Entwickelung. Entsteht eine neue Rechtsform, so wird dieselbe unmittelbar an eine alte, bestehende angeknüpft, und ihr so die Bestimmtheit und Ausbildung derselben zugewendet. Dieses ist der Begriff der Fiktion, für die Entwickelung des römischen Rechts höchst wichtig und von den Neueren oft lächerlich verkannt: so die bonorum possessio neben der hereditas, die Publiciana actio neben der rei vindicatio, die actiones utiles neben den directae. Und indem auf diese Weise das juristische Denken von der größten Einfachheit zur mannigfaltigsten Ausbildung ganz stetig und ohne äußere Störung oder Unterbrechung fortschritt, wurde den römischen Juristen auch in der späteren Zeit die vollendete Herrschaft über ihren Stoff möglich, die wir an ihnen bewundern. So wie nun oben bemerkt worden ist, daß die Rechtswissenschaft in ihrer klassischen Zeit Gemeingut der Juristen war, so erkennen wir jetzt auch eine ähnliche Gemeinschaft zwischen den verschiedensten Zeitaltern, und wir sind genötigt, das juristische Genie wodurch die Trefflichkeit des römischen Rechts bestimmt worden ist, nicht einem einzelnen Zeitalter, sondern der Nation überhaupt zuzuschreiben. Allein wenn wir auf die litterarische Ausbildung sehen, durch welche allein dem

Digitized by Google

römischen Recht eine bleibende Wirkung auf andere Völker und Zeiten gesichert werden konnte, so müssen wir das Zeitalter des Papinian und Ulpian als das vornehmste erkennen, und wenn wir juristische Bücher aus der Zeit des Cicero oder des August übrig hätten, so würden wir schwerlich die Unvollkommenheit derselben neben jenem Zeitalter verkennen können, so wichtig sie auch für unsere Kenntnis sein müßten.

Aus dieser Darstellung ist von selbst klar, daß das römische Recht sich 22
fast ganz von innen heraus, als Gewohnheitsrecht, gebildet hat, und die genauere Geschichte desselben lehrt, wie gering im ganzen der Einfluß eigentlicher Gesetze geblieben ist, so lange das Recht in einem lebendigen Zustande war. Auch für dasjenige, was oben über das Bedürfnis eines Gesetzbuchs gesagt wurde, ist die Geschichte des römischen Rechts sehr lehrreich. So lange das Recht in lebendigem Fortschreiten war, wurde kein Gesetzbuch nötig gefunden, selbst da nicht, als die Umstände dafür am günstigsten waren. Nämlich zur Zeit der klassischen Juristen hätte es keine Schwierigkeit gemacht, ein treffliches Gesetzbuch zu verfassen. Auch waren die drei berühmtesten Juristen, Papinian, Ulpian und Paulus praefecti praetorio; diesen fehlte es sicher weder an Interesse für das Recht, noch an Macht, ein Gesetzbuch zu veranlassen, wenn sie es gut oder nötig fanden: dennoch sehen wir keine Spur von einem solchen Versuche. Aber als früher Cäsar im Gefühl seiner Kraft und der Schlechtigkeit des Zeitalters nur seinen Willen in Rom gelten lassen wollte, soll er auch auf ein Gesetzbuch in unserem Sinne bedacht gewesen sein.*) Und als im sechsten Jahrhundert alles geistige Leben erstorben war, suchte man Trümmer aus besseren Zeiten zusammen, um dem Bedürfnis des Augenblicks abzuhelfen. So entstanden in einem kurzen Zeitraum verschiedene römische Gesetzbücher: das Edikt des Theoderich, das westgotische Breviarium, der sogenannte Papian, und die Rechtsbücher von Justinian. Schwerlich hätten sich Bücher über römisches Recht erhalten, wenn nicht diese Gesetzbücher gewesen wären, und schwerlich hätte römisches Recht im neueren Europa Eingang gefunden, wären nicht unter diesen Gesetzbüchern die von Justinian gewesen, in welchen unter jenen allein der Geist des römischen Rechts erkennbar ist. Der Gedanke zu diesen Gesetzbüchern aber ist augenscheinlich nur durch den äußersten Verfall des Rechts herbeigeführt worden.

Über den materiellen Wert des römischen Rechts können die Meinungen 23
sehr verschieden sein, aber über die hier dargestellte Meisterschaft in der juristischen Methode sind ohne Zweifel alle einig, welche hierin eine Stimme haben. Eine

*) Sueton. Caesar c. 44. Ius civile ad certum modum redigere, atque ex immensa diffusaque legum copia optima quaeque et necessaria in paucissimos conferre libros.

Digitized by Google

solche Stimme aber kann offenbar nur denjenigen zukommen, welche unbefangen und mit litterarischem Sinn die Quellen des römischen Rechts lesen. Die es bloß aus Kompendien oder Vorlesungen kennen, also von Hörensagen, selbst wenn sie einzelne Beweisstellen nachgeschlagen haben mögen, haben keine Stimme: für sie ist jegliche Ansicht möglich, unter anderen die eines trefflichen französischen Redners. Dieser behauptet, das römische Recht habe zur Zeit der alten Juristen aus einer unzählbaren Menge einzelner Entscheidungen und Regeln bestanden, die ein Menschenleben nicht habe erfassen können: unter Justinian aber „la législation romaine sortit du chaos," und sein Werk war das am wenigsten unvollkommene, bis in dem Code Napoleon ein ganz vollkommenes erschien.

9.

Das Wesen des römischen Geistes und die Prädestination desselben für die Kultur des Rechts.

Von Rudolph von Jhering.

Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung. Erster Teil. (Leipzig 1852; 4. Aufl. 1878.) § 20.

Tu regere imperio populos Romane memento.
Verg. Aen. VI, 852.

1 Man hat die Bemerkung gemacht, daß die aus einer Mischung verschiedener nationaler Elemente entstandenen Völker sich durch nachhaltige Kraft auszeichnen, und für das römische Volk und dasjenige, welches unter den neueren die meiste Ähnlichkeit mit demselben hat, das englische, trifft diese Bemerkung in hohem Grade zu. Liegt der Grund darin, daß die Entstehung dieser Völker mit schweren Geburtswehen verbunden war, daß sie sich erst unter gewaltigen Anstrengungen nach vorheriger Überwindung der durch die Verschiedenheit der Abstammung gegebenen Gegensätze in Sitte, Recht u. s. w. das Gut erwerben mußten, das anderen Völkern als das bloße Resultat ihres längeren Bestehens mühelos zufiel — die Nationalität? Übt die Kraftanstrengung, mit der die Existenz des Volks beginnt, eine dauernde Nachwirkung auf seinen Charakter aus? Der Grund liegt wohl in etwas anderem, nämlich darin, daß jener Bildungsprozeß die Nationalitäten, die er zur Einheit verbinden soll, nicht bloß in ihrem innersten Wesen erregt und

Digitized by Google

zersetzt, sondern von ihnen nur das Feste, Kernige, Eiserne übrig läßt. Das Feuer, das dem Metall unschädlich ist, verbrennt und vernichtet das Holz. Was von den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationalitäten diese Feuerprobe nicht bestehen kann, geht unter; was sich gehalten hat und in der neu gebildeten Nationalität fortdauert, hat damit seine feuerfeste Natur bewährt. So gewinnt der Charakter des aus diesen Elementen gebildeten Volkes an Energie, Ernst, Strenge, Härte, Lebensklugheit, was er an Kindlichkeit, Naivität, Laune und allen Eigenschaften, die eine gewisse Harmlosigkeit der Lebensanschauung und ein ungetrübtes äußeres Glück voraussetzen, einbüßt — ein Charakter, gemacht die Welt zu beherrschen, nicht, sie zu entzücken. Solche Völker sind es, die, wie sie ihrerseits die Werke der Phantasie von anderen Völkern entlehnen müssen, letzteren dafür ihre Einrichtungen und Gesetze zurückgeben. Denn *sie* mit ihrer nüchternen Lebensansicht und ihrer der Übereilungen und des Wankelmuts unfähigen Natur sind vor allem zur Kultur des Rechts berufen.

So ist also gleich die Bildungsgeschichte des römischen Volkes für das 2
Recht bedeutungsvoll. Die erste Scene der römischen Rechtsgeschichte beginnt mit einer Gegenüberstellung und folgeweise einer Kritik der Einrichtungen und Rechtsanschauungen, die jeder der drei Stämme, der latinische, sabinische und etrurische mitbrachte, und endet mit einer Auswahl unter denselben von seiten des neu entstandenen römischen Volkes. Die Geschichte hat es uns zwar verwehrt, einen Blick hinter den Vorhang zu werfen, und öffnet ihn erst, als das römische Recht fertig dasteht. Aber können wir uns die Vorgeschichte in anderer Weise ausmalen? Wenn drei Völker mit verschiedenen Einrichtungen, Sitten und Rechtsansichten sich zu *einem* Staat zusammenthun, und schließlich nur ein einziges Recht übrig bleibt, an dem keine Spuren nationalen Gegensatzes erkennbar sind, so muß notwendigerweise der Widerspruch ausgeglichen, d. h. also das eine oder andere geopfert worden sein. Dieser Läuterungsprozeß, bei dem die Schlacken ausgeschieden wurden, und nur das Kernige zurückblieb, erforderte keine gewaltsamen Mittel. Wo Starkes und Schwaches sich im Leben zum freien Kampf begegnen, verleiht das innere Übergewicht, das jenem innewohnt, ihm von selbst den Sieg.

Drücken wir diesen Vorgang, bei dem die Stammesverschiedenheiten im 3
Interesse des *Staats* überwunden werden, dahin aus, daß das Staats- und Rechts-Prinzip hier das der Nationalität überwältigt, so haben wir damit bereits für das erste Auftreten Roms den Satz gewonnen, in dem auch die spätere Bedeutung Roms, dessen eigentümliche universalhistorische Stellung und Aufgabe beschlossen liegt. An keinen Namen knüpft sich so wie an den Roms der Gedanke eines Konflikts zwischen dem Nationalitäts- und dem abstrakten

Digitized by Google

Staats- und Rechts-Prinzip oder, wenn man dabei auch die kirchliche Bedeutung des modernen Roms mit ins Auge fassen darf, der Gedanke des Gegensatzes der Nationalität und allgemeiner, supranationaler Tendenzen. Die geistige Substanz, die Rom in sich birgt, ist ein Scheidewasser, das, sowie es mit dem lebendigen Organismus einer Nationalität in Berührung tritt, ihn schmerzhaft erregt, ja zersetzt und auflöst. Mit der eigenen nationalen Selbstüberwindung beginnt die Geschichte Roms, und der Kulminationspunkt derselben zeigt uns den römischen Staat, stehend an der Grenzscheide der antiken und modernen Welt, zu seinen Füßen zermalmt und zerrieben die Völker der damaligen Zeit. Nach dem Sturz dieser politischen Weltherrschaft erhebt sich auf derselben Stätte die Weltherrschaft der Kirche, eine Herrschaft des Geistes, mächtiger noch als die des Schwertes, und, als wäre dadurch jener Centralisations- und Expansionstrieb des römischen Geistes Jahrhunderte nach dem Untergang des römischen Volks von neuem wieder angeregt, die Weltherrschaft des römischen Rechts. Wehe der Nationalität, wenn Rom sich naht — so möchte man ausrufen vom Standpunkt der Nationalität aus. Wenn wir aber gedenken, daß die Besonderheit und Trennung nicht das Ziel der Geschichte ist, sondern die Gemeinschaft und Einheit, daß die Individualität der Menschen und Völker durch das Moment der Allgemeinheit nicht zerstört, sondern geadelt und erhoben wird, dann werden wir in Rom nicht den Würgengel der Nationalitäten, den Geist, der bloß verneint, erblicken, sondern einen Träger und Vorkämpfer der Idee der Universalität gegenüber der einseitigen, beschränkten Herrschaft des Nationalitätsprinzips. Freilich ohne schmerzhafte Berührung fremder Nationalitäten hat Rom seine Aufgabe nicht erfüllen können. Wie die Schärfe des Schwertes den Völkern der alten Welt blutige Wunden schlug, so die Schärfe des Begriffs, die das römische Recht charakterisiert, dem nationalen Rechtsleben der modernen Welt. Aber Wunden und Schmerzen sind der Preis der Operation.

4 Von diesem Standpunkt aus begrüßen wir das römische Volk bei seinem Eintritt in die Welt mit den treffenden Worten Huschke's „als eins jener Centralvölker, in denen sich die auseinandergegangenen Strahlen der Menschheit wie in einem Brennpunkt sammeln." Da schon seine Bildungsgeschichte uns Anlaß gegeben hat seiner Mission und Eigentümlichkeit zu gedenken, und da im späteren Verlauf der Darstellung das römische Volk gegenüber seinem Werk, dem Recht, zurücktritt, so halte ich es am geeignetsten, den Charakter des römischen Volkes und dessen eigentümliche Prädestination zur Kultur des Rechts bereits an dieser Stelle zum Gegenstande der Betrachtung zu machen.

5 Der Nachweis jener Prädestination erfordert ein Eingehen in die Eigenschaften, den Charakter sowohl wie die intellektuelle Begabung des römischen

Digitized by Google

Volkes; nicht als ob daraus jene Prädeſtination ſelbſt erklärt werden ſollte — denn für ſie läßt ſich kein anderer Grund angeben, als daß einmal die Geſchichte den Römern dieſe Miſſion der Kultur des Rechts zuerteilt hat. Nicht weil die Römer dieſe und jene Eigenſchaften hatten, waren ſie zur Kultur des Rechts prädeſtiniert, ſondern umgekehrt, weil ihnen nach der Ökonomie der Geſchichte dieſe Aufgabe zugefallen war, waren ſie ſubjektiv zur Löſung derſelben befähigt. Es iſt aber von Intereſſe, dieſe Befähigung im Einzelnen zu verfolgen; nachzuweiſen, wie der hiſtoriſche Beruf der Römer ihr ganzes Weſen durchdringt, Eigenſchaften, Kräfte, Einrichtungen hervorruft, die ſämtlich dem Zweck jener Aufgabe dienſtbar ſind.

Es möge vorher noch mit wenigen Worten die angebliche Abſtammung 6
und Ähnlichkeit der Römer von und mit den Griechen berührt werden. In der That ſind beide Völker in ihren Beſtrebungen und in ihrer Begabung ſo unendlich verſchieden, daß man Mühe hat, über der Verſchiedenheit die Ähnlichkeit aufzufinden. Die Römer der ſpäteren Zeit gefielen ſich in der Idee von den Griechen abzuſtammen, und man deutete die vorhandenen Ähnlichkeiten in Sprache, Recht, Religion, welche teils und vorzugsweiſe die Reſte der urſprünglichen Gemeinſchaft aller indogermaniſchen Völker, teils die Reſultate ſpäterer Berührung beider Völker waren, in dieſem Sinne aus. Es hat auch für die moderne Philologie eine Zeit gegeben, wo dieſer Irrtum an der Tagesordnung und verzeihlich war, wo man ſich für berechtigt halten konnte, insbeſondere die Verwandtſchaft der griechiſchen und lateiniſchen Sprache aus der Annahme zu erklären, daß letztere eine Tochter der erſteren ſei. Das Studium des Sanskrit hat nachgewieſen, daß dieſe Annahme eine irrige, die lateiniſche Sprache vielmehr eine Schweſter der griechiſchen iſt, welche die gemeinſame Mutterſprache in vielen Stücken reiner und getreuer bewahrt hat als letztere. Das Verhältnis der Sprachen aber bezeichnet das der Völker ſelbſt; ſie ſind Geſchwiſter, die einſt mit den übrigen indogermaniſchen Völkern unter einem Dach lebten, und als ſie ſich trennten, eine gemeinſame Ausſtattung an Sprache, Sitte, Religion u. ſ. w. mitbrachten. Aber wie verſchieden entwickelte ſich ihr Charakter nach jener Trennung, wie weit ging Recht, Religion, Sprache u. ſ. w. bei den verſchiedenen Völkern auseinander. Was insbeſondere das Recht anbetrifft, ſo iſt bis jetzt zwar der Verſuch noch nicht gemacht, die Spuren der urſprünglichen Rechtsgemeinſchaft aller indogermaniſchen Völker zu ſammeln, allein ſo viel läßt ſich ſchon jetzt ſagen, daß die *Sprache* wenig Aufſchlüſſe gewähren wird. Für den Begriff ſowohl wie für die meiſten Inſtitute des Rechts hat jede indogermaniſche Sprache eine andere, dieſelben von einer verſchiedenen Seite erfaſſende Bezeichnung. Was alſo auch die indogermaniſche Völkerfamilie an gemeinſamen Rechtseinrichtungen ur-

Digitized by Google

sprünglich besaß: die Thätigkeit der Sprache in der Bezeichnung derselben d. h. das Erwachen des Bewußtseins über dieselben fällt in die Zeit nach der Trennung. Dies gilt insbesondere auch von dem Verhältnis des griechischen zum römischen Recht. So groß auch die Zahl der in der griechischen und lateinischen Sprache gleich lautenden und gleich bedeutenden Ausdrücke sein mag: die Rechtsterminologie beider ist völlig verschieden, jedes der beiden Völker hat also die begriffliche Erfassung und Gestaltung seines Rechts völlig selbständig vollbracht. Was man auch an einzelnen Einrichtungen, Gesetzen, Gebräuchen, welche den Griechen und Römern gemeinschaftlich waren, aufzählen möge: auf keinem Gebiet läßt sich die Unabhängigkeit der Römer von den Griechen und die Eigentümlichkeit ihres ganzen Wesens so leicht und sicher erkennen als auf dem des Rechts.

Das Wesen des römischen Geistes.

7 Haben wir oben die Bedeutung Roms in die Geltendmachung einer abstrakten Allgemeinheit in Staat und Recht gegenüber der Partikularität des Nationalitätsprinzips gesetzt, so könnte, wer vom römischen Volkscharakter nichts weiß, glauben, daß sein Wesen in kosmopolitischer Allgemeinheit bestände. Wer aber die Römer nur irgendwie kennt, weiß, daß kaum ein anderes Volk eine so unverwüstliche Nationalität besessen und so fest daran gehalten wie sie. Nicht der Absperrung bedurfte diese Nationalität, um sich zu behaupten, nicht der Abwehr fremder Elemente; im Gegenteil, sie forderte alle Völker heraus sich mit ihr zu messen, nahm massenweis fremde Elemente in sich auf, die rasch zersetzt sich dem römischen Wesen assimilierten, ohne ihrerseits beträchtliche Rückwirkungen auf dasselbe auszuüben. In der Blütezeit Roms, auf die wir uns bei dieser Charakteristik beschränken, steht die römische Nationalität da wie ein Fels in Meere, an dem die Völker der alten Welt wie Wogen sich brechen.

8 Wie verträgt sich mit dieser Energie, die das Nationalitätsprinzip in Rom entfaltet, jene universelle, antinationale Mission des römischen Volkes? Das universelle Moment im römischen Charakter geht hervor aus einer Eigenschaft, die nach der einen Seite ebensowohl eine expansive, universelle, wie nach der anderen eine kontraktive, exklusive Tendenz hat — der Selbstsucht. Die Selbstsucht, die sich selbst zum Mittelpunkt der Welt macht, alles nur auf sich bezieht, kommt nicht in Gefahr sich zu vergessen, ihre partikularistisch-exklusive Stellung aufzugeben; ihre Universalität besteht bloß darin, daß sie alles *begehrt*. Diese Expansionskraft des Begehrungsvermögens, wie sehr sie immerhin mit der engherzigsten Gesinnung verbunden sein möge, dient

Digitized by Google

doch objektiv der Geschichte als ein sehr wirksames Mittel für den Gedanken der Universalität. Rom liefert uns dazu den glänzendsten Beleg.

Selbstsucht ist das Motiv der römischen Universalität, Selbstsucht — 9
und damit wenden wir uns unserer eigentlichen Aufgabe zu — der Grundzug des römischen Wesens. Es giebt eine kleinliche Selbstsucht, kleinlich in moralischer und intellektueller Beziehung, kurzsichtig in ihren Berechnungen, ohne Energie in der Ausführung, in augenblicklichen, kleinlichen Vorteilen ihre Befriedigung findend. Es giebt aber auch eine grandiose Selbstsucht, großartig durch die Ziele, die sie sich gesetzt hat, bewundernswürdig in ihren Conceptionen, ihrer Logik und Fernsichtigkeit, imponierend durch die eiserne Energie, die Ausdauer und Hingebung, mit der sie ihre fernen Ziele verfolgt. Diese zweite Art der Selbstsucht gewährt uns das Schauspiel der vollsten Anspannung der moralischen und intellektuellen Kräfte, sie ist die Quelle großartiger Thaten und Tugenden. Kein Charakter ist so geeignet, um ihre Natur kennen zu lernen, als der römische. Es hat kein Interesse, die römische Selbstsucht in ihren nächsten, kleinlichen Schwingungen zu verfolgen, in jenen Eigenschaften der Habsucht, des Geizes, der Härte und Lieblosigkeit u. s. w.; hier zeigt sie sich in ihrer unerquicklichen Dürftigkeit und Beschränktheit. Aber in demselben Maße, in dem die Verhältnisse, in denen das Individuum steht, und die Zwecke, denen es sich widmet, sich steigern, werden die Einwirkungen der Selbstsucht unkenntlicher, ihre Formen erhabener, und auf dem Höhepunkt römischer Größe: der Hingebung an den römischen Staat, überwindet sich sogar die individuelle Selbstsucht, um sich selbst und alles, was sie für sich erstrebt, der des Staats zum Opfer zu bringen.

Es klingt paradox, daß auch jene Eigenschaften des römischen Charakters, 10
wie die Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Religiosität, die Achtung vor dem Gesetz u. s. w., Tugenden, die scheinbar keine Beziehung zur Selbstsucht haben oder wohl gar eine Entäußerung derselben voraussetzen, dennoch ihre Wurzeln in der Selbstsucht haben sollen. Um sich davon zu überzeugen, muß man nur den richtigen Standpunkt der Betrachtung wählen, nicht die römischen *Individuen*, sondern das Walten des römischen *Volksgeistes* ins Auge fassen.

Wenn ein Volk von einem Gedanken ganz und gar durchdrungen ist, 11
wenn sein ganzes Wesen, Sein und Thun in diesem einen Gedanken aufgeht, so gestaltet sich natürlich der Charakter desselben dem entsprechend. *Die* Tugenden, *die* Kräfte kommen zur Entwickelung, die jenem Zweck am förderlichsten sind. Jene Selbstsucht aber, die wir oben charakterisiert haben, erfordert zu ihrem moralischen Apparat eine hohe Energie des Charakters, Tapferkeit, Selbstüberwindung, Ausdauer, Hingabe des Individuums an den

Digitized by Google

allgemeinen Zweck, kurz die Eigenschaften, die wir bei den Römern wahrnehmen. Objektiv betrachtet sind dieselben also der nationalen Selbstsucht dienstbar, wenn auch subjektiv die Ausbildung und Bethätigung derselben gerade eine Selbstverleugnung enthalten sollte. Das einzelne Subjekt wird hier ohne sein Wissen und Wollen durch den Nationalgeist bestimmt; ob es sich seiner Bestimmung bewußt ist oder nicht, ist völlig gleichgültig. Von seinem Standpunkt aus mag die einzelne Handlung aus dem Pflichtgefühl oder unmittelbar aus dem unbewußten Drange der innersten Natur heraus hervorgegangen sein; daß es diese Natur hat, daß ihm dies als Pflicht erscheint, das ist dem Walten des Nationalgeistes zuzuschreiben. Letzterer gestaltet den Volkscharakter, die sittlichen Institutionen, das ganze Leben in der Weise, in der sie seinen Zwecken am förderlichsten sind.

12 An diesem Objektivierungsprozeß der nationalen Selbstsucht hat allerdings auch die Reflexion, die bewußte Berechnung ihren Anteil. Den Römern war es Bedürfnis, die Dinge selbstthätig zu gestalten, es widerstrebte ihnen, sie nach der Theorie der Naturwüchsigkeit sich selbst zu überlassen. Es ist bereits früher darauf aufmerksam gemacht, wie dieser Zug auch in der römischen Sage hervortritt, und keiner, der mit dieser Rücksicht die römische Welt betrachtet, wird den großen Anteil, den die Reflexion, Absichtlichkeit u. s. w. an ihr hat, verkennen können; überall ist ein Trieb nach intellektueller Erfassung und Beherrschung des Vorhandenen so wie die nachhelfende und organisierende Hand des Menschen wahrnehmbar. „Kein Teil des Staatslebens, sagt einer der besten Kenner des römischen Altertums, blieb, wie die Gestalt aller Institute desselben beweist, der spontanen Bewegung überlassen, noch beruhte er auf einer Masse unverbundener Traditionen; überall giebt sich das Bestreben kund, einen obersten Grundsatz zum Bewußtsein zu bringen und ihn mit der strengsten Konsequenz durch die Einzelheiten aller Regeln, Formen, Symbole durchzuführen." Aber die Hauptrolle bei allem diesem spielte doch der unvergleichliche nationale Instinkt. Was ist dieser Instinkt, ist er eine Naturanlage, die sich nicht weiter begründen läßt, eine primäre Eigenschaft des römischen Geistes? Ich erblicke in ihm nur die Folge jener Richtung auf praktische Zwecke, jener zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheit der Römer, ihre ganze geistige und moralische Kraft im Dienst der Selbstsucht zu verwenden. Die Römer konnten, möchte ich behaupten, nichts Zweckwidriges thun; bewußt oder unbewußt betrachten sie alles unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, und wie die Griechen auch ohne Absicht und Bewußtsein das Schöne finden, weil ihr ganzes Wesen von der Idee des Schönen durchdrungen ist, so treffen die Römer mechanisch das Zweckmäßige.

Digitized by Google

Die Idee der Zweckmäßigkeit also ist das Prisma römischer Anschauung, 13
und den schlagendsten Beweis dafür bietet uns die römische Götterwelt. Die Römer konnten nur anerkennen und ehren, was einen Zweck hatte; Götter, die ohne bestimmten Beruf bloß sich selbst gelebt hätten, wären ihnen als Müßiggänger erschienen. Darum hatte jeder römische Gott seinen praktischen Wirkungskreis, so zu sagen seinen Posten, für den und von dem er lebte. Das Prinzip der Teilung der Arbeit war in der römischen Götterlehre ins Lächerliche getrieben, die römische Erfindungsgabe war unerschöpflich darin, neue Geschäftszweige, Verrichtungen und Handlangerdienste aufzusuchen, wofür sich ein besonderer Gott anstellen ließ. Es gab kein Interesse, so nichtig und unbedeutend, keinen Moment des menschlichen Lebens: von der Geburt bis zum Tode, des Landbaues: von der Saat bis zur Ernte u. s. w., dessen Obhut der profaische Sinn der Römer nicht irgend einem sehr langweiligen Gott anvertraut hätte. Diese Götter gehen wie die Römer selbst ganz und gar in ihren Zwecken auf, sie sind nichts als personifizierte Zwecke.

Auch die Religiosität der Römer, von ihnen selbst und anderen soviel 14
gepriesen, war im wesentlichen durch das Motiv der Zweckmäßigkeit oder der Selbstsucht bestimmt. Die Römer ehrten die Götter, nicht, weil sie Götter waren, sondern damit letztere ihnen dafür ihren Beistand zuwendeten. Das Maß der Beistandsbedürftigkeit, der Not, in der man sich befand, war zugleich das der römischen Religiosität. Natürlich unterhielt man auch in glücklichen Zeiten ein gutes Vernehmen mit den Göttern und ließ es an nichts fehlen, worauf sie einmal ein Recht hatten; man zahlte ihnen, wenn es erlaubt ist, das obige Bild weiter auszuführen, ihren Gehalt, den Preis, um den sie im allgemeinen Rom ihre Gunst bewahrten, unverkürzt aus. Begehrte jemand aber außergewöhnliche Dienstleistungen von ihnen — der Staat, wie die einzelnen — so mußte er, da auch die Götter nichts umsonst thaten, sie dafür entsprechend bezahlen. Eine beliebte Form, die Götter zu gewinnen war das Votum; beliebt nämlich, weil man dabei am sichersten ging d. h. den Göttern erst seinerseits das Versprochene zu leisten hatte, nachdem sie ihrerseits den erwarteten Dienst erwiesen hatten. Das Votum enthielt eine Übertragung des Obligationenrechts auf die Götter und bewegte sich auch in der Terminologie desselben.

Je mehr dies Urteil über die römische Religiosität, das den Egoismus 15
zur Triebfeder derselben macht, auf Widerspruch gefaßt sein muß, und je weniger der Versuch einer ausführlichen Begründung desselben hier am Ort sein würde, um so mehr muß ich an die obige Bemerkung von dem instinktartigen Walten des römischen Geistes erinnern. Es ist nicht meine Meinung, als ob bewußte Absicht und Berechnung in Rom mit den heiligsten Dingen

Digitized by Google

ihr Spiel getrieben hätten, aber ebenso wenig kann ich glauben, daß in der Religion allein sich die römische Sinnesweise sollte verleugnet haben. An einer anderen Stelle erhalten wir Gelegenheit zu zeigen, wie die religiösen Institutionen sich den Zwecken des römischen Staats fügten. So verkehrt es sein würde, auf Grund dieser Thatsache den Römern die Meinung unterzuschieben, als ob diese Institutionen und die Götter selbst nur ein Werkzeug in den Händen des römischen Staats seien, so ist doch soviel gewiß, daß objektiv jene Institutionen dem Staat die wesentlichsten Dienste leisteten. Den Grund davon kann man aber nur in jener Eigenschaft des römischen Geistes suchen, vermöge deren er allem und jedem, was innerhalb der römischen Welt zur Erscheinung kam, wie wenig es auch seinem Ursprunge nach mit der Nützlichkeitsidee in Beziehung stand, eine praktische Seite abzugewinnen wußte.*)

16 Bewährte sich dieser Trieb auf dem religiösen Gebiet, um wie viel mehr auf dem profanen.

17 Die römische Welt, im ganzen und großen erfaßt, läßt sich mit einem Wort als der Triumph der Idee der Zweckmäßigkeit bezeichnen; sie selbst sowie alle intellektuellen und moralischen Kräfte, die innerhalb derselben thätig werden, sind der Zwecke wegen da, mit Rücksicht auf sie bestimmt und gestaltet. Die Selbstsucht ist die Triebfeder des Ganzen; jene ganze Schöpfung mit allen ihren Institutionen und allen den Tugenden, die sich an ihr bethätigen, ist nichts als die Objektivierung oder der Organismus der nationalen Selbstsucht.

18 Dieser Ausdruck drückt vielleicht am kürzesten die Art und Weise aus, in der sich diese Selbstsucht bethätigte. Die römischen Institutionen, Tugenden u. s. w. ordnen sich zu einem Organismus zusammen, der durch den Gedanken der Selbstsucht in Bewegung gesetzt wird. Diese Triebkraft aber offenbart sich nur in der Struktur und Thätigkeit des Ganzen, nicht der einzelnen Teile; letztere werden nicht selbständig durch dies Motiv; sondern durch das Bedürfnis des Gesamtorganismus bestimmt, und gerade dadurch, daß sie den unmittelbaren Einflüssen der Selbstsucht nicht ausgesetzt sind, werden sie um so geeignetere Werkzeuge derselben. Die Virtuosität der römischen Selbstsucht bewährt sich daran, daß sie stets den Gesamtzusammenhang vor Augen hat und nie auf Kosten desselben eine momentane Befriedigung erstrebt.

*) An dem englischen Volk kann man ähnliche Beobachtungen machen. Wie manche Erscheinung läßt sich auch bei ihm aufführen, die aus sittlichen Motiven hervorgegangen, wie z. B. die Sklaven-Emanzipationsbestrebungen, das Missionswesen u. s. w., deren sich sofort der praktische Geist der Nation zu politischen Zwecken mit großem Erfolg bemächtigt hat.

Digitized by Google

Machen wir dies durch Beispiele klar. Die kleinliche, kurzsichtige Selbstsucht hat nur den einzelnen Vorteil im Auge, sie verfolgt ihn nötigenfalls auf Kosten des Rechts, der Ehre, des Vaterlandes, kurz in einer Weise, die, wenn sie allgemein wäre, die zweckwidrigste von der Welt wäre. Der Römer hingegen weiß, daß sein individuelles Wohl durch das des Staats bedingt ist, sein Egoismus umspannt also mit ersterem zugleich auch den Staat. Er weiß, daß strenge Befolgung und Handhabung der Gesetze dem allgemeinen und folglich auch seinem eigenen Interesse entspricht. Er weiß, daß Vorteile, die durch Ehrlosigkeit, Feigheit u. s. w. erkauft werden, bloß scheinbare sind, daß die Selbstsucht nur in Verbindung mit der Ehre, Tapferkeit, Rechtlichkeit u. s. w. dauerhafte Resultate erringen kann. Dies Wissen ist aber zugleich ein Sollen und Wollen, d. h. das nationale Pflichtgefühl gebietet dem Römer eine solche Handlungsweise, und die Energie des Volks bewährt sich daran, daß dasselbe diesem Pflichtenkodex der nationalen Selbstsucht unverbrüchlich nachlebt. So verfolgt denn der Römer nicht den subjektiven Vorteil auf Kosten des Staats, nicht den momentanen Gewinn auf Kosten des Endziels, nicht die materiellen Güter auf Kosten der immateriellen, sondern er ordnet das relativ Niedrige dem relativ Höheren, das Einzelne dem Allgemeinen unter. Und schließlich alles dies doch nur im Interesse einer weitsichtigen Selbstsucht. Faßt man eine einzelne Tugend ins Auge, die Tapferkeit, die Vaterlandsliebe, die Achtung vor dem Gesetz u. a., so ist die Beziehung derselben zur Selbstsucht gar nicht wahrzunehmen, ja sie scheint geradezu eine Entäußerung derselben zu enthalten. Es ist nicht anders, als wenn man aus dem Leben eines Individuums einzelne Akte der Selbstüberwindung herausgreifen wollte, die in der That weit entfernt, eine Verleugnung egoistischer Gesinnung zu bezeugen, gerade eine Bethätigung derselben enthalten — jene Opfer der relativ niedrigen Regungen der Selbstsucht, die um so unerläßlicher sind, je entfernter und großartiger das endliche Ziel ist, das man sich gesteckt hat. Die römische Selbstsucht beschränkt sich darauf, den Operationsplan zu diktieren, jeder Kraft die richtige Stellung anzuweisen und ihr die Behauptung derselben zur Pflicht zu machen. Diese Kräfte und Bestrebungen aber nehmen die Vorstellung des großen Ziels sowie das Bewußtsein, daß ihre Thätigkeit zur Erreichung desselben unerläßlich ist, mit sich auf den Weg. Dies genügt ihnen, damit ist ihre Selbstsucht abgefunden, und jetzt reflektieren, fragen und zweifeln sie nicht, sondern sie handeln und handeln mit ganzer Hingebung, unermüdlicher Ausdauer, voller Energie. 19

So läßt sich der römische Charakter mit seinen Tugenden und Fehlern als das System des disziplinierten Egoismus bezeichnen. Der Hauptgrundsatz dieses Systems ist, daß das Untergeordnete dem Höheren, das Individuum 20

Digitized by Google

dem Staat, der einzelne Fall der abstrakten Regel, der Moment dem dauernden Zustand geopfert werden müsse. Diese Anforderung, objektiv in der That nichts als ein Ausfluß der Zweckmäßigkeitsidee, ist durch die nationale Ansicht zur ethischen Notwendigkeit, Sittlichkeit, Pflicht gestempelt, und die gewaltige moralische Kraft des römischen Volks bewährt sich vor allem an der Bereitwilligkeit, mit der es sich diesem, wenn ich so sagen darf, konventionellen Pflichtenkodex fügt, sich der durch die bloße Nützlichkeitsidee diktierten Notwendigkeit unbedingt unterwirft. Sich selbst zu bezwingen ist schwerer als andere. Ein Volk, dem bei der höchsten Freiheitsliebe dennoch die Tugend der Selbstüberwindung zur zweiten Natur geworden, ist zur Herrschaft über andere berufen. Aber der Preis der römischen Größe war freilich ein teurer. Der unersättliche Dämon der römischen Selbstsucht opfert alles seinem Zweck, das Glück und Blut der eigenen Bürger wie die Nationalität fremder Völker. Gemüt und Phantasie schrecken vor seinem eisigen Hauch zurück, die Grazien fliehen seine Nähe; für ihn selbst hat nur Wert, was Zweck oder Mittel zum Zweck ist. Die Welt, die ihm gehört, ist eine frostige, der schönsten Güter beraubte, eine Welt der abstrakten Maximen und Regeln — eine großartige Maschinerie, bewundernswürdig durch ihre Festigkeit, die Gleichmäßigkeit und Sicherheit, mit der sie arbeitet, durch die Kraft, die sie entwickelt, alles zermalmend, was sich ihr widersetzt, aber eben eine Maschine; ihr Herr war zugleich ihr Sklave.

21 Die bisherige Darstellung hat uns den Weg gebahnt zu einer Aufgabe, mit der wir uns dem eigentlichen Gegenstand dieser Schrift, dem Recht, wieder nähern. Es ist die Prädestination des römischen Volks zur Kultur des Rechts. Das Recht ist der höchste Elevationspunkt der römischen Welt. Wer sie und das römische Wesen kennen lernen will, muß sich auf diesen Punkt versetzen. Nicht bloß die Sinnes- und Denkweise der Römer, sondern ihre ganze moralische und intellektuelle Begabung tritt uns hier in klarster, schärfster Beleuchtung entgegen. Wer die Schriftzüge des Rechts zu lesen versteht, dem melden sie mehr von den Römern, als alle Berichte ihrer Historiker.

22 Aus der obigen Entwickelung über das Wesen des römischen Geistes ergiebt sich, warum und nach welcher Seite hin derselbe in so hohem Grade zur Kultur des Rechts berufen war. Das Recht ist die Religion der Selbstsucht, am Recht kann und darf die Idee der objektiven Zweckmäßigkeit wenn auch nicht ausschließlich, so doch in einem ausgezeichneten Grade sich bethätigen, und gerade nach dieser Seite hin hat der römische Geist das Recht erfaßt und ausgebildet. Den Römern ist es von alters her gelungen, das Recht aus dem Bereich des Gemüts und Gefühls in das des berechnenden Verstandes zu versetzen, aus dem Recht einen von den Einflüssen der momentanen

Digitized by Google

subjektiv-sittlichen Ansicht unabhängigen äußeren Mechanismus zu machen, den jeder, sei er Römer oder Nichtrömer, sobald er die Konstruktion desselben kennen gelernt hat, handhaben kann. Diese Losreißung des Rechts vom subjektiv-sittlichen Gefühl, seine Veräußerlichung und Objektivierung ist für die Geschichte des Rechts dasselbe, was für die Kulturgeschichte die Erfindung der Buchstabenschrift — das Recht ist damit darstellbar und lesbar geworden. Sie bezeichnet den Sieg der Zweckmäßigkeitsidee über das subjektive Sittlichkeitsgefühl: erst von jetzt an kann erstere ihre Thätigkeit am Recht ungestört entfalten.

Nicht der einzelne Fall aber ist Objekt ihrer Thätigkeit, sondern die 23
abstrakte Regel. Der einzelne Fall wird der allgemeinen Regel untergeordnet, geopfert; es ist dieselbe Hingabe des relativ Niedrigen an das Höhere, die wir oben (S. 95) als charakteristischen Zug der römischen Zweckmäßigkeitstheorie haben kennen lernen. Diese Unterordnung ist ein Postulat der Zweckmäßigkeit, sie gewährt dem Verkehr erst die nötige Sicherheit, indem sie ihm gleichmäßige, im voraus zu berechnende Entscheidungen der Rechtsstreitigkeiten in Aussicht stellt. Die praktische Verwirklichung dieser Unterordnung aber ist in der That nicht so leicht, wie sie scheint: nur zu oft setzt das subjektive Rechtsgefühl ihr Widerspruch entgegen, und es gehört Charakterfestigkeit oder die Sicherheit einer habituellen juristischen Anschauungsweise dazu, um diesem Widerspruch jeden Einfluß auf sich zu versagen, die abstrakte Regel der Regel wegen anzuwenden. Diese rücksichtslose Unterordnung des einzelnen Falls unter die abstrakte Regel, ich möchte sie die Tyrannei der juristischen Disciplin nennen, war den Römern von früh auf ebenso geläufig und verständlich als die unerbittliche Handhabung einer eisernen militärischen Disciplin im Felde. Wir werden sehen, daß das römische Recht der einen Eigenschaft nicht weniger seine Größe verdankt als der römische Staat die seinige der anderen.

Nicht das sittliche Gefühl, nicht die Gerechtigkeit erfordert diese eiserne 24
Disciplin — ich kann es nicht genug hervorheben, sondern bloß die Zweckmäßigkeit. Die wahre Gerechtigkeit begehrt etwas mehr als jene mechanische Gleichheit, die das Resultat einer solchen Tyrannei der toten Regel ist; die echte, innere Gleichheit, die ihr entspricht, ist auf diesem Wege nicht zu gewinnen. Das unbefangene sittliche Gefühl sträubt sich dagegen, daß eine Rechtsfrage wie ein Rechenexempel gelöst, das Recht zu einer Maschine erniedrigt werden soll. Ich müßte die Charakteristik des zweiten Systems*) hier anticipieren,

*) [Zur Erläuterung dieses Ausdruckes dienen folgende Sätze aus § 6: „Wir unterscheiden in der Geschichte des römischen Rechts drei Systeme, von denen das zweite, dessen Blüte mit der der Republik zusammenfällt, das specifisch römische ist, den Kulminationspunkt der römischen Nationalität im Recht enthält. Die beiden andern Systeme sind die Endpunkte, durch welche dieses Recht mit der außerrömischen Geschichte zusammenhängt, und

Digitized by Google

um nachzuweiſen, wie ſehr die oben entwickelte Richtung des römiſchen Geiſtes auf praktiſche Zwecke vorteilhaft auf die techniſche Ausbildung des Rechts eingewirkt hat. Da im Syſtem des disciplinierten Egoismus das Recht eine Hauptſtelle einnimmt, ſo lag es in der Natur der Dinge, daß die Römer ihr Hauptaugenmerk auf das Recht richten mußten.

Wie ſehr die Römer dieſe Nötigung begriffen, wie ſehr es ſie von jeher zum Recht hinzog, und welche hervorragende Stelle dasſelbe im Gegenſatz zur griechiſchen in der römiſchen Lebensanſchauung einnahm, iſt zur Genüge bekannt. Was dem Volke Gottes die Religion, dem griechiſchen die Kunſt, das war den Römern das Recht und der Staat: der Gegenſtand des Nationalſtolzes allen fremden Völkern gegenüber, der Punkt, an dem ſie ſich ihrer Überlegenheit am ſicherſten bewußt waren, der Magnet des Ehrgeizes und der Kraft. Wenn das Volk Gottes ſeine Propheten, wenn Griechenland ſeine Philoſophen, Künſtler und Dichter am höchſten ſtellte, ſo traf dieſe Verehrung in Rom die Bürger, die ſich um den Staat verdient gemacht oder das Recht ſei es durch ihre Handlungsweiſe wie Brutus und Regulus verherrlicht oder durch ihren Scharfſinn gefördert hatten. Welche Schätzung ein Volk für irgend einen Beruf, eine Kunſt oder Wiſſenſchaft u. ſ. w. empfindet, dafür bietet die Achtung, die es den Individuen, welche ſich dem fraglichen Beruf widmen, erweiſt, den untrüglichſten Maßſtab dar. Rom trieb die Künſtler aus der Stadt, die Perſonen geiſtlichen Standes bildeten als ſolche jedenfalls in ſpäterer Zeit nicht den Gegenſtand einer ſonderlichen Verehrung, wenigſtens genoſſen ſie keine eigentliche Liebe, aber die Juriſten haben ſich nirgends einer größeren Popularität, eines höheren Einfluſſes und höherer Achtung erfreut als in Rom. Die Anziehungskraft, welche das Recht auf die Römer ausübte, beruhte nicht bloß auf der Befriedigung, welche die Beſchäftigung mit ihm dem Verſtande und dem juriſtiſchen Sinne gewährte, das Recht war ihnen mehr als eine bloße Quelle intellektuellen Genuſſes und Wohlgefallens, es war ihnen ein Gegenſtand moraliſcher Erhebung. Nicht das ſtellten ſie zu oberſt, daß kein Volk ſo weiſe Geſetze, ſo erprobte Einrichtungen beſitze, kein Volk es in der Erkenntnis des Rechts ſo weit gebracht wie ſie; höher ſtand ihnen der Ruhm, daß nirgends das Recht die hohe Achtung, die rückſichtsloſe Anerkennung, die Sicherheit der unverbrüchlichen Verwirklichung finde, wie in Rom. Dieſe moraliſche Achtung vor dem Recht, die bereitwillige Unterordnung des Römers unter die Satzungen des Rechts, die Gerechtigkeitsliebe

zwar durch das erſte mit der Vorgeſchichte, durch das dritte mit der Nachgeſchichte Roms. Das erſte repräſentiert das urſprüngliche Betriebskapital, welches Rom von der Geſchichte mit auf den Weg erhalten, das dritte die reichlich verzinſte Anleihe, die es dafür der Welt zurückerſtattet hat."]

Digitized by Google

des Volkes, der Abscheu desselben vor Rechtsverletzungen, das Gefühl der Sicherheit, das in Rom das Recht verlieh, das Vertrauen auf den Sieg desselben, kurz der gesunde kräftige männliche Rechtssinn, das war es, was den Römer mit Stolz erfüllte. Glänzende Proben einer solchen Gesinnung stellte die öffentliche Meinung ebenso hoch, wie sie grobe Verstöße gegen dieselbe brandmarkte. Eine Rechsverletzung führte den Sturz des Königtums und des Decemvirats herbei; den Anfang der neuen Zeit, die Einführung der Republik, bezeichnete ein Triumph der Gerechtigkeit über die elterliche Liebe, die Hinrichtung der Söhne des Brutus durch den eigenen Vater — ein Seitenstück zu dem Strafgericht des Romulus an seinem Bruder, mit dem die Gründung Roms begonnen hatte — jeder wichtige Moment der älteren Geschichte ist durch einen Triumph der Rechtsidee verherrlicht.

Diese moralische Macht des Rechts über die Gemüter verleugnete sich 26
selbst im Verkehr mit fremden Völkern nicht. Mit welcher Spitzfindigkeit der römische Staat es auch verstand, ihnen aus dem Buchstaben des Rechts einen Strick zu drehen und die Politik in den Mantel des Rechts zu hüllen: ihre Politik erkannte sich gebunden durch die Prinzipien des Rechts und wagte ihnen nicht offen Hohn zu sprechen. Dieselben völkerrechtlichen Grundsätze, die Rom gegen andere Völker geltend machte, erkannte es in ihrem ganzen Umfang ebenfalls gegen sich selbst an. Einem solchen Volke war es daher auch Bedürfnis und blieb es vorbehalten, den privatrechtlichen Verkehr mit Auswärtigen zuerst juristisch zu organisieren (ius gentium).

Haben wir im Bisherigen die vorwiegende Richtung des römischen 27
Geistes auf das Recht als eine notwendige zu zeigen versucht, so reiht sich daran die Frage, welche Mittel standen demselben zu Gebote, um seine Aufgabe am Recht zu erfüllen, welchen Umständen, welchen Eigenschaften des römischen Volkes u. s. w. haben wir es zuzuschreiben, daß ihm jene Aufgabe in einem so hohen Grade gelang. In der Regel beantwortet man diese Frage mit einer Verweisung auf die intellektuelle Begabung der Römer, ihren scharfen, zersetzenden Verstand, ihren praktischen Takt u. s. w., und der Einfluß dieses Moments liegt offen vor. Aber was man nur zu oft vergißt, und was doch meiner Ansicht nach für das ältere Recht ungleich wesentlicher ist, ist die moralische Kraft, die Willensenergie des römischen Volkes.

Das Recht ist nicht Überzeugung, Ansicht, Wissen u. s. w., kurz keine 28
intellektuelle Potenz, sondern eine moralische, es ist Wille. Nur der Wille vermag dem Recht das zu geben, worin das Wesen desselben beruht — die Wirklichkeit, nur er hat eine real gestaltende, schöpferische Kraft. Ein Volk möge immerhin intellektuell noch so begabt sein; fehlt ihm die moralische Kraft, die Energie und Beharrlichkeit des Willens, so wird das Recht bei ihm nie

Digitized by Google

gedeihen. Seine Gesetze sind nichts anderes als die guten Vorsätze eines charakterlosen Menschen, Eingebungen des Augenblicks, welche die Wirklichkeit Lügen straft und der folgende Augenblick verdrängt. Nur diejenigen Rechtssätze und rechtlichen Institutionen haben festen Bestand, die wie die Vorsätze eines charakterfesten Menschen die Willenskraft hinter sich haben, und dieser Bestand ist wiederum die Voraussetzung ihrer technisch-juristischen Durchbildung und Vollendung. Wie kann das geistige Auge des Verstandes ein Recht erforschen, das sich im ewigen Zustande des Zitterns und Schwankens befindet? und dies ist der Fall, wenn der nationale Wille nicht die Kraft besitzt, es mit fester Hand zu halten. Wie wenig verlockend, wie undankbar entgegengesetztenfalls der Beruf des Juristen, der unsteten, wankelmütigen Wirklichkeit eine Theorie abzugewinnen! Die bessern geistigen Kräfte der Nation wenden sich mit Unmut von dieser Beschäftigung ab; die philosophische Ergründung des Rechts mag sie anziehen — die juristisch-praktische und theoretische Bearbeitung des positiven Rechts wird es nicht vermögen. Darum kann eine Jurisprudenz nur bei einem willensstarken Volk wahrhaft gedeihen; ohne Liebe, ohne Hingabe an ihre Aufgabe ist sie ein kümmerliches Ding, diese Liebe aber ist nicht möglich, wenn das Recht in sich selber keinen festen Halt hat. Und wo das Volk ihn nicht besitzt, wie sollte das Recht dazu kommen?

29 Kein Recht ist geeigneter, uns diese Bedeutung des Willensmoments und diese Wechselwirkung zwischen moralischer und intellektueller Kraft zu veranschaulichen als das ältere römische. Was jene beiden Kräfte aus dem älteren römischen Recht gemacht haben, und wie sie in den Instituten desselben im einzelnen sich bethätigt haben, wird das folgende System lehren, hier soll es unsere Aufgabe sein, die Bedeutung des Willensmoments für das Gedeihen des älteren Rechts im allgemeinen zu veranschaulichen und damit zugleich die obige Behauptung über die Abhängigkeit der technischen Vollendung des Rechts von der moralischen Qualifikation des Volkes des nähern zu begründen.

30 Zwei Eigenschaften des römischen Volkes sind es, die in der Geschichte seines Rechts sich unausgesetzt bethätigen, und die sich beide als Ausflüsse und Merkmale eines festen, energischen Willens darstellen: die eiserne Konsequenz und der zähe konservative Sinn. Etwas wirklich wollen, heißt es ganz und dauernd wollen; Konsequenz und Ausdauer sind die Kennzeichen und unzertrennlichen Begleiter des echten Willens in Dingen des praktischen Lebens.

31 Der Verstand mag die Konsequenzen ziehen, aber der Wille ist es, der sie verwirklicht. Wenn das römische Recht sich mehr als irgend ein anderes durch seine strenge Logik auszeichnet, so gebührt das Verdienst nicht so sehr

Digitized by Google

dem Verstande, der sie erkannte, als dem Willen, der sie verwirklichte d. h. sich praktisch ihr unterordnete. Diese bereitwillige Unterordnung des römischen Volkes unter das Gebot der Konsequenz ist viel bewundernswürdiger als die vorausgehende Anspannung der Denkkraft. Andere Völker haben für die religiösen Überzeugungen gelitten, das römische Volk für seine rechtlichen. Daß die römische Rechtswissenschaft ein einfaches, konsequentes Recht vorfand, das war das moralische Verdienst des früheren römischen Volkes, das trotz seines Freiheitsgefühls sich das Joch einer rücksichtslosen Konsequenz jahrhundertelang hatte gefallen lassen. Daß es ein Joch war, und worin das Drückende desselben bestand, wird das folgende System zeigen.

In enger Verbindung mit dem Gesagten steht die dem Kenner des römischen 32
Rechts so gut bekannte eigentümliche Weise der Römer, die unbequeme Konsequenz mit dem praktischen Bedürfnis durch Kunstgriffe aller Art: Scheingeschäfte, Umwege, Fiktionen, zu vermitteln. Der moralische Widerwille der Römer gegen eine Mißachtung der einmal anerkannten Prinzipien drückt und preßt, möchte ich sagen, den Verstand, seinen ganzen Scharfsinn aufzubieten, um Mittel und Wege zu finden, durch die jene Versöhnung der Konsequenz mit dem praktischen Bedürfnis sich erreichen läßt. Die Not macht erfinderisch. Allerdings tragen die Erfindungen, welche sie den Römern eingegeben hat, mitunter ein höchst seltsames, fast abenteuerliches Gepräge, und der Nichtjurist wird sich eher versucht fühlen, sie zu verlachen und zu verspotten, als in ihnen eine beachtenswerte Leistung zu erblicken, aber gleichwohl steht es doch fest, daß der Konflikt zwischen der Konsequenz und dem praktischen Bedürfnis die juristische Erfindungsgabe der Römer zum größten Vorteil der technischen Vollendung des Rechts in hohem Grade angespannt hat. Ein minder willenskräftiges Volk wird diesen moralischen Notstand und damit auch den vorteilhaften Einfluß desselben auf die juristische Ausbildung seines Rechts nie erproben; wo die Konsequenzen des Rechts zu praktischen Unzuträglichkeiten führen, setzt es sich einfach über sie hinweg.

Ganz denselben Einfluß äußerte die zweite oben genannte nationale Eigen- 33
schaft der Römer: ihr konservativer Sinn. Auch sie bewährte sich als ein sehr wirksamer Hebel der juristischen Erfindungskraft. Die Bedürfnisse der Gegenwart mit den Traditionen der Vergangenheit zu vermitteln, ersteren gerecht zu werden ohne nach Form und Inhalt mit den Überlieferungen der Vorzeit zu brechen, den Verkehr zu disciplinieren, die rechtsbildende Kraft in die gewohnten Bahnen zu leiten, das war jahrhundertelang in Rom der edle echt vaterländische Beruf der juristischen Kunst. In demselben Maße, in dem die Schwierigkeiten dieser Aufgabe sich steigerten, stieg sie selbst.

Auch der Orient ist konservativ, er steht mit seinen Anschauungen und 34

Digitized by Google

Einrichtungen im wesentlichen noch heute auf derselben Stufe wie vor einem Jahrtausend. Aber der Konservativismus des Orients ist nur die Kehrseite einer negativen Eigenschaft: der mangelnden Bildungsfähigkeit, er ist nicht das Erzeugnis der Kraft, sondern der bloßen vis inertiae. Und auch auf heimischem Grund und Boden begegnen wir nicht selten einer Sinnesweise die sich für konservativ auszugeben liebt: der Konservativismus des Eigennutzes, der Bequemlichkeit, der Angst, welcher nicht den Mut hat einer neuen Zeit ins Angesicht zu blicken und durch seine Kurzsichtigkeit seinen eigenen Bestrebungen mehr hinderlich als förderlich wird. Das ist nicht der Konservativismus Roms. Die Römer haben sich nie gescheut einer neuen Zeit gerecht zu werden, alte Einrichtungen, die sich überlebt hatten, fallen zu lassen, neue einzuführen, und der flüchtigste Blick auf das römische Recht genügt um sich zu überzeugen, daß im Innern desselben die gewaltigsten Umwälzungen vor sich gegangen sind. Aber diese Umwälzungen waren nicht das Werk einer wilden stoßweise wirkenden und rasch sich erschöpfenden Kraft, sondern sie vollzogen sich höchst allmählich und unmerklich. Schüchtern und fast verstohlen treten die neuen Ideen und Tendenzen in die Wirklichkeit, Schritt vor Schritt müssen sie sich ihr Terrain erobern, denn das Bestehende setzt ihnen einen zähen Widerstand entgegen, und ihr endlicher Sieg ist nur das Werk und der Preis des unwidersprechlich dargelegten Übergewichts ihrer Kraft. Aber dieser Mühsamkeit und Langsamkeit des Bildungsprozesses entspricht die Festigkeit des Produkts; die Eiche wächst außerordentlich langsam, aber ihr Holz ist auch ein ganz anderes als das der Pappel. Was leicht erworben, wird auch leicht wieder aufgegeben, was mühsam errungen, hartnäckig behauptet — das ist ein Satz, der ebensogut für die Völker wie für die Individuen gilt.

35 Ein Volk, das wie das römische und englische fest am Alten hängt und dem Neuen nur weicht, wenn der Widerstand unmöglich geworden, hält dieses Neue andrerseits auch um so fester: dieselbe Kraft, die ihm bisher den Zutritt erschwerte, wendet sich ihm zu, sobald es denselben erzwungen hat.

36 Eine Kraft aber ist es und nicht die bloße vis inertiae, in der die konservative Tendenz des römischen Volks ihren Grund hat; es ist die Kraft, mit der ein fester Charakter die Grundsätze befolgt, die er sich einmal gebildet hat, und an dem festhält, was er einmal für wahr und recht erkannt hat.

37 Als schwerste Probe für die Bethätigung dieser Kraft und zugleich als glänzendstes Zeugnis derselben erscheinen in meinen Augen die großartigen Gegensätze, die das römische Volk im Laufe seiner Geschichte zu bestehen hatte, und die Art, wie es ihrer Herr geworden ist. Es sind drei. Der erste fällt auf die Entstehungsepoche des römischen Volks, er ist schon oben (S. 87) behandelt,

Digitized by Google

der zweite ist der der Patricier und Plebejer, der dritte der des ius civile und des ius gentium. Welches Schauspiel äußerster Kraftentfaltung vergegenwärtigt uns jener über Jahrhunderte sich hinziehende Kampf der Patricier und Plebejer, wie gewaltig war hier der Stoß und Gegenstoß, wie verderblich hätte derselbe einem Volk und Staatswesen werden können von minderer Festigkeit als das römische. Aber weit entfernt, die nationale Kraft zu lähmen oder zu schwächen, hat dieser Kampf umgekehrt dieselbe gestählt, indem er sie zur äußersten Anspannung zwang, und der Gegensatz des konservativen und retardierenden Elements, wie es sich in den Patriciern, und des progressiven und treibenden, wie es sich in den Plebejern darstellte, hat, anstatt die Entwickelung des Rechts zu gefährden, ihr umgekehrt jenen Charakter des einheitlichen, planmäßigen, kontinuierlichen Fortschrittes aufgeprägt.

Der Verlauf des dritten Gegensatzes ist ein völlig friedlicher, durch den 38
Hader der politischen Parteien in keiner Weise beeinflußt. Aber gleichwohl: welchen Kraftaufwand beschwor auch er herauf! Galt es doch bei ihm, gewissermaßen Rom in Rom selber zu verleugnen, sich los zu machen von den überkommenen Ideen, ohne sie aufzugeben, zwei Anschauungsweisen im Recht: die nationalrömische und eine kosmopolitische als zwei gleichberechtigte sich gegenüber zu stellen und durch das gesamte System durchzuführen, bei dem einen Institut römisch zu denken, bei dem andern nicht römisch. Dem erprobten Denker mag es nicht schwer fallen, zwei philosophische Systeme in ihrer ganzen Gegensätzlichkeit in der Weise zu erfassen und zu beherrschen, daß er auch in den entlegensten Schwingungen des Grundgedankens letzteren sofort wiedererkennt, aber mit dieser bloßen Virtuosität des Denkens allein war jener Gegensatz im römischen Recht nicht zum Austrag zu bringen, denn es handelte sich bei ihm nicht um einen wissenschaftlichen Gegensatz, der *erkannt*, sondern um einen praktischen, der *ertragen* werden sollte, also nicht um eine bloß intellektuelle, sondern eine moralische Kraftbethätigung, um einen Dualismus des *Rechts*, eine Concession ähnlich derjenigen, wie wenn ein bisher streng konfessioneller Staat einer anderen Konfession die Gleichberechtigung zugesteht und in allen Punkten gewissenhaft durchführt. Das ist eine *That*, und eine solche That war in meinen Augen jene, und darum erblicke ich in ihr eben nicht bloß eine wissenschaftliche Leistung, sondern eine moralische Kraftprobe, daß das römische Volk sein ganzes Recht dualistisch gestaltete, ohne sich durch die Besorgnis beirren zu lassen, daß es dadurch sich selber und seinem Wesen Abbruch thun könne — es war die Selbsterprobung des nationalen Sicherheitsgefühls.

Noch einmal taucht in der Geschichte Roms ein Gegensatz auf, der ein 39
Anrecht zu haben scheint hier genannt zu werden: der der Republik und der

Digitized by Google

Monarchie. Auch er zieht sich über mehrere Jahrhunderte hin, äußerlich stehen Republik und Monarchie noch bis ins dritte Jahrhundert hinein sich gegenüber, aber eben auch nur äußerlich, denn was von der Republik noch geblieben, war äußerer Schein, bloße Form, und dieser Dualismus, weit entfernt, einen abermaligen Beleg für die Kraft des römischen Geistes in der Ertragung und Durchführung der Gegensätze zu liefern, gewährt umgekehrt nur einen Beweis dafür, daß es mit dieser Kraft zu Ende ging.

40 Aber unsere Leſe ist gleichwohl mit den drei obigen Probestücken nicht beschlossen. Welche reiche Ausbeute für unseren Gesichtspunkt eröffnet sich uns noch, wenn wir die Gegensätze ins Auge fassen, welche die römische Welt im übrigen in sich schließt! Auf der einen Seite die Volkssouveränität und der ganze Trotz des privatrechtlichen Unabhängigkeitssinnes, auf der anderen die freigebigste Ausstattung der Magistratur, die eiserne Zucht des Feldherrn außerhalb und zur Zeit der Not das unumschränkte Regiment des Diktators selbst innerhalb Roms; hier das verschlossene Haus mit der vollen Hausſouveränität, dort der Censor, der wie ein Hofmeister die Geheimnisse des Hauses vor seinen Richterstuhl zieht; hier die höchste Eifersucht der Freiheit und daneben die Popularität eines Beamten, der, anstatt dem Volk zu schmeicheln, nach Art eines Königs sein Amt versah, und das volle Verständnis des Volks für die Größe und Berechtigung einer derartigen Herrschernatur.

41 Und wenn wir schließlich noch einen Blick auf den Mechanismus der römischen Verfassung werfen: welche Fülle der Gegensätze auch hier! Statt eines Beamten für jede höhere Machtstellung zwei, von denen der eine den anderen lahm legen konnte, gleich als ob an jeder Stelle erst der Widerspruch überwunden werden müßte, um ein gedeihliches Resultat zu geben, und daneben noch im Gegensatz zu der patricischen Magistratur die plebejische Institution der Tribunen, die plannäßige Verkörperung der politischen Negative. Beim Volk wiederum derselbe Dualismus: zwei verschiedene Arten der Volksversammlung: die Centuriat- und Tributkomitien. Daneben der Senat mit seiner elastischen Machtstellung, insbesondere mit dem Recht der Ungültigkeitserklärung der Gesetze und Wahlen, ein Recht, das zwar nicht seiner Idee nach, wohl aber praktisch die Möglichkeit einer Negation des Volkswillens in sich schloß. Und trotz aller dieser scheinbar sich gegenseitig negierenden Gewalten und trotz der harten Konflikte, die sich nicht selten zwischen ihnen erhoben, dennoch ein befriedigendes Gesamtresultat — Kraft, Ordnung, Einheit! Woher? Die Antwort ist im Bisherigen enthalten: die römische Kraft konnte alle diese Gegensätze ertragen; woran manch anderes Volk zu Grunde gegangen wäre, dadurch ward Rom groß, der Gegensatz, der Widerspruch, der Kampf war für Rom in seiner guten Zeit nur die Übung der Kraft.

Digitized by Google

Die bisherige Ausführung hatte den Zweck, gegenüber einem verbreiteten 42
Vorurteil, welches den Grund der Vorzüglichkeit des römischen Rechts ausschließlich in die intellektuelle Begabung der Römer verlegt, die Bedeutung des moralischen Elements für diese Frage einmal mit allem Nachdruck zu betonen. Ich darf aber, nachdem ich nach beiden Seiten hin: der intellektuellen wie moralischen die günstige Prädisposition des römischen Volkes für die Kultur des Rechts nachgewiesen zu haben glaube, nicht unterlassen, schließlich noch eines Umstandes zu gedenken, der einen höchst förderlichen Einfluß ausgeübt hat. Er ist zwar äußerlicher, aber nicht bloß zufälliger Art. Ich meine die Concentration des römischen Lebens auf die Stadt Rom. Von welchem Einfluß dieser Umstand auf die Entwickelung des Rechts gewesen ist, liegt so offen zu Tage, daß jedes Wort darüber ein verlorenes wäre; man braucht nur den Fall zu setzen, der ja später bei uns in Deutschland eintrat und die Entwickelung unseres einheimischen Rechts so außerordentlich beeinträchtigt hat, daß Rom statt eines Centralpunktes für das Recht und die Jurisprudenz deren eine ganze Anzahl besessen hätte, um den Einfluß, den Rom jenem Vorzug verdankt, vollkommen zu würdigen. Aber ich glaube, jene Concentration für Rom ebensowenig als eine bloß geographische Thatsache auffassen zu sollen, als wir Deutschen unsere einstige politische Zersplitterung lediglich unter diesem Gesichtspunkte betrachten dürfen, sondern ich erblicke in ihr eine That des römischen Geistes, die Bethätigung einer Eigenschaft, die ich nicht verschweigen darf, wenn meine Charakteristik desselben vollständig sein soll. Ich meine die *centralisierende* Kraft desselben. Nicht die *lokale* Centralisierung des gesamten nationalen Lebens: des politischen, der Religion, des Rechts, der Kultur auf die *Stadt* Rom ist es, was mich zur Annahme dieser Eigenschaft bestimmt, sondern ich meine, daß sich dieselbe in unverkennbarster Weise auch im Recht und seinen Begriffen ausprägt; es wird mir im Verlauf meines Werkes nicht an Gelegenheit fehlen, dies an manchen Beispielen nachzuweisen.

Digitized by Google

10.

Die Formen des religiösen Lebens.

(Heidentum und Judentum.)

Von Hermann Lotze.

Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. Dritter Band (Leipzig 1864; 3. Aufl. 1880). Achtes Buch, viertes Kapitel, S. 338—353. — Fortgelassen sind am Anfang die Abschnitte über „Natur und geselliges Leben als Quellen religiöser Begriffe," am Ende die Abschnitte über das Christentum.

1 Welcher Faden zusammenhängender Überlieferung oder welches erkennbare Gesetz fortschreitender Entwickelung die Reihenfolge der Religionsformen bestimme, die nach und nach unter den Kulturvölkern unserer Erdhälfte aufgetreten sind, lasse ich als eine hier nicht zu erschöpfende Frage dahingestellt. Aber selbst der flüchtigen Blicke, die wir zu der Bestätigung der gemachten Bemerkungen auf sie werfen wollen, dürfen nur wenige sein.

2 Wo das gesellige Leben sehr wenig entwickelt war und der Reflexion die Weite des Gesichtskreises fehlte, welche ihr nur ein bewegtes Leben und die stete Wechselwirkung eigener Gedankenreihen mit fremden verschafft, sind die Ahnungen des Übersinnlichen, die auch das Alltäglichste erwecken kann, formlos und unzusammenhängend geblieben. Mit sehr natürlicher Unklarheit verehrt der Fetischdienst die geheimnisvolle Kraft in jedem Gegenstande, der den Sinnen zufällig auffällt, indem er sie ebensowenig mit diesem ihrem Träger identifiziert, als sie deutlich von ihm scheidet. Nicht dieser Mangel an begrifflicher Klarheit setzt in der Reihe der Religionsformen den Fetischismus so tief, sondern die völlige Unbestimmtheit, die er über das Wesen jener übersinnlichen Macht bestehen läßt. Sie ist nichts als ein gewisses Maß geheimnisvollen Könnens überhaupt, aber keine angebbare Art eines beständigen Wollens oder Wirkens. Man kann sie in jedem Gegenstand sehen, und jeder andere kann sie in noch höherem Maße besitzen; sie dem eigenen Nutzen durch Bitten und Opfer geneigt zu machen, ist nur die natürliche Gewohnheit menschlicher Sitte menschlichem Willen gegenüber: in der Natur des unberechenbaren Dämon selbst liegt nicht einmal für diesen einfachsten Kultus ein verständlicher Beweggrund. Dieselbe Armut der Gedanken betrügt um den Gewinn, den die Ahnungen der Unsterblichkeit dem Leben bringen könnten. Die Vorstellung völliger Vernichtung dessen, was einst in großer Fülle anschaulicher Wirksamkeit beobachtet wurde, ist dem unentwickelten Gedankengang ebenso schwer

Digitized by Google

eingänglich, als die einer völligen Entstehung aus nichts; der Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode ist natürlicher und älter als der an ihre Vernichtung, der zu den ersten Leistungen einer schon fortschreitenden Bildung gehört. Aber einen Inhalt weiß die arme Weltansicht dieser Stufe jener Fortdauer ebensowenig zu geben, als ihrer Ahnung einer übersinnlichen Macht in den Dingen; wo das künftige Sein nicht als ein Nachbild der irdischen Beschäftigungen aufgefaßt wird, zerfließt die Seele in die Reihe jener dunkeln Naturgewalten, sie lebt als Gespenst, d. h. mit den allgemeinen Formen des menschlichen Seelenlebens, aber ohne menschlich verständliche Zwecke fort. So trostlose Vorstellungen können weder zu Quellen sittlicher Überzeugungen werden, noch lassen sie solche leicht an sich anknüpfen; aber sie selbst würden anders ausgefallen sein, wenn eine größere sittliche Ausbildung das Gemüt veranlaßt hätte, anderes als die unbestimmten Bilder eines fremdartigen Seins und Könnens hinter der Oberfläche der Erscheinungen zu suchen. Was Furcht und Mitleid lehren, das allenfalls kann diesem Glaubensinhalt gegenüber zur praktischen Vorschrift, zu Anfängen eines Kultus werden; was dies aber sein wird, darüber entscheidet der zufälligste Lauf einer zügellosen Einbildungskraft und der Antrieb des Temperaments; gedankenlose Zaubereien und blutige Greuel der Totenopfer sind der gewöhnliche Unsegen dieses Aberglaubens.

Eine der fremdartigsten Verirrungen scheint für uns die göttliche Ver- 3
ehrung der Tierwelt, und doch hat sie natürliche Veranlassung in dem erwachenden religiösen Gefühl. Der gesellige Verkehr lehrt die Menschen einander von sehr profaner Seite kennen; sie finden einander durch kleine wechselnde widersprechende Interessen beschäftigt, die vollkommen verständlich sind und die nichts von der unklaren Großartigkeit haben, welche die Phantasie schon in den bewußtlos wirkenden Mächten der Natur bewundert. Nachdem der Mensch einmal sich und seinesgleichen mit allen seinen Interessen in Gegensatz zu der Welt und einer fremden Macht in ihr, dem ersten Gegenstand seiner unklaren Verehrung, gestellt hat, kann er für diese Macht keine ausdrucksvollere Erscheinung finden, als die Lebendigkeit der Tierwelt, die, in allen ihren Äußerungen typischer, durch ihre Stummheit und durch unsern Mangel an Verständnis für ihre auffallenden Instinkte uns imponiert. Allerdings kann auch diese Ansicht nicht ohne zufällige Sprünge der Phantasie ihrer Vorstellung von dem Übersinnlichen einen bestimmten Inhalt geben, aber sie faßt es doch wenigstens in der höheren Form eines Seelenlebens, das nur über fremdartigen uns unverständlichen Zwecken brütet. Solchen Betrachtungen entsprang dann in einem Leben, das noch nicht durch Mannigfaltigkeit eigentümlich menschlicher Verhältnisse von der Aufmerksamkeit auf das natürliche Dasein abgezogen wurde, leicht die Vorstellung der Seelenwanderung, für den

Digitized by Google

vergleichenden Scharfsinn und die gestaltende Phantasie ein reicher Gegenstand der Übung. Ohne Zweifel beherrschte einst diese Vorstellung im Ernst die Gemüter und verschwendete eine Menge menschlicher Aufmerksamkeit und Thätigkeit an ganz bedeutungslose und künstliche Zwecke. Nicht die Wissenschaft hat sie für uns widerlegt, sondern in der Mitte unserer Bildung, die ihren Schwerpunkt in dem Werte der geselligen und sittlichen Verhältnisse hat, ist sie an ihrer Interesselosigkeit abgestorben. Kaum achten wir die Tiere noch anders, als sofern sie für uns wirtschaftliche Objekte, Zierden der Landschaft, Gegenstände der Naturgeschichte sind; daß sie ein mannigfaches Seelenleben führen, dem unseren verwandt, bringen wir zuweilen schüchtern als eine glaubhafte Vermutung vor. Und ebenso gleichgültig wenden wir uns von allem ab, was erinnerungslos vor unserem irdischen Leben liegt; für das aber, was darüber hinausliegt, verschmähen wir irdische Analogien wenigstens so weit, als das bleibende Bedürfnis irgend einer Versinnlichung des Übersinnlichen zuläßt.

4 Überall, wo reich entwickelte Kulturen sich zu umfassenden Religionssystemen gipfelten, in Ägypten in Indien in Vorderasien, führt die Untersuchung auf die großen das ganze Naturleben umspannenden Erscheinungen am Himmelsgewölbe als Ausgangspunkte religiöser Vorstellungen zurück. Unfaßbar für irdische Berührung und schon dadurch in ihrer glänzenden Fremdartigkeit die Ahnung reizend, zogen die Gestirne noch mehr durch die Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen die Aufmerksamkeit auf sich; ihre Verehrung galt nicht allein dem erfreuenden Glanze, sondern war die erste Huldigung, die dem Gedanken einer Wahrheit, eines Gesetzes, dem Gedanken der Ordnung, als dem wahrhaften Inhalt des Übersinnlichen gebracht wurde. Aber dieser fruchtbare Keim scheint für die Entwickelung der Religion verloren gegangen zu sein.

5 Ägypten verdankte ihm achtbare Anfänge der Astronomie und den Versuch einer Konstruktion der Weltordnung durch systematische Verknüpfung zu göttlichen Wesen personifizierter Naturkräfte. Von der Ausbildung dieser Weisheit, an welcher die Priesterschaft ihren Scharfsinn übte, hatte das Leben keinen Gewinn, als die Überlastung mit einem Ceremoniendienst, der höchstens das allgemeine Gefühl, daß er einer übersinnlichen Welt geleistet werde, unterhalten konnte, dessen symbolische Bedeutung aber dem Volke fremd war. Zusammenhängend mit dem Laufe der Gestirne mußten dagegen die wunderbaren Naturerscheinungen des Nilthals allgemein die Aufmerksamkeit auf die regelmäßige Wirksamkeit der Naturkräfte lenken, die in stetem Wechsel das Leben hervorlocken und unterdrücken. Der Gegensatz der zeugenden und der vernichtenden Macht reizte nicht nur das mystische Nachdenken der Spekulation, sondern wurde der Gegenstand volkstümlicher Mythologie und zahlreicher feier-

Digitized by Google

lichen Kulte. Doch scheint nicht der ganze religiöse Gedankenkreis so von ihm beherrscht worden zu sein, wie in Babylonien, wo ähnliche Anlässe die Phantasie zu den ausschweifendsten Kulten der allgemeinen Zeugungskraft der Natur hinrissen. In Ägypten hatte sich neben diesen kosmologischen Mythen und für uns in keinem mehr als äußerlichen Zusammenhang mit ihnen eine religiöse Ansicht des menschlichen Lebens ausgebildet. Die Überzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit der Seele zeichnete sie aus; verbunden mit der Vorstellung eines Gerichtes, welches die Geister der Guten zu seligem Leben beruft, die Bösen zu höllischen Strafen und zu der reinigenden Buße verurteilt, in tierischen oder menschlichen Leibern das irdische Dasein aufs neue zu durchwandern, hat der Kreis dieser Glaubenssätze sich am erfreulichsten von der Überwucherung durch naturphilosophische Spekulation befreit und die Elemente sittlicher Überzeugung gesammelt, welche das reiche vielgegliederte Leben des uralten Kulturvolkes entwickelt hatte.

Diesem verhältnismäßig gesunden Realismus gegenüber, der das menschliche Dasein zwar an eine umfassende Weltordnung anknüpfte, aber seiner eigenen Entwickelung und nicht der kosmologischen Spekulation die Bestimmung seiner Zwecke überließ, führte in Indien das Übermaß der letzteren zu einem Idealismus, der mit der Bedeutung der Welt auch die des menschlichen Lebens aufhob. Von der ursprünglichen Verehrung der himmlischen Erscheinungen wandte sich hier die Phantasie nicht zur Hervorhebung ihrer Gesetzmäßigkeit, sondern zur einseitigen Betonung ihrer Veränderlichkeit und Vergänglichkeit und hob mit verhängnisvollem Scharfsinn die Notwendigkeit eines einzigen ewigen Urseins hervor, das unrichtig gedacht würde, wenn es als irgend ein bestimmter Inhalt, und am unrichtigsten, wenn es als beharrliches ewig Ruhendes gefaßt würde. Von diesem bestimmungslosen Sein fand die indische Spekulation den Rückweg zur Welt so wenig als die spätere Philosophie. Sie verschmähte den Weg mythischer Genealogieen göttlicher Wesen, die anderswo die Reihenfolge der Stufen der Weltentstehung feststellen, und zugleich unter dem Bilde das Fehlen der Erklärung verstecken, wie und von wem dieser Stufengang zurückgelegt werde. So kam sie dahin, unsern Mangel an Einsicht in den Grund der Weltentstehung in eine grundlose Entstehung der Welt zu verwandeln: getäuscht durch Mißverstand seiner Sehnsucht entwickelt sich das Ursein in eine Welt, die nicht wahrhaft ist und nur ihren eigenen vereinzelten Gliedern wirklich scheint. Metaphysisch unzulänglich, — denn ein Schein, der grundlos entsteht und seinen eigenen Bestandteilen in gesetzlicher Weise erscheint, ist nur ein anderer Name für eine Wirklichkeit, die unerklärt geblieben ist, — enthält diese Vorstellungsweise andrerseits ein entscheidendes Urteil über den Wert der Welt; sie ist nicht Schein, weil sie

6

Digitized by Google

nicht wirklich wäre, sondern weil sie nicht sein soll. Gegen das Nichtseinsollende giebt es keine andere Pflicht als das Bestreben, es wieder aufzuheben; in der allgemeinen Nichtigkeit der Welt, deren Urteil das Ursein selbst durch beständige Wiedervernichtung alles Geschaffenen spricht, hat das menschliche Leben keinen Wert und keine eigenen Zwecke; das Heil liegt nur darin, sich von ihm abzuwenden, durch Ertötung aller Leidenschaften, zuletzt aller Vorstellungen und alles Denkens, sich dem Einfluß der nichtseinsollenden Scheinwelt zu entziehen und in den leidlosen Zustand des bewußtlosen Urseins zurückzukehren. Diese Verzweiflung am Leben kann nicht als Folge jenes spekulativen Irrtums der Welterklärung gelten; sie mußte auf psychologischen Motiven der allgemeinen Stimmungen und des Lebensgefühls beruhen, die wir nicht mehr zergliedern können, denn sie durchdrang alle indische Gedankenwelt und selbst das praktische Leben mit einer Gewalt, die keinem durch den Volksgeist ununterstützten Lehrsatz eigen ist. Auch der Buddhismus, nachdem er die Geister von den Fesseln des Brahmanentums, dem Ceremoniendienst den Kastenunterschieden den Schrecken der Seelenwanderung, die eine immer erneute Pein des Daseins verhießen, zu erlösen gesucht, endete mit demselben Gedanken und strebte nur den Rückgang zum Nichts zu erleichtern. Die Gewalt aber, welche dieser Glaube über die Gemüter übte, bezeugt die Lust am asketischen Leben, die Unzählige zum Stande der Büßer und zu unerhörter Selbstqual begeisterte. Die großen geistigen Anlagen des Volkes verzehrten sich fruchtlos unter der Herrschaft dieser Ansichten. Das Wissen entwickelte sich wenig; die Sittlichkeit, bei großem Zartgefühl des Gemüts, erkannte doch nicht die unbedingte Heiligkeit des Guten; sie wußte auch nicht eigentlich vom Bösen, sondern nur vom Übel, das die Ursache der Gemütsunruhe ist; alle Tugend war demgemäß Ausbildung der Fertigkeit, diesem Übel zu entgehen. Endlich wie alle Überspannungen im Lauf der Zeit, da sie doch sich auf ihrer Höhe nicht halten können, einen Bodensatz von gewohnheitsmäßigem Mechanismus der Schwärmerei niederschlagen, so hat Brahmanismus und Buddhismus, der letztere schließlich noch umfangreicher, in dem Klosterleben und bedeutungslosem Ceremonienpomp sich zum zwecklosesten Dasein verweltlicht.

7 Ein kräftigeres Naturell ließ die iranischen Stammverwandten der Indier aus dem gemeinsamen Religionskeime bessere Früchte zeitigen. Zoroasters Lehre fügte zu dem verehrten Lichte einen kräftigen Schatten: statt der Täuschung, die das Ursein verwirrt und zur Weltschöpfung verleitet, hat hier das Dunkel des bösen Princips die berechtigte wahre Entwickelung des lichten Guten nur oberflächlich beschränkt; am Ende des Streites zwischen beiden, der die Welt füllt, wird das Böse dem Lichtreich unterliegen und dann das allein sein, was allein sein soll. An diesem Streite hat der Mensch teilzunehmen.

Digitized by Google

Die natürliche Symbolik, die für alle Zeiten das Licht zum Bilde des Guten, die Finsternis zum Gleichnis des Bösen gemacht hat, erlaubte, jede schädliche zweideutige häßliche Naturerscheinung dem Reiche des Ahriman zuzurechnen, und an den klaren Dualismus der Principien, der mit dem endlichen Siege des Ormuzd auch der Zukunft einen klaren Abschluß gab, eine Menge praktischer Gebote anzuschließen, die dem täglichen Leben verständige Ziele, dem sittlichen Verhalten vernünftige Pflichten vorschrieben. Auch diese Religionsform unterlag indessen dem Schicksale, ihre großen Gedanken durch die emporkommende Priesterschaft und ihre Ceremonialgelehrsamkeit unter ein Übermaß äußerlicher Formen verhüllt zu sehen.

Andere Erscheinungen begegnen uns auf europäischem Boden. Auch die 8
Griechen haben früher das Göttliche in seiner natürlichen Erscheinung geahnt, ehe sie es in dem Gesetz in unserem Innern wiederfanden. Aber ihre Gedanken verloren sich weder in dem Abgrund des allgemeinen Seins, in dem alle Gestalt verschwindet, noch in den begrifflichen Geheimnissen, die jedes einzelne an seinem Ort anzudeuten berufen wäre: sie hafteten an der Schönheit des Ganzen und jedes seiner Teile; je mehr ihre Bildung vorschritt, um so mehr verschwand der lehrhafte Inhalt der Mythen, den sie einst mit ihren morgenländischen Stammverwandten geteilt, hinter der charakteristischen Schönheit, zu welcher ihre Götterwelt sich verklärte. Stetige ruhige Entfaltung, Beherrschung bunter Vielheit durch die Einheit eines sich wiederholenden Rhythmus, alle Gemessenheit Klarheit und Reinheit, die uns die Sinnenwelt entgegenhält, alles dies sind an sich noch nicht sittliche Begriffe, aber es sind Formen des Seins und Benehmens, die wir als Vorbedingungen oder Folgen des Sittlichen in uns zu verwirklichen, in der Außenwelt dann wiederzufinden streben. Günstige Naturumgebungen, welche diese Eindrücke darbieten, mögen daher ihren Beitrag zur Zähmung der wilden Triebe, zur Mildigkeit und schönen Haltung des Gemüts geben, aber den größeren giebt ohne Zweifel eine glückliche Entwickelung des sittlichen Lebens in der Gesellschaft; durch sie erst wird dem Auge der empfängliche Blick und das Interesse für die Schönheit der äußeren Welt gegeben. Durch sie wurde den Griechen frühzeitig die Aufmerksamkeit von der Naturbedeutung ihrer Götter abgezogen, die sich für religiöse Entwickelung stets unfruchtbar gezeigt hat; ihre Phantasie ersetzte die verschwindenden Mysterien dieses Geheimsinns durch die Offenbarkeit der ausdrucksvollen Schönheit von Idealgestalten, deren charakteristische Verschiedenheiten das unendlich viel höhere Geheimnis der Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens wiederspiegelten. Diese Vermenschlichung der Götterwelt führte, allerdings nicht ohne häufigen Mißbrauch der dichtenden Phantasie,

Digitized by Google

zugleich zu ihrer Versittlichung. So oft das volkstümliche Gewissen eine neue moralische Verpflichtung, eine neue sittliche Idee, in ihrer Schönheit und Dringlichkeit erkannt hatte, suchte man teils aus dem natürlichen Bedürfnis, das Größte in der Welt auch als das Vollkommenste fassen zu dürfen, diese Schönheit auch der Götterwelt als eine vorher nur unbekannt gebliebene Seite ihres Reichtums zu sichern, teils dadurch, daß man die erkannte Pflicht aus dem Willen der Götter ableitete, sie über die Schwankungen des individuellen Urteils und der veränderlichen Stimmung hinauszuheben. So veredelten die Griechen durch die Ergebnisse der lebendigen Bildung ihren Glauben; die tiefsinnigsten Dichter rangen danach, den überlieferten Inhalt desselben mit ihrem Bewußtsein heiliger Gebote und Wahrheiten zu durchdringen und zu vertiefen. Und eben dadurch ward zuletzt das Gefühl von der Unzulänglichkeit der Grundlage übermächtig, die man so zu veredeln suchte; man fand, daß alles, was dem menschlichen Leben Wert giebt, sich zwar äußerlich an den Namen der mythischen Götter knüpfen lasse, aber in ihrem Begriffe doch nicht wurzele. Da kam der einfache Name Gottes oder des Göttlichen überhaupt zu Ehren, um die wahre Quelle des Wertvollen zu bezeichnen, zu der sich suchend die lebendige Sehnsucht der edleren Geister zurückwandte.

9 Zu diesem Abschluß kam die Religion einzelner, nicht die des Volkes; vor ihrem gänzlichen Untergang hat diese niemals die zusammenhängende Einheit eines orientalischen Religionssystems gehabt. Die Mythologie war weder aus einem einzigen noch aus stetig fortwirkenden Antrieben entstanden. Anschauungen, die schon die asiatische Vorheimat nicht ganz übereinstimmend erzeugt hatte, waren in den europäischen Sitzen, in denen die einzelnen Stämme längere Zeit abgeschlossen von einander hinlebten, noch weiter auseinandergegangen; Einwanderung und Überlieferung hatten fremde Gottesbegriffe eingeführt, örtliche Erlebnisse manches früher gemeinsame Götterbild in mehrere Einzelgestalten aufgelöst, früh endlich war das Ganze dieser Anschauungen in die Hände der umbildenden Poesie gefallen. Diese ganze Summe charaktervoller Idealgestalten symbolischer Figuren altvolkstümlicher Sagen und freier Dichtung war eine zu unermeßliche Welt geworden, als daß vollkommene Übereinstimmung über ihren Inhalt denkbar, ein dogmatischer Unterricht als Grundlage eines abgeschlossenen Glaubensbekenntnisses möglich gewesen wäre. Die Götterwelt stand in ihrer Grenzenlosigkeit dem Bewußtsein wieder gegenüber, wie ihm gleich von Anfang die sinnliche Natur gegenübersteht; auch diese kennt niemand ganz, jeder ihre großen Umrisse; für jeden giebt es einen kleinen Bereich, in dem er sich anbaut und dessen eigentümlichen Wert er aus eigener Erfahrung begreift. So gab es auch in der weiten Götterwelt für jeden einen besonderen Kreis von Stammesgottheiten, an die mit überlieferten Gebräuchen

Digitized by Google

der Verehrung sich zu wenden, allerdings der Staat die Familie oder eine alte Kultgenossenschaft allen vorschrieb, die zu ihren Angehörigen zählen wollten. Aber es gab keine Kirche als Bewahrerin der reinen Lehre oder als Aufseherin über ihre Befolgung, keinen geschlossenen Priesterstand mit irgend welcher Macht über die Gewissen. Der Priester war der Sachverständige, der die Geheimnisse des einzelnen Heiligtums kannte, dem er diente, und der dem frommen Verehrer als Vermittler seiner Darbringungen zur Seite stand. Wo eine religiöse Censur über Meinungen erging, war es die politische Gemeinde, welche sie übte; die nationale Gottesverehrung, auf der wie auf einem uralten heiligen Vertrag die Wohlfahrt des Staates beruhte, wurde von ihr teils gegen das Eindringen unsittlicher Kulte des Auslands, teils gegen die auflösende Aufklärung der heimischen Philosophie verteidigt.

Ehe noch die sittliche Vertiefung des Begriffs der Gottheit eine stetige Verehrung derselben durch die Weise der Lebensführung möglich machte, blieben Opfer Lobgesänge und Gebete wie überall die einzigen Ausdrücke der Dankbarkeit der freien Bewunderung und der scheuen Furcht, welche die Götter als wohlthätige als erhaben schöne endlich als bedrohende Naturgewalten erweckten. Eine Mischung jener Gefühle blieb die Stimmung, welche das griechische Gewissen als Frömmigkeit, als Eusebie, den Göttern gegenüber verlangte. Von dieser Stimmung ist noch ein weiter Weg zu den bestimmten Handlungen, in denen sie sich im Leben zu bewähren hatte. Den Willen der Götter kannte man nicht; ihn unbekannt zu ehren, auch die zerstreuten Offenbarungen zu achten, in denen er zuweilen sich verkündet, in keiner Sache sich zu überheben und zu vermessen, sondern sich zu mäßigen in dem Bewußtsein, daß die Lenkung aller Dinge in höheren geheimnisvollen Händen liege: das allein war die weitere Entwickelung, die das griechische Gewissen jener Eusebie geben konnte. Eine inhaltvollere Beziehung des menschlichen Lebens zu göttlichen Ratschlüssen konnte die Mythologie nicht lehren; dazu hatte sie allzusehr die Erinnerung an die umfassende Weltgeschichte verloren, in welche die orientalische Phantasie die Menschheit verflochten hatte; alles war ihr zu einer schönen Gegenwart geworden, deren Vergangenheit in wenigen dunkeln Sagen verklang und die keine unausdenkliche Zukunft außer ihrer stets gleichmäßigen Fortdauer hinter sich hatte. Wie verklärt man die Götter fassen mochte, sie waren doch nicht Schöpfer der Welt; sie blieben bedingte Wesen, die glücklichen Erstlinge einer verborgen schaffenden Kraft, ideale Geschwister der Menschheit, die stärkeren Helfer in Schwierigkeiten, die doch auch für sie Schwierigkeiten waren. Und eben darum störten die sittlichen Mängel, die ihre Bilder befleckten, nachdem die ursprüngliche Naturſymbolik der Sagen sich in Geschichte persönlicher Wesen umgedeutet hatte, die Aufrichtigkeit ihrer

Digitized by Google

Verehrung nicht in sonst zu erwartendem Maße. Als ausdrucksvolle Charakterfiguren von edlerem oder unedlerem, immer lebensfrischem Naturell lebten sie im Bewußtsein und man sah auf sie als die übersinnlichen Vorkämpfer mit derselben hingebenden hoffnungsvollen Anhänglichkeit, mit welcher ein Heeresgefolge seinen Feldherrn verehrt.

11 In den äußeren Formen des Kultus hat der griechische Geist die feierliche Schönheit der mystischen Erhabenheit vorgezogen und den sinnlich schwärmerischen Taumel asiatischer Gottesverehrung bis auf wenige Spuren gemieden. Von den althergebrachten Gebräuchen war vieles dem Volke unverständlich geworden. Obgleich jede Gottheit überall angerufen werden konnte, so war doch ihr feierlicherer Dienst an bestimmte Orte gebunden, wo ihre Hilfe den Menschen in besonders denkwürdigen Augenblicken zu teil geworden war, deren Gedächtnis nun in beziehungsreichen Begehungen erhalten werden sollte, aber der Vergessenheit doch nicht entging. So blieben heilige Ceremonien als pflichtmäßiges Herkommen an einzelnen Kultstätten haften, fast wie die sonderbaren Lehensverpflichtungen, die seit irgend einem vergessenen Abenteuer der Vasall des Mittelalters gegen seinen Lehnsherrn hatte. Sie dennoch gewissenhaft aufrecht zu halten, trieb die Griechen eben jene Eusebie, mit der sie überall den unverstandenen Willen der Götter ehren zu müssen meinten.

12 Unverstanden aber blieb in seinen letzten Geheimnissen den Griechen dieser Wille allerdings. Es ist eine milde schöne unbefangene Natürlichkeit in ihren religiösen Anschauungen, aber sie vertreten nicht gegen die Welt ein Himmelreich, sondern gegen den Glanz orientalischer Herrschermacht und dumpfe Üppigkeit die Schönheit eines maßvollen klaren und friedlichen Lebensgenusses, der aus der sinnigen und verständigen Ausbeutung und Vervollkommnung irdischer Verhältnisse entspringt. Nur dies ist es, was Solon dem Krösus entgegenhält, indem er des Tellos friedliches Leben und Kleobis' und Bitons durch frühen seligen Tod schön abgeschlossene Jugend dem gerühmten Herrscherglück des Lydiers vorzieht. Keine Hindeutung liegt in seinen Worten auf ein Glück, das nicht von dieser Welt wäre, oder, in der Ruhe des Gewissens gelegen, äußerliches Unglück aufwöge. Mit Dringlichkeit ermahnt Solon den König, das Ende zu bedenken, nicht als ob ihm ein Gericht über Wert und Unwert des Lebens folgen werde, sondern weil nicht wahrhaft glücklich ist, wer es nicht immer ist. Auch ein spätes Mißgeschick schändet in der Vorstellung des Griechen das ganze Glück des früheren Lebens, wie die Schönheit des ganzen Kunstwerks durch das Mißlingen des kleinsten Teils gestört wird. Auch dem Ende, das wirklich für das Ende galt, suchte das merkwürdige Volk einen künstlerisch befriedigenden Abschluß; eine Anknüpfung des Ganzen an ein Jenseits lag nie in seiner herrschenden Stim-

Digitized by Google

nung. Es mag sein, daß die Mysterien alte Unsterblichkeitslehren des Morgenlandes fortpflanzten, und gewiß war dem gebildeten griechischen Volke die Vorstellung einer Fortdauer nicht unbekannt, die ja das arme Leben so vieler rohen Stämme erleichtert. Aber eine tiefgreifende Wirksamkeit dieses Glaubens würde, wenn sie vorhanden gewesen wäre, ohne Beweis aus dem unmittelbaren Eindruck des ganzen nationalen Lebens uns entgegenspringen. Dieser Eindruck jedoch spricht entschieden nur für das völlige Begnügtsein mit dieser irdischen Welt. Die tiefe Kluft zwischen der griechischen Lebensanschauung und der des Christentums kann nicht durch Aufsuchung einzelner Schönheiten der Ahnung ausgefüllt werden, von denen wir nie recht gewiß werden, ob sie einen festen herzlichen Glauben ausdrückten oder ob sie als poetische Bilder ohne ernstliche Meinung dem ästhetisch gesittigten Volke nur als Verzierungen des Lebens dienten.

Als den ersten unbewegten Beweger aller Dinge, als den werkthätigen 13
Inbegriff der Ideen des Wahren des Schönen und Guten hatte die griechische Spekulation Gott in ihren edelsten Vertretern kennen gelernt; nur daß dem hellenischen Geiste, dessen einseitige Verehrung der Erkenntnis durch das Selbstgefühl seiner wissenschaftlichen Thaten unterhalten wurde, und dem Sünde nur als Irrtum begreiflich war, eben jenes höchste Gute ohne eigenen Inhalt in Schönheit und Wahrheit wieder zerfloß. Mit welcher Teilnahme wir immer dieses letzte religiöse Ergebnis der klassischen Welt betrachten mögen: groß als Frucht menschlicher Forschung gleicht es doch einem sehr bescheidenen Bache gegenüber dem vollen rauschenden Strome des Gottesbewußtseins, der schon lange vorher das Leben des hebräischen Volkes durchdrang und in der heiligen Poesie desselben mit einer Mächtigkeit flutete, gegen deren zweifellose Realität der höchste Schwung griechischer Ahnung als problematische Vermutung erscheint.

In einzelnen Zügen der Sage und der Sitte, in der künstlerischen und 14
ceremoniellen Ausbildung des hebräischen Kultus mag die gelehrte Forschung Spuren ausländischer Einflüsse auffinden; den Kern ihrer religiösen Weltansicht haben die Israeliten völlig der Einwirkung der heidnischen Kultur entzogen, mit der sie zum Teil in langdauernder Berührung standen. Die naturphilosophischen Elemente, welche die Religionen des Orients verderblich überwucherten, sind fast völlig aus ihr verschwunden, ethische Ideen, die dem Leben jener andern Völkern zwar nicht fremd waren, aber ihnen nicht den Ausgangspunkt der religiösen Vorstellung bildeten, sind in ihr die treibende Kraft der Entwickelung geworden. Mit welchem Scharfsinn mögen die Ägypter, wenn dem ebenbürtigen Scharfsinn moderner Ausleger ihrer Weis-

Digitized by Google

heit zu trauen ist, die Reihenfolge der kosmischen Potenzen bestimmt haben, aus denen die Weltordnung hervorging! Für religiöses Leben hat dies alles ungefähr gleichen Wert mit den Lehren, welche unsere Geologie ungleich besser begründet über die Schichtenfolge der Erdrinde aufstellt. Die mosaischen Schöpfungsberichte, die nur ein sonderbares Mißverständnis für Naturgeschichte auszubeuten suchen kann, glänzen durch die Verachtung, die sie dieser kosmologischen Spekulation beweisen. Keine Erscheinung machen sie zur Entwickelungsgrundlage der anderen; mit der höchsten Einförmigkeit wiederholen sie von jedem Geschöpf, daß Gott es gemacht habe, und selbst in der Reihenfolge dieser Schöpferthaten sind sie kaum notdürftig auf eine Ordnung bedacht, die der Abhängigkeit entspricht, in welcher einzelne Teile der Wirklichkeit zu andern stehen. Genug, daß alles von Gott geschaffen ist und daß alles gut war, so wie er es schuf; genug, daß der Mensch als der Erwählte dieser Schöpfung, sie selbst als der Garten begriffen ist, in dem er nach Gottes Vorbild zu leben bestimmt war. Zu höheren Ehren kam die Natur auch später nicht; dem einen lebendigen Gotte gegenüber hatte keine ihrer Erscheinungen einen anderen Sinn, als den, Zeichen seiner Güte und Allmacht oder seines Zornes zu sein, und als solche wußte sie die Poesie in den ergreifendsten Ausdrücken zu schildern; nie vertiefte sich dagegen die Phantasie anders als in flüchtigen Bildern in den Versuch, Gottes Wesen, als wäre ihm diese Ausgestaltung notwendig oder könnte ihm genügen, in der Ordnung der Natur symbolisiert zu sehen. Aber dieser Gott, der in der Natur selbst keine ernsten Zwecke verfolgte, sondern mit ihr nur in großartigem Spiele schaltete, hatte mit der Menschenwelt seine Absichten; indem der kosmographische Gesichtskreis der Hebräer sich fast idyllisch verengte und alle Aussicht auf die Natur im großen gleichgültig aufgab, hob sich das gelobte Land zur Heiligkeit eines besonderen Wirkungskreises der Allmacht und wurde zum Schauplatz einer Geschichte göttlich-menschlicher Wechselwirkung.

Mit jener Abwendung der Aufmerksamkeit von der eigenen Gliederung der Natur war die Gefahr vermieden, welche die kosmologisch begründeten Religionen verlockt hatte; die Gefahr, zunächst die natürlichen Übel, dann das sittlich Böse als notwendige Bestandteile der Weltordnung und als metaphysische Konsequenzen des Wesens Gottes zu fassen. Dem hebräischen Glauben war Gott nur das Gute, und weder in ihm, noch in der Schöpfung, wie sie aus seiner Hand kam, war ein Keim des Übels; die menschliche Freiheit hatte, eben frei und durch kein metaphysisches Schicksal genötigt, die Sünde in die Welt gebracht und als ihre Strafe den Tod und die Übel des Lebens. Dies nun entstandene Reich des Bösen war kein denknotwendiger Bestandteil der Welt; es hätte auch nicht sein können, und es sollte nicht sein; das Ge-

Digitized by Google

bot, heilig zu sein wie Gott heilig ist, galt dem Menschen, und galt ihm als ein erfüllbares in der Furcht des göttlichen Gesetzes. Die Zweifel, zu denen die Betrachtung dieser höchsten Dinge das menschliche Gemüt immer wieder zurückführen wird, waren durch diesen Glauben nicht theoretisch gelöst; aber dem Leben gab ihre Zurückdrängung die erste vollständig religiöse Grundlage. Die sittlichen Verpflichtungen, deren Bewußtsein überall die socialen Wechselwirkungen aus dem Gewissen entwickeln, erscheinen hier zusammengefaßt als ein Wille Gottes, den nicht der einzelne allein durch innere Gesinnung und äußere Werke, sondern den zugleich die Gesamtheit in theokratisch geordnetem Gemeindeleben zu erfüllen und zu verherrlichen hat; die Geschichte des Volkes ist der Verlauf einer beständigen Wechselwirkung mit dem Gotte der Gerechtigkeit, der an die Heiligung seines Willens Verheißungen der Gnade geknüpft hat und die Verstocktheit gegen ihn züchtigt.

Weder die äußeren Schicksale der Nation brachten die Erfüllung des 16
Verheißenen, noch fand das Volk in seinem Gewissen ein Zeugnis der eignen Gerechtigkeit; das Ende des Kampfes, den das Streben der Selbstrechtfertigung gegen Gott führte, lag in der Zukunft und erschien als eine irdische Herrlichkeit des ganzen Geschlechtes, das als solches, mit unklaren Hoffnungen auf eine ewige Bedeutung des einzelnen Geistes, das Reich Gottes auf Erden zu bilden sich berufen fühlte. Als die Verwirklichung dieser Weissagungen erschien sich selbst das Christentum, von den Juden mißkannt; in der Person Christi war in vertiefter Bedeutung vereinigt, was vom Messias gehofft worden war: die abschließende Prophetie der endgültigen Offenbarung, das hohepriesterliche Mittleramt der Versöhnung durch das Opfer, welches der Mittler selbst ist, die königliche Gewalt des Herrn über die Gemeinde aller Zeiten.

11.

Ursprung des Christentums.

Von Leopold von Ranke.

Weltgeschichte. Dritter Teil, erste Abteilung. (1883.) S. 160—171.

Die Autorität der Römer im Lande, welche von den Juden doch selbst 1
gewünscht worden war, bildete einen Teil der Weltherrschaft der Römer, deren Idee zugleich eine religiöse Seite hatte; der Widerstand, den die Juden leisteten, beruhte auf dem religiösen Partikularismus, den sie bekannten. Es

Digitized by Google

zeigte sich unmöglich, Kaisertum und nationale Religion mit einander zu vereinigen. Die Juden träumten von einem König, der sie von Rom losreißen und die Welt mit eisernem Scepter regieren werde, so gut wie sie jetzt von einem solchen regiert wurden. So verstanden sie die ihnen vom Altertum her überlieferte Prophezeiung eines Messias, der sie befreien und die Welt ihnen unterwerfen werde.

2 In der That aber war doch ihre Religion in der provinzialen Form, die sie annahm, unfähig, nicht allein sich in der Welt Bahn zu machen, sondern auch nur, sich einer viel stärkeren Macht gegenüber zu behaupten; wenn der Kampf begann, so konnte er nicht anders als zum Untergang Judäas führen. In dieser Krisis nun, in welcher die politisch-militärische Vielgötterei und der aus den Urzeiten stammende, aber mit den hierarchischen Formen einer Landesverfassung umkleidete Monotheismus mit einander in einen Kampf gerieten, in dem sich für den letzteren nichts als der Untergang absehen ließ, ist Jesus Christus erschienen.

3 Indem ich diesen Namen nenne, muß ich, obwohl ich glaube ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermutung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater kann ich von Gott dem Sohne handeln. Die Begriffe der Verschuldung, Genugthuung, Erlösung gehören in das Reich der Theologie und der die Seele mit der Gottheit verknüpfenden Konfession. Dem Geschichtschreiber kann es nur darauf ankommen, die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist und wodurch denn auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen.

4 Von allen herrlichen Worten, die von Jesus Christus vernommen worden sind, ist keines wichtiger, folgenreicher, als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

5 Das Wort hatte nach beiden Seiten hin eine zugleich nahe und unermeßliche Tragweite. Denn an der von dem römischen Imperium in Anspruch genommenen Divinität konnte man dann nicht länger festhalten. Die religiösen Vorstellungen der römisch-griechischen Welt, wie sie noch obwalteten, die uralten und niemals aufzulösenden Beziehungen zu den politischen Zuständen mußten aufgegeben werden. Ebenso stand der Gedanke im Widerstreit mit den Gebräuchen und Gesetzen der Juden. Diese waren ohne Zweifel notwendig gewesen, um den Monotheismus zu behaupten; jetzt aber verhinderten sie vielmehr, daß er sich in der Welt geltend machen und von allem Zufälligen gereinigt als Religion hätte angenommen werden können.

Digitized by Google

Und unter den Juden selbst war der Gedanke einer principiellen Ab- 6
weichung bereits gefaßt worden.

Aus der Einsamkeit der Wüste kommend, wo er sich von Heuschrecken 7
und wildem Honig nährte, war Johannes, wie einer der alten Propheten anzusehen in seinem Gewande von Kamelhaaren, das durch einen ledernen Gurt zusammengehalten wurde, in den oberen Jordanlanden als Lehrer des Volkes aufgetreten. Er predigte Verpflichtung zu einem frommen, sittlichen und gerechten Lebenswandel durch Eintauchen in das Wasser. Die Reinheit des Körpers sollte die Reinheit der Seele bedeuten. Wenn wir den bei einem jüdischen Autor vorliegenden Bericht recht verstehen, so hat sich Johannes der Vorstellung, als liege in Waschungen eine Befreiung von der Schuld, entgegengesetzt; erst nach vollbrachter Büßung soll die Verpflichtung zu einem reinen und gottgefälligen Lebenswandel eintreten, nicht als Genugthuung für das Vergangene, sondern als Pflicht für das Zukünftige. Johannes meinte die jüdische Nation in diesem Sinne zu vereinigen; denn ein Jude war er durch und durch. Herodes Antipas in Galiläa, sein Landesherr, dessen Ehe er tadelte, da sie den jüdischen Begriffen entgegenlief, hat ihn deswegen umbringen lassen; er ward ein Opfer des häuslichen Unwesens, das in der idumäischen Familie überhaupt herrschte.

Zu der Schule des Johannes nun gehörte auch Jesus von Nazareth. 8
Aber zu einem Anachoreten, wie Johannes, war er nicht geboren. Er schlug seinen Sitz nicht in der Wüste Juda, sondern in einer volkreichen, durch mannigfaltigen Verkehr belebten Landschaft am See Genezareth auf. Wer hat nicht von den Naturschönheiten der Umgebung dieses Sees, die noch heute die Bewunderung der Reisenden auf sich zieht, gehört und von dem Überfluß, den die Fruchtbarkeit seiner Ufer hervorbringt, so daß das Leben leicht und mühelos dahinrinnt.

Was aber den Schüler des Johannes, der auch seinerseits Jünger um 9
sich sammelte, dahin zog und daselbst fesselte, war die kleine Stadt Kapernaum, deren die frühere und auch die spätere Geschichte kaum gedenkt. Sie bildete den Mittelpunkt des dortigen Lebens. An der großen Landstraße gelegen, die auf der einen Seite nach Ägypten, auf der anderen nach Phönizien führte, wurde sie von Fremden verschiedener Nationalitäten besucht. Schon darin zeigt sich die Wirkung der Römerherrschaft, welche alle diese Landschaften zu einem Ganzen vereinigte. Die Römer hatten daselbst die ihnen eigentümlichen Einrichtungen getroffen: Kapernaum war zugleich eine römische Zollstätte und Station einer Abteilung römischer Truppen unter einem Centurio. Fast mehr als in dem übrigen Judäa, namentlich auch in Jerusalem, griff hier das weltbeherrschende Verhältnis, der Gegensatz zwischen den Eingeborenen

Digitized by Google

und der römischen Autorität, in das tägliche Leben ein. Jesus, der in der Synagoge lehrte, trat doch mit den Beamten des Zollamtes, welche von den übrigen Juden als Befleckte betrachtet wurden, und mit den Römern selbst in gesellschaftliche Verbindung. Daß er nun aber hier etwa die Vielgötterei der Römer oder die Juden, welche sich an dieselben anschlossen, hätte bekämpfen und anderen Sinnes machen können, ließ sich nicht erwarten, da gerade dort in den Synagogen die starke provinzielle Färbung, mit welcher der Monotheismus für andere unverständlich war, den Gegensatz verstärkte.

10 Kapernaum kann als die Metropole eines neuen Glaubens betrachtet werden, der die Gegensätze aufzulösen bestimmt war. Es war nur Ein Schritt, durch welchen sich Jesus von Johannes entfernte, — aber ein Schritt, welcher der intellektuellen und religiösen Weltbewegung eine neue Richtung gegeben hat. Johannes war bei den jüdischen Ceremonien stehen geblieben, die eigentlichen Johannesjünger beobachteten sie so streng, wie andere Juden; Jesus wandte sich von denselben ab. Denn wenn die Idee des Johannes nur dahin gegangen war, die Juden, welche von ihm die Taufe nahmen, zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu verpflichten, so erhob sich in Jesu der universalhistorische Gedanke, nicht die Juden allein, sondern alle Völker zu einem Leben der Gerechtigkeit und gottgefälligen Tugend zu erwecken und in diesem Bestreben zu vereinigen.

11 Die heiligen Bücher, in welchen die Schriftgelehrten vornehmlich die Verpflichtung zu dem ceremoniellen Judaismus sahen, erklärte Jesus auf eine Weise, daß vielmehr die Einheit der göttlichen Gewalt, welche alle Völker umfassen konnte, hervortrat. Von der jüdischen Überlieferung riß er sich keineswegs los; aber er gab ihr eine Auslegung, die ohne Zweifel ihrem ursprünglichen Geist entsprach. Denn von dem höchsten Gott, den Abraham anbetete, war sie in die nationale Strömung der jüdischen Geschichte verflochten worden. Von der strengen und strafenden Gottheit, die jede Abweichung von dem Gesetze unnachsichtig heimsucht, ging Jesus zu der Lehre von der väterlichen Liebe Gottes über, welche alle Menschen umfaßt, — er nahm Abstand von den Ideen des Imperiums, auf denen die damalige Welt beruhte, aber auch von den Ideen, welche den Tempel von Jerusalem und die Schriftgelehrten beherrschten: — eine allgemeine Kindschaft zu dem ewigen Vater, gleich weit entfernt von den beiden religiösen Begriffen, zwischen denen die Überlieferung und Verehrung sich teilte. Er sah in der Religion ein heiliges Kleinod der Menschen, das durch keine politische Zuthat in seiner Echtheit verdunkelt werden könne. Jesus verkündigte ein Gottesreich, zu welchem nur die Sittlichreinen, die wahren Kinder Gottes sich vereinigen sollten. Und wenn die Juden durch den vermeinten Messias, den sie erwarteten, zur Herrschaft über

Digitized by Google

alle Nachbarn erhoben zu werden hofften, so faßte Jesus eben diese Idee in
ihrer geistigen Bedeutung. Der Messias war ihm der Verkündiger des an
das Alte anknüpfenden, aber doch ein unbekanntes Neue eröffnenden Gottes-
reiches, das von allem Nationalen abstrahierte; er selbst der Messias.

Darin, dies Reich zu verkündigen zugleich und zu stiften, sah er seinen 12
göttlichen Beruf.

Niemand wird erwarten, daß ich die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, 13
wie sie in den heiligen Schriften kindlich und populär, tiefsinnig und erhaben
überliefert wird, in die Weltgeschichte einflechte.

Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen, 14
wie angedeutet, nicht im Gegensatz mit einander, sind aber doch ihrer Natur
nach getrennt. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahieren;
er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen
Bewegungen veranlassen und ihre Strömung beherrschen, und an die That-
sachen zu erinnern, in denen sie sich manifestiert haben.

Dort an dem galiläischen See hat Jesus von einem Schiffe her das neue 15
Evangelium von dem anbrechenden Reiche Gottes verkündigt, welches, eben
im Gegensatz sowohl mit der Herrschaft der Cäsaren, als mit dem partikularen
Gemeinwesen der Juden, der Menschheit eine allgemeine Vereinigung rein
geistiger Art in Aussicht stellte. Er verstand darunter die Genossenschaft der
Gläubigen. Er sprach unumwunden aus, daß sich diese Genossenschaft keines-
wegs auf die Juden allein beschränken werde. In Kapernaum fand er in
dem römischen Centurio mehr gläubige Hingebung, als bei irgend einem
Israeliten. Auf einer seiner Wanderungen, die ihn in die Nähe von Samaria
führten, finden wir ihn bei einem Brunnen sitzend, wo er sich, ohne Rücksicht
auf die Antipathie der Juden, aus dem Schöpfgefäße eines samaritanischen
Weibes erlabt. Einige tiefsinnige Fragmente sind uns aufbewahrt, in denen
von dem Verhältnis der sinnlichen Nahrung zu der geistigen die Rede ist.
Dort in Samaria wurde er wohl zuerst als der verheißene Messias aner-
kannt: ein Gedanke, der das Princip seines Lebens war, durch den er doch
allezeit wieder an den Sinn und Inhalt der jüdischen Lehren und der heiligen
Schrift anknüpfte.

In ihrer zurückgedrängten Stellung hatten die Juden, wie gesagt, von 16
jeher auf die Rettung durch einen göttlichen Menschen, der zugleich Gesandter
Gottes und ihr König werden sollte, gehofft. Was wäre aber damit der
Menschheit geholfen gewesen? Die Religion wäre zugleich in eine politische
Herrschaft ausgeartet. Und niemand konnte sich in jenen Zeiten ohne fanatische
Impulse ein Ereignis dieser Art auch nur möglich denken. Christus belehrte
die Juden, daß ihre messianische Erwartung nicht den Staat betreffe, sondern

Digitized by Google

die Religion. Die Religion sollte als solche die Menschheit durchdringen, der Monotheismus, frei von dem Ceremonialdienst, die Religion der Welt werden im Sinne der Urzeit. Der Messias ist der Gründer des Reiches Gottes, welches eben darin besteht, daß der Mensch sich demselben hingiebt, in ihm lebt und stirbt. So kann es den geistigen Boden bilden, auf welchem, neben dem politischen Bestand, sich das Gefühl einer höheren allumfassenden Gemeinschaft der Menschheit erhebt und ausbildet.

17 Hätte sich nicht, so darf man fragen, die Idee der Menschheit auch auf eine andere Weise entwickeln können — in dem Sinne der platonischen oder auch der stoischen Philosophie? Aber das wäre dann nicht Religion gewesen, es hätte nicht an die ältesten Überlieferungen der Menschheit und ihre Überzeugungen angeknüpft. Auf diese Verbindung kam es an.

18 Gerade dadurch aber mußte der Stifter sich mächtige Widersacher erwecken, deren Feindseligkeit sein Leben bestimmte. Hohepriester und Schriftgelehrte nahmen an seinen Überschreitungen des Ceremonialgesetzes, besonders auch an seinen Heilungen am Sabbath Anstoß. Das Unerträglichste aber war ihnen, daß der Gedanke, auf welchem ihre Volksgenossenschaft beruhte, überboten und dadurch zerstört wurde. Als Jesus sich in den unmittelbaren Bereich dieser priesterlichen Gewalt begab, wie sie damals unter den Römern bestand, welche sie hätten vernichten können, aber doch anzuerkennen verpflichtet waren, wurde er ergriffen und vor Gericht gestellt. Er hatte wohl gesagt, er würde den Tempel zu zerstören und in kurzem wiederherzustellen imstande sein, was doch unverhohlen ankündigt, daß die bestehende beschränkte Gottesverehrung aufhören und eine andere in seinem Sinne an deren Stelle treten werde. Damit greift es zusammen, wenn er behauptete, der Messias zu sein, und eine unmittelbare göttliche Mission im Leben und selbst nach seinem Tode dafür in Anspruch nahm. Das Synedrium, das nach einem in der Nacht vorgenommenen Verhör des Morgens früh zusammenberufen wurde, verurteilte ihn zum Tode.

19 Um jedoch das Urteil zu vollstrecken, war die Einwilligung und Mitwirkung des Prokurators notwendig. Dieser widmete den gegen Jesus vorgebrachten Beschwerden keine besondere Aufmerksamkeit; an und für sich würde er zu keiner Verurteilung geschritten sein. Aber das Verhältnis, in dem er sich befand, war nicht dazu angethan, einem von den Landesbehörden gefaßten Beschluß zu widerstreben. Und überdies: Jesus hatte sich im Sinne der Messiasidee als König begrüßen lassen und wohl auch selbst bezeichnet. Er war entfernt davon, das jüdische Königtum etwa den Römern gegenüber aufrichten zu wollen: der Gedanke kam ihm nicht in die Seele. Allein der Hohepriester machte den Prokurator aufmerksam, daß sich Jesus als König der

Digitized by Google

Juden geberdet habe; Pilatus würde der Freund des Kaisers nicht sein, wenn er einen Menschen dieser Art am Leben lasse. Angewiesen, die den Juden noch verbliebenen Reste der Selbständigkeit zu schonen, und mit einer Beschwerde bedroht, die ihm in Rom gefährlich werden konnte, gewann es Pilatus über sich, den Unschuldigen hinrichten zu lassen. Die hierarchische Gewalt, welche die eine, und die militärische, welche die andere Religion bekannte, vereinigten sich dazu, den Verkündiger einer von beiden unabhängigen Religion umzubringen. Die Inschrift, die Pilatus über das Kreuz setzte, bezeichnete den Anspruch auf die Königswürde unter den Juden als die Ursache seiner Hinrichtung: denn in der den Römern unterworfenen Provinz durfte es keinen König geben. Aber die Ankläger Jesu wußten doch sehr wohl, daß ein weltlicher Anspruch, wie er in dieser Bezeichnung lag, von ihm niemals gehegt worden war. Sein Königtum war nur der Ausdruck der messianischen Idee, die bei ihm eine außerweltliche Bedeutung hatte. Ihr Unrecht bestand darin, daß sie, um sich selbst zu erhalten, dem göttlichen Meister eine Prätension zuschrieben, an die er in Wahrheit nicht dachte.

Das fleckenloseste, tiefsinnigste, menschenfreundlichste Wesen, das je auf 20
Erden erschienen war, fand keinen Platz in der damaligen Welt. Jesus hatte seinen Tod mit voller Bestimmtheit kommen sehen; aber er wußte, daß damit seine Lehre bekräftigt und gerettet werde. Was wir das Nachtmahl nennen, war nicht ein bloßer Abschied: es war ein Bund zwischen ihm und den Jüngern auf der mystischen Grundlage einer göttlichen Mission; Taufe und Abendmahl haben den Charakter von gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Göttlichem und Menschlichem.

Wer hätte nicht meinen sollen, daß mit dem Meister, dessen Jünger 21
bisher sich oft sehr schwach und zweifelhaft erwiesen hatten, auch die Lehre vertilgt sein werde? Allein der Tod selbst und die Erscheinungen, die ihn begleiteten und ihm folgten, von deren Realität sie so fest überzeugt waren, wie von irgend etwas, das man mit Augen gesehen und mit Händen betastet hat, erhoben ihre Seele zu einer Freudigkeit, die sie bisher nie bewiesen: aus Jüngern wurden sie selbst Lehrer der Welt, Apostel des Meisters, den sie, seinen eigenen Äußerungen folgend, als Gottheit verkündigten.

Ich vermeide, wie berührt, auf das Geheimnis einzugehen. Auf dem 22
Standpunkt der historischen Verknüpfung der Ideen drängt sich mir beim Anblick dieser Erscheinung mitten in der gräko-romanischen Welt noch eine Erinnerung auf, die ich nicht übergehen darf.

In jenem Widerstreit der Naturkräfte, den die alte Mythologie als 23
einen Kampf zwischen Göttern und Titanen auffaßt, in welchem die Götter den Sieg errungen, bildet vielleicht die in sich bedeutendste Gestalt jener

Digitized by Google

Prometheus, der beſiegt und an den Kaukaſus geſchmiedet wird. Die Götter beſtraften ihn, weil er ſich der Menſchheit, ihren Bedürfniſſen, ihrem Leben, der Ausbildung ihrer Kräfte, der geiſtigen ſowohl wie der materiellen, gewidmet hatte. Die Menſchheit war ſeitdem den Göttern des Olymp unterlegen. Seit vielen Jahrhunderten hatten die polytheiſtiſchen Vorſtellungen die Welt beherrſcht; jetzt aber waren ſie in dem Widerſtreit der nationalen Götter, der übrigen mit den römiſchen, dieſer ſelbſt mit einander, unhaltbar geworden. Das Extrem dieſer Vorſtellungen, die Divinität des römiſchen Cäſar, ſchien das Syſtem zu vollenden, trug aber doch das meiſte bei, es zu zerſtören. Da mußte denn auch, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, Prometheus von ſeinem Felſen gelöſt und die Menſchheit in ihr urſprüngliches Daſein zurückgerufen werden. Sie trat in eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, nicht aber den Naturkräften, ſondern der Gottheit, welche über denſelben allwaltend gedacht wurde, und dieſe Verbindung vor allem erſcheint in dem chriſtlichen Glauben.

24 Dies höchſte göttliche Weſen, Schöpfer des Alls, ſtand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenſeits aller Begriffe; in Chriſtus erſcheint es dem Menſchen zugewandt, ſelbſt menſchlich, nicht allein mit ſeinem moraliſchen, ſondern auch ſeinem intellektuellen Weſen innig vereinigt. Der Menſchheit wurde damit eine neue Bahn eröffnet.

Digitized by Google

Zweite Abteilung.

Digitized by Google

Πολλοὶ μὲν ναρθηκοφόροι, βάκχοι δέ τε παῦροι.

Bei Plato.

Digitized by Google

12.

Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet.

Von Johann Gottfried von Herder.

Eine Preisschrift. 1773. — Sämtliche Werke. Zur schönen Litteratur und Kunst. XV (Stuttgart und Tübingen 1829), S. 5—61. — Fortgelassen sind der letzte Absatz der Einleitung und der erste und dritte Hauptteil. Der erste handelt über „Grundsätze zu Betrachtung der Frage aus der Seelenlehre“ (S. 8—21), der dritte bespricht die „Folgen, die sich daraus zur Anwendung ergeben“ (S. 55 bis 61).

Multa renascentur, quae iam cecidere —.

Es ist ein wunderbarer Anblick, daß der Geschmack, diese schöne Gabe 1
des Himmels, die er dem menschlichen Geiste nur in den Zeiten seiner schönsten Blüte bestimmt zu haben scheint, nicht bloß nur noch einen schmalen Strich des Erdbodens berührt, sondern auch auf diesem schmalen Striche nur durch kurze Perioden gewirkt habe. Kaum ließ er sich irgendwo auf einer glücklichen Stätte nieder, so sammelte er sich auch bald Brennreiser zu seinem eigenen Grabmale, bis spät aus seiner Asche anderswo ein anderer Phönix entstand, und wieder das Schicksal hatte, wie sein Vater.

Woher nun diese Wellen auf dem großen Meere des Zeitraums? Aus 2
Ursachen von innen oder von außen? Wer lehrt uns das große Naturgesetz der Veränderungen des Geschmacks aus der Geschichte? Wüßte man's, so erschiene zugleich, ob sich den Ursachen seines unglücklichen Verfalls nicht zuvorkommen, ob sich der gute Geschmack, wenn er fliehen will, nicht festhalten ließe? Oder wenn sich aus Kennzeichen seine Ankunft nahet, wie kann man sie befördern? wie selbst die Samenkörner seiner Zerstörung anwenden, daß er sich neu belebe? Oder, wenn man dies alles nicht kann, wozu wirkt selbst dieser Verfall? Zu keinem anderweitigen Guten? Nicht auch etwa zur Glückseligkeit der Menschheit?

Wahrlich eine philosophische, menschenfreundliche, und selbst zur Blüte 3
äußerer Verfassungen mitwirkende Frage! Und der Weg, auf dem sie unter-

Digitized by Google

sucht werden soll, das Buch der Geschichte, das der Betrachtung hierüber so merkwürdige und verschiedene Fälle liefert, ist allerdings die reichste, sicherste und angenehmste Straße. Hier ist die freie Wahrheit sich selbst Bestätigung und Anmut.

I. Wenn wir nach den Ursachen forschen, aus denen sich der Geschmack unter den Griechen erzeugt, und zu solcher Höhe erhoben hat: so sind wir auf dem Wege, die Geschichte des verfallenden Geschmacks zu ersehen. Jene Veranlassungen wirkten, wie alles unter dem Monde, nicht ewig: es traten andere schädliche an ihre Stelle, und der Geschmack sank. Er sank selbst bei dem Volke, bei dem er am meisten Natur war.

1) Homer entstand im schönen griechischen Jonien in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte zu einer feineren Bildung sah, und von den starken Sitten der früheren Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Prosa noch nicht erfunden war, von selbst eine dichterische Gestalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein Nationalgegenstand, wie es ihnen einst der Zug der Argonauten gewesen war; nur war dieser Gegenstand ihnen heller, näher und stärker. In ihm lagen die Keime abgesonderter Helden- und Freiheitsstaaten in jenen großen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten ihn gesungen. Homer sang ihn auch auf eine ebenso natürliche, und dazu seinem Zeitalter die angenehmste und mildeste Weise. Die griechische Sprache trieb damals in asiatischer Himmelsluft Blüten: die Mythologie formte sich zu einer schönen, menschlichen Gestalt; die Leidenschaften der Menschen wirkten freier, ihre Seele war offen; Homer sang, wie er sie sah und hörte, und seine Gesänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt. Lykurg sammelte sie endlich, da eben das Zeitalter der griechischen Bürgerkultur anbrach, und so wurden sie mit der Zeit ein Kodex der Sitten, der Gesetze, ja, der ganzen Geschmackslehre in den Städten; Homer ward Vater des griechischen Geschmacks auf die natürlichste Weise. Eine Reihe schicklicher Veranlassungen bildete ihn, und Griechenland ward für ihn gebildet.

2) Ebenso natürlich entstand das griechische Drama in aller Blüte seines Geschmacks. Aus Heldenfabeln und Spielen, aus Musik, Zeitvertreib und Gottesdienst, (alles auf griechische Art gefühlt, gemischt und behandelt) stieg jene Bühne hervor, auf der Äschylos, Sophokles und Euripides ihre Wunder wirkten. Alle Bestandteile, die Aristoteles aufzählt: Handlung,

Digitized by Google

Sitten, Meinungen, Musik, Sprache, Verzierung, lagen im Keime der Entstehung des griechischen Drama, und waren kein Schulgeheimnis. Das Wesen des Gedichts, die Vorstellung einer Handlung, war zugleich Probestein des Ganzen, und was dahin nicht wirkte, war Fehler. Jeder edle Mann von griechischer Bildung war, wie man aus den Wettstreiten sieht, darüber Richter, und auch dem Inhalte und der Wirkung nach war die griechische Bühne eine lebendige Angelegenheit eines solchen Publikums, wie Athen war. Die ganze Dramaturgie des Aristoteles ist gleichsam dem Munde des Volks entnommen, sowie in den nordischen Gerichten erwählte Schiedsrichter der Gemeine, jedesmal nach der Natur der Sache, über sie erkannten. Kurz, das griechische Drama war eine Naturblume der Zeit, aus Veranlassungen des damals lebenden Geschmacks hervorgewachsen, wie Jahrhunderte vorher die Märchen und Rhapsodien der Aöden. Sophokles entstand wie Homer, und Pindar wie alle beide.

3) Die griechische Redekunst nicht anders. Sie war in den Re- 7
publiken eine öffentliche Anstalt und Triebfeder: Gemeingeist, öffentliche Ratschlagung über Geschäfte des Staats, kurz die Verfassung der griechischen Republiken war ihr Element; da gab es denn ebensowohl zu öffentlichen Vorträgen, als zu Geschäften geborene Männer; die damalige Philosophie, Erziehung und Übung ging ebenfalls dahin, aufs Leben der Republik, nämlich auf Sinnesart und Thätigkeit des Bürgers. Die griechische Sprache war in ihrer schönsten lebendigen Form; alle äußeren Anstalten trieben zu eben dem Zweck; sie weckten, sie bildeten und belebten. Da gab's also Perikles', Alkibiades' und einen Demosthenes, noch ehe die Flamme verlöschte. Naturgeist einer griechischen Republik oder Lehre wehte in den Reden griechischer Redner.

4) Die Kunst endlich, die das weiteste Feld von Veranlassungen 8
hatte, ging eben die Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgestalt, für leichte Handlung, Lust und Freude, ihre Mythologie und Gottesdienst, die Liebe zur Freiheit, die ihre tapfern Männer und edlen Jünglinge belohnte, und mehrere Ursachen, die Winckelmann vortrefflich entwickelt hat, schufen ihre Kunst zur Blume der Schönheit; sie war eine lebendige, veredelte griechische Natur, wie alle vorigen Produkte.

Was folgt aus dem allen? Ein sehr einfacher Satz, den man sich immer 9
gar zu gern als künstlich und vielfach denkt: nämlich, der gute Geschmack war bei den Griechen in ihren schönsten Zeiten eine so natürliche Hervorbringung, als sie selbst, als ihre Stammes- und Lebensart, als ihre Situation und Verfassung waren. Er existierte,

Digitized by Google

wie alles, zu seiner Zeit und an seinem Orte, zwanglos, aus den simpelsten Veranlassungen durch Zeitmittel, zu Zeitzwecken: und da diese schöne Zeitverbindung auseinander ging, schwand auch das Resultat derselben, der griechische Geschmack.

10 a) Hätte jemand der Griechen Homer sein wollen, unter Umständen, da kein Homer sein konnte, gewiß ist's, daß er nur ein falscher Homer geworden wäre. Apollonios unter den Ptolemäern ist davon Zeuge. Er trat ins Schiff der Argonauten; wie kam er dahin? weshalb bestieg er's? konnte und wollte ihm jemand nachsteigen? Sein Zeitalter lieferte ihm dazu weder Sitten noch Sprache, weder Inhalt, noch Ohr, noch Zweck, noch Empfindung: er ward also ein toter Nachahmer, er sang außer seinem Elemente. Hätten die Griechen früher so angestrebt und gesungen, was ihnen zu singen nicht gebührte, so hätte auch der gute Geschmack so lange nicht geblüht. Ihr guter Genius bewahrte sie aber vor dieser Bahn des unnützen, kraftlosen Neides. Sie sangen, worüber sie Herren waren, die Dichtkunst rückte mit dem Zeitalter weiter; sie folgten Homer, indem sie sich von ihm entfernten.

11 b) Sobald die Zeit entwich, da die Triebfedern des guten dramatischen Geschmacks zusammengewirkt hatten, sank dieser mit ihnen. Die Gegenstände der Bühne aus dem Kreise der griechischen Fabel, den sie den Cyklus nannten, waren erschöpft: man wählte schlechtere oder behandelte die vorigen neu, das ist, schlechter. Der erste glückliche Blick war von den Meistern des Drama geschehen: die Muster standen da, und verschatteten den Nachfolgern die Sonne. Man ahmte nach, statt frei zu behandeln, und eine zwischen Freiheit und Knechtschaft geteilte Seele wirkt nie ganz und edel. Da der Geschmack nur im ganzen freiwirkenden Genie lebt, so wich man natürlich um so mehr von ihm ab, je mehr man ihm in Regeln und Vorurteilen auf eine tote Weise nachstrebte. Auch die Umstände des Volks hatten sich geändert. Was voraus Angelegenheit des Publikums gewesen war, ward Spiel einer unmäßigen Liebhaberei. Man ließ Tage hinab mit Schauspielen wetteifern, da dann durch die Menge der Speisen der Gaumen gewiß den Geschmack verlor und schon der unersättliche Hunger von Krankheit zeugte. Wie sich der Thaten- und Freiheitsgeist des Volks verlor, hatte die Bühne ihr Element verloren; der gute Geschmack lebte also in alten Resten, und war zu neuen Hervorbringungen tot, wie man bereits die Keime zu diesem Verfall in Aristoteles' Poetik selbst sieht.

12 c) Mit der Redekunst ging's eben also. Als die Freiheit der Griechen sank, war auch ihr Feuer dahin; in Demosthenes war es, wie in der letzten Not, eine auflodernde Flamme gewesen. Die Redekunst kroch in Schulen,

Digitized by Google

oder in enge Gerichtsschranken, sie krümmte sich im Staube und verstummte. Das hat Longin schon simpel und stark gezeigt.

d) Die Kunst, die ein größer Feld von Veranlassungen, zudem einen 13
sehr sinnlichen, anschaubaren und beinahe mechanischen Zirkel hatte, konnte sich länger, und auch im Vorhofe der Monarchie, noch erhalten, so lange sie entweder keine Sklavin war, oder unter einem guten Joche diente. Der gute Geschmack in ihr war gleichsam fixiert, und da bei ihr alles auf Übung und Nachahmung beruht, so konnte ihr diese nicht schaden, sondern erhielt sie. Viel Anwendung der Kunst, z. B. zur Verehrung der Gottheiten und idealischen Bildsäulen blieb, und die Achtung der Künstler gewann an liebhaberischen Höfen, sowie auch Sieg und Reichtum ihr mehr Materialien schaffte. Die Kunst also, zusamt der Komödie, dauerten über das Zeitalter der griechischen Freiheit und Staatswirksamkeit hinaus, nur aber, wie man offenbar sieht, aus Samenkörnern voriger Zeiten. Wären diese nicht längst vorausgepflanzt und gepflegt worden, so hätten sie jetzt diese Gestalt nicht gewonnen. Auch die Kunst hatte ihre schönste Zeit gehabt, da sie am meisten Nationalblüte und lebendige griechische Natur war, in den Zeiten des Wohlgeschmacks, des Ruhms, der politischen Wirksamkeit und Freiheit, zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege. Später brannte sie nur ruckweise und aus vorigen Funken. So ging's mit dem griechischen Geschmacke bis auf seine kleinsten Produktionen.

Das Zeitalter Alexanders also, so blühend es für die Gegenwart 14
schien, so tief untergrub's den griechischen Geschmack in seinen ersten Quellen. Sobald der republikanische Gemeingeist der Griechen, ihre leichte Art, mit Lust und Freude zu wirken, hin war, was sollte nun blühen? Dichtkunst, wo keine Sitten und Leidenschaften für die offne Muse mehr waren? Oder Redekunst des thatvollen, mutigen Herzens, wo keine Selbstwirksamkeit, keine politische Freiheit mehr war? Selbst die Geschichte geriet in Fesseln, und Alexander hat für seine Thaten keinen Xenophon oder Thukydides gefunden, weil zu beiden es gehörte, daß kein Alexander da sein mußte. Die Kunst blühte hie und da, und dann und wann an Höfen; diese waren aber Treibhäuser und nicht mehr Gärten der Natur. Die Komödie verfeinte sich mit Menander, eben weil sie sich jetzt an seinem Spiele begnügen konnte. An Ptolemäos' Hofe gab's ein Siebengestirn von Dichtern, die aber auch der Größe nach ein Siebengestirn waren. Der einzige Theokrit, der sich ins Schäferleben, von welchem immer Reste alter Unschuld und Wahrheit überbleiben, zurück verirrte, fand einigermaßen eine wahre Sphäre, den andern fehlte es offenbar an Inhalt, Muse und an freiem, lebendigem

Digitized by Google

Raume zu wirken. Die Dichtkunst wartete im Vorgemach auf, sie schnitzelte Becher und Blumen, wenn sie nur gefallen konnte, oder suchte durch Kunst, durch Zwang, durch Schmeichelei und Gelehrsamkeit ihren Mangel zu ersetzen, das ist, alles zu verderben. Selbst die griechische Sprache verfiel, da sie in andere Länder wanderte; und die Länder, wohin sie wandern mußte, waren leider Asien und Ägypten, in denen so viel Schwärmerei, so manches süße Gift keimte. Bis ins Herz von Persien und Indien waren Griechen verstreut. Geistige, überspannte Ideen der Perserphilosophie und des neuen Hellenismus gärten also vom Kaukasus bis nach Libyen zusammen; der griechische Geschmack verlor sein Anschaubares, seine schöne Sinnlichkeit und Reinheit; ja, er wäre ein Ungeheuer geworden, wenn er nicht bald durch etwas anderes verdrängt worden wäre. Der naturvolle Charakter der Griechen war aber nicht bestimmt, bis zum Ungeheuer erniedrigt zu werden, er erhielt sich, auch in seinem Verfall, noch Spuren voriger Schönheit. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Griechen eine Anlage zum guten Geschmack von Natur; Leichtigkeit und eine feine Organisation, insonderheit Lust und Freude bewahren sie vor der Unnatur, der Pest des guten Geschmackes. Man sieht aus allen Nachrichten, daß nur der Genius einer schönen Zeit, die vielleicht nur Einmal in der Welt gewesen, von ihnen gewichen ist, und mit dem glücklichen Zusammentreffen von Umständen schwerlich je wiederkommen dürfte. Kurz, der griechische Geschmack war die schöne Nationalblume ihrer freien Wirksamkeit, ihres schönheittrunkenen Genies, ihres hellen, treffenden Verstandes; als der schönen Blume Boden, Saft, Nahrung, Äther fehlte, und verpestende Winde wehten, starb sie.

II. Die Römer drängten sich hart auf die Griechen; der Geschmack ist ihnen aber nie geworden, was er den Griechen war, weder Nationalsache, noch Element der Bildung. Man weiß, wie lange sie sich ohne Geschmack behalfen, ja ohne ihn groß und mächtig wurden, sogar, daß sich die alten, wahren Römer der Einführung des Geschmacks, als einer fremden, schädlichen Pflanze, widersetzten; die Griechen hatten sich wie unter dem Gesange Amphions und Homers gebildet. Den Römern sind also auch die Produktionen des Geschmacks, die bei den Griechen Grundlage zu allem waren, Kunst und Dichtkunst, nie wirksame Triebfedern geworden; die Dichtkunst entstand nur spät, d. i. sie ward aus griechischem Samen in den Garten eines Kaisers verpflanzt, wo sie als eine schöne müßige Blume dastand und blühte. Die Bühne (nach Aristoteles der Mittelpunkt wirksamer Dichtkunst) hat bei den Römern nie echte Wirkung gehabt; die Kunst ebenso wenig; ihre besten Dichter waren

Digitized by Google

Versifikatoren, d. i. Philosophen, Redner oder gar Schmeichler in Versen. Gleich hinter der schönsten Dichterperiode konnte, sobald sich zwei Augen schlossen, auf einmal der falsche Geschmack einbrechen, welches, wenn Dichtkunst, Kunst und guter Geschmack ein Nationalmedium der römischen Denkart gewesen wäre, nie hätte sein können. Daß aber der Geist eines Horaz und Virgil mit nichten Geschmack des Publikums gewesen, dies zeigt des Horaz Brief von der Dichtkunst mit seiner ganzen Seele. Trotz aller Schmeicheleien der Dichter, konnte August sein goldnes Rom nicht einen Augenblick zum Athen, in Absicht auf Geschmack und schöne Fühlung, schaffen. —

Redekunst und Geschichte waren die Nationalprodukte des 16
römischen Geistes, an denen sich ihr Geschmack bilden konnte, und an denen er sich auch tüchtig und stark den Griechen nachgebildet hat. Die ältesten Namen derer, die ihre Sprache übten, waren Geschichtschreiber; selbst Ennius schlug dahin, und die alten Tragiker gaben mehr Geschichte zur Anschauung, als Gedicht. Cato kam bald und gab einen starken Druck auf Bürgerredekunst und Geschichte, bis Livius, Cicero, Sallust, Cäsar den Geschmack, der etwa Römergeist heißen könnte, gleichsam feststellten. Die Dichtkunst blühte bei erster Muße des Staats jenen Früchten nach, und hat allerdings viel zur Bildung der Sprache und Philosophie der Römer beigetragen; nur aber als ein fremdes Gewächs, das eben nicht tief aus römischem Boden sproßte, noch auch dahin einwirkte. Der Geschmack der Römer war Geschichte oder ernste gesetzgebende Beredsamkeit, kurz That; sowie er bei den Griechen jene leichte Wirksamkeit gewesen war, die allem eine schöne Sinnlichkeit und einen süßen Wohlklang anschuf.

So lange also in Rom Veranlassungen waren, den echten 17
Thaten-, Rede- und Geschichtgeist zu wecken, so wuchs auch der feste römische Geschmack. Die ersten Redner waren einfache, verehrte Obrigkeiten, Oberpriester, Feldherren, Censoren; ihre Beredsamkeit war aus dem Herzen, ihr Wort war That und Mut. Die ersten Geschichtschreiber Roms waren Chronikschreiber voll Stadt- und Bürger- und Familiengefühls, voll That und Wahrheit. Väterliche Majestät und das Gedächtnis der Vorfahren belebten alles. Aus dem Geiste ist Rom erwachsen; in dem Geiste konnten die Gracchen wüten, Cato donnern, Antonius fortreißen, bis Cicero sich endlich mit allem Wohlklange der Griechen schmückte. Thatvolle Rede war das Steuer, das ihr ruderndes Schiff lenkte und Geschichte das weisheitsvolle Reisebuch, danach es gelenkt ward. Die Scipionen, Catonen, Sulla, Crassus, Lucullus, Brutus, Antonius, Pompejus, Cäsar waren Redner, Geschichtschreiber oder Freunde derselben; es war Geist des alten Roms.

Digitized by Google

18 Da dieſer Geiſt wich und das republikaniſche Rom unter das Joch der Monarchie kam; ſo hoch auch die Blumen und Kränze dieſes Jochs geprieſen wurden, ſo wenig konnte doch ein zierlicher Auguſt und ein ſpielender Mäcenas mit allen ihren Geſchenken das erſetzen, woraus Römergeiſt geworden war; das ſieht man ſogleich nach Auguſts Tode. Ein argwöhniſcher, neidiger Fuchs, ein Ungeheuer über das andere waren nun ſchöne Auguſte; und die Geſchichte hat's mit Blut und Thränen geſchrieben, wozu jener echte Geſchmack, der Sohn des alten Römergeiſtes, nun ward. Er ward als Rebell und Verräter angeſehen; ein Tyrann ſtrafte den mit dem Leben, der ihm im äoliſchen Dialekte antwortete; der andere will den Homer verbannen; der dritte neuen Wörtern und Buchſtaben das Bürgerrecht geben; der vierte bringt gereimte Verſe und eine erbärmliche, aber mit eigener Hand verfertigte Geſchichte, als Muſter auf; das war jetzt ſtatt Römergeſchmacks. Alles verſinkt in Sklavenfurcht vor Lieblingen und Tyrannen; die wahre Geſchichte ſchweigt und muß ſchweigen; wo irgend ein beſſeres Genie aufblickt, wenn es ſich nicht wie Perſius in ein unverſtändliches Dunkel hüllen will, muß es ſeinen beſſeren Geſchmack und die Wahrheit mit dem Leben büßen. O ihr Mörder der menſchlichen Freiheit, Unterdrücker der Geſetze des Staats und der Rechte eurer Mitbürger, an welchen Greueln der Nachwelt ſeid ihr ſchuldig! Wenn denn nun auch ein Auguſt mit Ruhe, Geſchmack und Milde zu regieren denkt, aber Tiberen, Caligulas, Claudius' und Neronen in ſeinem Geſchlechte Platz macht, welche Folge von Unthaten und unwiederbringlichen Räubereien ruhet auf ihm!

19 Wo war nun die alte Römererziehung? jene ehrwürdigen Bilder der Vorfahren? die Freiheit, ſelbſt den Cenſor und Diktator zu ſtrafen? Das Leben in Geſchäften, die Bildung für die Republik, Ehre und Wert im Wohl des Vaterlandes, die Macht darüber reden, ratſchlagen, überreden, handeln zu dürfen — wo war das alles jetzt? In Üppigkeit und Schande, in Furcht und Elend war alles verſunken, die Beredſamkeit ſtaubigen Pedanten, die Erziehung den Sklaven, die Geſchichte den Schmeichlern, das Wohl aller dem Wink des Tyrannen und der Raſerei ſeines Lieblings überlaſſen. — Das vortreffliche Geſpräch über den Verfall der römiſchen Beredſamkeit ſpricht hier, ſtatt meiner, als Richter und Zeuge.

20 Man denke nicht, daß dies Zeitalter kein Gefühl ſeiner Krankheit gehabt habe, wie man ihm oft vorzubuchſtabieren pflegt. Eben das genannte Geſpräch über den Verfall der Beredſamkeit, desgleichen Quintilian u. a. entdecken die Quellen dieſes Verfalls mit

Digitized by Google

bitterer Empfindung. Wer hat mehr und stärkere Stellen vom einreißenden übeln Geschmack als Petronius? Plinius sagt treuherzig, daß die natürlichsten Stellen seiner Rede, die ihm die wenigste Mühe gekostet hätten, auch die wirksamsten gewesen seien. Selbst in Seneca sind Klagen über den Verfall des Geschmacks häufig, und Persius, Martial, Juvenal machen ja eben das zum Gegenstande ihrer empfindlichen Geißel, was ihnen doch oft selbst anhängt. Wie anders ist's aber, ein Übel bemerken, und es ausrotten; die Pest fühlen und ein ganzes Land von der Pest heilen.

Noch weniger glaube man, es habe den Leuten von Geschmack (wie 21
man das Wort in einem schwatzenden Zeitalter nimmt) damals an Speise und Trank, an Dach und Fach gefehlt. Tiber hielt sich ja seine Akademie von Grammatikern, denen er's einst an einem Morgen antrug, eine Barbarei seines Mundes in ihre Schriften aufzunehmen, und also viel gnädiges Zutrauen zu seiner Akademie hegte. Claudius schrieb Bücher, eine Schutzschrift für den Cicero sogar, und hieß also gewiß ein Herr von Geschmack. Er sprach in Versen, erfand Buchstaben, erweiterte das Museum zu Alexandrien; er hieß also gewiß ein großer Beförderer der Wissenschaften. Nero raubte aus Griechenland alles Schöne, das er wegbringen konnte; er war also ein großer Liebhaber des Schönen und bereicherte Rom mit den schönsten Denkmalen der Kunst. Der sparsame Vespasian gab den griechischen und lateinischen Rhetoren Pensionen. Domitian ehrte den Quintilian, daß er sogar die Gnade hatte, ihm die Erziehung seiner Prinzen anzuvertrauen. Trajan schrieb an den Plinius wie Freund an Freund, und ließ jungen Leuten von Hoffnung nach ihrem Tode Statuen setzen. Der bereiste Hadrian war Kenner, Dichter, Gelehrter, Künstler; an seinem Hofe gab's Atellanische Spiele, Komödien, Rhetoren, Poeten, Geometer, Philosophen, denen er nach ihrem Tode selbst Grabschriften schrieb u. s. f. — Ferne, daß wir ein einziges Goldstäubchen verunglimpfen wollten, das je vom Thron in die Harfe eines Dichters, auf die Schrift eines Weisen gestreuet worden; das Körnchen Goldstaub macht aber nicht alles; vielmehr kann's die Harfe stumpf machen und der Schrift Farbe, Leben und Kraft nehmen. Nichts in der Welt kann ohne Anlässe und Triebe, ohne Wahrheit und rufendes Bedürfnis werden, was es werden soll; am wenigsten die edelste Gottesgabe, Geschmack und Genie. Nehmt diesen Baum aus seinem Klima und Erdboden, aus seiner freien, hohen, milden Luft, und pflanzt ihn in die enge Luft des Treibhauses, so fängt er doch unvermerkt zu kränkeln an, und ehe man es glaubt, ist er dahin. Füttert dies kostbare, fremde Vieh außer seinem Elemente, ganz umsonst, in öffentlichen Gebäuden, es stirbt, trotz Speise und Trank, oder wird fett und abgeartet. Es pflanzt sich gar

Digitized by Google

nicht oder äußerst mühselig fort, und ist langen, lebendigen Todes vermodert. So war's mit dem römischen Geschmacke, da auch er gefüttert werden mußte.

22 Traurig ist die Bemerkung, aber wahr, daß, sobald der Geschmack sein lebendiges Element verloren hat, ihn auch einzelne Regeln und gute Bemühungen nicht herstellen können. Quintilian predigte umsonst; Plinius und Tacitus in der kleinen besseren Zwischenzeit, auf die sie trafen, blieben immer noch sehr fern von der alten Kraft und Einfalt. Die Ursachen davon ergeben sich aus ihren Werken. In einer eigen angelegten Lobrede, wenn es auch auf einen Trajan wäre, kann sich so wenig Römerberedsamkeit zeigen, als in Briefen, die man fürs Publikum schreibt und sammelt, der echte Briefgeist, gleichsam der Spiritus familiaris unseres Lebens atmen kann. Des Tacitus tiefsinnige, überladene Kürze ist offenbar nur zur Bedeckung seiner und seines Zeitalters Mängel. Wäre die Geschichte noch eine so offene, gemeine, republikanische Sache gewesen, als sie zu Sallusts und Livius' Zeiten war, so würde er gewiß nicht so raffiniert haben. In einer Republik, in der jeder am Ganzen Teil nahm und keiner solche Winkelzüge kannte, wäre er mit seinem Roman tiefer Bosheits- und Staatsgeheimnisse verachtet oder verlacht worden; er hätte ihn aber auch nicht geschrieben. Jetzt aber, da er alles aus fernen Zeiten der Tyrannei, der List, des Ohrenblasens herholte, nahm auch seine Geschichte unvermutet die Gestalt der Zeiten an, die sie beschreibt. Sie flieht die offene Einfalt und liebt das Zulispeln des Harpokrates, mit dem Finger auf dem Munde, d. i. einen vieldeutigen, verborgenen und zusammengesetzten Charakter. Tacitus schreibt über schwarze, argwöhnische Zeiten auch argwöhnisch, schwarz und mit philosophischer Galle. Der liebe Quintilian schrieb seine Institutionen für seinen eigenen Sohn aus Herzensgrunde; er konnte aber nicht ohne Wind segeln, er war Deklamator und Sachenführer statt eines Römers und Redners. Seneca wollte sein Zeitalter übertreffen, und übertraf's in spitzfindigem Scharfsinne und süßen Fehlern. Sein Weiser und freiwillig Armer wohnte in Palästen, seine Moral flog in Lüften, denn sie hatte auf der Erde keinen bestimmten Raum zu wirken. So war's mit den Produktionen, die noch näher am Zeitgeiste hingen; die anderen, die jenen als Zierat folgten, konnten noch leichter des Weges verfehlen. Wie Seneca, der Tragiker, die Windsucht hat, weil er nämlich auf keiner Bühne eigentlich wirken konnte, was Sophokles in Athen gewirkt hatte; so hat Lucans Muse die Wassersucht, weil seine Zeit wohl keine Heldenzeit war. Juvenals Satyr ward ein starker Waldfaun mit blutiger Geißel, weil der kleine, leichte Satyr des Horaz jetzt nicht mehr taugte. Persius, voller Genie, ward mit seiner Satire, was Tacitus mit seiner Geschichte damals geworden wäre, und

Digitized by Google

Silius betete Virgils Statue an, ohne ſeinen Dämon aus ihr zu erobern. Martial endlich pflückte unten am Parnaß, wenn auch in Moräſten und Schandpfuhlen, Blumen; das beſte und leichteſte, das er für ſein witziges, üppiges Zeitalter thun konnte: denn oben in den Sturm hinauf war's zu weit, auch zu gefährlich. Über das alles läßt ſich nichts ſagen, als: Fluch auf die Tyrannen, die mit den Kräften menſchlicher Thätigkeit auch jeden edeln Schwung des menſchlichen Geiſtes feſſeln!

So ſchleppte ſich die Zeit hinunter, bis die Barbaren andrangen und 23
ſich allmählich ſchon Sprachen, Sitten und Denkarten miſchten. Im großen römiſchen Reiche waren überall fremde Kriegsvölker: die Provinzen drängten ſich mit Bürgerrecht und ohne Bürgerrecht und ohne Bürgergeſinnung ins üppige Rom, ins erſchöpfte, verlaſſene Italien; es war alſo eine Sprachenverwirrung. Die Kaiſer liebten barbariſche Tracht und barbariſchen Geſchmack; die römiſche Üppigkeit hatte ſchon, der griechiſchen Einfalt müde, das Ungeheuer des ägyptiſchen Geſchmacks lange geliebt; unter den dreißig Tyrannen goß ſich auch aus Aſien ein verdorbener Geſchmack hinüber; es ward alſo ein Taumelkelch von Sitten und Denkarten, wie von Völkern im römiſchen Reiche. Die Griechen verſtanden unter Commodus den Homer nicht mehr, und die lateiniſche Sprache neigte ſich zur Rustica Romana; alles ging endlich in die große barbariſche Flut unter. Zufälligerweiſe trug von den Zeiten Hadrians und der Antonine an die chriſtliche Religion auch ihren Teil zum allgemeinen Verfalle bei: denn da die Muſter des alten, echten Geſchmacks mit dem Syſteme der Abgötterei verbunden waren, ſo mußten die Chriſten, wenn ſie wider dies ſtritten, auch jenen zu ſchaden oder zu entweichen ſcheinen. Mit Götzentempeln verödeten ſie auch ſchöne Statuen, und das Gift der Abgötterei ſchien ihnen auch im Honig der Dichtkunſt ein zu gefährliches Gift. Ihre Religion ſollte die Welt zu einem höhern, unſinnlichen Syſteme läutern; vorerſt ging alſo auch vieles von der ſchönen Sinnlichkeit unter, bis endlich die barbariſche Form alles füllte.

Der Verfall des römiſchen Geſchmacks hat alſo eine ſimple 24
Geſchichte. Dieſer war aus Griechenland her und in Rom lange ein Fremdling; er hielt ſich ſo lange, als es Boden und Luft und Wartung erlaubten; und währender Zeit nahm er eine harte, feſtere, die römiſche Geſtalt an. Sturmwinde riſſen bald, wie alles, ſo auch dieſe Pflanze aus der Erde, ſie hielt eine Zeitlang am oberen Raſen, unter zufällig guten Umſtänden, und inſonderheit an den Reſten der wirklich großen Form Roms und ihrer vortrefflichen Sprache; aber nur noch mit weniger Kraft und Wirkung. Der römiſche Geſchmack war nur die kurze Blütenzeit geweſen, da Rom ſich in ſeinem Thatengeiſte zuerſt mit ſicherer Ruhe

Digitized by Google

und Majestät fühlte; Parteigeist, Üppigkeit und Sklaverei vertilgten bald die schöne, dem Staat minder wesentliche Blüte. Wehe also uns, wenn der Wunsch unserer Grammatiker einträfe, die von keinen Mustern der Geschichte des Geschmacks, als von den gewöhnlich figurierenden römischen Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, ehernen u. dergl. wissen. Des völlig Zufälligen, das nie wieder kommen kann, zu geschweigen, weissagen sie uns damit eine schleunige Verderbnis, Pestilenz und Tod auf den Rücken; das ihnen denn freilich nichts thäte, sobald man dabei nur Latein spräche.

25 III. Im neueren Europa ist man gewohnt, Leo dem Zehnten und den Medicis die Wiederherstellung des guten Geschmacks zuzuschreiben, und nichts ist wahrer, als dies, wenn man dabei nur Genie und Geschmack unterscheidet. Die Genies, die die italienische Sprache in Dichtkunst und Prosa gebildet hatten, hatten auf die Medici nicht gewartet; sie hatten in trübseligen Zeiten das Werk ihres Berufs gethan, und auch noch zu Leos Zeiten wurde nicht Ariost, das große Genie, sondern die Lustigmacher und lateinischen Nachahmer belohnt. Da nun bekanntermaßen die Wiederhersteller der Wissenschaften und Künste, Lorenzo von Medici, Polizian, Bembo, Casa, selbst der große Michael Angelo, da Vinci u. s. w. allesamt Petrarchisten, und zwar zum Teil mit unter den mittelmäßigen Cinquecentisten waren; so sieht man, die Wiederherstellung des guten Geschmacks hatte längst im Verborgenen gearbeitet, ehe diese sogenannte goldene Zeit kam. Petrarca, Dante, Boccaccio, Cimabue, Giotto hatten längst gewirkt; auch war in allen dunkeln Zeiten das Schöne und die Kunst nicht so ganz weggewesen von der Erde, wie man oft wähnt; aber die Mischung der barbarischen Ideen hatte sich zu tief und zu weit verbreitet, als daß sie plötzlich verschwinden konnte. Der Strom des guten Geschmacks floß hinter einer so tiefen Vorburg unter der Erde, daß er erst nach vielen vergeblichen kleinen Ausbrüchen im ganzen vorstreben konnte, als es das Schicksal wollte. Und auf diesen Zeitpunkt, da Griechenland wieder nach Italien kam, trafen die Medici, und machten, von dem, was in den dunkeln Jahrhunderten gesäet war, Ernte.

26 Weiß man also, was der Geschmack des Zeitalters war? woraus er sich bildete, neu bildete, wonach er strebte, so weiß man zugleich die Ursachen seines Verfalls. Die unvollkommene Genesis selbst schloß diese schon in sich.

27 Man fand die Alten wieder, reinigte und glättete nach ihrem Muster die Sprache, ahmte ihren Vortrag und ihre Kunst nach — eine schöne, beneidenswerte Periode! Nur das feine, scharfsinnige, unter

Digitized by Google

vieler Leidenschaft noch stille, tiefe Genie der Italiener konnte seine Vorahnen und die Lehrer derselben also nachahmen! Wenn's aber nur Nachahmung war; wie lange konnte das dauern? Bis es nachgeahmt war und man nun nicht mehr nachahmen konnte oder wollte. Das Werkzeug war poliert, nun hing man es auf, oder zerbrach's, oder ließ es rosten, um es aufs neue polieren zu können; — das ist, dünkt mich, die Geschichte des italienischen Geschmacks.

Bei den Griechen war der Geschmack Natur gewesen, ein Bedürfnis, 28
eine Angelegenheit, wozu sie zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen alles einlud; bei den Römern, obwohl in kürzerer Frist, und auf eine eingeschränktere, unvollkommnere Weise ebenfalls. In Italien jetzt ungleich weniger, als selbst in Rom. Die Alten nachzuahmen, damit sie nachgeahmt würden, und weil, sie nachzuahmen, doch schön sei, ist ein zu kalter, bebender Zweck. Sich von einem feinen freigebigen Kenner der Kunst belohnen zu lassen, noch ein kälterer. Mit den Alten zu wetteifern, ja sie neben ihren Werken zu übertreffen, wollte mehr sagen; ward aber von den wenigsten gesucht, und konnte nicht gesucht werden, weil nicht dieselben lebenden Antriebe da waren, die die Alten gehabt hatten, und doch immer die neuere Kunst nur bestimmt war, ein Kranz der Alten zu sein. Wozu z. B. die den griechischen Göttern und Helden nachgeahmten Bildsäulen jetzt? Etwa um Allegorien, Tugenden, Päpste, biblische Personen vorzustellen? War das im mindesten mit der griechischen Kunst vergleichbar? Der Künstler ward also nicht befeuert, der Lauf der Kunst nicht von lebendiger Geschichte, noch von edeln Bedürfnissen des Volks fortgestoßen, also auch nicht durch solche bestimmt und in Schranken gehalten; und siehe, darin lag schon der Verfall der Kunst. Wenn's nur Nachahmung war, so durfte man auch nicht, oder nur bis zu einem gewissen Grade nachahmen, d. i. man durfte ausschweifen, wohin man wollte. Weder Religion, noch Geschichte, noch Staat, noch der lebendige Geschmack des Volks gab einen engen, starken Trieb und diesem Triebe regelmäßige Schranken; die Kunst schwebte also wirklich in der Luft oder beruhte nur auf einem Hauche, in dem guten Willen des Künstlers und seiner Belohner.

Selbst die Künste, die eine nähere Bestimmung für ihre Zeit hatten, 29
Malerei und Bankunst, bezeugen, was ich sage. Allerdings fanden sie im Staate und in der Religion mehr Gegenstände, Bedürfnisse und Anwendung als die Bildnerei; noch aber konnten sie sich an sicherer Natur mit den Griechen nicht vergleichen. Nachahmung lag doch nur zum Grunde, nicht etwa ein ursprüngliches, erstes, dringendes Bedürf-

Digitized by Google

nis. So lange also die vorstehenden Muster noch Reiz genug hatten, um Liebhaberei und Nacheiferung zu erwecken, wurden sie nachgeahmt und im ersten Feuer der Nacheiferung sehr glücklich. Als der Nachahmungen zu viel wurden, und selbst die glücklichen Nachahmungen schon verzagt machten, war es allerdings ein stumpferer Stachel, sich hinter hundert Nachahmern, vielleicht als der hundertunderste, bloß leidliche Nachahmer aufgestellt zu sehen; man suchte sich also durch Originalität, d. i. durch Keckheit zu unterscheiden. Die Kunst hatte keine neuen, zum Guten und Bessern dringenden, lebendigen Zwecke, und gerade was den ersten Malern geholfen hatte, das Licht der Neuheit, schreckte jetzt ab oder verführte. Man sah selbst das Schöne in seinen frappanten Zügen nicht mehr, weil man es zu oft sah; die gesättigte Henne ging über die Körner weg und hackte nach Farben. Es war nichts als Mangel des Bedürfnisses am guten Geschmacke, wodurch der gute Geschmack verdarb und ein schlechterer aufkam.

30 Die schöne lateinische und griechische Sprache waren als Werkzeuge des Schönen in der Wissenschaft freilich viel; was sind aber Werkzeuge, sobald sie selbst Zwecke werden? Wenn Bembo die venetianische Geschichte römisch schreibt, die doch nicht römisch gedacht und geführt war; wenn der Kardinal sich scheut, die Vulgata seiner Kirche zu lesen, um sich seinen Stil nicht zu verderben, und seinen allerheiligsten Vater selbst als einen römischen Grammatiker schreiben läßt, in dessen Qualität er doch nicht Briefe eines solchen Inhalts schreiben konnte: so sieht man das Spiel, die Disproportion zwischen Zweck und Werkzeug, den phantastischen Zwang. Und alles Spiel, aller Zwang, alle Phantasterei muß sich bald selbst auflösen. Über solche schöne Nachahmung der Alten ohne ihre Gedanken und Sitten war nun nichts möglich, als tote Gelehrsamkeit, Buchstabenkram, Akrosticha und Anagramme, die also auch alle folgten. Das siebzehnte Jahrhundert folgte aufs sechzehnte, und noch unterliegt Italien, einem großen Teile nach, solchem Wuste. Die Samenkörner des guten Geschmacks sind in ihm aufgeschüttet; sie können also nicht Früchte tragen.

31 Der Verfall der Dichtkunst hat eben den Weg genommen. Da sie ganz idealisch war und am Geiste der Zeitbedürfnisse und Zwecke so wenig, als möglich, hing, so geriet ihr nächster Schritt immer ins Land des Abenteuers und des Übertriebenen. Das Jahrhundert des wiedererweckten griechischen Geschmacks, der doch überall auf Natur, Richtigkeit und Wahrheit führte, konnte daher neben allen den hohen Mustern und vortrefflichen Nachahmungen von elenden Petrarchisten wimmeln, ja die Nachahmer

Digitized by Google

der Alten waren dies oft selbst; ein deutlicher Beweis, wie untief der damalige Geschmack war, um die ganze Natur und Seele in allem und für alles griechisch zu bilden. Ariost kam und bauete ein Zauberschloß mit hundert Pforten in der Luft; denn einen Nationaltempel auf festem Boden konnte er nicht bauen; was drüber ging, ward natürlich Fratze und Märchen. Tasso ahmte im Lande der Phantasien kalt nach; Marino übertrieb — es konnte nicht anders werden. Ein englischer Kunstrichter meint, man könne sich den Geschmack an nichts so leicht, als an italienischen, zumal Liebes- und Schäfergedichten, verderben, und ich weiß nicht, ob er ganz unrecht habe? Die wirksamste und natürlichste Dichtungsart, das Trauerspiel, hat daher in Italien nie Kräfte gewonnen; der Welsche schwebt mit seiner Musik, mit seiner Kunst, und auf gewisse Art selbst mit seiner Dichtkunst in der Luft, in einem Ideale, das ihn nie auf festen Boden kommen läßt. Der Grund davon, daß er nicht weiter kommt, ist, weil er schon so weit kam und nichts ihn bringet, etwas anderes zu werden.

So traurig dies auf der einen Seite scheint, so ist's auf der andern 32
wiederum ein gutes Werkzeug in den Händen des Schicksals. Eben, weil die Italiener nur fanden, nur nachbildeten und nachahmten, dies aber auf eine Weise thaten, wie es keiner thun konnte, so idealisierten und imitierten sie, zwar nicht enge und tief genug für sich, aber gewissermaßen für ganz Europa. Sie haben alle Nachbarn gebildet, und die Samenkörner des Geschmacks über sie gestreuet; Ariost bildete Spenser, die italienische Satire den Rabelais, die Novellen den Shakespeare; die neue politische Philosophie der Italiener kam mit bittern Folgen zuerst nach Frankreich und von da weiter. Karl der Fünfte und Franz der Erste eiferten an Kunst und Geschmack mit Italien und unter einander. Die Nachahmer der lateinischen Sprache keimten in allen Landen; Italien sollte durch seine Lage und durch alle seine Schicksale eine Vorratskammer der Materialien des guten Geschmacks für alle Welt werden, und ist's geworden.

IV. Ein neues Zeitalter des Geschmacks kam unter Ludwig XIV. 33
wieder, auf das sich, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Umstände, anwenden läßt, was bisher bei andern Nationen ist bemerkt worden. Wie jene, war es durch Genies lange vorbereitet worden; Rabelais und Montaigne warteten auf keinen Ludwig; Corneille hatte Richelieu und die Akademie gegen sich; selbst die stärksten Genies waren nicht von der Hoffekte: Pascal, Fenelon, Rousseau, Lafontaine; und Racine hätte es weniger sein dürfen. Nicht also Genie, aber Geschmack konnte Ludwig wecken, da er auf und hinter ein Zeitalter des Genies traf. Um ihn lebte Anstand,

Digitized by Google

Thätigkeit, Glanz und Würde. Zu ihnen also bildete sich die Sprache; so handelte Ludwig und jeder ihm nach in seinem Kreise; eine Form der Eleganz nahm also der Geschmack in allen seinen Äußerungen an. Die Beredsamkeit, die nicht mehr fliegen konnte, regte wenigstens mit Anstand ihr Gefieder; das Theater, das nicht mehr wirken konnte, ward eine Bühne der Sitten, des Anstandes, der Philosophie, des Heroismus im Scheine. Die Künste, die keine Nationaltriebfeder mehr sein konnten, dienten dem Stolz des Königs und seinen Thaten. Wer nicht dichten konnte, machte schöne Verse, und wer nicht Geschichte schreiben konnte, deklamierte schön und zeichnete historische Gemälde. Die Sprache, der ihre Stärke, ihr Reichtum, ihre Fülle längst dahin war, bildete sich zum Ton der Gesellschaft, der Richtigkeit und des Wohlanstandes. Das war die Farbe vom Zeitalter Ludwigs, die seinen Quellen völlig gemäß war.

34 Die Verderbnisse mußten bald aus eben der Quelle kommen. Wenn die Wurzeln des Geschmacks nicht tief im Bedürfnis der Nation, in der Beschaffenheit ihrer Sitten lagen, wenn offenbar Ludwig keinen Geschichtschreiber seines Reichs hatte und haben konnte, wie Xenophon und Livius gewesen waren; wenn sein Theater der Nation das unmöglich sein konnte, was das Theater in Athen war oder sein sollte; wenn sein Bourdaloue weder gegen, noch für ihn zu reden hatte, was Demosthenes gegen den Philippos für Athen sprach, und warscheinlich kein Grieche bei Bossuets erhabenem Madame est morte! Madame est morte! in Thränen zerflossen wäre: so wird offenbar, daß der glänzende Gesellschafts-, der edle Hofgeschmack, der damals allein regierte, sich auch als solcher bald verderben mußte. Dasselbe Publikum, dieselben aufgeklärten und witzigen Kreise, die einst der Sprache Leichtigkeit, Reinheit, Anstand verschafft hatten, gaben ihr auch gar bald einen kleinfügigen Witz, Spitzfindigkeit, und den elenden Geschmack, durch Wendungen zu frappieren. Man verließ also, wie Fenelon, St. Mard, Racine und wer nicht mehr? klagen, die simple Größe, die unzerstückte, zwanglose Natur, die edle Einfalt, und zerlegte den Gedanken so fein, so manierlich neugesagt und artig, bis kein Gedanke mehr da war. Was den Römern Seneca gewesen, ward Fontenelle; Lamotte ward Petron; der jüngere Crebillon mit seinem unerschöpflichen Märchenwitze brachte aus seinen Gesellschaften eine sinesische Puppe hervor, die üppig, fein und klein ist; Marivaux zerlegte die großen Charakterbilder des Moliere in Miniaturgemälde voller Sentiments. Die Akademie des guten Geschmacks lieferte, was sie liefern sollte, Komplimente; das Feld des Hofgeschmacks konnte nichts

Digitized by Google

anderes erzeugen. Unglückliche Schicksale der Regierung, von der zuletzt doch alles abhing, kamen dazu, die natürlicherweise alles sehr störten. Und da das Beste, das hervorgebracht ward, auf der Meinung eines engen Publikums, d. i. eines ausgesuchten Kreises sogenannter Kenner schwamm, so mußte das garstige Ungeheuer, Kabale, den Geschmack hier mehr verengen, aufhalten und verderben, als irgendwo und jemals in andern Zeiten. Die üppige Erziehung, die Lebensart der Hauptstadt drang, weil alles auf einem Modegeschmack beruhte, bis auf Richter und Richterinnen, also auch auf Verfasser und Künstler hin; viele andere Sprößlinge zu geschweigen, die alle aus derselben Wurzel kamen. Ein Geschmack ist übel dran, sobald er nur Gesellschafts- oder Hofgeschmack sein kann und darf: gar bald wird er schwach; und da er dem Publikum vorgehen soll, bleibt er hinten.

Die größten Männer nach der Zeit, sehen wir, mußten diese alten 35
Vorurteile durchbrechen, um nur freiere Luft zu atmen. Rousseau rief, wie aus der Wüste, hervor, und hätte dies nicht thun dürfen, wenn die Gegenseite nicht gar zu blühend gewesen wäre. Montesquieu, wie des Horaz Marcellus, erwuchs als ein edler Baum, allein auf seinem Raume; und noch hätte er manches nicht durch Esprit ersetzen wollen, wenn er seinen großen Gegenstand bestimmter hätte umfassen dürfen. Voltaire endlich ward wie Columbus groß, daß er außer dem Jahrhunderte Ludwigs noch eine Welt glaubte. Er schiffte ins Land der Feinde seines Nationalgeschmacks, nach England, hinüber und raubte einen Brand von ihrem Feuer; er bildete sich außer den schönen Kreisen von Paris inter discrimina rerum und ward Voltaire. Das Land, das mehrere Muster von Leichtigkeit, Anstand, Richtigkeit (Précision) und Klarheit für ganz Europa aufgestellt hat, hat sich selbst vielleicht auf eine Zeitlang tiefe Originalempfindung erschwert. Das Licht ist in lichten Schimmer umher verbreitet, und flammt also in keine helle Flamme auf. Man steht zu dicht unter den Bildsäulen voriger Zeiten und liefert ihnen nur Postamente. So hatten die Ursachen des Geschmacks in Frankreich auch Samenkörner seines Verfalls in ihnen selbst.

Und nun gehe ich aus Bescheidenheit nicht weiter. Wir haben an den 36
vier verschiedenen Perioden des Geschmacks genug gesehen, um die Wahrnehmungen in ihnen zu erkennen, dazu wir sie durchlaufen sind. Nämlich:

Zeit des Geschmacks, sehen wir, ist unter allen Gestalten eine Folge 37

Digitized by Google

der Kräfte des Genies, wenn diese sich ordnen und regeln. So verschieden also die Zeiten sind, so verschieden muß auch die Sphäre des Geschmacks sein, obgleich immer einerlei Regeln wirken. Die Materialien und Zwecke sind zu allen Zeiten anders.

38 Kann nun keiner der Menschen Genies schaffen (sie keimen aus höheren und mehreren Veranlassungen oft sehr mißlicher Umstände hervor): so, sieht man, sind auch die goldenen Zeitalter des Geschmacks nie ganz Eines Menschen Wille. Sie sind in der Geschichte des menschlichen Geschlechts wie die konsonen Punkte der Saite: es müssen Dissonanzen zwischen liegen und auf jenen heben sich diese.

39 Mithin wird das Rätsel erklärt, warum die großen Männer immer zusammen leben, was sich aus mechanischer Nacheiferung, Belohnung, aus dem Klima u. dgl. nur äußerst unvollkommen auflösen läßt; sie sind nämlich alle insgesamt nichts als der konsone Punkt Einer Saite. Die Dissonanzen sind erschöpft, die Zeitalter halber und ganzer Barbarei, leerer Versuche, übereinander gestürzter Riesenarbeiten sind vorbei; man fängt an natürlich zu ordnen, mit offenen Augen umherzusehen und mit geregelten Kräften zu wirken; die menschliche Seele kommt in den Wohlklang. Da sind denn alle Künste verschwistert, sie folgen schnell und bald auf einander, und sind im Grunde nur Eine Kunst. Da fehlen sodann weder Mäcene noch Maronen; in einem gewissen Kreise auch sehr verschiedener Beschäftigungen tönt's konson.

40 Der Verfall des Geschmacks wird also auch solch ein Naturphänomenon, als seine Entstehung war, ja in dieser liegen schon die Anlagen zu jenem. Alles nämlich unter dem Monde ist vorübergehend: lassen nun die guten Veranlassungen nach, so treten schlechte an die Stelle, und der Geschmack sinkt.

41 Wer also auf die Geschichte des Geschmacks wirken will, muß auf seine Veranlassungen wirken; er pflege den Baum nicht am Gipfel, oder an der Blüte, sondern in der Wurzel. Wer eine goldne Zeit schaffen will, schaffe erst Veranlassungen zu goldnen Zeiten; diese kommen von selbst. Wer den Geschmack bessern oder sichern will, schaffe die Ursachen des Schlammes weg, wodurch er sich trübt, oder sichre die Stützen, die sein Gebäude erhalten; sonst ist seine Arbeit vergeblich.

42 Je tiefer die Veranlassungen des guten Geschmacks liegen, desto wahrer ist auch seine Natur, desto fester und länger seine Dauer. So war's in Griechenland, wo der Geschmack Nationalblüte war, und zu gewisser Zeit unter den Edeln in Rom. Das alte Griechenland ist nie wiedergekommen; also hat auch der Geschmack nie mehr so tief gefaßt,

Digitized by Google

so lange gedauert. Bei uns ist er nur immer auf der Oberfläche der Nation gewesen.

In der Natur ist aber nichts müßig; Kräfte gehen nie verloren; 43
alle Zerstörung ist nur scheinbar. So auch mit dem Geschmack: er ist nur Phänomenon und kann nur als Phänomenon leiden. Das Uhrwerk der Natur wirkt gleich weiter fort zum Guten; denn nur das Unvollkommene, das Eingeschränkte (wie diese ganze Geschichtsabhandlung zeigt) zerstört sich; das gewirkte Vollkommene bleibt, wird immer lauterer und wirkt auf einer weiteren Fläche weiter. Selbst die neuerzeugten Fehler wirken ein höheres Gute; sie sind Dissonanzen zu einem höheren Wohlklange.

Nie also müssen wir, hinter dem, was gethan ist, stehen bleiben und 44
verzweifeln. So lange die Natur Genies weckt, bereitet sie auch Perioden des Geschmacks, und das geschieht in wechselnden Intervallen von Land zu Lande, von Zeiten zu Zeiten. Sind einmal die Spensers, Shakespeares, Miltons einer Nation da, die Steele, Pope und Addison werden zu ihrer Zeit nicht ausbleiben. Vielleicht arbeitet Deutschland jetzt unter Trümmern und zerfallenen Riesenwerken einem Zeitalter des philosophischen Geschmacks entgegen, zu dem jetzt alles, Fehler und Tugenden, Theorie und Übung, sie mögen noch so blind gegen einander stoßen, das Seine beiträgt.

Geschmack ist aber nur Phänomenon; und wie ihn die Natur 45
höheren Zwecken untergeordnet hat, so sollen's auch ihre Diener und Statthalter, die Menschen. Wer einen Menschen ans Kreuz schlägt, um ihn, der Kunst zu gut, sterben zu sehen, ist ein Bösewicht, und wer Rom in Brand steckt, um den Brand von Troja zu singen, ein Nero, der zuletzt doch als ein Narr und Verzweifelnder, qualis artifex pereo! sterben mußte, und in seinem Leben gehaßt oder verlacht ward. Wir sind geboren, Glückseligkeit der Menschen zu schaffen; das Genie schafft der Schöpfer, und aus mehreren Versuchen des Genies bildet sich der Geschmack von selbst. Wir müssen nur, wie Ärzte oder Hebammen (nach Sokrates' Gleichnis) der immer schaffenden, bildenden, regelnden und wiederzerstörenden Natur folgen.

Digitized by Google

13.

Wesen der Tierfabel.

Von Jacob Grimm.

Reinhart Fuchs. (Berlin 1834.) Einleitung, Kap. 1.

1 Die Poesie nicht zufrieden Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgene Leben der Tiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen.

2 Ersten Anlaß hierzu entdecken wir schon in der ganzen Natur der für sich selbst betrachtet auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache. Indem sie nicht umhin kann allen lebendigen, ja unbelebten Wesen ein Genus anzueignen, und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie sie am deutlichsten bei den Tieren vorherrschen lassen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menschen als mitthätige Geschöpfe in dem Stillleben einer gleichsam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Notwendigkeit der Tierfabel gegeben.

3 Es ist nicht bloß die äußere Menschähnlichkeit der Tiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaßen, was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer mannigfaltigen Triebe, Kunstvermögen, Begehrungen, Leidenschaften und Schmerzen zwingt in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abstand von der Seele des Menschen ihn in ein so empfindbares Verhältnis zu jenen bringt, daß, ohne gewaltsamen Sprung, Eigenschaften des menschlichen Gemüts auf das Tier, und tierische Äußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen. In mehr als einer sinnlichen Kraft thut es uns das Tier zuvor, in Schärfe des Gesichts, Feinheit und Stärke des Gehörs und Geruchs, Schnelle des Laufs und Befähigung zum Flug; sollten wir ihm nicht zugestehen, neben uns und in der Einwirkung auf uns seine Besonderheit geltend zu machen?

4 Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber dies Band fester gewunden. Alles atmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirte sahen sich zu einem vertrauten Umgang mit den Tieren bewogen, und tägliches Zusammensein übte sie im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften. Damals wurden eine Menge nachher verlorner oder geschwächter Beziehungen zu den Tieren entwickelt. Von Hegung und Weide des zahmen Viehes, Erlegung des Wildes, Verfolgung des Raubtiers, aber auch von einem uneigennützigen, unfeindlichen Verkehr, wie er in

Digitized by Google

mancher Lage zwischen Mensch und Tier eintreten mußte, gingen diese Bezüge aus. Für Tiere, deren nähere Bekanntschaft unentbehrlich war, oder die man scheute, mit denen aber gut zu stehen für ratsam erachtet wurde, entsprangen außer den gewöhnlichen Appellativen besondere Eigennamen, die als Ruf oder Anrede geltend unter beiden Parteien das wärmere Verhältnis einer wenigstens unvollkommen gelungenen Verständigung herbeiführten. Diese Namen konnten wieder mit der Zeit in förmliche und ständige Appellativa übergehen.

Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken gesteckt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstandes wenig fühlend, Tiere beinahe für seinesgleichen ansieht und als solche behandelt; so faßt auch das Altertum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders als die spätere Zeit. Sagen und Mythologieen glauben Verwandlungen der Menschen in Tiere, der Tiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In schwieriger Gefahr hat der Mensch entscheidenden Rat und Hülfe einiger Tiere zu gewarten. Von anderen befürchtet er Übel und Nachteil, noch weit größeren, als ihre natürliche Fähigkeit ihm zu schaden mit sich führt, allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und meidet abergläubisch ihren Namen auszusprechen, an dessen Stelle er ein anderes schmeichelndes oder versöhnendes Wort setzt. Ohne Tiere, deren Art, Geschlecht und Farbe genaueste Rücksicht fordert, können gewisse Opfer nicht vollbracht, gewisse Weissagungen nicht gepflogen werden. Vogelflug und Angang der Tiere sind bald heilbringende, bald schreckende Zeichen; Tiere sind Anführer auswandernder Ansiedelungen. Tiere werden, zur Deutung der Gestirne, an den Himmel versetzt, Tiere versehen Botendienste und künden dem Menschen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geschrei und Gespräch (das Begabte verstehen lernen) unterhalten sie sich von unserm Geschick, von unsern Begebenheiten. Einige Tiere sollen ein Alter erreichen, das die dem Menschen gesetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Tiergestalt in Tracht, Larve und Rüstung, Tierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum dem Menschen nahe; sie mögen nicht bloß durch die Verwendung schmückender Häute und Federn, sondern durch irgend einen lebendigeren Bezug auf Eigenschaften der Tiere und ihr Verhältnis zu den Menschen eingeführt gewesen sein. Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüte des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Tiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.

Digitized by Google

6 Sobald einmal um diesen Zusammenhang des tierischen und menschlichen Lebens her die vielgeschäftige Sage und die nährende Poesie sich ausbreiteten, und ihn dann wieder in den Duft einer entlegenen Vergangenheit zurückschoben, mußte sich da nicht eine eigentümliche Reihe von Überlieferungen erzeugen und niedersetzen, welche die Grundlage aller Tierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoesie sehen wir erfüllt von Tieren, die sie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte sich die allbelebende Dichtung des letzten Schritts enthalten, den Tieren, die sie in menschlicher Sinnesart vorstellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinschaft, Teilnahme an menschlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständnis ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Tiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutsam drückt die Formel „als noch die Tiere sprachen," mit welcher wir das Dunkel einer geschwundenen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poesie vorhandenen engeren Verkehrs mit den Tieren aus, dessen Erinnerung diese uns in ihren Bildern vorhält. Wie durch ein Mißgeschick sind die Tiere nachher verstummt, oder halten vor den Menschen, deren Schuld gleichsam dabei wirkte, ihre Sprache zurück.

7 Die Tierfabel gründet sich also auf nichts anderes als den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Überlieferung, die mächtig genug war sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuschmiegen. Gleich allem Epos, in nie stillstehendem Wachstum, setzt sie Ringe an, Stufen ihrer Entwickelung zu bezeichnen, und weiß sich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrichtungen unermüdlich von neuem zu gestalten und wieder zu gebären. Unter günstigem Luftstrich gedeiht sie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüte ungenutzt verläuft, stirbt sie allmählich aus, und wird nur noch in bröckelhafter Volkssage dahin getragen. Es ist eben so widerstrebend, echte Tierfabeln zu ersinnen, als ein anderes episches Gedicht. Alle Versuche scheitern, weil das Gelingen gebunden ist an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen.

8 Nur darin unterscheidet der Gegenstand der Tierfabel sich von dem jedes übrigen Epos, daß dieser, wenn auch keine wirklichen Begebenheiten enthaltend, immer an sie grenzt und sich unauflösbar mit der wahren Geschichte der Vorzeit vereinigt; die Tierfabel hingegen eine Unterlage empfangen hat, welcher die Möglichkeit der Wahrheit notwendig abgeht, durch den Glauben der Einbildungskraft aber dennoch Bestätigung und Sicherheit verliehen wird. Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geschlecht erteilte, dessen sie in der Natur

Digitized by Google

unfähig waren, so hat die Poesie den Tieren Begebenheiten und eine Geschichte anerschaffen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geschehensein ihrer Ereignisse zu schwinden, wir fühlen uns so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Tieren eine Teilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgiebt derjenigen, die uns beim reinmenschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Tiere sind, wir muten ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Tierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Tiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften erwächst der Tierfabel ein besonderer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermischung des menschlichen mit dem tierischen Element setze. Die Tierfabel hat demzufolge zwei wesentliche Merkmale. Einmal sie muß die Tiere darstellen als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unseres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeschrei vor den König getragen, er heißt ihr das Totenamt halten und eine Grabschrift setzen. Die Menschen der Fabel stehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloster bittet, die Tonsur zu gewähren. Der Bauer läßt sich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über seine Hühner ein, und erkennt den Löwen im Rechtsstreit mit Tieren als gemeinschaftlichen Richter. Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen tierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend; ein ganz der Natur abgelauschter Zug. So bedient im Kampf mit dem Wolfe der Fuchs sich aller seiner natürlichen Listen. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die eingreifendsten Verwickelungen hervorgehen. Dieser Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerstreitender Elemente kann die Tierfabel nicht entraten. Wer Geschichten ersinnen wollte, in denen die Tiere sich bloß wie Menschen gebärdeten, nur zufällig mit Tiernamen und Gestalt begabt wären, hätte den Geist der Fabel ebenso verfehlt, wie wer darin Tiere getreu nach der Natur aufzufassen suchte, ohne menschliches Geschick und ohne den Menschen abgesehene Handlung. Fehlte den Tieren der Fabel der menschliche Beigeschmack, so würden sie albern, fehlte ihnen der tierische, langweilig sein. Einleuchtend finden wir diese Erfordernisse bewährt, wenn sich die Kunst der Tierfabel bemächtigen will. Der Künstler muß es verstehen, den Tieren ihr Eigentümliches zu lassen und sie zugleich in die Menschen-

Digitized by Google

ähnlichkeit zu erheben: er muß den tierischen Leib beibehaltend ihm dazu noch Gebärde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihen wissen.

9 Eben in dieser Notwendigkeit bedingen sich andere Eigenschaften der epischen Tierfabel. Das bloße Märchen kann ganz tote Gegenstände, wie Stühle, Bänke, Kohlen handelnd und redend einführen; aus jener müssen sie geschieden bleiben, weil ihnen alle natürliche Lebensthätigkeit, die ihr beizumischen wäre, abgeht. Pflanzen, Bäume, deren Leben wiederum sich zu unmerkbar äußert, als daß sie wirksam sein könnten, taugen ihr ebensowenig. Selbst zwischen den Tieren muß ein bedeutender Unterschied eintreten. Vorerst scheinen die kleinen Tiere für die Fabel minder geeignet, weil sie nicht hinreichende Eigentümlichkeiten besitzen, die sich auffassen und anschaulich machen ließen. Inzwischen dürfen sie, z. B. die Grille oder Ameise, mit Erfolg Nebenrollen übernehmen. Dann aber stehen für die Verwendung der Tierfabel schon darin den Säugetieren die Vögel nach, daß sie uns weniger gleichen und durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen gestellt sind. Den Vögeln ist eine geisterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zusagt, desto mehr dem aristophanischen Drama. Endlich wird aber zugestanden werden müssen, daß auch von den vierfüßigen Tieren vorzugsweise die größeren einheimischen für die Fabel angemessen sind. Fremde seltene Tiere liegen der anschauenden Phantasie zu fern, und sie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchst unschicklich in unserer Tierfabel dem Elephant oder Kamel irgend einen bedeutenden Platz zu überweisen. Haustiere sind es und die Bewohner unserer Wälder, welche für die Fabel geschaffen scheinen, mit Zuziehung einiger vertrauteren Vögel, des Hahns, Sperlings, der Lerche, wogegen das übrige große und wilde Geflügel entbehrt werden mag. Unter den Haustieren selbst aber finden wir diejenigen, welche sich gänzlich in menschliche Dienstbarkeit ergeben haben, den Ochsen, Hund und das Pferd ausgeschlossen, oder nur in beschränkter Weise auftretend: sie sind allzu zahm und prosaisch geworden; anders verhält es sich mit dem Hahn und der Katze, die eine größere Unabhängigkeit behauptet haben. Hiernach ist also der Tierfabel auch das mit dem Epos gemein, daß beide notwendig einheimischer Helden bedürfen. Aus der gleichen Ursache aber wird das gedeihende und erwarmende Tierepos überall eine feste Stätte und Heimat suchen und wie im Vordergrund der Landschaft namhafte Örter anschlagen, auf dem sich seine Figuren bewegen. Endlich, indem es einzelne Tiere auszeichnet und genau individualisiert, erhebt es sie dadurch zu Repräsentanten oder Anführern ihrer ganzen Gattung und muß notwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur absehen, welche alles wieder verallgemeinern würden. Daher stellt es die Fabel so dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den sie uns vorhält,

Digitized by Google

die einzigen im Lande wären, und beschränkt sich darauf ihnen eine nach menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen berechnete Familie beizulegen.

Nach dem Charakter, den ich der Tierfabel beigelegt habe, versteht es 10
sich von selbst, daß ihr kein Hang zur Satire beiwohnen könne, weder zu einer allgemeinen, ihren Spott über das ganze Menschengeschlecht ergießenden, noch zu einer besonderen, die das Ziel auf einzelne Stände oder Menschen richtet. Man hat geirrt, wenn man in ihren gelungensten Gestaltungen gerade nichts als versteckte oder gezähmte Satire erblicken will. Die Satire ist von Haus aus unruhig, voll geheimer Anspielungen und verfährt durchgängig bewußt. Die Fabel strömt in ruhiger, unbewußter Breite; sie ist gleichmütig, wird von ihrer inneren Lust getragen, und kann es nicht darauf abgesehen haben, menschliche Laster und Gebrechen zu strafen oder lächerlich zu machen. Ihr Inhalt ist weder eine Übersetzung menschlicher Begebenheiten, noch läßt er sich historisch auflösen. Wir werden sehen, daß alle auf diesem Wege gemachten Versuche die alte Fabel zu deuten, in sich selbst zerfallen. Wohl aber ist zuzugeben, daß sie zuweilen, wo es ihr Haften an Ort und Zeit herbeiführt, in die Satire streifen kann, obgleich ich auch dann die Anspielung eher wie eine der wahren Natur der Fabel fremde und halb aufgedrungene Ausschmückung betrachte. Noch weniger mag ihr Parodie des menschlichen Epos untergelegt werden: diese vorsätzliche, verzerrende Nachahmung gehört weit späterer Zeit an, als der worin die Fabel entsprang, und man darf sie nicht mit der stillen komischen Kraft, von der die Fabel unbewußt durchzogen wird, mit einer harmlosen Ironie, die sie dann und wann kund giebt, verwechseln. Der Widerschein menschlicher Gestalten, Handlungen und Worte hat gar nichts von der gewaltsamen Verdrehung jener Verkleidung. In dem herben, aber schlagenden, überall poetischen Witz unserer Tiersage verrät sich ganz die einer rohen, kraftvollen Heldenzeit angemessene Einkleidung, besonders der Spott, der darin mit Wunden und Verstümmelungen getrieben wird, ist mir ein fast unverwerflicher Zeuge ihres hohen Alters. Wie Reinhart den blutenden Isengrim höhnt, den wunden Brun lästert, Frauen Julocke Trost zuspricht, darin mag man leicht den Stil der bitteren Scherze erkennen, die zwischen Walthar und Hagano fallen oder der Weise, in welcher Hagene von Volkers rotem Anstrich zum Fidelbogen redet.

Schwerer zu widerlegen wird die ausgebreitete Ansicht scheinen, daß mit 11
der Fabel wesentlich ein didaktischer Zweck verbunden sei, daß sie stets eine Lehre verhülle, die sich der Mensch aus dem Beispiel der Tiere zu entnehmen habe. In der That ist auch schon sehr frühe die Tierfabel unter diesen Gesichtspunkt gestellt und bei wirklichen Vorfällen als Gegenstück erzählt worden, um aus ihr in schwieriger Lage des menschlichen Lebens eine triftige Nutzanwendung

Digitized by Google

zu schöpfen, sei es nun, daß man die im Gewebe der Dichtung eingeschlossene Lehre gar nicht hervorhob, sondern dem Zuhörer sie daraus zu ziehen überließ, oder daß man sie am Ende des Vortrags aussprach, oder sie gar vorausschickte und ihr den Stoff der Erzählung wie zur Erläuterung anfügte. Unter diesen drei Arten ist die erste als die älteste und wirksamste zu betrachten, die zweite mehr der griechischen, die dritte der orientalischen Weise angemessen. Unleugbar wird bei der letzten die Erwartung am wenigsten gespannt, da die vorn ausgesprochene Moral den Ausgang der Begebenheit halb erraten läßt. In allen drei Erzählungsweisen aber ist der Erfolg der Fabel dem des Sprichworts oder der Parabel vergleichbar, wie denn auch diese Benennung selbst auf die Fabel übergeht und der Ursprung der altdeutschen Ausdrücke bispel oder biwurti ganz eine solche Beziehung verrät.

12 Lehrhaft nun ist die Fabel allerdings, doch mich dünkt ihr erster Beginn nicht Lehre gewesen. Sie lehrt wie alles Epos, aber sie geht nicht darauf aus zu lehren. Die Lehre mag aus ihr und dem Epos, um eine Vergleichung zu brauchen, gesogen werden wie der Saft aus der Traube, deren milde Süße, nicht schon den gekelterten Wein sie mit sich führen. Überall, wo uns das zur Moral vergorene Getränk dargeboten wird, ist nicht mehr die frische epische Tierfabel, sondern bereits ihr Niederschlag vorhanden. Daher quillt auch aus dem Epos die Lehre eigentlich reichhaltiger nach vielen Seiten hervor, der späteren Fabel wird eine bestimmte Affabulation entpreßt, die von kleinerem Bereich in vielen Fällen ihren Stoff gar nicht erschöpft hat; es könnten ihr noch ganz andere Lehren, als die gewählten entnommen werden, ja der nämlichen Fabel sehr verschiedene. Der echten Fabel Inhalt läßt eine Menge von Anwendungen zu, aus dem bloßen Epimythium aber sich noch keine Fabel auferbauen, was jene morgenländische Auffassung als weniger gelungen darstellt und zugleich entschuldigt, da fast jede Sittenlehre von dem Umfang der Erzählung übertroffen wird. Die Fabel braucht nicht einmal eine sittliche Lehre zu enthalten, oft bietet sie nur eine Regel der Klugheit dar; das Böse kann im einzelnen oder in der Wendung des Ganzen über das Gute den Sieg davon tragen. Es scheint mir sogar ein tiefer Zug der Fabel, daß sie an den Tieren mehr Laster und Fehler der Menschen als Tugenden vorstellt, gleich als sei unsere bessere Seite zu herrlich, um von uns mit den Tieren geteilt zu werden, und alle Ähnlichkeit auf das beschränkt, was an uns noch tierisch ist. Daher in ihr List, Schlauheit, Wut, Treulosigkeit, Zorn, Neid, Schadenfreude, Dummheit und die daraus folgenden Verbrechen zur Schau kommen, fast niemals aber die edleren Leidenschaften der Liebe, Treue und Großmut, es sei denn in vorübergehenden Nebenzügen, geschildert werden. Eine Ausnahme machen Mut und Tapferkeit, Eigenschaften,

Digitized by Google

die an den meisten wilden Tieren zu offenbar sind, als daß sie übergangen werden konnten. Die Moral der Fabel wird also gewöhnlich eine negative sein, entweder bloße Regel des Vorteils, oder Warnung dem Beispiel der Tiere nicht zu folgen. Den stärksten Beweis für die in der That zufällige Verbindung der getroffenen Nutzanwendung mit der Fabel selbst bietet ein Verfahren des Mittelalters an die Hand. Man hat es versucht aus der Tierfabel wie aus andern weltlichen Erzählungen christliche Lehren und Bezüge herzuleiten. So wenig nun diese geistliche Deutung Grundlage oder wesentliche Folge der Fabel war, so wenig ist es auch die Moral, die sie begleitet.

Den Völkern des Altertums, deren Vorbilder in beinahe allen Dich- 13
tungsarten glänzen, scheint sich die Tierfabel nicht so glücklich gestaltet zu haben, obgleich sie ihrer Überlieferung früherhin ohne Zweifel reich zu Gebote stand. Die Batrachomyomachie kann indessen für ein vortreffliches, auf echter Sage beruhendes Stück gelten, das sich im engen Kreise kleiner Tiere bewegt, aber durch seine überaus wohl gehaltene, reine Darstellung die anmutigste Wirkung hervorbringt. Was wir unter dem Namen äsopischer Fabeln begreifen ist durch so manche Hände gegangen und so ungleich geworden, daß die ursprüngliche Abfassung daran sich nicht mehr deutlich erkennen läßt: es sind kostbare Überbleibsel aus einer Fülle von Tierfabeln, die aber meistens die Gestalt bloßer Auszüge an sich tragen und nur selten zu behagender epischer Breite sich erheben. So manch bedeutsamer und erfreulicher Zug auch noch in dieser geschwächten Niederschreibung haftet, ist doch fast Alles bereits auf die Epimythien zugeschnitten, also nur bloße Verdünnung einer älteren, in größerer Freiheit empfangenen und auferzogenen Tierfabel. Zeichen der abgenommenen Wärme ist es schon, daß der äsopischen Fabel die örtliche Anknüpfung beinahe ganz gebricht. Dagegen hat sich der Zusammenhang zwischen ihr und der Tierfabel anderer Völker in genug einzelnen Spuren augenscheinlich erhalten und es muß ein Hauptaugenmerk sein ihn hervorzuheben, weil er die Enge der Affabulation zeigt und das Ganze durchblicken läßt, aus dem diese Mythen gerissen wurden. Phädrus gewährt uns die nochmalige Nachbildung Äsops in gemessener, aber unbelebter Sprache, aus der alle Poesie entwichen ist, eine glatte kahle Erzählung, ein wenig labender vierter Aufguß auf die Trebern des alten Mosts. Von bedeutendem Gehalt, teilweise trefflicher Darstellung, wenn man die geschraubte, alles verkettende Manier der Erzählung nachsieht, ist die morgenländische Fabel.

Als kein ganz geringer Ersatz für unwiederbringliche Verluste und Ent- 14
behrungen muß es angesehen werden, daß die Poesie des Mittelalters eine Tierfabel aufzuweisen hat, der sich nichts anderswo zur Seite stellen läßt. Ich bezeichne sie näher als eine deutsche, und gedenke es im Verlauf der

Digitized by Google

fernern Abhandlung zu rechtfertigen. Die Fülle ihrer Entstehung und Ausbildung überbietet alles, was das Altertum in der Fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblühte sie aus deutschem Stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. Diese örtliche Einschränkung zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit an. Die älteste und einfachste aller Dichtungsarten, die epische ist weit mehr als alle übrigen durch Zeit und Raum bedingt. Nach Jahrhunderten und Gegenden scheint sie zurückzuweichen, und weder eine kältere noch wärmere Zone zu ertragen. Wie gewisse Pflanzen und Bäume nur unter bestimmtem Himmelsstrich gedeihen und zu ihrer vollen Macht kommen, über ihn hinaus verkümmern und zu Grunde gehen; so hat auch die Tierfabel die Grenze jener Länder nicht überschritten, und weder Südfrankreich, Italien und Spanien, noch auf der anderen Seite das keltische Sprachgebiet, England, Skandinavien und die slavischen Völkerschaften erreicht. Daß sie dem Norden unbekannt geblieben scheint, der sonst eine Menge bilderreicher Tiernamen besitzt, fällt am meisten auf. Die Tiersage umschreibt also einen viel engeren Kreis, als die karlingische Dichtung, welche aus Frankreich nach Italien und Spanien gezogen, und als die deutsche Heldensage, die uns mit dem Norden und Altengland gemeinschaftlich war.

15 Nach dem Mittelalter hörte die Forterzeugung der echten Tierfabel auf, es blieben nur noch schwache, in didaktische oder allegorische Form übergehende Nachbildungen des alten Stoffs zurück. In dieser Hinsicht darf für eine schädliche Folge der Bekanntschaft mit der klassischen Litteratur gelten, daß Äsop und Phädrus allmählich die einheimische Fabel verdrängen konnten und auf die Ansicht der Schriftsteller einwirkten. Indem sich hier unsere Betrachtung zwei neuere Fabeldichter aushebt, die in Frankreich und Deutschland vorwiegend Ton angaben, wird dadurch hinlänglich der Weg bezeichnet werden, den diese Gattung überhaupt eingeschlagen hat.

16 In Frankreich möchte es bald an der Zeit sein, das lang überschätzte Verdienst Lafontaine's auf seinen wahren Wert zurückzuführen. Wenn schalkhafter Witz, frivole Anspielung auf den Weltzustand, epigrammatische Wendung in der Tierfabel an ihrer Stelle sind, so muß er ein trefflicher Fabulist heißen. Aber selbst einzelne naive Züge, die ihm allerdings noch zu Gebote stehen, können nicht die verlorene Einfalt des Ganzen ersetzen; er ist ohne epischen Takt, und viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten Materials, welches er oft zu Grunde richtet, verweilen wollte. Jene Eigenschaften thun daher nicht selten eine widerwärtige störende Wirkung, die sättigende Fülle der wahren Tierfabel hat er nie erreicht. Seine leichte, gewandte Erzählungsgabe soll nicht verkannt werden, aber von der äsopischen

Digitized by Google

Natürlichkeit, selbst der phädrischen Präcision ist er absichtlich gewichen, um in einem freien und losen Versmaß die Arbeit nach dem Geschmack seiner Zeit aufzuheitern (égayer l'ouvrage).

Wäre Lessings scharfsinnige Betrachtung wie in die griechische Fabel 17
ebenso tief in die altdeutsche gedrungen und durch umfassendere historische Studien unterstützt worden, so hätten wir diesem geistreichen Mann vielleicht die fruchtbarsten Erörterungen unserer Tierfabel zu danken. Den Abstand des Phädrus von Äsop hat er aufgedeckt, auch die Schwäche der lafontainischen Fabel gegenüber der äsopischen blieb ihm unverborgen. Sein Irrtum lag darin, daß er in den besten griechischen Stücken den Gipfel, nicht in allen schon das Sinken und die sich zersetzende Kraft der alten Tierfabel erblickte. Zu dieser können die Apologe, die er selbst gedichtet, sich nicht anders verhalten als ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen, von dem Geiste des Ganzen eingegebenen Dichtung des Altertums. Das naive Element geht den lessingischen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung. Zwar behaupten seine Tiere den natürlichen Charakter, aber was sie thun interessiert nicht mehr an sich, sondern durch die Spannung auf die erwartete Moral. Kürze ist ihm die Seele der Fabel, und es soll in jeder nur ein sittlicher Begriff anschaulich gemacht werden; man darf umgedreht behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel ist und ihren sinnlichen Gehalt vernichtet. Örtliche Anknüpfung verschmähen beide, Lafontaine wie Lessing.

Aufgabe der nachfolgenden Untersuchungen ist, die vielfache Verzweigung 18
der altdeutschen Tierfabel, innerhalb ihres Kreises, zu erörtern, und zu zeigen, wie fast jede Bearbeitung ihr Eigentümliches hat, um derentwillen sie nicht auseinander hergeleitet werden dürfen, sondern vielmehr alle auf eine noch breitere Grundlage der Überlieferung hinführen. Wenn sich auch ergeben sollte, daß bei der Menge erhaltener Gedichte dennoch die reinsten und vorzüglichsten in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren gegangen sind; so muß dies sogar unsere Bewunderung des mächtigen Tierepos steigern, von dessen geschmälertem Umfang die folgenden Jahrhunderte fortgezehrt haben und dessen Ruf noch spät in Übertragungen und Nachbildungen durch ganz Europa gedrungen ist. Was hier von seinem Wesen und seiner Bedeutung vorausgeschickt wurde, hoffen die einzelnen Abhandlungen bestimmter auszuführen und ins Licht zu stellen.

Digitized by Google

14.

Über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses.

Von Alexander von Humboldt.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Erster Band (Stuttgart und Augsburg 1845). Einleitende Betrachtungen. — Dem Werke, das 4 Bände umfaßt, liegen zu Grunde Vorlesungen, gehalten in der Singakademie zu Berlin im Winter 1827/28. Die hier wiedergegebenen Stücke entsprechen, mit einigen Auslassungen, den Seiten 4—22 der citierten Ausgabe.

1 Wer die Resultate der Naturforschung nicht in ihrem Verhältnis zu einzelnen Stufen der Bildung oder zu den individuellen Bedürfnissen des geselligen Lebens, sondern in ihrer großen Beziehung auf die gesamte Menschheit betrachtet; dem bietet sich, als die erfreulichste Frucht dieser Forschung, der Gewinn dar, durch Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen den Genuß der Natur vermehrt und veredelt zu sehen. Eine solche Veredlung ist aber das Werk der Beobachtung, der Intelligenz und der Zeit, in welcher alle Richtungen der Geisteskräfte sich reflektieren. Wie seit Jahrtausenden das Menschengeschlecht dahin gearbeitet hat, in dem ewig wiederkehrenden Wechsel der Weltgestaltungen das Beharrliche des Gesetzes aufzufinden und so allmählich durch die Macht der Intelligenz den weiten Erdkreis zu erobern, lehrt die Geschichte den, welcher den uralten Stamm unseres Wissens durch die tiefen Schichten der Vorzeit bis zu seinen Wurzeln zu verfolgen weiß. Diese Vorzeit befragen heißt dem geheimnisvollen Gange der Ideen nachspüren, auf welchem dasselbe Bild, das früh dem inneren Sinne als ein harmonisch geordnetes Ganzes, Kosmos, vorschwebte, sich zuletzt wie das Ergebnis langer, mühevoll gesammelter Erfahrungen darstellt.

2 In diesen beiden Epochen der Weltansicht, dem ersten Erwachen des Bewußtseins der Völker und dem endlichen, gleichzeitigen Anbau aller Zweige der Kultur, spiegeln sich zwei Arten des Genusses ab. Den einen erregt, in dem offenen kindlichen Sinne des Menschen, der Eintritt in die freie Natur und das dunkle Gefühl des Einklangs, welcher in dem ewigen Wechsel ihres stillen Treibens herrscht. Der andere Genuß gehört der vollendeteren Bildung des Geschlechts und dem Reflex dieser Bildung auf das Individuum an: er entspringt aus der Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der physischen Kräfte. Sowie der Mensch sich nun Organe schafft, um die Natur zu befragen und den engen Raum seines flüchtigen Daseins zu überschreiten; wie er nicht mehr bloß beobachtet, sondern Erscheinungen unter bestimmten

Digitized by Google

Bedingungen hervorzurufen weiß; wie endlich die Philosophie der Natur, ihrem alten dichterischen Gewande entzogen, den ernsten Charakter einer denkenden Betrachtung des Beobachteten annimmt: treten klare Erkenntnis und Begrenzung an die Stelle dumpfer Ahnungen und unvollständiger Induktionen. Die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte leben dann nur fort in den Vorurteilen des Volks und in gewissen Disziplinen, die, in dem Bewußtsein ihrer Schwäche, sich gern in Dunkelheit hüllen. Sie erhalten sich auch als ein lästiges Erbteil in den Sprachen, die sich durch symbolisierende Kunstwörter und geistlose Formen verunstalten. Nur eine kleine Zahl sinniger Bilder der Phantasie, welche, wie vom Dufte der Urzeit umflossen, auf uns gekommen sind, gewinnen bestimmtere Umrisse und eine erneuerte Gestalt.

Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, 3
Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, als ein lebendiges Ganzes. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher dieses: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen; von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten; die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen: der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die enge Grenze der Sinnenwelt hinaus; und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauung gleichsam durch Ideen zu beherrschen.

Wenn wir zuvörderst über die verschiedenen Stufen des Genusses nach- 4
denken, welchen der Anblick der Natur gewährt; so finden wir, daß die erste unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigentümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgiebt. Wo in der Ebene, einförmig, gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht; wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulfen und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres „Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen." In solchen Anregungen ruht eine geheimnisvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüt, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur; aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Besondersten des Organismus das Allgemeine sich spiegelt; aus dem Kontraste zwischen dem sitt-

Digitized by Google

lich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen streben. In jedem Erdstriche, überall wo die wechselnden Gestalten des Tier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe intellektueller Bildung sind dem Menschen diese Wohlthaten gewährt.

5 Ein anderer Naturgenuß, ebenfalls nur das Gefühl ansprechend, ist der, welchen wir nicht dem bloßen Eintritt in das Freie (wie wir tief bedeutsam in unserer Sprache sagen), sondern dem individuellen Charakter einer Gegend, gleichsam der physiognomischen Gestaltung der Oberfläche unseres Planeten verdanken. Eindrücke solcher Art sind lebendiger, bestimmter und deshalb für besondere Gemütszustände geeignet. Bald ergreift uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Öde der unermeßlichen Grasfluren und Steppen, wie in dem gestaltlosen Flachlande der Neuen Welt und des nördlichen Asiens; bald fesselt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der Anblick der bebauten Flur, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs. Denn es ist nicht sowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des individuellen Naturgenusses bezeichnet, als der bestimmte Kreis von Ideen und Gefühlen, die sie erzeugen und welchen sie Dauer verleihen.

6 Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung großer Naturscenen überlassen: so gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein planetarisches, nicht funkelndes Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergießt; oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, „ein Wald über dem Walde;“ oder des Pics von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der unteren Erdfläche trennen, und plötzlich durch eine Öffnung, die der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters sich auf die weinbekränzten Hügel von Orotava und die Hesperidengärten der Küste hinabsenkt. In diesen Scenen ist es nicht mehr das stille, schaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, die uns ansprechen: es ist der individuelle Charakter der Landschaft, ein Zusammenfließen der Umrisse von Wolken, Meer und Küsten im Morgendufte der Inseln; es ist die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppierung. Denn das Ungemessene, ja selbst das Schreckliche in der Natur, alles was unsere Fassungskraft übersteigt, wird in einer romantischen Gegend zur Quelle des Genusses. Die Phantasie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfungen an dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemütsstimmung des Beobachters. Getäuscht,

Digitized by Google

glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer 7
Zergliederung seiner Elemente zu unterwerfen. Denn der großartige Charakter einer Gegend ist vorzüglich dadurch bestimmt, daß die eindrucksreichsten Naturerscheinungen gleichzeitig vor die Seele treten, daß eine Fülle von Ideen und Gefühlen gleichzeitig erregt werde. Die Kraft einer solchen über das Gemüt errungenen Herrschaft ist recht eigentlich an die Einheit des Empfundenen, des Nicht-Entfalteten geknüpft. Will man aber aus der objektiven Verschiedenheit der Erscheinungen die Stärke des Totalgefühls erklären, so muß man sondernd in das Reich bestimmter Naturgestalten und wirkender Kräfte hinabsteigen. —

Tiefere Einsicht in das Wirken der physischen Kräfte hat sich (trotz der 8
Hindernisse, welche, unter höheren Breiten, verwickelte örtliche Störungen in den Naturprozessen des Dunstkreises oder in der klimatischen Verbreitung organischer Gebilde dem Auffinden allgemeiner Gesetze entgegenstellen) doch nur, wenngleich spät, bei den Volksstämmen gefunden, welche die gemäßigte Zone unserer Hemisphäre bewohnen. Von daher ist diese Einsicht in die Tropen-Region und in die ihr nahen Länder durch Völkerzüge und freiwillige Ansiedler gebracht worden: eine Verpflanzung wissenschaftlicher Kultur, die auf das intellektuelle Leben und den industriellen Wohlstand der Kolonien, wie der Mutterstaaten, gleich wohlthätig eingewirkt hat. Wir berühren hier den Punkt, wo, in dem Kontakt mit der Sinnenwelt, zu den Anregungen des Gemütes sich noch ein anderer Genuß gesellt, ein Naturgenuß, der aus Ideen entspringt: da, wo in dem Kampf der streitenden Elemente das Ordnungsmäßige, Gesetzliche nicht bloß geahnt, sondern vernunftmäßig erkannt wird; wo der Mensch, wie der unsterbliche Dichter sagt:

„sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht."

Um diesen Naturgenuß, der aus Ideen entspringt, bis zu seinem ersten 9
Keime zu verfolgen, bedarf es nur eines flüchtigen Blicks auf die Entwickelungsgeschichte der Philosophie der Natur oder der alten Lehre vom Kosmos.

Ein dumpfes, schauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten, 10
von dem geheimnisvollen Bande, welches das Sinnliche und Übersinnliche verknüpft, ist allerdings (und meine eigenen Reisen haben es bestätigt) selbst wilden Völkern eigen. Die Welt, die sich dem Menschen durch die Sinne offenbart, schmilzt, ihm selbst fast unbewußt, zusammen mit der Welt, welche er, inneren Anklängen folgend, als ein großes Wunderland, in seinem Busen aufbaut. Diese aber ist nicht der reine Abglanz von jener; denn so wenig auch noch das Äußere von dem Inneren sich loszureißen vermag, so wirkt

Digitized by Google

doch schon unaufhaltsam, bei den rohesten Völkern, die schaffende Phantasie und die symbolisierende Ahnung des Bedeutsamen in den Erscheinungen. Was bei einzelnen mehr begabten Individuen sich als Rudiment einer Naturphilosophie, gleichsam als eine Vernunft-Anschauung darstellt, ist bei ganzen Stämmen das Produkt instinktiver Empfänglichkeit. Auf diesem Wege, in der Tiefe und Lebendigkeit dumpfer Gefühle, liegt zugleich der erste Antrieb zum Kultus, die Heiligung der erhaltenden wie der zerstörenden Naturkräfte. Wenn nun der Mensch, indem er die verschiedenen Entwickelungsstufen seiner Bildung durchläuft, minder an den Boden gefesselt, sich allmählich zu geistiger Freiheit erhebt, genügt ihm nicht mehr ein dunkles Gefühl, die stille Ahnung von der Einheit aller Naturgewalten. Das zergliedernde und ordnende Denkvermögen tritt in seine Rechte ein; und wie die Bildung des Menschengeschlechts, so wächst gleichmäßig mit ihr, bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze Schöpfung fließt, der unaufhaltsame Trieb, tiefer in den ursachlichen Zusammenhang der Erscheinungen einzudringen.

11 Schwer ist es, einem solchem Triebe schnelle und doch sichere Befriedigung zu gewähren. Aus unvollständigen Beobachtungen und noch unvollständigeren Induktionen entstehen irrige Ansichten von dem Wesen der Naturkräfte: Ansichten, die, durch bedeutsame Sprachformen gleichsam verkörpert und erstarrt, sich, wie ein Gemeingut der Phantasie, durch alle Klassen einer Nation verbreiten. Neben der wissenschaftlichen Physik bildet sich dann eine andere, ein System ungeprüfter, zum Teil gänzlich mißverstandener Erfahrungskenntnisse. Wenige Einzelheiten umfassend, ist diese Art der Empirik um so anmaßender, als sie keine der Thatsachen kennt, von denen sie erschüttert wird. Sie ist in sich abgeschlossen, unveränderlich in ihren Axiomen, anmaßend wie alles Beschränkte: während die wissenschaftliche Naturkunde, untersuchend und darum zweifelnd, das fest Ergründete von dem bloß Wahrscheinlichen trennt, und sich täglich durch Erweiterung und Berichtigung ihrer Ansichten vervollkommnet.

12 Eine solche rohe Anhäufung physischer Dogmen, welche ein Jahrhundert dem andern überliefert und aufdringt, wird aber nicht bloß schädlich, weil sie einzelne Irrtümer nährt, weil sie hartnäckig wie das Zeugnis schlecht beobachteter Thatsachen ist; nein, sie hindert auch jede großartige Betrachtung des Weltbaus. Statt den *mittleren* Zustand zu erforschen, um welchen, bei der scheinbaren Ungebundenheit der Natur, alle Phänomene innerhalb enger Grenzen oscillieren, erkennt sie nur die Ausnahmen von den Gesetzen; sie sucht andere Wunder in den Erscheinungen und Formen als die der geregelten und fortschreitenden Entwickelung. Immer ist sie geneigt die Kette der Naturbegebenheiten zerrissen zu wähnen, in der Gegenwart die Analogie mit der Vergangen-

Digitized by Google

heit zu verkennen; und spielend, bald in den fernen Himmelsräumen, bald im Innern des Erdkörpers, die Ursache jener erdichteten Störungen der Weltordnung aufzufinden. Sie führt ab von den Ansichten der vergleichenden Erdkunde, die, wie Karl Ritters großes und geistreiches Werk bewiesen hat, nur dann Gründlichkeit erlangt, wenn die ganze Masse von Thatsachen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen gesammelt worden sind, mit Einem Blicke umfaßt, dem kombinierenden Verstande zu Gebote steht.

Es ist ein besonderer Zweck dieser Unterhaltungen über die Natur, einen 13
Teil der Irrtümer, die aus roher und unvollständiger Empirie entsprungen sind und vorzugsweise in den höheren Volksklassen (oft neben einer ausgezeichneten litterarischen Bildung) fortleben, zu berichtigen und so den Genuß der Natur durch tiefere Einsicht in ihr inneres Wesen zu vermehren. Das Bedürfnis eines solchen veredelten Genusses wird allgemein gefühlt; denn ein eigener Charakter unseres Zeitalters spricht sich in dem Bestreben aller gebildeten Stände aus, das Leben durch einen größeren Reichtum von Ideen zu verschönern. Der ehrenvolle Anteil, welcher meinen Vorträgen in zwei Hörsälen dieser Hauptstadt geschenkt wird, zeugt für die Lebendigkeit eines solchen Bestrebens.

Ich kann daher der Besorgnis nicht Raum geben, zu welcher Beschrän- 14
kung oder eine gewisse sentimentale Trübheit des Gemüts zu leiten scheinen: der Besorgnis, daß, bei jedem Forschen in das innere Wesen der Kräfte, die Natur von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnisvollen und Erhabenen verliere. Allerdings wirken Kräfte, im eigentlichen Sinne des Worts, nur dann magisch, wie im Dunkel einer geheimnisvollen Macht, wenn ihr Wirken außerhalb des Gebietes allgemein erkannter Naturbedingungen liegt. Der Beobachter, der durch ein Heliometer oder einen prismatischen Doppelspat den Durchmesser der Planeten bestimmt, jahrelang die Meridianhöhe desselben Sternes mißt, zwischen dichtgedrängten Nebelflecken teleskopische Kometen erkennt; fühlt (und es ist ein Glück für den sichern Erfolg dieser Arbeit) seine Phantasie nicht mehr angeregt als der beschreibende Botaniker, so lange er die Kelcheinschnitte und die Staubfäden einer Blume zählt, und in der Struktur eines Laubmooses die einfachen oder doppelten, die freien oder ringförmig verwachsenen Zähne der Samenkapsel untersucht; aber das Messen und Auffinden numerischer Verhältnisse, die sorgfältigste Beobachtung des Einzelnen bereitet zu der höheren Kenntnis des Naturganzen und der Weltgesetze vor. Dem Physiker, welcher (wie Thomas Young, Arago und Fresnel) die ungleich langen Ströme der durch Interferenz sich vernichtenden oder verstärkenden Lichtwellen mißt; dem Astronomen, der mittelst der raumdurchdringenden Kraft der Fernröhre nach den Monden des Uranus am äußersten Rande un-

Digitized by Google

seres Sonnensystems forscht, oder (wie Herschel, South und Struve) aufglimmende Lichtpunkte in farbige Doppelsterne zerlegt; dem eingeweihten Blick des Botanikers, welcher die chara-artig kreisende Bewegung der Saftkügelchen in fast allen vegetabilischen Zellen, die Einheit der Gestaltung, das ist die Verkettung der Formen in Geschlechtern und natürlichen Familien, erkennt: gewähren die Himmelsräume, wie die blütenreiche Pflanzendecke der Erde, gewiß einen großartigeren Anblick als dem Beobachter, dessen Naturssinn noch nicht durch die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen geschärft ist. Wir können daher dem geistreichen Burke nicht beipflichten, wenn er behauptet, daß „aus der Unwissenheit von den Dingen der Natur allein die Bewunderung und das Gefühl des Erhabenen entstehe."

Während die gemeine Sinnlichkeit die leuchtenden Gestirne an ein krystallenes Himmelsgewölbe heftet, erweitert der Astronom die räumliche Ferne; er begrenzt unsere Weltengruppe, nur um jenseits andere und andere ungezählte Gruppen (eine aufglimmende Inselflur) zu zeigen. Das Gefühl des Erhabenen, insofern es aus der einfachen Naturanschauung der Ausdehnung zu entspringen scheint, ist der feierlichen Stimmung des Gemüts verwandt, welche dem Ausdruck des Unendlichen und Freien in den Sphären ideeller Subjektivität, in dem Bereich des Geistigen angehört. Auf dieser Verwandtschaft, dieser Bezüglichkeit der sinnlichen Eindrücke beruht der Zauber des Unbegrenzten: sei es auf dem Ozean und im Luftmeere, wo dieses eine isolierte Bergspitze umgiebt; sei es im Weltraume, in den die nebelauflösende Kraft großer Fernröhre unsere Einbildungskraft tief und ahnungsvoll versenkt.

Zu den Besorgnissen über den Verlust eines freien Naturgenusses unter dem Einfluß denkender Betrachtung oder wissenschaftlicher Erkenntnis gesellen sich auch die, welche aus dem, nicht allen erreichbaren Maße dieser Erkenntnis oder dem Umfange derselben geschöpft werden. In dem wundervollen Gewebe des Organismus, in dem ewigen Treiben und Wirken der lebendigen Kräfte führt allerdings jedes tiefere Forschen an den Eingang neuer Labyrinthe. Aber gerade diese Mannigfaltigkeit unbetretener, vielverschlungener Wege erregt auf allen Stufen des Wissens freudiges Erstaunen. Jedes Naturgesetz, das sich dem Beobachter offenbart, läßt auf ein höheres, noch unerkanntes schließen; denn die Natur ist, wie Carus trefflich sagt, und wie das Wort selbst dem Römer und dem Griechen andeutete, „das ewig Wachsende, ewig im Bilden und Entfalten Begriffene." Der Kreis der organischen Typen erweitert sich, je mehr die Erdräume auf Land- und Seereisen durchsucht, die lebendigen Organismen mit den abgestorbenen verglichen, die Mikroskope vervollkommnet und verbreitet werden. In der Mannigfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Lebensgebilde erneuert sich unablässig das

Digitized by Google

Urgeheimnis aller Gestaltung, ich sollte sagen: das von Goethe so glücklich behandelte Problem der Metamorphose; eine Lösung, die dem Bedürfnis nach einem idealen Zurückführen der Formen auf gewisse Grundtypen entspricht. Mit wachsender Einsicht vermehrt sich das Gefühl von der Unermeßlichkeit des Naturlebens; man erkennt, daß auf der Feste, in der Lufthülle, welche die Feste umgiebt, in den Tiefen des Ozeans, wie in den Tiefen des Himmels, dem kühnen wissenschaftlichen Eroberer, auch nach Jahrtausenden, nicht „der Weltraum fehlen wird."

15.

Über die Gesetze der Organisation überhaupt, insofern wir sie bei Konstruktion des Typus vor Augen haben sollen.

Von Goethe.

Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. (1796.) III. — In der Hempelschen Ausgabe Bd. 33 S. 265 ff.

Um uns den Begriff organischer Wesen zu erleichtern, werfen wir einen 1
Blick auf die Mineralkörper. Diese, in ihren mannigfaltigen Grundteilen so fest und unerschütterlich, scheinen in ihren Verbindungen, die zwar auch nach Gesetzen geschehen, weder Grenze noch Ordnung zu halten. Die Bestandteile trennen sich leicht, um wieder neue Verbindungen einzugehen; diese können abermals aufgehoben werden, und der Körper, der erst zerstört schien, liegt wieder in seiner Vollkommenheit vor uns. So vereinen und trennen sich die einfachen Stoffe, zwar nicht nach Willkür, aber doch mit großer Mannigfaltigkeit, und die Teile der Körper, welche wir unorganisch nennen, sind, ohngeachtet ihrer Anneigung zu sich selbst, doch immer wie in einer suspendierten Gleichgültigkeit, indem die nächste, nähere oder stärkere Verwandtschaft sie aus dem vorigen Zusammenhange reißt und einen neuen Körper darstellt, dessen Grundteile, zwar unveränderlich, doch wieder auf eine neue oder, unter anderen Umständen, auf eine Rückzusammensetzung zu warten scheinen.

Zwar bemerkt man, daß die mineralischen Körper, insofern sie ähnliche 2
oder verschiedene Grundteile enthalten, auch in sehr abwechselnden Gestalten erscheinen; aber eben diese Möglichkeit, daß der Grundteil einer neuen Ver-

Digitized by Google

bindung unmittelbar auf die Gestalt wirke und sie sogleich bestimme, zeigt das Unvollkommene dieser Verbindung, die auch ebenso leicht wieder aufgelöst werden kann.

3 So sehen wir gewisse Mineralkörper bloß durch das Eindringen fremder Stoffe entstehen und vergehen: schöne durchsichtige Krystalle zerfallen zu Pulver, wenn ihr Krystallisationswasser verraucht, und — ein entfernter liegendes Beispiel sei erlaubt — die zu Borsten und Haaren durch den Magnet vereinigten Eisenspäne zerfallen wieder in ihren einzelnen Zustand, sobald der mächtig verbindende Einfluß entzogen wird.

4 Das Hauptkennzeichen der Mineralkörper, auf das wir hier gegenwärtig Rücksicht zu nehmen haben, ist die Gleichgültigkeit ihrer Teile in Absicht auf ihr Zusammensein, ihre Ko- oder Subordination. Sie haben nach ihrer Grundbestimmung gewisse stärkere oder schwächere Verhältnisse, die, wenn sie sich zeigen, wie eine Art von Neigung aussehen, deswegen die Chemiker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei solchen Verwandtschaften zuschreiben, und doch sind es oft nur äußere Determinationen, die sie da- oder dorthin stoßen oder reißen, wodurch die Mineralkörper hervorgebracht werden, ob wir ihnen gleich den zarten Anteil, der ihnen an dem allgemeinen Lebenshauche der Natur gebührt, keineswegs absprechen wollen.

5 Wie sehr unterscheiden sich dagegen organische Wesen, auch nur unvollkommene! Sie verarbeiten zu verschiedenen bestimmten Organen die in sich aufgenommene Nahrung, und zwar, das übrige absondernd, nur einen Teil derselben. Diesem gewähren sie etwas Vorzügliches und Eigenes, indem sie manches mit manchem auf das innigste vereinen und so den Gliedern, zu denen sie sich hervorbilden, eine das mannigfaltigste Leben bezeugende Form verleihen, die, wenn sie zerstört ist, aus den Überresten nicht wiederhergestellt werden kann.

6 Vergleichen wir nun diese unvollkommenen Organisationen mit den vollkommneren, so finden wir, daß jene, wenn sie auch die elementaren Einflüsse mit einer gewissen Gewalt und Eigenheit verarbeiten, doch die daraus entstandenen organischen Teile nicht zu der hohen Determination und Festigkeit erheben können, als es von den vollkommneren Tiernaturen geschieht. So wissen wir, um nicht tiefer herabzusteigen, daß z. B. die Pflanzen, indem sie sich in einer gewissen Folge ausbilden, ein und dasselbe Organ unter höchst verschiedenen Gestalten darstellen.

7 Die genaue Kenntnis der Gesetze, wonach diese Metamorphose geschieht, wird die botanische Wissenschaft, sowohl insofern sie nur beschreibt, als insofern sie in die innere Natur der Pflanzen einzudringen gedenkt, gewiß weiter bringen.

Digitized by Google

Hier ist davon nur so viel zu bemerken: die uns in die Sinne fallenden 8
organischen Teile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel,
die verschiedensten Hüllen, und was sonst an ihr bemerkt werden mag, sind
alles identische Organe, die, durch eine Succession von vegetativen Operationen,
nach und nach so sehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinangetrieben werden.

Einerlei Organ kann als zusammengesetztestes Blatt ausgebildet und als 9
Stipula in die größte Einfalt zurückgezogen werden. Ebendasselbe Organ
kann sich nach verschiedenen Umständen zu einer Tragknospe oder zu einem
unfruchtbaren Zweige entwickeln. Der Kelch, indem er sich übereilt, kann zur
Krone werden, und die Krone kann sich rückwärts dem Kelche nähern. Da-
durch werden die mannigfaltigsten Bildungen der Pflanzen möglich, und der-
jenige, der bei seinen Beobachtungen diese Gesetze immer vor Augen hat, wird
davon große Erleichterung und Vorteil ziehen.

Daß man bei der Geschichte der Insekten auf die Metamorphose der- 10
selben genau Rücksicht zu nehmen habe, und daß man ohne diesen Begriff
die Ökonomie der Natur in diesem Reiche keineswegs übersehen könne, war
auffallender und ist früher beherzigt worden. Die Verwandlung der Insekten
an und für sich genau zu betrachten und mit der Pflanzenverwandlung zu
vergleichen, wird ein sehr angenehmes Geschäft sein; gegenwärtig davon nur
so viel, als zu unserem Zwecke dient.

Die Pflanze erscheint fast nur einen Augenblick als Individuum, und 11
zwar da, wenn sie sich als Samenkorn von der Mutterpflanze loslöst. In
dem Verfolg des Keimens erscheint sie schon als ein Vielfaches, an welchem
nicht allein ein identischer Teil aus identischen Teilen entspringt, sondern
auch diese Teile durch Succession verschieden ausgebildet werden, so daß ein
mannigfaltiges, scheinbar verbundenes Ganze zuletzt vor unseren Augen dasteht.

Allein daß dieses scheinbare Ganze aus sehr unabhängigen Teilen bestehe, 12
giebt teils der Augenschein, teils die Erfahrung; denn Pflanzen, in viele
Teile getrennt und zerrissen, werden wieder als ebensoviele scheinbare Ganze
aus der Erde hervorsprossen.

An dem Insekt hingegen zeigt sich uns ein anderer Fall. Das von der 13
Mutter losgetrennte, abgeschlossene Ei manifestiert sich schon als Individuum;
der herauskriechende Wurm ist gleichfalls eine isolierte Einheit; seine Teile
sind nicht allein verknüpft, nach einer gewissen Reihe bestimmt und geordnet,
sondern sie sind auch einander subordiniert; sie werden, wo nicht von einem
Willen geleitet, doch von einer Begierde angeregt. Hier ist ein ausgesprochenes
Oben und Unten, ein entschiedenes Vorn und Hinten; die sämtlichen Organe
sind nach einer gewissen Reihe entwickelt, so daß keins an die Stelle des
anderen treten kann.

Digitized by Google

14 Indeſſen iſt die Raupe ein unvollkommenes Geſchöpf, ungeſchickt zur notwendigſten aller Funktionen, zur Fortpflanzung, wohin ſie auf dem Wege der Verwandlung nur gelangen kann.

15 Bei der Pflanze bemerken wir Succeſſionen der Zuſtände mit Zuſammenſein verknüpft. Die Stengel beſtehen von der Wurzel auf, indem ſich die Blume ſchon entwickelt; das Zeugungsgeſchäft geht vor ſich, und die früheren, vorbereitenden Organe zeigen ſich noch kräftig und lebendig; nur alsdann erſt, wenn der befruchtete Same ſeiner Reife ſich nähert, welkt das Ganze zuſammen.

16 Bei dem Inſekt iſt es ganz anders. Eine jede Haut, die es abwirft, läßt es alsbald hinter ſich, und aus der letzten Raupenhülle ſchlüpft ein entſchieden abgeſondertes Geſchöpf; jeder folgende Zuſtand iſt von dem vorhergehenden getrennt, kein Rückſchritt möglich. Der Schmetterling kann ſich nur aus der Raupe, die Blume hingegen aus und an der Pflanze entwickeln.

17 Betrachten wir nun die Geſtalt der Raupe gegen die Geſtalt des Schmetterlings, ſo finden wir folgenden Hauptunterſchied zwiſchen beiden. Die Raupe beſteht, wie ein anderer gegliederter Wurm, aus Teilen, die einander ziemlich ähnlich ſind, wenn ſich auch Kopf und Hinterteil einigermaßen auszeichnen. Die vorderen Füße ſind wenig von den hinteren Wärzchen verſchieden und die Körper in ziemlich gleiche Ringe geteilt.

18 Durch das fortſchreitende Wachstum wird eine Haut nach der anderen zerſprengt und abgelegt. Die folgende ſcheint ſich erſt wieder zu erzeugen, um, wenn ſie, zu weit ausgedehnt, keine Elaſtizität mehr hat, abermals zu zerſpringen und abzufallen. Die Raupe wird immer größer, ohne ihre Geſtalt eigentlich zu verändern. Nun kömmt ihr Wachstum endlich auf den Punkt, auf dem es nicht weiter kann, und ſo geht eine ſonderbare Veränderung vor in dem Geſchöpf. Es ſucht ſich eines gewiſſen Geſpinſtes zu entledigen, das zu den Syſtemen ſeines Körpers gehörte, wobei das Ganze, wie es ſcheint, zugleich von allem Überflüſſigen des der Verwandlung in edlere Organe Entgegenſtehenden gereinigt wird.

19 Nach Maßgabe dieſer Ausleerung nimmt der Körper an Länge ab, an Breite jedoch nicht verhältnismäßig zu, und indem er in dieſem Zuſtande ſeine Haut abwirft, befindet ſich darunter, nicht wie ſonſt ein dem ehemaligen Tiere ähnliches, ſondern ein ganz verſchiedenes Geſchöpf.

20 Bei einer weiteren Ausführung der Metamorphoſe der Inſekten müſſen nun auch die unterſchiedenen Charaktere beider Zuſtände umſtändlicher angezeigt werden. Hier wenden wir uns, unſerer Abſicht gemäß, ſogleich zu den Schmetterlingen und finden einen ſehr wichtigen Unterſchied gegen die Raupe. Der Körper beſteht nicht mehr aus ähnlichen Teilen; die verſchiedenen

Digitized by Google

Ringe haben sich in Systeme zusammengeordnet, teils sind sie völlig verschwunden, teils noch kenntlich. Wir sehen drei entschiedene Abteilungen, das Haupt mit seinen Hilfsorganen, die Brust mit den übrigen und den Leib, an welchem ebenfalls die Organe seiner Bestimmung sich ausgebildet haben. Ob wir nun gleich dem Wurme seine Individualität nicht absprechen konnten, so erschien er uns deswegen doch so unvollkommen, weil seine Teile gegen einander in einem gleichgültigen Verhältnisse standen, einer ohngefähr an Wert und Würde so viel als der andere besaß und vermochte, woraus denn nichts als höchstens Nahrung und Wachstum und gemeine Absonderung entsprang, dagegen jene Absonderungen der Gefäße und Säfte, wodurch ein neues Individuum erst hervorspringen kann, in diesem Zustande nicht möglich war. Nur erst dann, wenn durch eine langsame heimliche Wirkung die verwandlungsfähigen Organe zu ihrer höchsten Vollkommenheit gediehen, wenn bei der gehörigen Temperatur die nötige Ausleerung und Austrocknung vor sich gegangen, dann sind die Glieder geeignet, sich zu entscheiden, aus ihrem früheren Verhältnis tretend, sich von einander aufs möglichste abzusondern, ohngeachtet ihrer innerlichen Verwandtschaft bestimmte, entgegengesetzte Charaktere anzunehmen und, indem sie sich in Systeme zusammendrängen, die mannigfaltigen energischen Operationen des Lebens möglich zu machen.

So ein unvollkommenes und vergängliches Geschöpf ein Schmetterling 21
in seiner Art, verglichen mit den Säugetieren, auch sein mag, so zeigt er uns doch durch seine Verwandlung, die er vor unsern Augen vornimmt, den Vorzug eines vollkommneren Tiers vor einem unvollkommneren; die Entschiedenheit ist es seiner Teile, die Sicherheit, daß keiner für den andern gesetzt, noch genommen werden kann, jeder vielmehr zu seiner Funktion bestimmt und bei derselben auf immer festgehalten bleibt.

Nun wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Erfahrungen 22
thun, die uns belehren, daß manche Tiere ganze verlorene Gliedmaßen wieder ersetzen können. Dieser Fall kann jedoch nur bei Geschöpfen, deren Glieder gleichgültig sind, wo eins in die Wirkung und Würde des andern nachrücken kann, eintreten, oder bei solchen, deren Natur, wie der Amphibien, durch das Element, in welchem sie leben, weicher, schwebender, nachgiebiger erhalten wird.

Daher entspringt aus der völligen Entschiedenheit der Glieder die Würde 23
der vollkommensten Tiere und besonders des Menschen. Hier hat, in der regelmäßigsten Organisation, alles bestimmte Form, Stelle, Zahl, und was auch die mannigfaltige Thätigkeit des Lebens für Abweichungen hervorbringen mag, wird das Ganze sich immer wieder in sein Gleichgewicht stellen.

Hätten wir aber nötig gehabt, uns durch die Betrachtung der Pflanzen- 24

Digitized by Google

und Insekten-Metamorphose heraufzuwinden, wenn wir nicht hoffen könnten, dadurch auch über die Gestalt der vollkommneren Tiere einigen Aufschluß zu erhalten?

25 Wir haben dort gesehen, daß aller Betrachtung über Pflanzen und Insekten der Begriff einer successiven Verwandlung identischer Teile neben oder nach einander zum Grunde liegen müsse, und nun wird es uns beim Untersuchen des Tierkörpers zum größten Vorteil gereichen, wenn wir uns den Begriff einer gleichzeitigen, von der Zeugung an schon bestimmten Metamorphose aneignen können.

26 So ist z. B. in die Augen fallend, daß sämtliche Wirbelknochen eines Tieres einerlei Organe sind, und doch würde, wer den ersten Halsknochen mit einem Schwanzknochen unmittelbar vergliche, nicht eine Spur von Gestaltsähnlichkeit finden.

27 Da wir nun hier identische und doch so sehr verschiedene Teile vor Augen sehen und uns ihre Verwandtschaft nicht leugnen können, so haben wir, indem wir ihren organischen Zusammenhang betrachten, ihre Berührung untersuchen und nach wechselseitiger Einwirkung forschen, sehr schöne Aufschlüsse zu erwarten.

28 Denn eben dadurch wird die Harmonie des organischen Ganzen möglich, daß es aus identischen Teilen besteht, die sich in sehr zarten Abweichungen modifizieren. In ihrem Innersten verwandt, scheinen sie sich in Gestalt, Bestimmung und Wirkung aufs weiteste zu entfernen, ja sich einander entgegenzusetzen, und so wird es der Natur möglich, die verschiedensten und doch nahe verwandten Systeme durch Modifikation ähnlicher Organe zu erschaffen und in einander zu verschlingen.

29 Die Metamorphose jedoch wirkt bei vollkommneren Tieren auf zweierlei Art: erstlich daß, wie wir oben bei den Wirbelknochen gesehen, identische Teile, nach einem gewissen Schema durch die bildende Kraft auf die beständigste Weise verschieden umgeformt werden, wodurch der Typus im allgemeinen möglich wird; zweitens, daß die in dem Typus benannten einzelnen Teile durch alle Tiergeschlechter und -arten immerfort verändert werden, ohne daß sie doch jemals ihren Charakter verlieren können.

30 Zum Beispiel des ersten wiederholen wir das von den Wirbelknochen Hergenommene, deren jeder von den Halsknochen bis zu den Schwanzknochen seinen eigenen Charakter hat. Zum Beispiel des andern führen wir an, daß den ersten und zweiten Halsknochen jedermann durch alle Tiere ohnerachtet der außerordentlichen Abweichung erkennen werde, sowie der aufmerksame und fleißige Beobachter sich auch auf eben diese Weise durch alle Wechselgestalten durchzufinden hat.

Digitized by Google

Wir wiederholen also, daß die Beschränktheit, Bestimmtheit und All- 31
gemeinheit der durch die Fortpflanzung schon entschiedenen simultanen Metamorphose den Typus möglich macht, daß aber aus der Versatilität dieses Typus, in welchem die Natur, ohne jedoch aus dem Hauptcharakter der Teile herauszugehen, sich mit großer Freiheit bewegen kann, die vielen Geschlechter und Arten der vollkommneren Tiere, die wir kennen, durchgängig abzuleiten sind.

16.

Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft.

Von Hermann von Helmholtz.

Akademische Festrede gehalten zu Heidelberg am 22. Novbr. 1862 bei Antritt des Prorektorats. — „Vorträge und Reden" (zugleich dritte Auflage der „Populären wissenschaftlichen Vorträge" des Verfassers), I (Braunschweig 1884), S. 117—145.

Hochgeehrte Versammlung!

Unsere Universität erneuert in der jährlichen Wiederkehr des heutigen 1
Tages die dankbare Erinnerung an einen erleuchteten Fürsten dieses Landes, Karl Friedrich, der während einer Zeit, wo die ganze alte Ordnung Europas umzustürzen schien, eifrig und im edelsten Sinne bemüht war das Wohl und die geistige Entwickelung seines Volkes zu befördern, und der es richtig zu erkennen wußte, daß die Erneuerung und Wiederbelebung dieser Universität eines der Hauptmittel zur Erreichung seiner wohlwollenden Absichten sein würde. Indem ich an einem solchen Tage von diesem Platze aus als Stellvertreter unserer gesamten Universität zu der gesamten Universität zu sprechen habe, ziemt es sich wohl einen Blick auf den Zusammenhang der Wissenschaften und ihres Studiums im ganzen zu werfen, soweit dies von dem beschränkten Standpunkte aus möglich ist, den der einzelne einnimmt.

Wohl kann es in jetziger Zeit so scheinen, als ob die gemeinsamen Be- 2
ziehungen aller Wissenschaften zu einander, um derentwillen wir sie unter dem Namen einer Universitas litterarum zu vereinigen pflegen, lockerer als je geworden seien. Wir sehen die Gelehrten unserer Zeit vertieft in ein Detailstudium von so unermeßlicher Ausdehnung, daß auch der größte Polyhistor nicht mehr daran denken kann, mehr als ein kleines Teilgebiet der

Digitized by Google

heutigen Wissenschaft in seinem Kopfe zu beherbergen. Den Sprachforscher der drei letztvergangenen Jahrhunderte beschäftigte das Studium des Griechischen und Lateinischen schon genügend; nur für unmittelbar praktische Zwecke lernte man vielleicht noch einige europäische Sprachen. Jetzt hat sich die vergleichende Sprachforschung keine geringere Aufgabe gestellt, als die, alle Sprachen aller menschlichen Stämme kennen zu lernen, um an ihnen die Gesetze der Sprachbildung selbst zu ermitteln, und mit dem riesigsten Fleiße hat sie sich an ihre Arbeit gemacht. Selbst innerhalb der klassischen Philologie beschränkt man sich nicht mehr darauf, diejenigen Schriften zu studieren, welche durch ihre künstlerische Vollendung, durch die Schärfe ihrer Gedanken oder die Wichtigkeit ihres Inhalts die Vorbilder der Poesie und Prosa für alle Zeit geworden sind; man weiß, daß jedes verlorene Bruchstück eines alten Schriftstellers, jede Notiz eines pedantischen Grammatikers oder eines byzantinischen Hofpoeten, jeder zerbrochene Grabstein eines römischen Beamten, der sich in einem unbekannten Winkel Ungarns, Spaniens oder Afrikas vorfindet, eine Nachricht oder ein Beweisstück enthalten kann, welches an seiner Stelle wichtig sein möchte, und so ist denn wieder eine andere Zahl von Gelehrten mit der Ausführung des riesigen Unternehmens beschäftigt, alle Reste des klassischen Altertums, welcher Art sie sein mögen, zu sammeln und zu katalogisieren, damit sie zum Gebrauch bereit seien. Nehmen Sie dazu das historische Quellenstudium, die Durchmusterung der in den Archiven der Staaten und der Städte aufgehäuften Pergamente und Papiere, das Zusammenlesen der in Memoiren, Briefsammlungen und Biographien zerstreuten Notizen, und die Entzifferung der in den Hieroglyphen und Keilschriften niedergelegten Dokumente; nehmen Sie dazu die noch immer an Umfang schnell wachsenden systematischen Übersichten der Mineralien, der Pflanzen und Tiere, der lebenden wie der vorsündflutlichen, so entfaltet sich vor unserem Blicke eine Masse gelehrten Wissens, welche uns schwindeln macht. In allen diesen Wissenschaften nimmt der Kreis der Forschung noch fortdauernd in demselben Maße zu, als die Hilfsmittel der Beobachtung sich verbessern, ohne daß ein Ende abzusehen ist. Der Zoolog der vergangenen Jahrhunderte war meist zufrieden, wenn er die Zähne, die Behaarung, die Bildung der Füße und andere äußerliche Kennzeichen eines Tieres beschrieben hatte. Der Anatom dagegen beschrieb die Anatomie des Menschen allein, soweit er sie mit dem Messer, der Säge und dem Meißel, oder etwa mit Hilfe von Injektionen der Gefäße ermitteln konnte. Das Studium der menschlichen Anatomie galt schon als ein entsetzlich weitläuftiges und schwer zu erlernendes Gebiet. Heutzutage begnügt man sich nicht mehr mit der sogenannten gröberen menschlichen Anatomie, welche fast,

Digitized by Google

wenn auch mit Unrecht, als ein erschöpftes Gebiet angesehen wird, sondern die vergleichende Anatomie, d. h. die Anatomie aller Tiere, und die mikroskopische Anatomie, also Wissenschaften von einem unendlich breiteren Inhalte, sind hinzugekommen und absorbieren das Interesse der Beobachter.

Die vier Elemente des Altertums und der mittelalterlichen Alchymie 3
sind in unserer jetzigen Chemie auf 64*) gewachsen; die drei letzten von ihnen sind nach einer an unserer Universität entdeckten Methode aufgefunden worden, welche noch viele ähnliche Funde in Aussicht stellt. Aber nicht bloß die Zahl der Elemente ist außerordentlich gewachsen, auch die Methoden, komplizierte Verbindungen derselben herzustellen, haben solche Fortschritte gemacht, daß die sogenannte organische Chemie, welche nur die Verbindungen des Kohlenstoffs mit Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und mit einigen wenigen anderen Elementen umfaßt, schon wieder eine Wissenschaft für sich geworden ist.

„So viel Stern' am Himmel stehen" war in alter Zeit der natürliche 4
Ausdruck für eine Zahl, welche alle Grenzen unseres Fassungsvermögens übersteigt; Plinius findet es ein an Vermessenheit streifendes Unternehmen des Hipparch (rem etiam Deo improbam), daß er die Sterne zu zählen und ihre Örter einzeln abzumessen unternommen habe. Und doch liefern die bis zum 17. Jahrhundert ohne Hilfe von Fernröhren angefertigten Sternverzeichnisse nur 1000 bis 1500 Sterne erster bis fünfter Größe. Gegenwärtig ist man an mehreren Sternwarten beschäftigt, diese Kataloge bis zur zehnten Größe fortzusetzen, was eine Gesamtzahl von etwa 200000 Fixsternen über den ganzen Himmel ergeben wird, welche alle aufgezeichnet, und deren Örter messend bestimmt werden sollen. Die nächste Folge dieser Untersuchungen ist dann auch die Möglichkeit gewesen, eine große Menge neuer Planeten zu entdecken, von denen vor 1781 nur 6 bekannt waren, im gegenwärtigen Augenblicke dagegen 75**).

Wenn wir diese riesige Thätigkeit in allen Zweigen überblicken, so können 5
uns die verwegenen Anschläge der Menschen wohl in ein erschrecktes Staunen versetzen, wie den Chor in der Antigone, wo er ausruft:

Πολλὰ τὰ δεινά, κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.

„Vieles ist erstaunlich, aber nichts erstaunlicher als der Mensch."

Wer soll noch das Ganze übersehen, wer die Fäden des Zusammen- 6

*) Mit dem seitdem entdeckten Indium jetzt 65.

**) Am 11. Mai 1883 ist schon der 233ste der kleinen Planeten entdeckt worden. Die Zahl derselben wächst alljährlich.

Digitized by Google

hangs in der Hand behalten und sich zurecht finden? Die natürliche Folge davon tritt zunächst darin hervor, daß jeder einzelne Forscher ein immer kleiner werdendes Gebiet zu seiner eigenen Arbeitsstätte zu wählen gezwungen ist und nur unvollständige Kenntnisse von den Nachbargebieten sich bewahren kann. Wir sind jetzt geneigt zu lachen, wenn wir hören, daß im 17. Jahrhundert Keppler als Professor der Mathematik und Moral nach Grätz berufen wurde, oder daß am Anfange des 18. Jahrhunderts Boerhave zu Leyden gleichzeitig die Professuren der Botanik, Chemie und klinischen Medicin inne hatte, worin natürlich damals auch noch die Pharmacie eingeschlossen war. Jetzt brauchen wir mindestens vier, an vollständig besetzten Universitäten sogar sieben bis acht Lehrer um alle diese Fächer zu vertreten. Ähnlich ist es in den anderen Disziplinen.

7 Ich habe um so mehr Veranlassung die Frage nach dem Zusammenhange der verschiedenen Wissenschaften hier zu erörtern, als ich selbst dem Kreise der Naturwissenschaften angehöre, und man die Naturwissenschaften in neuerer Zeit gerade am meisten beschuldigt hat, einen isolierten Weg eingeschlagen zu haben und den übrigen Wissenschaften, die durch gemeinsame philologische und historische Studien unter einander verbunden sind, fremd geworden zu sein. Ein solcher Gegensatz ist in der That eine Zeit lang fühlbar gewesen und scheint mir namentlich unter dem Einflusse der Hegelschen Philosophie sich entwickelt zu haben, oder durch diese Philosophie mindestens klarer als vorher an das Licht gezogen worden zu sein. Denn am Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Einflusse der Kantschen Lehre war eine solche Trennung noch nicht ausgesprochen; diese Philosophie stand vielmehr mit den Naturwissenschaften auf genau gleichem Boden, wie am besten Kants eigene naturwissenschaftliche Arbeiten zeigen, namentlich seine auf Newtons Gravitationsgesetz gestützte kosmogonische Hypothese, welche später unter Laplace's Namen ausgebreitete Anerkennung erhalten hat. Kants kritische Philosophie ging nur darauf aus, die Quellen und die Berechtigung unseres Wissens zu prüfen und den einzelnen übrigen Wissenschaften gegenüber den Maßstab für ihre geistige Arbeit aufzustellen. Ein Satz, der a priori durch reines Denken gefunden war, konnte nach seiner Lehre immer nur eine Regel für die Methode des Denkens sein, aber keinen positiven und realen Inhalt haben. Die Identitätsphilosophie war kühner. Sie ging von der Hypothese aus, daß auch die wirkliche Welt, die Natur und das Menschenleben das Resultat des Denkens eines schöpferischen Geistes sei, welcher Geist seinem Wesen nach als dem menschlichen gleichartig betrachtet wurde. Sonach schien der menschliche Geist es unternehmen zu können, auch ohne durch äußere Erfahrungen dabei geleitet zu sein, die Gedanken des Schöpfers nachzudenken und

Digitized by Google

durch eigene innere Thätigkeit dieselben wiederzufinden. In diesem Sinne ging nun die Identitätsphilosophie darauf aus, die wesentlichen Resultate der übrigen Wissenschaften a priori zu konstruieren. Es mochte dieses Geschäft mehr oder weniger gut gelingen in Bezug auf Religion, Recht, Staat, Sprache, Kunst, Geschichte, kurz in allen den Wissenschaften, deren Gegenstand sich wesentlich aus psychologischer Grundlage entwickelt, und die daher unter dem Namen der Geisteswissenschaften passend zusammengefaßt werden. Staat, Kirche, Kunst, Sprache sind dazu da, um gewisse geistige Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Wenn auch äußere Hindernisse, Naturkräfte, Zufall, Nebenbuhlerschaft anderer Menschen oft störend eingreifen, so werden schließlich doch die beharrlich das gleiche Ziel verfolgenden Bestrebungen des menschlichen Geistes über die planlos waltenden Hindernisse das Übergewicht erhalten und den Sieg erringen müssen. Unter diesen Umständen wäre es nicht gerade unmöglich, den allgemeinen Entwickelungsgang der Menschheit in Bezug auf die genannten Verhältnisse aus einem genauen Verständnis des menschlichen Geistes a priori vorzuzeichnen, namentlich wenn der Philosophierende schon ein breites empirisches Material vor sich hat, dem sich seine Abstraktionen anschließen können. Auch wurde Hegel in seinen Versuchen, diese Aufgabe zu lösen, wesentlich unterstützt durch die tiefen philosophischen Blicke in Geschichte und Wissenschaft, welche die Philosophen und Dichter der ihm unmittelbar vorausgehenden Zeit gethan hatten, und die er hauptsächlich nur zusammenzuordnen und zu verbinden brauchte, um ein durch viele überraschende Einsichten imponierendes System herzustellen. So gelang es ihm, bei der Mehrzahl der Gebildeten seiner Zeit einen enthusiastischen Beifall zu finden und überschwengliche Hoffnungen auf die Lösung der tiefsten Rätsel des Menschenlebens zu erregen; das letztere um so mehr, als der Zusammenhang des Systems durch eine sonderbar abstrakte Sprache verhüllt war, und vielleicht von wenigen seiner Verehrer wirklich verstanden und durchschaut worden ist.

Daß nun die Konstruktion der wesentlichen Hauptresultate der Geistes- 8
wissenschaften mehr oder weniger gut gelang, war immer noch kein Beweis für die Richtigkeit der Identitätshypothese, von der Hegels Philosophie ausging. Es wären im Gegenteil die Thatsachen der Natur das entscheidende Prüfungsmittel gewesen. Daß in den Geisteswissenschaften sich die Spuren der Wirksamkeit des menschlichen Geistes und seiner Entwickelungsstufen wiederfinden mußten, war selbstverständlich. Wenn aber die Natur das Resultat der Denkprozesse eines ähnlichen schöpferischen Geistes abspiegelte, so mußten sich die verhältnismäßig einfacheren Formen und Vorgänge der Natur um so leichter dem Systeme einordnen lassen. Aber hier gerade scheiterten die An-

Digitized by Google

strengungen der Identitätsphilosophie, wir dürfen wohl sagen, vollständig. Hegels Naturphilosophie erschien, den Naturforschern wenigstens, absolut sinnlos. Von den vielen ausgezeichneten Naturforschern jener Zeit fand sich nicht ein einziger, der sich mit den Hegelschen Ideen hätte befreunden können. Da andrerseits für Hegel es von besonderer Wichtigkeit war, gerade in diesem Felde sich Anerkennung zu erfechten, die er anderwärts so reichlich gefunden hatte, so folgte eine ungewöhnlich leidenschaftliche und erbitterte Polemik von seiner Seite, die namentlich gegen J. Newton, als den ersten und größten Repräsentanten der wissenschaftlichen Naturforschung, gerichtet war. Die Naturforscher wurden von den Philosophen der Borniertheit geziehen, die letzteren von den ersteren der Sinnlosigkeit. Die Naturforscher fingen nun an ein gewisses Gewicht darauf zu legen, daß ihre Arbeiten ganz frei von allen philosophischen Einflüssen gehalten seien, und es kam bald dahin, daß viele von ihnen, und zwar selbst Männer von hervorragender Bedeutung, alle Philosophie nicht nur als unnütz, sondern selbst als schädliche Träumerei verdammten. Wir können nicht leugnen, daß hierbei mit den ungerechtfertigten Ansprüchen, welche die Identitätsphilosophie auf Unterordnung der übrigen Disziplinen erhob, auch die berechtigten Ansprüche der Philosophie, nämlich die Kritik der Erkenntnisquellen auszuüben und den Maßstab der geistigen Arbeit festzustellen, über Bord geworfen wurden.

9 In den Geisteswissenschaften war der Verlauf ein anderer, wenn er auch schließlich ziemlich zu demselben Resultate führte. In allen Zweigen der Wissenschaft, für Religion, Staat, Recht, Kunst, Sprache, standen begeisterte Anhänger der Hegelschen Philosophie auf, welche die genannten Gebiete im Sinne des Systems zu reformieren und schnell auf spekulativem Wege Früchte einzusammeln suchten, denen man sich bis dahin nur langsam durch langwierige Arbeit genähert hatte. So stellte sich eine Zeit lang ein schneidender und scharfer Gegensatz zwischen den Naturwissenschaften auf der einen und den Geisteswissenschaften auf der andern Seite her, wobei den ersteren nicht selten der Charakter der Wissenschaft ganz abgesprochen wurde.

10 Freilich dauerte das gespannte Verhältnis in seiner ersten Bitterkeit nicht lange. Die Naturwissenschaften erwiesen vor jedermanns Augen durch eine schnell aufeinander folgende Reihe glänzender Entdeckungen und Anwendungen, daß ein gesunder Kern ungewöhnlicher Fruchtbarkeit in ihnen wohne; man konnte ihnen Achtung und Anerkennung nicht versagen. Und auch in den übrigen Gebieten des Wissens erhoben gewissenhafte Erforscher der Thatsachen bald ihren Widerspruch gegen den allzu kühnen Ikarusflug der Spekulation. Doch läßt sich auch ein wohlthätiger Einfluß jener philosophischen Systeme nicht verkennen; wir dürfen wohl nicht leugnen, daß seit dem Auftreten

Digitized by Google

Hegels und Schellings die Aufmerksamkeit der Forscher in den verschiedenen Zweigen der Geisteswissenschaften lebhafter und dauernder auf ihren geistigen Inhalt und Zweck gerichtet gewesen ist, als in den vorausgehenden Jahrhunderten vielleicht der Fall war; und die große Arbeit jener Philosophie ist deshalb nicht ganz vergebens gewesen.

In dem Maße nun, als die empirische Erforschung der Thatsachen auch 11
in den andern Wissenschaften wieder in den Vordergrund trat, ist nun allerdings der Gegensatz zwischen ihnen und den Naturwissenschaften gemildert worden. Indessen, wenn derselbe durch Einfluß der genannten philosophischen Meinungen auch in übertriebener Schärfe zum Ausdruck gekommen war, läßt sich doch nicht verkennen, daß ein solcher Gegensatz wirklich in der Natur der Dinge begründet ist und sich geltend macht. Es liegt ein solcher zum Teil in der Art der geistigen Arbeit begründet, zum Teil in dem Inhalt der genannten Fächer, wie es der Name der Natur- und Geisteswissenschaften schon andeutet. Der Physiker wird einige Schwierigkeit finden dem Philologen oder Juristen die Einsicht in einen verwickelten Naturprozeß zu eröffnen; er muß von ihnen dabei Abstraktionen von dem sinnlichen Schein und eine Gewandtheit in dem Gebrauche geometrischer und mechanischer Anschauungen verlangen, in denen ihm die andern nicht so leicht nachfolgen können. Andrerseits werden die Ästhetiker und Theologen den Naturforscher vielleicht zu mechanischen und materialistischen Erklärungen zu geneigt finden, die ihnen trivial erscheinen, und durch welche sie in der Wärme ihres Gefühls und ihrer Begeisterung gestört werden. Der Philolog und der Historiker, denen auch der Jurist und Theolog durch gemeinsame philologische und historische Studien eng verbunden sich anschließen, werden den Naturforscher auffallend gleichgültig gegen litterarische Schätze finden, ja vielleicht sogar gleichgültiger, als recht ist, für die Geschichte seiner eigenen Wissenschaft. Endlich ist nicht zu leugnen, daß sich die Geisteswissenschaften ganz direkt mit den teuersten Interessen des menschlichen Geistes und mit den durch ihn in die Welt eingeführten Ordnungen befassen, die Naturwissenschaften dagegen mit äußerem, gleichgültigem Stoff, den wir scheinbar nur des praktischen Nutzens wegen nicht umgehen können, der aber vielleicht kein unmittelbares Interesse für die Bildung des Geistes zu haben scheinen könnte.

Da nun die Sache so liegt, da sich die Wissenschaften in unendlich 12
viele Äste und Zweige gespalten haben, da lebhaft gefühlte Gegensätze zwischen ihnen entwickelt sind, da kein einzelner mehr das Ganze oder auch selbst nur einen erheblichen Teil des Ganzen umfassen kann, hat es noch einen Sinn, sie alle an denselben Anstalten zusammenzuhalten? Ist die Vereinigung der vier Fakultäten zu einer Universität nur ein Rest des Mittelalters? Manche

Digitized by Google

äußere Vorteile sind schon dafür geltend gemacht worden, daß man die Mediciner in die Spitäler der großen Städte schicke, die Naturforscher in die polytechnischen Schulen, und für die Theologen und Juristen besondere Seminare und Schulen errichte. Wir wollen hoffen, daß die deutschen Universitäten noch lange vor einem solchen Schicksale bewahrt bleiben mögen! Dadurch würde in der That der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Wissenschaften zerrissen werden, und wie wesentlich notwendig ein solcher Zusammenhang nicht nur in formeller Beziehung für die Erhaltung der wissenschaftlichen Arbeitskraft, sondern auch in materieller Beziehung für die Förderung der Ergebnisse dieser Arbeit sei, wird eine kurze Betrachtung zeigen.

13 Zunächst in formaler Beziehung. Ich möchte sagen, die Vereinigung der verschiedenen Wissenschaften ist nötig, um das gesunde Gleichgewicht der geistigen Kräfte zu erhalten. Jede einzelne Wissenschaft nimmt gewisse Geistesfähigkeiten besonders in Anspruch und kräftigt sie dem entsprechend durch anhaltendere Übung. Aber jede einseitige Ausbildung hat ihre Gefahr; sie macht unfähig für die weniger geübten Arten der Thätigkeit, beschränkt dadurch den Blick für den Zusammenhang des Ganzen; namentlich aber treibt sie auch leicht zur Selbstüberschätzung. Wer bemerkt, daß er eine gewisse Art geistiger Arbeit viel besser verrichtet als andere Menschen, vergißt leicht, daß er manches nicht leisten kann, was andere viel besser thun als er selbst; und Selbstüberschätzung — das vergesse niemand, der sich den Wissenschaften widmet — ist der größte und schlimmste Feind aller wissenschaftlichen Thätigkeit. Wie viele und große Talente haben nicht schon die dem Gelehrten vor allen Dingen nötige und so schwer zu übende Selbstkritik vergessen, oder sind ganz in ihrer Thätigkeit erlahmt, weil sie trockene emsige Arbeit ihrer selbst unwürdig glaubten und nur geistreiche Ideenkombinationen und weltumgestaltende Entdeckungen hervorzubringen bestrebt waren! Wie viele solche haben nicht in verbitterter und menschenfeindlicher Stimmung ein melancholisches Leben zu Ende geführt, weil ihnen die Anerkennung der Menschen fehlte, die natürlich durch Arbeit und Erfolge errungen werden muß, aber nicht dem bloß sich selbst bewundernden Genie gezollt zu werden pflegt. Und je isolierter der einzelne ist, desto leichter droht ihm eine solche Gefahr, während umgekehrt nichts belebender ist, als zur Anstrengung aller Kräfte genötigt zu sein, um sich die Anerkennung solcher Männer zu erringen, denen man selbst die höchste Anerkennung zu widmen sich gezwungen fühlt.

14 Wenn wir die Art der geistigen Thätigkeit in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft vergleichen, so zeigen sich gewisse durchgehende Unterschiede nach den Wissenschaften selbst, wenn auch daneben nicht zu verkennen ist, daß jedes einzelne ausgezeichnete Talent seine besondere individuelle Geistesrichtung

Digitized by Google

hat, wodurch es gerade für seine besondere Art von Thätigkeit vorzugsweise befähigt wird. Man braucht nur die Arbeiten zweier gleichzeitiger Forscher in ganz eng benachbarten Gebieten zu vergleichen, so wird man sich in der Regel überzeugen können, daß in dem Maße, als die Männer ausgezeichneter sind, desto bestimmter ihre geistige Individualität ausgesprochen ist, und desto weniger der eine imstande sein würde die Arbeiten des andern auszuführen. Bei der heutigen Gelegenheit kann es sich natürlich nur darum handeln, die allgemeinsten Unterschiede, welche die geistige Arbeit in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft darbietet, zu charakterisieren.

Ich habe an den riesenhaften Umfang des Materials unserer Wissen- 15
schaften erinnert. Zunächst ist klar, daß je riesenhafter dieser Umfang ist, eine desto bessere und genauere Organisation und Anordnung dazu gehört, um nicht im Labyrinth der Gelehrsamkeit sich hoffnungslos zu verlaufen. Je besser die Ordnung und Systematisierung ist, desto größer kann auch die Anhäufung der Einzelheiten werden, ohne daß der Zusammenhang leidet. Unsere Zeit kann eben soviel mehr im einzelnen leisten, weil unsere Vorgänger uns gelehrt haben, wie die Organisation des Wissens einzurichten ist.

Diese Organisation besteht nun in erster Stufe nur in einer äußerlichen 16
mechanischen Ordnung, wie sie uns unsere Kataloge, Lexika, Register, Indices, Litteraturübersichten, Jahresberichte, Gesetzsammlungen, naturhistorischen Systeme u. s. w. geben. Mit Hilfe dieser Dinge wird zunächst nur erreicht, daß dasjenige Wissen, welches nicht unmittelbar im Gedächtnisse aufzubewahren ist, jeden Augenblick von demjenigen, der es braucht, gefunden werden kann. Mittels eines guten Lexikons kann jetzt ein Gymnasiast im Verständnis der Klassiker manches leisten, was einem Erasmus trotz der Belesenheit eines langen Lebens schwer geworden sein muß. Die Werke dieser Art bilden gleichsam den Grundstock des wissenschaftlichen Vermögens der Menschheit, mit dessen Zinsen gewirtschaftet wird; man könnte sie vergleichen mit einem Kapital, was in Ländereien angelegt ist. Wie die Erde, aus der das Land besteht, sieht das Wissen, was in den Katalogen, Lexicis und Verzeichnissen steckt, wenig einladend und unschön aus, der Unkundige weiß die Arbeit und Kosten, welche in diesen Acker gesteckt sind, nicht zu erkennen und nicht zu schätzen; die Arbeit des Pflügers erscheint unendlich schwerfällig, mühsam und langweilig. Wenn aber auch die Arbeit des Lexikographen oder des naturhistorischen Systematikers einen ebenso mühsamen und hartnäckigen Fleiß in Anspruch nimmt, wie die des Pflügers, so muß man doch nicht glauben, daß sie untergeordneter Art oder so trocken und mechanisch sei, wie sie nachher aussieht, wenn man das Verzeichnis fertig gedruckt vor sich liegen hat. Es muß eben auch dabei jede einzelne Thatsache durch aufmerksame Beob-

Digitized by Google

achtung aufgefunden, nachher geprüft und verglichen werden, es muß das Wichtige von dem Unwichtigen gesondert werden, und dies alles kann offenbar nur jemand thun, der den Zweck, zu welchem gesammelt wird, den geistigen Inhalt der betreffenden Wissenschaft und ihre Methoden lebendig aufgefaßt hat, und für einen solchen wird auch jeder einzelne Fall wieder in Zusammenhang mit dem Ganzen treten und sein eigentümliches Interesse haben. Sonst würde ja auch eine solche Arbeit die schlimmste Sklavenarbeit sein, die sich ausdenken ließe. Daß auch auf diese Werke die fortschreitende Ideenentwickelung der Wissenschaft Einfluß hat, zeigt sich eben darin, daß man fortdauernd neue Lexika, neue naturhistorische Systeme, neue Gesetzsammlungen, neue Sternkataloge auszuarbeiten für nötig findet; darin spricht sich die fortschreitende Kunst der Methode und der Organisation des Wissens aus.

17 Unser Wissen soll nun aber nicht in der Form der Kataloge liegen bleiben; denn eben, daß wir es in dieser Form, schwarz auf weiß gedruckt, äußerlich mit uns herumtragen müssen, zeigt an, daß wir es geistig nicht bezwungen haben. Es ist nicht genug die Thatsachen zu kennen; Wissenschaft entsteht erst, wenn sich ihr Gesetz und ihre Ursachen enthüllen. Die logische Verarbeitung des gegebenen Stoffs besteht zunächst darin, daß wir das Ähnliche zusammenschließen und einen allgemeinen Begriff ausbilden, der es umfaßt. Ein solcher Begriff, wie sein Name andeutet, begreift in sich eine Menge von Einzelheiten und vertritt sie in unserem Denken. Wir nennen ihn Gattungsbegriff, wenn er eine Menge existierender Dinge, wir nennen ihn Gesetz, wenn er eine Reihe von Vorgängen oder Ereignissen umfaßt. Wenn ich ermittelt habe, daß alle Säugetiere, d. h. alle warmblütigen Tiere, welche lebendige Junge gebären, auch zugleich durch Lungen atmen, zwei Herzkammern und mindestens drei Gehörknöchelchen haben, so brauche ich die genannten anatomischen Eigentümlichkeiten nicht mehr vom Affen, Pferde, Hunde und Walfisch einzeln zu behalten. Die allgemeine Regel umfaßt hier eine ungeheure Menge von einzelnen Fällen und vertritt sie im Gedächtnis. Wenn ich das Brechungsgesetz der Lichtstrahlen ausspreche, so umfaßt dieses Gesetz nicht nur die Fälle, wo Strahlen unter den verschiedensten Winkeln auf eine einzelne ebene Wasserfläche fallen, und giebt mir Auskunft über den Erfolg, sondern es umfaßt alle Fälle, wo Lichtstrahlen irgend einer Farbe auf die irgendwie gestaltete Oberfläche einer irgendwie gearteten durchsichtigen Substanz fallen. Es umfaßt also dieses Gesetz eine wirklich unendliche Anzahl von Fällen, welche im Gedächtnisse einzeln zu bewahren gar nicht möglich gewesen sein würde. Dabei ist aber weiter zu bemerken, daß dasselbe Gesetz nicht nur diejenigen Fälle umfaßt, die wir selbst oder andere Menschen schon beobachtet haben, sondern wir werden auch nicht anstehen, es auf neue, noch

Digitized by Google

nicht beobachtete Fälle anzuwenden, um den Erfolg der Lichtbrechung danach vorauszusagen, und werden uns in unserer Erwartung nicht getäuscht finden. Ebenso werden wir, falls wir ein unbekanntes, noch nicht anatomisch zerlegtes Säugetier finden sollten, mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit voraussetzen dürfen, daß dasselbe Lungen, zwei Herzkammern und drei oder mehr Gehörknöchelchen habe.

Indem wir also die Thatsachen der Erfahrung denkend zusammenfassen 18
und Begriffe bilden, seien es nun Gattungsbegriffe oder Gesetze, so bringen wir unser Wissen nicht nur in eine Form, in der es leicht zu handhaben und aufzubewahren ist, sondern wir erweitern es auch, da wir die gefundenen Regeln und Gesetze auch auf alle ähnlichen künftig noch aufzufindenden Fälle auszudehnen uns berechtigt fühlen.

Die genannten Beispiele sind solche, in denen die Zusammenfassung der 19
Einzelfälle durch Denken zu Begriffen keine Schwierigkeit mehr findet, und das Wesen des ganzen Vorgangs klar vor Augen liegt. Aber in komplizierten Fällen gelingt es uns nicht so gut, das Ähnliche rein vom Unähnlichen zu scheiden und es zu einem scharf und klar begrenzten Begriffe zusammenzufassen. Nehmen Sie an, daß wir einen Menschen als ehrgeizig kennen; wir werden vielleicht mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen, daß wenn dieser Mann unter gewissen Bedingungen zu handeln haben wird, er seinem Ehrgeize folgen und sich für eine gewisse Art des Handelns entscheiden wird. Aber weder können wir mit voller Bestimmtheit definieren, woran ein Ehrgeiziger zu erkennen ist, oder nach welchem Maß der Grad seines Ehrgeizes zu messen ist; noch können wir mit Bestimmtheit sagen, welcher Grad des Ehrgeizes vorhanden sein muß, damit er in dem betreffenden Falle den Handlungen des Mannes gerade die betreffende Richtung gebe. Wir machen also unsere Vergleichungen zwischen den bisher beobachteten Handlungen des einen Mannes und zwischen den Handlungen anderer Männer, welche in ähnlichen Fällen ähnlich gehandelt haben, und ziehen unseren Schluß auf den Erfolg der künftigen Handlungen, ohne weder den Major noch den Minor dieses Schlusses in einer bestimmten und deutlich begrenzten Form aussprechen zu können, ja ohne uns vielleicht selbst klar gemacht zu haben, daß unsere Vorhersagung auf der beschriebenen Vergleichung beruht. Unser Urteil geht in einem solchen Falle nur aus einem gewissen psychologischen Takte, nicht aus bewußtem Schließen hervor, obgleich m wesentlichen der geistige Prozeß derselbe geblieben ist, wie in dem Falle, wo wir einem neugefundenen Säugetiere Lungen zuschreiben.

Diese letztere Art der Induktion nun, welche nicht bis zur vollendeten 20
Form des logischen Schließens, nicht zur Aufstellung ausnahmslos geltender Gesetze durchgeführt werden kann, spielt im menschlichen Leben eine ungeheuer

Digitized by Google

ausgebreitete Rolle. Auf ihr beruht die ganze Ausbildung unserer Sinneswahrnehmungen, wie sich namentlich durch die Untersuchung der sogenannten Sinnestäuschungen nachweisen läßt. Wenn z. B. in unserem Auge die Nervenausbreitung durch einen Stoß gereizt wird, so bilden wir die Vorstellung von Licht im Gesichtsfelde, weil wir unser ganzes Leben lang Reizung in unsern Sehnervenfasern nur gefühlt haben, so oft Licht im Gesichtsfelde war, und gewöhnt sind, die Empfindung der Sehnervenfasern mit Licht im Gesichtsfelde zu identifizieren, was wir auch in einem Falle thun, wo es nicht paßt. Dieselbe Art der Induktion spielt denn auch eine Hauptrolle den psychologischen Vorgängen gegenüber wegen der außerordentlichen Verwickelung der Einflüsse, welche die Bildung des Charakters und der momentanen Gemütsstimmung der Menschen bedingen. Ja, da wir uns selbst freien Willen zuschreiben, d. h. die Fähigkeit, aus eigener Machtvollkommenheit zu handeln, ohne dabei von einem strengen und unausweichlichen Kausalitätsgesetze gezwungen zu sein, so leugnen wir dadurch überhaupt ganz und gar die Möglichkeit, wenigstens einen Teil der Äußerungen unserer Seelenthätigkeit auf ein streng bindendes Gesetz zurückzuführen.

21 Man könnte nun diese Art der Induktion im Gegensatz zu der logischen, welche es zu scharf definierten allgemeinen Sätzen bringt, die künstlerische Induktion nennen, weil sie im höchsten Grade bei den ausgezeichneteren Kunstwerken hervortritt. Es ist ein wesentlicher Teil des künstlerischen Talents, die charakteristischen äußeren Kennzeichen eines Charakters und einer Stimmung durch Worte, Form und Farbe, oder Töne wiedergeben zu können, und durch eine Art instinktiver Anschauung zu erfassen, wie sich die Seelenzustände fortentwickeln müssen, ohne dabei durch irgend eine faßbare Regel geleitet zu sein. Im Gegenteil, wo wir merken, daß der Künstler mit Bewußtsein nach allgemeinen Regeln und Abstraktionen gearbeitet hat, finden wir sein Werk arm und trivial, da ist es mit unserer Bewunderung zu Ende. Die Werke der großen Künstler dagegen bringen uns die Bilder der Charaktere und Stimmungen mit einer Lebhaftigkeit, einem Reichtum an individuellen Zügen und einer überzeugenden Kraft der Wahrheit entgegen, welche der Wirklichkeit fast überlegen scheint, weil die störenden Momente daraus fortbleiben.

22 Überblicken wir nun die Reihe der Wissenschaften mit Beziehung auf die Art, wie sie ihre Resultate zu ziehen haben, so tritt uns ein durchgehender Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften entgegen. Die Naturwissenschaften sind meist imstande ihre Induktionen bis zu scharf ausgesprochenen allgemeinen Regeln und Gesetzen durchzuführen, die Geisteswissenschaften dagegen haben es überwiegend mit Urteilen nach psychologischem Taktgefühl zu thun. So müssen die historischen Wissenschaften zunächst

Digitized by Google

die Glaubwürdigkeit der Berichterstatter prüfen, die ihnen die Thatsachen überliefern; sind die Thatsachen festgestellt, so beginnt ihr schwereres und wichtigeres Geschäft, die oft sehr verwickelten und mannigfaltigen Motive der handelnden Völker und Individuen aufzusuchen; beides ist wesentlich zu entscheiden nur durch psychologische Anschauung. Die philologischen Wissenschaften, insofern sie sich mit Erklärung und Verbesserung der uns überlieferten Texte, mit Litteratur- und Kunstgeschichte beschäftigen, müssen den Sinn, den der Schriftsteller auszudrücken, die Nebenbeziehungen, welche er durch seine Worte anzudeuten beabsichtigte, herauszufühlen suchen; sie müssen zu dem Ende von einer richtigen Anschauung sowohl der Individualität des Schriftstellers als des Genius der Sprache, in der er schrieb, auszugehen wissen. Alles dies sind Fälle künstlerischer, nicht eigentlich logischer Induktion. Das Urteil läßt sich hier nur gewinnen, wenn eine sehr große Menge von einzelnen Thatsachen ähnlicher Art im Gedächtnis bereit ist, um schnell mit der gerade vorliegenden Frage in Beziehung gesetzt zu werden. Eines der ersten Erfordernisse für diese Art von Studien ist deshalb ein treues und bereites Gedächtnis. In der That haben viele der berühmten Historiker und Philologen durch die Kraft ihres Gedächtnisses das Staunen ihrer Zeitgenossen erregt. Natürlich wäre das Gedächtnis allein nicht ausreichend ohne die Fähigkeit, schnell das wesentlich Ähnliche überall herauszufinden, ohne eine fein und reich ausgebildete Anschauung der Seelenbewegungen des Menschen, welche letztere wieder nicht ohne eine gewisse Wärme des Gefühls und des Interesse an der Beobachtung der Seelenzustände anderer zu erreichen sein möchte. Während uns der lebendige Verkehr mit Menschen im täglichen Leben die Grundlage dieser psychologischen Anschauungen geben muß, dient auch das Studium der Geschichte und der Kunst dazu, sie zu ergänzen und zu bereichern, indem beide uns Menschen in ungewöhnlicheren Umständen handelnd zeigen, und wir an ihnen die ganze Breite der Kräfte ermessen lernen, die in unserer Brust verborgen liegen.

Die genannten Teile der Wissenschaft bringen es der Regel nach nicht 23
bis zur Formulierung streng gültiger allgemeiner Gesetze, mit Ausnahme der Grammatik. Die Gesetze der Grammatik sind durch menschlichen Willen festgestellt, wenn sie auch nicht gerade in bewußter Absicht und nach einem überdachten Plane gegeben wurden, vielmehr sich allmählich nach dem Bedürfnisse entwickelt haben. Sie treten daher demjenigen, welcher die Sprache erlernt, gegenüber als Gebote, als Gesetze, die durch eine fremde Autorität festgestellt sind.

An die historischen und philologischen Wissenschaften schließen sich Theo- 24
logie und Jurisprudenz an, deren Vorbereitungsstudien und Hilfswissenschaften ja wesentlich dem Kreise jener Studien angehören. Die allgemeinen

Digitized by Google

Gesetze, welche wir in beiden finden, sind ebenfalls Gebote, Gesetze, welche durch fremde Autorität für den Glauben und das Handeln in moralischer und juristischer Beziehung gegeben sind, nicht Gesetze, welche, wie die Naturgesetze, die Verallgemeinerung einer Fülle von Thatsachen enthielten. Aber wie bei der Anwendung eines Naturgesetzes auf einen gegebenen Fall, geschieht auch die Subsumtion unter die grammatikalischen, juristischen, moralischen und dogmatischen Gebote in der Form des bewußten logischen Schließens. Das Gebot bildet den Major eines solchen Schlusses, der Minor muß festsetzen, ob der zu beurteilende Fall die Bedingungen an sich trägt, für welche das Gebot gegeben ist. Die Lösung dieser letzteren Aufgabe wird nun allerdings sowohl bei der grammatikalischen Analyse, welche den Sinn des auszusprechenden Satzes deutlich machen soll, wie bei der juristischen Beurteilung der Glaubwürdigkeit des Thatbestandes oder der Absichten der handelnden Personen oder des Sinns der von ihnen erlassenen Schriftstücke meist nur wieder eine Sache der psychologischen Anschauung sein. Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß sowohl die Syntax der ausgebildeten Sprachen, als auch das durch mehr als 2000jährige Praxis allmählich verfeinerte System unserer Rechtswissenschaft einen hohen Grad logischer Vollständigkeit und Konsequenz erlangt haben, so daß im ganzen die Fälle, welche sich nicht klar unter eines der gegebenen Gesetze schicken wollen, zu den Ausnahmen gehören. Freilich werden solche immer bestehen bleiben, da die von Menschen hingestellten Gesetzgebungen niemals die Folgerichtigkeit und Vollständigkeit der Naturgesetze haben möchten. In solchen Fällen bleibt dann freilich nichts übrig, als daß man die Absicht des Gesetzgebers aus der Analogie und Konsequenz der für ähnliche Fälle gegebenen Bestimmungen zu erraten, beziehentlich zu ergänzen sucht.

Das grammatische und juristische Studium haben einen gewissen Vorteil als Bildungsmittel des Geistes dadurch, daß die verschiedenen Arten geistiger Thätigkeit ziemlich gleichmäßig durch sie in Anspruch genommen werden. Deshalb ist auch die höhere Schulbildung der neueren europäischen Völker überwiegend auf das Studium fremder Sprachen mittels der Grammatik gestützt. Die Muttersprache und fremde Sprachen, welche man allein durch Übung lernt, nehmen nicht das bewußte logische Denken in Anspruch; wohl aber kann man an ihnen das Gefühl für künstlerische Schönheit des Ausdrucks üben. Die beiden klassischen Sprachen, Griechisch und Lateinisch, haben neben ihrer außerordentlich feinen künstlerischen und logischen Ausbildung den Vorzug, den die meisten alten und ursprünglichen Sprachen zu teilen scheinen, daß sie durch sehr volle und deutlich unterschiedene Flexionsformen das grammatikalische Verhältnis der Worte und der Sätze zu einander genau bezeichnen. Durch langen Gebrauch werden die Sprachen abgeschliffen, die grammatikalischen

Digitized by Google

Bezeichnungen im Interesse praktischer Kürze und Schnelligkeit auf das Notwendigste zurückgeführt und dadurch unbestimmter gemacht. Das läßt sich auch an den modernen europäischen Sprachen in Vergleich mit dem Lateinischen deutlich erkennen; am weitesten ist in dieser Richtung des Abschleifens das Englische vorgeschritten. Darin scheint es mir auch wesentlich zu beruhen, daß die modernen Sprachen als Unterrichtsmittel viel weniger geeignet sind, als die älteren.

Wie die Jugend an der Grammatik gebildet wird, so benutzt man mit 26
Recht das juristische Studium aus ähnlichen Gründen als Bildungsmittel für ein reiferes Lebensalter, auch wo es nicht unmittelbar durch die praktischen Zwecke des Berufes gefordert wird.

Das entgegengesetzte Extrem von den philologisch-historischen Wissen- 27
schaften bieten nun in Bezug auf die Art geistiger Arbeit die Naturwissenschaften dar. Nicht als ob nicht auch in manchen Gebieten dieser Wissenschaften ein instinktives Gefühl für Analogieen und ein gewisser künstlerischer Takt eine Rolle zu spielen hätten. In den naturhistorischen Fächern ist im Gegenteile die Beurteilung, welche Kennzeichen der Arten als wichtig für die Systematik, welche als unwichtig zu betrachten seien, welche Abteilungen der Tier- und Pflanzenwelt natürlicher seien als andere, wesentlich nur einem solchen Takte überlassen, der ohne genau definierbare Regel verfährt. Bezeichnend ist es auch, daß zu den vergleichend anatomischen Untersuchungen über die Analogie entsprechender Organe verschiedener Tiere und zu der analogen Lehre von der Metamorphose der Blätter im Pflanzenreich ein Künstler, nämlich Goethe, den Anstoß gegeben hat, und daß durch ihn die wesentliche Richtung vorgezeichnet wurde, welche die vergleichende Anatomie seit jener Zeit genommen hat. Aber selbst in diesen Fächern, wo wir es noch mit den unverstandensten Wirkungen der Lebensvorgänge zu thun haben, ist es im allgemeinen viel leichter, allgemeine umfassende Begriffe und Sätze aufzufinden und scharf auszusprechen, als wo wir unser Urteil auf die Analyse von Seelenthätigkeiten gründen müssen. In vollem Maße ausgeprägt zeigt sich der besondere wissenschaftliche Charakter der Naturwissenschaften erst in den experimentierenden und mathematisch ausgebildeten Fächern, am meisten in der reinen Mathematik.

Der wesentliche Unterschied dieser Wissenschaften beruht, wie mir scheint, 28
darauf, daß es in ihnen verhältnismäßig leicht ist, die Einzelfälle der Beobachtung und Erfahrung zu allgemeinen Gesetzen von unbedingter Gültigkeit und außerordentlich umfassendem Umfange zu vereinigen, während gerade dieses Geschäft in den zuerst besprochenen Wissenschaften unüberwindliche Schwierigkeiten darzubieten pflegt. Ja in der Mathematik sind die ersten allgemeinen

Digitized by Google

Sätze, welche sie als Axiome an die Spitze stellt, von so geringer Zahl, so unendlichem Umfange und solcher unmittelbaren Evidenz, daß man gar keinen Beweis für sie zu geben braucht. Man bedenke, daß die ganze reine Mathematik (Arithmetik) entwickelt ist aus den drei Axiomen:

„Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, sind sie unter sich gleich."

„Gleiches zu Gleichem addiert giebt Gleiches."

„Ungleiches zu Gleichem addiert giebt Ungleiches."

Nicht zahlreicher sind die Axiome der Geometrie und der theoretischen Mechanik. Die genannten Wissenschaften entwickeln sich aus diesen wenigen Vordersätzen, indem man die Folgerungen aus den letzteren in immer verwickelteren Fällen zieht. Die Arithmetik beschränkt sich nicht darauf, die mannigfaltigsten Aggregate einer endlichen Zahl von Größen zu addieren, sie lehrt in der höheren Analysis sogar unendlich viele Summanden zu addieren, deren Größe nach den verschiedensten Gesetzen wächst oder abnimmt, also Aufgaben zu lösen, die auf direktem Wege niemals würden zu Ende geführt werden können. Hier sehen wir die bewußte logische Thätigkeit unseres Geistes in ihrer reinsten und vollendetsten Form; wir können hier die ganze Mühe derselben kennen lernen, die große Vorsicht, mit der sie vorschreiten muß, die Genauigkeit, welche nötig ist, um den Umfang der gewonnenen allgemeinen Sätze genau zu bestimmen, die Schwierigkeit, abstrakte Begriffe zu bilden und zu verstehen, aber ebenso auch Vertrauen fassen lernen in die Sicherheit, Tragweite und Fruchtbarkeit solcher Gedankenarbeit.

Letztere tritt nun noch auffälliger in den angewandten mathematischen Wissenschaften hervor, namentlich in der mathematischen Physik, zu welcher auch die physische Astronomie zu rechnen ist. Nachdem Newton einmal aus der mechanischen Analyse der Planetenbewegungen erkannt hat, daß alle wägbare Materie in der Entfernung sich anzieht mit einer Kraft, die dem Quadrate des Abstands umgekehrt proportional ist, so genügt dieses eine einfache Gesetz, um die Bewegungen der Planeten vollständig und mit größter Genauigkeit zu berechnen in die fernsten Fernen der Vergangenheit und Zukunft hinaus, wenn nur Ort, Geschwindigkeit und Masse aller einzelnen Körper unseres Systems für irgend einen beliebigen Zeitpunkt gegeben sind; ja wir erkennen das Wirken derselben Kraft auch in den Bewegungen von Doppelsternen wieder, deren Entfernungen so groß sind, daß das Licht Jahre gebraucht, um von ihnen hierher zu gelangen, zum Teil selbst so groß, daß die Versuche sie zu messen bisher gescheitert sind.

Diese Entdeckung des Gravitationsgesetzes und seiner Konsequenzen ist die imponierendste Leistung, deren die logische Kraft des menschlichen Geistes jemals fähig gewesen ist. Ich will nicht sagen, daß nicht Männer mit ebenso

Digitized by Google

großer oder größerer Kraft der Abstraktion gelebt hätten, als Newton und die übrigen Astronomen, welche seine Entdeckung teils vorbereitet, teils ausgebeutet haben; aber es hat sich niemals ein so geeigneter Stoff dargeboten, als die verwirrten und verwickelten Planetenbewegungen, die vorher bei den ungebildeten Beschauern nur astrologischen Aberglauben genährt hatten, und nun unter ein Gesetz gebracht wurden, welches imstande war, von den kleinsten Einzelheiten ihrer Bewegungen die genaueste Rechenschaft abzulegen.

An diesem größesten Beispiele und nach seinem Muster haben sich nun 31
auch eine Reihe von anderen Zweigen der Physik entwickelt, unter denen namentlich die Optik und die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus zu nennen sind. Die experimentierenden Wissenschaften haben bei der Aufsuchung der allgemeinen Naturgesetze den großen Vorteil vor den beobachtenden voraus, daß sie willkürlich die Bedingungen verändern können, unter denen der Erfolg eintritt, und sich deshalb auf eine nur kleine Zahl charakteristischer Fälle der Beobachtung beschränken dürfen, um das Gesetz zu finden. Die Gültigkeit des Gesetzes muß dann freilich auch an verwickelteren Fällen geprüft werden. So sind die physikalischen Wissenschaften, nachdem einmal die richtigen Methoden gefunden waren, verhältnismäßig schnell fortgeschritten. Sie haben uns nicht nur fähig gemacht, Blicke in die Urzeit zu werfen, in der die Weltennebel zu Gestirnen sich zusammenballten und durch die Gewalt ihres Zusammendrängens glühend wurden, nicht nur erlaubt, die chemischen Bestandteile der Sonnenatmosphäre zu erforschen — die Chemie der fernsten Fixsterne wird wahrscheinlich nicht lange auf sich warten lassen — sondern sie haben uns auch gelehrt, die Kräfte der uns umgebenden Natur zu unserem Nutzen auszubeuten und unserem Willen dienstbar zu machen.

Aus dem Gesagten wird nun schon erhellen, wie verschiedenartig die 32
geistige Thätigkeit ihrem größten Teile nach in diesen letzteren Wissenschaften sei von der der früheren. Der Mathematiker braucht gar kein Gedächtnis für einzelne Thatsachen, der Physiker sehr wenig davon zu haben. Die auf Erinnerung ähnlicher Fälle gebauten Vermutungen können wohl nützlich sein, um zuerst auf eine richtige Spur zu bringen; Wert bekommen sie erst, wenn sie zu einem streng formulierten und genau begrenzten Gesetze geführt haben. Der Natur gegenüber besteht kein Zweifel, daß wir es mit einem ganz strengen Kausalnexus zu thun haben, der keine Ausnahmen zuläßt. Deshalb ergeht an uns auch die Forderung fortzuarbeiten, bis wir ausnahmslose Gesetze gefunden haben; eher dürfen wir uns nicht beruhigen, erst in dieser Form erhalten unsere Kenntnisse die siegende Kraft über Raum und Zeit und Naturgewalt.

Die eiserne Arbeit des selbstbewußten Schließens erfordert große Hart- 33

Digitized by Google

nächtigkeit und Vorsicht, sie geht in der Regel nur sehr langsam vor sich und wird selten durch schnelle Geistesblitze gefördert. Es ist bei ihr wenig zu finden von der schnellen Bereitwilligkeit, mit der die verschiedensten Erfahrungen dem Gedächtnisse des Historikers oder Philologen zuströmen müssen. Im Gegenteil ist die wesentliche Bedingung für den methodischen Fortschritt des Denkens, daß der Gedanke auf einen Punkt konzentriert bleibe, ungestört von Nebendingen, ungestört auch von Wünschen und von Hoffnungen, und nur nach seinem eigenen Willen und Entschlusse fortschreite. Ein berühmter Logiker, Stuart Mill, erklärt es als seine Überzeugung, daß die induktiven Wissenschaften in der neuesten Zeit mehr für die Fortschritte der logischen Methoden gethan hätten, als die Philosophen von Fach. Ein wesentlicher Grund hierfür liegt gewiß in dem Umstande, daß in keinem Gebiete des Wissens ein Fehler in der Gedankenverbindung sich so leicht durch die Falschheit der Resultate zu erkennen giebt, als in diesen Wissenschaften, wo wir die Resultate der Gedankenarbeit meist direkt mit der Wirklichkeit vergleichen können.

34 Indem ich hier die Behauptung aufgestellt habe, daß namentlich in den mathematisch ausgebildeten Teilen der Naturwissenschaften die Lösung der wissenschaftlichen Aufgaben ihrem Ziele näher gekommen ist, als im allgemeinen in den übrigen Wissenschaften, so, hoffe ich, glauben Sie nicht, daß ich diese jenen gegenüber herabsetzen will. Wenn die Naturwissenschaften die größere Vollendung in der wissenschaftlichen Form voraushaben, so haben die Geisteswissenschaften vor ihnen voraus, daß sie einen reicheren, dem Interesse des Menschen und seinem Gefühle näher liegenden Stoff zu behandeln haben, nämlich den menschlichen Geist selbst in seinen verschiedenen Trieben und Thätigkeiten. Sie haben die höhere und schwerere Aufgabe, aber es ist klar, daß ihnen das Beispiel derjenigen Zweige des Wissens nicht verloren gehen darf, welche des leichter zu bezwingenden Stoffes wegen in formaler Beziehung weiter vorwärts geschritten sind. Sie können von ihnen in der Methode lernen und von dem Reichtum ihrer Ergebnisse sich Ermutigung holen. Auch glaube ich in der That, daß unsere Zeit schon mancherlei von den Naturwissenschaften gelernt hat. Die unbedingte Achtung vor den Thatsachen und Treue in ihrer Sammlung, ein gewisses Mißtrauen gegen den sinnlichen Schein, das Streben, überall nach einem Kausalnexus zu suchen und einen solchen vorauszusetzen, wodurch sich unsere Zeit von früheren unterscheidet, scheinen auf einen solchen Einfluß hinzudeuten.

35 Inwiefern den mathematischen Studien, als den Repräsentanten der selbstbewußten logischen Geistesthätigkeit, ein größerer Einfluß in der Schulbildung eingeräumt werden müsse, will ich hier nicht erörtern. Es ist dies wesentlich eine Frage der Zeit. In dem Maße, als der Umfang der Wissen-

Digitized by Google

schaft sich erweitert, muß auch ihre Systematisierung und Organisation verbessert werden, und es wird nicht fehlen können, daß sich auch die Individuen genötigt sehen werden, strengere Schulen des Denkens durchzumachen, als die Grammatik zu gewähren imstande ist. Was mir in eigener Erfahrung bei den Schülern, die aus unseren grammatischen Schulen zu naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien übergehen, aufzufallen pflegt, ist erstens eine gewisse Laxheit in der Anwendung streng allgemeingültiger Gesetze. Die grammatischen Regeln, an denen sie sich geübt haben, sind in der That meist mit langen Verzeichnissen von Ausnahmen versehen; sie sind deshalb nicht gewöhnt, auf die Sicherheit einer legitimen Konsequenz eines streng allgemeinen Gesetzes unbedingt zu trauen. Zweitens finde ich sie meist zu sehr geneigt, sich auf Autoritäten zu stützen, auch wo sie sich ein eigenes Urteil bilden könnten. In den philologischen Studien wird in der That der Schüler, weil er selten das ganze Material übersehen kann, und weil die Entscheidung oft von dem ästhetischen Gefühl für die Schönheit des Ausdrucks und den Genius der Sprache abhängt, welches längere Ausbildung erfordert, auch von den besten Lehrern auf Autoritäten verwiesen werden müssen. Beide Fehler beruhen auf einer gewissen Trägheit und Unsicherheit des Denkens, die nicht bloß späteren naturwissenschaftlichen Studien schädlich sein wird. Gegen beides sind aber gewiß mathematische Studien das beste Heilmittel; da giebt es absolute Sicherheit des Schließens, und da herrscht keine Autorität als die des eigenen Verstandes.

Soviel über die verschiedenen sich gegenseitig ergänzenden Richtungen der 36
geistigen Arbeit in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft.

Das Wissen allein ist aber nicht Zweck des Menschen auf der Erde. 37
Obgleich die Wissenschaften die feinsten Kräfte des menschlichen Geistes erwecken und ausbilden, so wird doch derjenige keine rechte Ausfüllung seines Daseins auf Erden finden, welcher nur studieren wollte, um zu wissen. Wir sehen oft genug reich begabte Männer, denen ihr Glück oder Unglück eine behagliche äußere Existenz zugeworfen hat, ohne ihnen zugleich den Ehrgeiz oder die Energie zum Wirken mitzuteilen, ein gelangweiltes und unbefriedigtes Leben dahinschleppen, während sie dem edelsten Lebenszwecke zu folgen glauben in fortdauernder Sorge für Vermehrung ihres Wissens und weitere Bildung ihres Geistes. Nur das Handeln giebt dem Manne ein würdiges Dasein; also entweder die praktische Anwendung des Gewußten, oder die Vermehrung der Wissenschaft selbst muß sein Zweck sein. Denn auch das letztere ist ein Handeln für den Fortschritt der Menschheit. Damit gehen wir denn über zu dem zweiten Bande, welches die Arbeit der verschiedenen Wissenschaften miteinander verknüpft, nämlich der Verbindung des Inhalts derselben.

Digitized by Google

38 Wissen ist Macht. Keine Zeit kann diesen Grundsatz augenfälliger darlegen als die unsere. Die Naturkräfte der unorganischen Welt lehren wir den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und den Zwecken des menschlichen Geistes zu dienen. Die Anwendung des Dampfes hat die Körperkraft der Menschen in das Tausendfache und Millionenfache vermehrt; Webe- und Spinnmaschinen haben solche Arbeiten übernommen, deren einziges Verdienst geisttötende Regelmäßigkeit ist. Der Verkehr der Menschen untereinander mit seinen gewaltig eingreifenden materiellen und geistigen Folgen ist in einer Weise gesteigert, wie es sich niemand auch nur hätte träumen lassen können in der Zeit, wo die älteren von uns ihr Leben begannen. Es sind aber nicht nur die Maschinen, durch welche die Menschenkräfte vervielfältigt werden; es sind nicht nur die gezogenen Gußstahlkanonen und Panzerschiffe, die Vorräte an Lebensmitteln und Geld, auf denen die Macht einer Nation beruht, obgleich diese Dinge so unzweifelhaft deutlich ihren Einfluß gezeigt haben, daß auch die stolzesten und unnachgiebigsten absoluten Regierungen unserer Zeit daran haben denken müssen, die Industrie zu entfesseln und den politischen Interessen der arbeitenden bürgerlichen Klassen eine berechtigte Stimme in ihrem Rate einzuräumen. Es ist auch die politische und rechtliche Organisation des Staates, die moralische Disziplin der einzelnen, welche das Übergewicht der gebildeten Nationen über die ungebildeten bedingt, und die letzteren, wo sie die Kultur nicht anzunehmen wissen, einer unausbleiblichen Vernichtung entgegenführt. Hier greift alles ineinander. Wo kein fester Rechtszustand ist, wo die Interessen der Mehrzahl des Volkes sich nicht in geordneter Weise geltend machen können, da ist auch Entwickelung des Nationalreichtums und der darauf beruhenden Macht unmöglich; und zum rechten Soldaten wird nur der werden können, welcher unter gerechten Gesetzen das Ehrgefühl eines selbständigen Mannes auszubilden gelernt hat, nicht der den Launen eines eigenwilligen Gebieters unterworfene Sklave.

39 Daher ist denn auch jede Nation als Ganzes schon durch die alleräußerlichsten Zwecke der Selbsterhaltung, auch ohne auf höhere ideale Forderungen Rücksicht zu nehmen, nicht nur an der Ausbildung der Naturwissenschaften und ihrer technischen Anwendung interessiert, sondern ebensogut an der Ausbildung der politischen, juristischen und moralischen Wissenschaften, und aller derjenigen historischen und philologischen Hilfsfächer, die diesen dienen. Keine, welche selbständig und einflußreich bleiben will, darf zurückbleiben. Auch fehlt diese Erkenntnis bei den kultivierten Völkern Europas nicht. Die öffentlichen Mittel, welche den Universitäten, Schulen und wissenschaftlichen Anstalten zugewendet werden, übertreffen alles, was in früheren Zeiten dafür geleistet werden konnte. — Auch wir haben uns in diesem

Digitized by Google

Jahre wieder einer neuen reichlichen Dotation von seiten unserer Regierung und unserer Kammern zu rühmen. — Ich sprach in der Einleitung von der wachsenden Teilung und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. In der That bilden die Männer der Wissenschaft eine Art organisierter Armee, welche zum Besten der ganzen Nation, und meistenteils ja auch in deren Auftrag und auf deren Kosten, die Kenntnisse zu vermehren sucht, welche zur Steigerung der Industrie, des Reichtums, der Schönheit des Lebens, zur Verbesserung der politischen Organisation und der moralischen Entwickelung der Individuen dienen können. Nicht nach dem unmittelbaren Nutzen freilich darf dabei gefragt werden, wie es Ununterrichtete so oft thun. Alles was uns über die Naturkräfte oder die Kräfte des menschlichen Geistes Aufschluß giebt, ist wertvoll und kann zu seiner Zeit Nutzen bringen, gewöhnlich an einer Stelle, wo man es am allerwenigsten vermutet hätte. Wem konnte es einfallen, als Galvani Froschschenkel mit verschiedenartigen Metallen berührte und sie zucken sah, daß 80 Jahre später Europa mit Drähten durchzogen sein würde, welche Nachrichten mit Blitzesschnelle von Madrid nach Petersburg trugen mittels desselben Vorgangs, dessen erste Äußerungen der genannte Anatom beobachtete! Die elektrischen Ströme waren in seinen und anfangs auch noch in Voltas Händen Vorgänge, die nur die allerschwächsten Kräfte ausübten und nur durch die allerzartesten Beobachtungsmittel wahrgenommen werden konnten. Hätte man sie liegen lassen, weil ihre Untersuchung keinen Nutzen versprach, so würden in unserer Physik die wichtigsten und interessantesten Verknüpfungen der verschiedenartigen Naturkräfte untereinander fehlen. Als der junge Galilei, als Student, in Pisa während des Gottesdienstes eine schaukelnde Lampe beobachtete und sich durch Abzählen seines Pulses überzeugte, daß die Dauer der Schwingungen unabhängig von der Größe der Schwingungsbögen war, wer konnte sich denken, daß diese Entdeckung dazu führen würde, mittels der Pendeluhren eine damals für unmöglich gehaltene Feinheit der Zeitmessung zu erreichen, die es dem von Stürmen verschlagenen Seefahrer in den entferntesten Gewässern der Erde möglich machen würde zu erkennen, auf welchem Längengrade er sich befinde!

Wer bei der Verfolgung der Wissenschaften nach unmittelbarem praktischen Nutzen jagt, kann ziemlich sicher sein, daß er vergebens jagen wird. Vollständige Kenntnis und vollständiges Verständnis des Waltens der Natur- und Geisteskräfte ist es allein, was die Wissenschaft erstreben kann. Der einzelne Forscher muß sich belohnt sehen durch die Freude an neuen Entdeckungen, als neuen Siegen des Gedankens über den widerstrebenden Stoff, durch die ästhetische Schönheit, welche ein wohlgeordnetes Gebiet von Kenntnissen gewährt, in welchem geistiger Zusammenhang zwischen allen einzelnen

Digitized by Google

Teilen stattfindet, eines aus dem andern sich entwickelt und alles die Spuren der Herrschaft des Geistes zeigt; er muß sich belohnt sehen durch das Bewußtsein, auch seinerseits zu dem wachsenden Kapital des Wissens beigetragen zu haben, auf welchem die Herrschaft der Menschheit über die dem Geiste feindlichen Kräfte beruht. Er wird freilich nicht immer erwarten dürfen, auch äußere Anerkennung und Belohnung zu empfangen, die dem Werte seiner Arbeit entspräche. Es ist wohl wahr, daß so mancher, dem man nach seinem Tode ein Monument gesetzt hat, glücklich gewesen wäre, hätte man ihm während seines Lebens den zehnten Teil der dazu verwendeten Geldmittel eingehändigt. Indessen dürfen wir nicht verkennen, daß der Wert wissenschaftlicher Entdeckungen gegenwärtig von der öffentlichen Meinung viel bereitwilliger anerkannt wird als früher, und daß solche Fälle, wo die Urheber bedeutender wissenschaftlicher Fortschritte darben mußten, immer seltener und seltener geworden sind; daß im Gegenteile die Regierungen und Völker Europas im ganzen der Pflicht sich bewußt geworden sind, ausgezeichnete Leistungen in der Wissenschaft durch entsprechende Stellungen oder durch besonders ausgeworfene Nationalbelohnungen zu vergelten.

41 So haben in dieser Beziehung die Wissenschaften einen gemeinsamen Zweck, den Geist herrschend zu machen über die Welt. Während die Geisteswissenschaften direkt daran arbeiten, den Inhalt des geistigen Lebens reicher und interessanter zu machen, das Reine vom Unreinen zu sondern, so streben die Naturwissenschaften indirekt nach demselben Ziele, indem sie den Menschen von den auf ihn eindrängenden Notwendigkeiten der Außenwelt mehr und mehr zu befreien suchen. Jeder einzelne Forscher arbeitet in seinem Teile, er wählt sich diejenigen Aufgaben, denen er vermöge seiner geistigen Anlage und seiner Bildung am meisten gewachsen ist. Jeder einzelne muß aber wissen, daß er nur im Zusammenhange mit den andern das große Werk weiter zu fördern imstande ist, und daß er deshalb auch verpflichtet ist, die Ergebnisse seiner Arbeit den übrigen möglichst vollständig und leicht zugänglich zu machen. Dann wird er Unterstützung finden bei den andern und wird ihnen wieder seine Unterstützung leihen können. Die Annalen der Wissenschaft sind reich an Beweisen solchen Wechselverhältnisses, was zwischen den scheinbar entlegensten Gebieten eingetreten ist. Die historische Chronologie ist wesentlich gestützt auf astronomische Berechnungen von Sonnen- und Mondfinsternissen, von denen die Nachricht in den alten Geschichtsbüchern aufbewahrt ist. Umgekehrt beruhen manche wichtige Data der Astronomie, z. B. die Unveränderlichkeit der Tageslänge, die Umlaufszeit mancher Kometen auf alten historischen Nachrichten. Neuerdings haben es die Physiologen, unter ihnen namentlich Brücke, unternehmen können, das vollständige System der von den mensch-

Digitized by Google

lichen Sprachwerkzeugen zu bildenden Buchstaben aufzustellen und darauf Vorschläge zu einer allgemeinen Buchstabenschrift zu gründen, welche für alle menschlichen Sprachen paßt. Hier ist also die Physiologie in den Dienst der allgemeinen Sprachwissenschaft getreten und hat schon die Erklärung mancher sonderbar scheinenden Lautumwandlungen geben können, indem diese nicht, wie man bisher es auszudrücken pflegte, durch die Gesetze der Euphonie, sondern durch die Ähnlichkeit der Mundstellungen bedingt waren. Die allgemeine Sprachwissenschaft giebt wiederum Kunde von den uralten Verwandtschaften, Trennungen und Wanderungen der Volksstämme in vorgeschichtlicher Zeit, und von dem Grade der Kultur, den sie zur Zeit ihrer Trennung erlangt hatten. Denn die Namen derjenigen Gegenstände, die sie damals schon zu benennen wußten, finden sich in den späteren Sprachen gemeinsam wieder. So liefert also das Studium der Sprachen historische Nachrichten aus Zeiten, für welche sonst kein historisches Dokument existiert. Ich erinnere ferner an die Hilfe, welche der Anatom dem Bildhauer leisten kann, wie dem Archäologen, welcher alte Skulpturwerke untersucht. Ist es mir erlaubt, eigener neuester Arbeiten hier zu gedenken, so will ich noch erwähnen, daß es möglich ist, durch die Physik des Schalls und die Physiologie der Tonempfindungen die Elemente der Konstruktion unseres musikalischen Systems zu begründen, welche Aufgabe wesentlich in das Fach der Ästhetik hineingehört. Die Physiologie der Sinnesorgane überhaupt tritt in engste Verbindung mit der Psychologie, indem sie in den Sinneswahrnehmungen die Resultate psychischer Prozesse nachweist, welche nicht in das Bereich des auf sich selbst reflektierenden Bewußtseins fallen und deshalb notwendig der psychologischen Selbstbeobachtung verborgen bleiben mußten.

Ich konnte hier nur die auffälligsten, mit wenigen Worten leicht zu 42
bezeichnenden Beispiele solchen Ineinandergreifens Ihnen anführen und mußte dazu die Beziehungen zwischen möglichst fern stehenden Wissenschaften wählen. Aber viel ausgedehnter natürlich ist der Einfluß, welchen jede Wissenschaft auf die ihr nächst verwandten ausübt; dieser ist selbstverständlich, von ihm brauche ich nicht zu reden, jeder von Ihnen kennt ihn aus eigener Erfahrung.

So also betrachte sich jeder einzelne als einen Arbeiter an einem ge- 43
meinsamen großen Werke, welches die edelsten Interessen der ganzen Menschheit berührt, nicht als einen, der zur Befriedigung seiner eigenen Wißbegier oder seines eigenen Vorteils oder um mit seinen eigenen Fähigkeiten zu glänzen sich bemüht, dann wird ihm auch das eigene lohnende Bewußtsein und die Anerkennung seiner Mitbürger nicht fehlen. Und gerade diese Beziehung aller Forscher und aller Zweige des Wissens zu einander und zu ihrem gemein-

Digitized by Google

ſamen Ziele ſtets in lebendigem Zuſammenwirken zu erhalten, das iſt die große Aufgabe der Univerſitäten; darum iſt es nötig, daß an ihnen die vier Fakultäten ſtets Hand in Hand gehen, und in dieſem Sinne wollen wir uns bemühen, ſo weit es an uns iſt, dieſer großen Aufgabe nachzuſtreben.

17.

Erhebung der Geſchichte zum Rang einer Wiſſenſchaft.*)

Von Joh. Guſt. Droyſen.

Hiſtoriſche Zeitſchrift 1862. Wieder abgedruckt in Droyſens „Grundriß der Hiſtorik“ (3. Aufl. Leipzig 1882) S. 47 ff.

1 Unſer Zeitalter rühmt ſich gern, daß es wiſſenſchaftlich freier, kühner, mit größeren, auch praktiſchen Erfolgen arbeite, als irgend ein früheres. Und neidlos wird den Naturwiſſenſchaften in dem, was ſie leiſten, und in der Art, wie ſie es leiſten, der Preis zugeſtanden.

2 Die Energie dieſer Disziplinen beſteht darin, daß ſie ſich ihrer Aufgaben, ihrer Mittel, ihrer Methode völlig klar bewußt ſind, und daß ſie die Dinge, welche ſie in den Bereich ihrer Forſchungen ziehen, unter den Geſichtspunkten und nur unter denen betrachten, auf welche ihre Methode gegründet iſt.

3 Treffend bezeichnet dieſen Bereich der Studien ein franzöſiſcher Forſcher mit den oft citierten Worten: „jedesmal, wo man eine der vitalen Erſcheinungen in die Klaſſe der phyſikaliſchen verſetzen kann, hat man auch eine neue Eroberung in den Wiſſenſchaften gemacht, deren Gebiet ſich eben damit erweitert; dann werden Worte durch Thatſachen, Hypotheſen durch Analyſen erſetzt, die Geſetze der organiſchen Körper fallen dann mit denen der unorganiſchen zuſammen und werden wie dieſe der Erklärung und Vereinfachung fähig.“

4 Aber dieſer Ausſpruch tritt in einer Allgemeinheit auf, die mehr als bedenklich iſt. Oder wäre in der That nur dann eine neue Eroberung in den Wiſſenſchaften gemacht, wenn vitale Erſcheinungen in die Klaſſe der phyſikaliſchen verſetzt worden ſind? wäre in der That das Weſen und der

---

*) History of Civilisation in England by H. T. Buckle. Vol. I. ed. 2. London 1858. Vol. II. 1861.

Geſchichte der Civiliſation in England von H. T. Buckle, überſetzt von A. Ruge. Bd. I. Abt. I. 2. Bd. II. Leipzig 1860. 1861.

Digitized by Google

Bereich der Wissenschaft damit richtig definiert? müßten die anderen Gebiete menschlicher Erkenntnis anerkennen nur soweit wissenschaftlicher Art zu sein, als sie imstande sind, vitale Erscheinungen in die Klasse der physikalischen zu versetzen?

Es sind nicht bloß die staunenswürdigen Leistungen und Erfolge der naturwissenschaftlichen Arbeiten, welche die Überzeugung verbreiten, ihre Methode sei die in vorzüglichem Maß wissenschaftliche, die allein wissenschaftliche. Es liegt in der Bildungsweise unseres Zeitalters, in dem Entwickelungsstadium, in das unsere socialen und sittlichen Zustände eingetreten sind, der tiefere Grund für die Popularität einer Betrachtungsweise, welche für die Welt der quantitativen Erscheinungen die entsprechende ist. 5

Buckle ist nicht der erste, welcher den Versuch gemacht hat dem unwissenschaftlichen Charakter der Geschichte, der ἀμέθοδος ὕλη, wie schon ein alter Schriftsteller sie nennt, dadurch beizukommen, daß ihre vitalen Erscheinungen unter Gesichtspunkte gestellt werden, welche denen, von welchen die exakten Wissenschaften ausgehen, analog sind. Aber was von anderen — etwa in der Formel des Naturwüchsigen — gelegentlich eingemengt, oder in der sehr unzulänglichen, nur metaphorischen Vorstellung des Organischen durchgeführt, was von anderen — so von Comte in der anziehenden „Philosophie positive“ — spekulativ entwickelt ist, unternimmt Buckle in einer umfassenden historischen Darlegung zu begründen. 6

Er spricht mit scharfen Ausdrücken über die „Zunft der Historiker“ und ihre bisherigen Leistungen, über die Gedankenlosigkeit, mit der sie gearbeitet, die Prinziplosigkeit, mit der sie geforscht haben; er meint, daß nach ihrer Art zu arbeiten „jeder Schriftsteller zum Geschichtschreiber“ befähigt ist; „sei derselbe auch aus Denkfaulheit oder natürlicher Beschränktheit unfähig die höchsten Zweige des Wissens zu behandeln, er braucht nur einige Jahre auf das Lesen einer gewissen Anzahl Bücher zu verwenden, und er mag die Geschichte eines großen Volkes schreiben und in seinem Fache ein Ansehen erlangen.“ Er findet, daß „für alle höheren Richtungen des menschlichen Denkens die Geschichte noch in beklagenswerter Unvollkommenheit liegt und eine so verworrene und anarchische Erscheinung darbietet, wie es sich nur bei einem Gegenstand erwarten läßt, dessen Gesetze unbekannt sind, ja dessen Grund noch nicht gelegt ist.“ 7

Er gedenkt die Geschichte dadurch zu einer Wissenschaft zu erheben, daß er die historischen Thatsachen aus allgemeinen Gesetzen zu beweisen lehrt. Er bahnt sich den Weg dazu, indem er darlegt, daß die frühesten und rohesten Vorstellungen über den Verlauf der menschlichen Geschicke sich in den Begriffen Zufall und Notwendigkeit zusammengefaßt hätten, daß „höchst wahr- 8

Digitized by Google

scheinlich" aus diesen später die „Dogmen" vom freien Willen und von der Vorherbestimmung geworden seien, daß beide in nicht geringem Maße „Irrtümer" seien oder, so fügt er hinzu, „daß wir wenigstens keinen ausreichenden Beweis für ihre Wahrheit haben." Er findet, daß „alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und Elend die Frucht einer doppelten Wirksamkeit sein müsse, der Einwirkung äußerer Erscheinungen auf unser Inneres und der Einwirkungen unseres Inneren auf die äußeren Erscheinungen." Er hat die Zuversicht, die „Gesetze" dieser doppelten Einwirkung entdeckt, damit die Geschichte der Menschen zu einer Wissenschaft erhoben zu haben.

9 Buckle sieht den eigentlichen geschichtlichen Inhalt des Lebens der Menschheit in dem, was er Civilisation nennt. Er hat die Geschichte der Civilisation des englischen, französischen, spanischen, schottischen Volkes entwickelt, um an diesen Beispielen die Anwendung seiner Methode, die Richtigkeit der von ihm gefundenen Gesetze zu zeigen. Er findet diese Gesetze, wie er sagt, auf den zwei einzig möglichen Wegen, dem der Deduktion und dem der Induktion; auf jenem Wege, indem er nachweist, wie sich aus diesen Gesetzen die geschichtliche Entwickelung der Civilisation bei den genannten Völkern erklärt; auf diesem, indem er aus der Fülle von Thatsachen, die er in seinen Studien gesammelt hat, die maßgebenden und entscheidenden zusammenfaßt und den sie vereinigenden höheren Ausdruck findet.

10 Ich gehe nicht darauf ein, seine Induktion und Deduktion nach dem zu ihrer Bewährung verwandten historischen Material zu untersuchen. Es könnte in seiner Art der Quellenbenutzung, in der Auswahl seiner Angaben, in der Angemessenheit seiner Zusammenstellungen immerhin Irriges, Willkürliches, Unzulängliches in Fülle vorhanden sein — wie wirklich der Fall ist — ohne daß darum die Aufgabe, die er unserer Wissenschaft stellt, die Methode, die er zu ihrer Lösung empfiehlt, an wissenschaftlichem Wert verlöre; es wäre nur der Historiker Buckle hinter dem Denker, dem Philosophen Buckle zurückgeblieben, und den Historikern von Fach würde die Aufgabe zufallen, die große Erfindung, die er ihnen geboten, besser zu exemplificieren und zu verwerten, als es dem geistvollen Dilettanten in unseren Studien möglich gewesen ist.

11 Schon früher hat diese (v. Sybel's) Zeitschrift ein paar lehrreiche Aufsätze mitgeteilt, in denen über das Methodische unserer Wissenschaft und über die Art und den Bereich des historischen Erkennens gehandelt ist. Wie auch sollte sie sich denjenigen Fragen, verschließen welche, immerhin nicht bloß historischer Natur, doch von unserer Wissenschaft selbst behandelt und in ihrer Art gelöst

Digitized by Google

werden müssen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, daß ihr gleichsam von fremd her Aufgaben gestellt, Wege vorgezeichnet, Definitionen des Begriffes Wissenschaft zugeschoben werden, denen sie sich nicht fügen kann, ohne sich selbst aufzugeben, ohne auf den Beruf zu verzichten, den im Bereich der menschlichen Erkenntnisse sie zu erfüllen hat und nur sie erfüllen kann.

Man wird den historischen Studien nicht die Anerkennung versagen, 12
daß auch sie an der geistigen Bewegung unseres Zeitalters einigen Anteil haben, daß sie thätig sind, Neues zu entdecken, das Überlieferte neu zu durchforschen, das Gefundene in angemessener Weise darzustellen. Aber wenn man sie nach ihrer wissenschaftlichen Rechtfertigung und ihrem Verhältnis zu den anderen Kreisen menschlicher Erkenntnis, wenn man sie nach der Begründung ihres Verfahrens, nach dem Zusammenhang ihrer Mittel und ihrer Aufgaben fragt, so sind sie bisher nicht in der Lage, genügend Auskunft zu geben. Wie ernst und tief die einzelnen unserer „Zunft" diese Fragen durchdacht haben mögen, unsere Wissenschaft hat ihre Theorie und ihr System noch nicht festgestellt, und vorläufig beruhigt man sich dabei, daß sie ja nicht bloß Wissenschaft, sondern auch Kunst sei und vielleicht, — wenigstens nach dem Urteil des Publikums, — dies mehr als jenes.

Wir in Deutschland haben am wenigsten Grund, den hohen Wert der 13
gesteigerten Technik in unseren Studien, der wachsenden Übung und Sicherheit in der Handhabung der historischen Kritik, der Ergebnisse, die damit erzielt worden sind, zu verkennen. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist eine andere. Ein Werk wie das Buckle's ist sehr geeignet daran zu erinnern, in welchem Maße unklar, kontrovers, beliebigen Meinungen ausgesetzt die Fundamente unserer Wissenschaft sind. Und der tiefe Eindruck, den dasselbe nicht bloß in dem weiten Kreise der Liebhaber jeder neuesten Paradoxie, mag sie Tischklopfen oder Phalanstère oder das Ölblatt der Friedensfreunde heißen, sondern auch auf manche jüngeren Genossen unserer Studien gemacht hat, darf uns wohl eine Mahnung sein, endlich auch für unsere Wissenschaft die Begründung zu suchen, um die uns die Naturwissenschaften seit Bacon — wenn anders er diesen Ruhm verdient — voraus sind.

Oder wäre eben das geleistet zu haben Buckle's Verdienst? hätte er 14
den wahren Sinn und Begriff unserer Disziplinen entwickelt, den Bereich ihrer Kompetenzen festgestellt? wäre er der Bacon der Geschichtswissenschaften und sein Werk das Organon, das uns geschichtlich denken lehrte? wäre in der Methode, die er lehrt, die Kraft, aus den Bereichen der geschichtlichen Erkenntnis die idola specus, fori, theatri u. s. w. zu entfernen, die uns jetzt noch in der Gestalt der „Irrtümer," wie er sie nennt, vom freien Willen und der göttlichen Providenz, der Überschätzung des moralischen Prinzips im

Digitized by Google

Verhältnis zum intellektuellen u. s. w. den Blick trüben? Und hätte er wirklich recht damit, wenn er sich für den interessantesten Teil seiner Fundamentalsätze, für den vom freien Willen, auf unsern Kant beruft, der wie er — das ist seine Ansicht — „die Wirklichkeit des freien Willens in der Erscheinung für eine unhaltbare Thatsache" erkannt habe? gehört ihm damit die Priorität der jüngst in Deutschland mit so lebhaftem Accent verkündeten Entdeckung, Kants Lehre enthalte genau das Gegenteil von dem, was man bisher in ihr zu finden geglaubt habe, das Ergebnis der Kritik der reinen Vernunft und der praktischen Vernunft sei, daß die eine so gut wie die andere in Wahrheit nicht sei?

15 Schon der Übersetzer des Buckleschen Werkes hat darauf aufmerksam gemacht, daß bis jetzt die Kantische Philosophie die äußerste Grenze sei, bis zu der sich die englischen Denker vorwagen; er nennt die Philosophie Buckle's „ein unvollkommenes Denken, welches selbst die krude Empirie als Philosophie gelten läßt"; er wirft seinem Autor „ein wahrhaft vorweltliches Bewußtsein über alles Denken trotz der Vedas, Cousins und Kants, der einzigen angeführten Nichtengländer" vor. Wenn er dennoch die von Buckle gefundenen Gesetze „als ein glänzendes durch und durch wahres Programm des Fortschrittes des menschlichen Geistes" begrüßt, und von dem „reformatorischen Beruf" spricht, den das Werk auch für Deutschland habe, so setzen uns solche Äußerungen in nicht geringe Verlegenheit. Sollen wir, gleichsam in einer Antistrophe zu dem früher Gesagten, erklären, daß immerhin in der philosophischen Begründung der Buckleschen Theorie Irriges und Unzulängliches, „Vorweltliches" in Fülle vorhanden sein könne, ohne daß darum die reformatorische Bedeutung seines Werkes geringer erscheine? daß derselben der philosophische Dilettantismus des Verfassers ebenso wenig Eintrag thue, wie der historische?

16 Vielleicht, daß Buckle, von den schulmäßigen „Anticipationen" des einen und anderen Faches frei, um so unbefangener die Frage nach dem Wesen der Geschichte und ihren Gesetzen erörtern, den jedem gesunden Menschenverstand einleuchtenden Weg zeigen konnte, auf dem sich „die Geschichte zu dem Range einer Wissenschaft" zu erheben habe. Er bekennt sich wiederholt dazu, ganz und nur als Empiriker beobachten und argumentieren zu wollen; und wenigstens die großen und einfachen Grundzüge des empirischen Verfahrens sind, so scheint es, dem nur nicht durch Anticipationen getrübten Blick, dem sogenannten gesunden Menschenverstande ohne weiteres deutlich; und nur diesen meint der englische Sprachgebrauch, wenn er die Wissenschaften, deren Lorbeeren unseren Forscher nicht ruhen ließen, philosophische nennt. Buckle sagt: er hoffe „für die Geschichte des Menschen das oder doch etwas Ähnliches zu leisten, was

Digitized by Google

anderen Forschern in den Naturwissenschaften gelungen ist, und in der Natur sind die scheinbar unregelmäßigsten und widersinnigsten Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewissen unwandelbaren und allgemeinen Gesetzen nachgewiesen worden; wenn wir die Vorgänge der Menschenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir sicher alle Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg."

Es ist von Interesse, das quid pro quo zu beachten, von dem Buckle 17
seinen Ausgang nimmt. „Wer an die Möglichkeit einer Wissenschaft der Geschichte glaubt," wie er selbst, und sie durch die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode begründet zu haben gewiß ist, konnte der übersehen, daß er damit die Geschichte nicht sowohl zu einer Wissenschaft erhoben, als vielmehr in den Kreis der Naturwissenschaften gestellt hat? Auch andere Wissenschaften, die Theologie, die Philosophie haben zu Zeiten, wo ihre Methoden für die allein wissenschaftlichen galten, die Geschichte, die Natur in ihre Kompetenz ziehen zu müssen geglaubt; aber weder die Erkenntnis der Natur noch die der Geschichte hatte in dem Maß größeren Gewinn, als sie orthodoxer oder spekulativer gesucht wurde. Giebt es denn immer nur Einen Weg, Eine Methode des Erkennens? sind die Methoden nicht je nach ihren Objekten andere und andere, wie die Sinneswerkzeuge für die verschiedenen Formen sinnlicher Wahrnehmung, wie die Organe für ihre verschiedengearteten Funktionen?

„Wer an die Möglichkeit einer Wissenschaft der Geschichte glaubt," der 18
müßte nach unserer deutschen Art, logisch und sachgemäß zu denken, nicht die Richtigkeit dieses seines Glaubens dadurch beweisen wollen, daß er uns überzeugt, man könne auch mit den Händen riechen und mit den Füßen verdauen, man könne auch Töne sehen und Farben hören. Gewiß kann die Schwingungen einer Saite, die das Ohr als einen tiefen Ton vernimmt, auch das Auge sehen; aber es sieht Schwingungen, deren Eigenschaft, auch als Ton vernommen zu werden, doch nur dem Ohr und seiner Methode der Wahrnehmung zugänglich ist. Gewiß ist in den Bereichen, mit denen die „Wissenschaft der Geschichte" zu thun hat, vieles, was auch der naturwissenschaftlichen Methode, vieles, was anderen und anderen Formen wissenschaftlicher Erkenntnis auch zuständig oder zugänglich ist; aber wenn da Erscheinungen, wie viele oder wenige es denn sein mögen, wenn da Gesichtspunkte, Beziehungen übrig bleiben, die keiner der sonstigen Erkenntnisarten zugänglich sind, so ist es angezeigt, daß es für sie noch eine andere, eine eigene und besondere Methode geben müsse. Wenn es eine „Wissenschaft der Geschichte", an die auch wir glauben, geben soll, so ist damit gesagt, daß es einen Kreis von Erscheinungen gebe, für die weder die theologische

Digitized by Google

noch die philosophische, weder die mathematische noch die physikalische Betrachtungsweise geeignet ist, daß es Fragen gebe, auf die weder die Spekulation Antwort giebt, mag sie theologisch das Absolute zu ihrem Ausgangspunkt oder philosophisch zu ihrem Zielpunkt haben, noch diejenige Empirie, die die Welt der Erscheinungen nach ihrem quantitativen Verhalten faßt, noch irgend eine Disziplin aus den praktischen Bereichen der sittlichen Welt.

19 Unser Begründer der Wissenschaft der Geschichte geht mit beneidenswerter Unbefangenheit an seine Aufgabe. Er hält es nicht für notwendig, die Begriffe zu erörtern, mit denen er arbeiten will, den Bereich zu umgrenzen, in dem seine Gesetze ihre Anwendung finden. Was Wissenschaft ist, denkt er, weiß jeder, was Geschichte ist, ebenso. Doch nein, er macht gelegentlich bemerklich, was sie nicht ist; er citiert mit herzlicher Zustimmung Comte (Phil. pos. V. p. 18), der mit Unwillen bemerkt: „die unzusammenhängende Anhäufung von Thatsachen werde ganz ungehörig als Geschichte bezeichnet." Wie denkwürdig ist dieser Satz des französischen Denkers, wie lehrreich, daß der englische ihn sich aneignet. Gewiß man nennt den unabsehbaren Verlauf von Thatsachen, in dem wir das Leben der Menschen, der Völker, der Menschheit sich bewegen sehen, Geschichte, wie man ja eine Gesamtheit von Erscheinungen anderer Art unter dem Namen Natur zusammenfaßt. Aber hat denn irgend jemand gemeint, daß eine Sammlung von getrockneten Pflanzen Botanik, von ausgestopften oder nicht ausgestopften Tierbälgen Zoologie sei? Hat irgend jemand die Meinung gehabt, Thatsachen sammeln und, zusammenhängend oder nicht, aufhäufen zu können? Thatsachen als da sind Schlachten, Revolutionen, Handelskrisen, Städtegründungen u. s. w.? hat wirklich bisher „die Zunft der Historiker" nicht gemerkt, daß sich die Thatsachen von dem, wie wir sie wissen, unterscheiden?

20 Wenn Buckle uns im Dunkeln tappenden Historikern wirklich ein Licht anzünden wollte, so hätte er vor allem sich und uns klar machen müssen, wie und mit welchem Recht sich jener Name Geschichte für eine bestimmte Reihe von Erscheinungen hat fixieren können, wie der der Natur für eine andere; er hätte zeigen müssen, was es bedeutet, daß der wunderliche Epitomator, der Menschengeist, die Erscheinungen dem Raum nach als Natur, die der Zeit nach als Geschichte zusammenfaßt, nicht weil sie an sich und objektiv so sind und so sich scheiden, sondern um sie fassen und denken zu können; er würde dann erkannt haben, wie das Material beschaffen ist, mit dem eine „Wissenschaft der Geschichte" zu thun haben und arbeiten kann. Wenn er sich bewußt war, was es bedeute, ein Empiriker zu sein, so durfte er nicht unterlassen zu erörtern, in welcher Weise diese Materialien der geschichtlichen Forschung uns so gegenwärtig und zu sinnlicher Wahrnehmbarkeit

Digitized by Google

vorliegen, wie es das Wesen aller Empirie fordert. Freilich würde er dann haben erkennen müssen, daß nicht die Vergangenheiten, nicht das unabsehbare Durcheinander von „Thatsachen", das sie erfüllte, uns als Material der Forschung vorliegen, daß diese Thatsachen vielmehr mit dem Moment, dem sie angehörten, für immer vergangen sind, daß wir menschlicherweise ja nur die Gegenwart, das Hier und Jetzt haben, freilich mit dem Triebe und der Fähigkeit, diesen ephemeren Punkt lernend, erkennend, wollend unermeßlich zu entwickeln, daß unter den eigentümlichen Vorgängen in dem Bereich des Geistes einer der merkwürdigsten derjenige ist, der es uns möglich macht, die für immer vergangenen Gegenwarten, die hinter uns liegen, wieder zu erwecken, sie in unserem Geist zu vergegenwärtigen, das heißt, nach menschlicher Art zu verewigen.

Noch auf eine zweite Reihe von Betrachtungen hätte uns Buckle führen 21
müssen, wenn er uns und sich über den gedankenlosen Gebrauch des Wortes Geschichte und über die Anticipationen, die aus demselben stammend den Blick trüben, hätte erheben wollen. Er läßt uns in gelegentlichen Andeutungen erfahren, daß die Geschichte es mit den „Handlungen der Menschen" zu thun hat, daß sie „mit der unersättlichen Wißbegier, welche unsere Mitmenschen betrifft", zusammenhängt; aber er unterläßt es uns zu sagen, in welcher Weise diese Handlungen der Menschen geschichtlicher Natur sind; er läßt uns im Unklaren darüber, auf welcherlei Fragen die Wißbegier, die unsere Mitmenschen betrifft, Antwort sucht.

Es gehört nicht eben ein hoher Grad von Scharfsinn dazu, einzusehen, 22
daß die menschlichen Handlungen in dem Moment, da sie geschahen, und in der Meinung derer, durch welche und für welche sie geschahen, am allerwenigsten die Absicht, die Bestimmung hatten, geschichtliche Thatsachen zu sein. Der Feldherr, der eine Schlacht liefert, der Staatsmann, der einen Vertrag unterhandelt, hat wirklich vollauf zu thun, um den praktischen Zweck zu erreichen, um den es sich in diesem Moment handelt; und so bis zu den kleinen und kleinsten „Handlungen der Menschen" hinab, sie alle vollziehen sich in dem unabsehbar mannigfaltigen Zusammenhang von Interessen, Konflikten, Geschäften, von Motiven, Leidenschaften, Kräften und Hemmungen, deren Gesamtheit man wohl die sittliche Welt genannt hat. Man wird diese unter sehr verschiedenartigen Gesichtspunkten betrachten können, praktischen, technischen, rechtlichen, socialen u. s. w.; endlich auch eine Betrachtungsweise der sittlichen Welt ist die geschichtliche.

Ich versage es mir, die Konsequenzen dieser Erörterungen darzulegen: 23
Konsequenzen, welche uns, wie der aufmerksame Leser sich selber sagen wird, zu demjenigen Punkte führen würden, an dem sich ergiebt, wie, wenn ich so

Digitized by Google

sagen darf, aus den Geschäften Geschichte wird, von welcher Art die auf solche Materialien begründete, in solchem Bereich anwendbare Erkenntnisweise beschaffen sein wird, was sie leisten und nicht leisten kann, wie beschaffen die Gewißheit ist, die sie zu geben, die Wahrheit, die sie zu finden imstande ist.

24 Buckle hat die Güte anzuerkennen, daß der Glaube an den Wert der Geschichte weit verbreitet, daß ein Stoff gesammelt sei, der im ganzen ein reiches und Achtung gebietendes Ansehen habe; er schildert in großen Zügen, welche Menge von Forschungen und Entdeckungen auf dem historischen Gebiet bereits gemacht sei; aber, fügt er hinzu, „wenn wir sagen sollen, wie dieser Stoff benutzt worden, so müssen wir ein ganz anderes Gemälde entwerfen." Wie er benutzt worden? muß denn alles exploitiert werden? ist denn die staunenswürdige Tiefe mathematischer Erkenntnis nur darum wissenschaftlich, weil der Feldmesser, der Mechaniker den einen oder anderen Satz aus ihr benutzen kann? Wenn die Propheten dem Volk Israel mahnend und strafend das Bild seiner selbst vorhielten, wie anders fanden sie es als in dem Nachweis, wie der Gott der Väter sich ihnen bezeugt habe „von Ägypten her"; wenn Thukydides sein κτῆμα εἰς ἀεί schrieb, sollte er mit diesem stolzen Worte die kunstreiche Form, in der er schrieb, nicht das geschichtliche Drama, von dem er schrieb, gemeint haben? Buckle's vorwurfsvolle Frage vergißt, daß die Arbeit der Jahrhunderte das Fideikommiß jeder neuen Generation ist; worin anders besteht die von ihm selbst so hochgefeierte Civilisation, als in der summierten Arbeit derer, die vor uns waren? Alle Vergangenheiten, die ganze „Geschichte" ist ideell in der Gegenwart und dem, was sie hat, enthalten; und wenn wir uns diesen ihren idealen Gehalt zum Bewußtsein bringen, wenn wir uns, wie das, was ist, geworden ist, etwa in erzählender Form vergegenwärtigen, was thun wir da anders als die Geschichte zum Verständnis dessen, was ist, dessen, worin wir uns denkend, wollend, handelnd bewegen, benutzen? Das ist der Weg, es ist einer der Wege, das dürftige und einsame Hier und Jetzt unseres ephemeren Daseins unermeßlich zu erweitern, zu bereichern, zu steigern. In dem Maße als wir selbst — ich meine die arbeitenden Menschengeschlechter — höher steigen, erweitert sich der Horizont, den wir überschauen, und das Einzelne innerhalb desselben zeigt sich uns mit jedem neuen Standpunkt in neuen Perspektiven, in neuen und weiteren Beziehungen; die Weite unseres Horizonts ist ziemlich genau das Maß der von uns erreichten Höhe; und in demselben Maße hat sich der Kreis der Mittel, der Bedingungen, der Aufgaben unseres Daseins erweitert. Die Geschichte giebt uns das Bewußtsein dessen, was wir sind und haben.

25 Es ist der Mühe wert, sich klar zu machen, daß sich in diesem Zu-

Digitized by Google

sammenhange ergiebt, was Bildung ist und was sie uns bedeutet. Wenn Goethe sagt: „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen," so finden wir hier die Bewährung dieses dunklen Spruchs. Wie hoch immerhin die Stelle des Zeitalters, des Volkes sein mag, in das wir einzelne hineingeboren sind, wie groß die Fülle des Ererbten, das uns ohne weiteres zu gute kommt, wir haben sie, als hätten wir sie nicht, solange wir nicht durch eigene Arbeit sie erworben, sie als das, was sie ist, als das Ergebnis unablässiger Arbeit derer, die vor uns waren, erkannt haben. Das in der Geschichte der Zeiten und Völker, der Menschheit Erarbeitete im Geist, dem Gedanken nach, als Kontinuität durcharbeitet und durchlebt haben, heißt Bildung. Die Civilisation begnügt sich mit den Resultaten der Bildung; sie ist in der Fülle des Reichtums arm, in der Opulenz des Genießens blasiert.

Nachdem Buckle beklagt hat, wie wenig bisher die reiche und immer 26
wachsende „Masse von Thatsachen" benutzt worden sei, giebt er den Grund, „den eigentümlich unglücklichen Umstand" an, der diese Erscheinung erklärt; „in allen übrigen großen Gebieten der Forschung, sagt er, wird die Notwendigkeit der Verallgemeinerung von jedermann zugegeben, und wir begegnen edlen Anstrengungen, auf besondere Thatsachen gestützt die Gesetze zu entdecken, unter deren Herrschaft die Thatsachen stehen. Die Historiker hingegen sind soweit davon entfernt, dies Verfahren zu dem ihrigen zu machen, daß unter ihnen der sonderbare Gedanke vorherrscht, ihr Geschäft sei lediglich, Begebenheiten zu erzählen und diese allenfalls mit passenden sittlichen und politischen Betrachtungen zu beleben".

Es gehört eine gewisse Geduld dazu, diesen im Schritt durchgehenden 27
Trivialitäten, dieser sich immer um sich selbst herumwälzenden Begriffsverwirrung nachzugehen. Also Verallgemeinerungen sind die Gesetze, die Buckle sucht; auf dem Wege der Verallgemeinerung glaubt er die Gesetze finden zu können, welche die Erscheinungen der sittlichen Welt erklären, das heißt mit Notwendigkeit bestimmen. Sind denn die Regeln einer Sprache Sprachgesetze? Gewiß summiert die Induktion aus dem Einzelnen die Thatsache des Allgemeinen, aber nicht, indem sie es verallgemeinert, sondern die Einzelheiten in ihrer Gemeinsamkeit zusammenfaßt. Aber um aus der Regel zum Gesetz fortzuschreiten, um den Grund der allgemeinen Erscheinung zu finden, bedarf es des analytischen Verfahrens. Buckle hält es nicht für notwendig, sich und uns Rechenschaft über die Logik seiner Untersuchung zu geben; er begnügt sich, ein „vorläufiges Hindernis" zu beseitigen, das ihm seinen Weg zu sperren scheint. „Es heißt, sagt er, in menschlichen Dingen sei etwas Providenitelles und Geheimnisvolles, welches sie unserer Forschung undurchdringlich mache und uns ihren künftigen Verlauf für immer verbergen werde"; er begegnet

Digitized by Google

diesem Hindernis mit der „einfachen" Alternative: „sind die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft bestimmten Gesetzen unterworfen, oder sind sie das Ergebnis entweder des Zufalls oder einer übernatürlichen Einwirkung?" Jawohl: diese Wolke ist, wenn nicht ein Kamel, so entweder ein Wiesel oder ein Walfisch.

28 Wir haben schon früher bemerkt, daß, wenn es eine Wissenschaft der Geschichte geben soll, diese ihre eigene Erkenntnisart, ihren eigenen Erkenntnisbereich haben muß; wenn anderweitig die Induktion oder die Deduktion vortreffliche Resultate ergeben hat, so kann das nicht die Folge haben, daß die Wissenschaft der Geschichte sich entweder des einen oder des andern Verfahrens bedienen müsse; und glücklicherweise giebt es zwischen Himmel und Erde Dinge, die sich zur Deduktion ebenso irrational verhalten, wie zur Induktion, die mit der Induktion und dem analytischen Verfahren zugleich die Deduktion und die Syntheſe fordern, um in der alternativen Bethätigung beider nicht ganz, aber mehr und mehr, nicht vollständig, aber annähernd und in gewisser Weise erfaßt zu werden, die nicht entwickelt, nicht erklärt, sondern verstanden werden wollen.

29 Die „Wißbegierde, die unsere Mitmenschen betrifft," ist darum „unersättlich," weil, was sie uns da einbringt, ein Verstehen ist, und weil mit unserem wachsenden Verständnis der Menschen und des menschlicherweise Seienden und Gewordenen das uns selbst Eigenste weiter, tiefer, freier wird, ja überhaupt erst wird. So gewiß es ist, daß auch wir Menschen in dem allgemeinen Stoffwechsel mit leben und weben, und so richtig es sein mag, daß jeder einzelne nur eben die und die Atome aus der „ewigen Materie" vorübergehend zusammenfaßt und zu seiner Daseinsform hat, ebenso gewiß oder vielmehr unendlich gewisser ist, daß vermittelst dieser „fließenden Bildungen" und ihrer trotz alledem vitalen Kräfte etwas gar Besonderes und Unvergleichliches geworden ist und wird, eine zweite Schöpfung nicht von neuen Stoffen, aber von Formen, von Gedanken, von Gemeinsamkeiten und ihren Tugenden und Pflichten, die sittliche Welt.

30 In diesem Bereich der sittlichen Welt ist alles von der kleinsten Liebesgeschichte bis zu den großen Staatsaktionen, von der einsamen Geistesarbeit des Dichters oder Denkers bis zu den unermeßlichen Kombinationen des Welthandels oder dem prüfungsreichen Ringen des Pauperismus unserem Verständnis zugänglich; und was da ist, verstehen wir, indem wir es als ein Gewordenes fassen.

31 Es ist bereits erwähnt worden, daß Buckle die Willensfreiheit zugleich mit der göttlichen Providenz nicht sowohl außer Rechnung läßt, als vielmehr für Illusionen erklärt und über Bord wirft. Auch in den Bereichen der Philosophie ist neuester Zeit Ähnliches gelehrt worden; ein Denker, dessen ich

Digitized by Google

mit persönlicher Hochachtung gedenke, sagt: wenn man alles, was ein einzelner Mensch ist und hat und leistet, A nennt, so besteht dies A aus $a + x$, indem a alles umfaßt, was er durch äußere Umstände von seinem Land, Volk, Zeitalter u. s. w. hat, und das verschwindend kleine x sein eigenes Zuthun, das Werk seines freien Willens ist. Wie verschwindend klein immer dies x sein mag, es ist von unendlichem Wert, sittlich und menschlich betrachtet allein von Wert. Die Farben, der Pinsel, die Leinwand, welche Raphael brauchte, waren aus Stoffen, die er nicht geschaffen; diese Materialien zeichnend und malend zu verwenden, hatte er von den und den Meistern gelernt; die Vorstellung von der heiligen Jungfrau, von den Heiligen, den Engeln fand er vor in der kirchlichen Überlieferung; das und das Kloster bestellte ein Bild bei ihm gegen angemessene Bezahlung; — aber daß auf diesen Anlaß, aus diesen materiellen und technischen Bedingungen, auf Grund solcher Überlieferungen und Anschauungen die Sixtina wurde, das ist in der Formel $A = a + x$ das Verdienst des verschwindend kleinen x. Und ähnlich überall. Mag immerhin die Statistik zeigen, das in dem bestimmten Lande so und so viele uneheliche Geburten vorkommen, mag in jener Formel $A = a + x$ dies a alle die Momente enthalten, die es „erklären," daß unter tausend Müttern 20, 30, wie viele es denn sind, unverheiratet gebären, — jeder einzelne Fall der Art hat seine Geschichte und wie oft eine rührende und erschütternde, und von diesen 20, 30 Gefallenen wird schwerlich auch nur eine sich damit beruhigen, daß das statistische Gesetz ihren Fall „erkläre;" in den Gewissensqualen durchweinter Nächte wird sich manche von ihnen sehr gründlich überzeugen, daß in der Formel $A = a + x$ das verschwindend kleine x von unermeßlicher Wucht ist, daß es den ganzen sittlichen Wert des Menschen, das heißt seinen ganzen und einzigen Wert umschließt.

Es wird keinem Verständigen einfallen zu bestreiten, daß auch die sta- 32
tistische Betrachtungsweise der menschlichen Dinge ihren großen Wert habe; aber man muß nicht vergessen, was sie leisten kann und leisten will. Gewiß haben viele, vielleicht alle menschlichen Verhältnisse auch eine rechtliche Seite; aber darum wird man doch nicht sagen wollen, daß man das Verständnis der Eroica oder des Faust unter den juristischen Bestimmungen über das geistige Eigentum suchen müsse.

Ich will Buckle nicht in seinen weiteren Erörterungen über die „Natur- 33
gesetze," über die „geistigen Gesetze," über den Vorzug der intellektuellen gegen die moralischen Kräfte u. s. w. folgen. Das Ergebnis seiner Betrachtungen im ersten Teil resümiert er im Anfang des zweiten in folgenden vier „Hauptgedanken," die nach seiner Ansicht für die Grundlagen einer Geschichte der Civilisation gelten müssen. „1. Der Fortschritt des Menschengeschlechts be-

Digitized by Google

ruht auf dem Erfolg, womit die Gesetze der Erscheinungen erforscht, und auf dem Umfang, bis zu welchem diese Kenntnisse verbreitet werden. 2. Bevor eine solche Forschung beginnen kann, muß sich ein Geist des Skepticismus erzeugen, welcher zuerst die Forschung fordert und dann von ihr gefordert wird. 3. Die Entdeckungen, die auf diese Weise gemacht werden, stärken den Einfluß intellektueller Wahrheiten und schwächen beziehungsweise, nicht unbedingt, den Einfluß sittlicher Wahrheiten; diese entwickeln sich weniger und erhalten weniger Zuwachs als die intellektuellen Wahrheiten. 4. Der Hauptfeind dieser Bewegung und folglich der Hauptfeind der Civilisation ist der bevormundende Geist; darunter verstehe ich die Vorstellung, die menschliche Gesellschaft könne nicht gedeihen, wenn ihre Angelegenheiten nicht auf Schritt und Tritt von Staat und Kirche bewacht und behütet werden, wo dann der Staat die Menschen lehrt, was sie zu thun, die Kirche, was sie zu glauben haben."

34 Wenn das die Gesetze sind, in denen „das Studium der Geschichte der Menschheit" seine wissenschaftliche Höhe erreicht haben soll, so ist der glückliche Finder in der Naivität, mit der er sich über ihre außerordentliche Seichtigkeit auch nur einen einzigen Augenblick hat täuschen können, wahrhaft beneidenswert. Gesetze von dieser Sorte könnte man täglich zu Dutzenden und zwar auf demselben Wege der Verallgemeinerung finden, Gesetze, von denen keins an Tiefsinn und Fruchtbarkeit hinter dem bekannten Satz zurückbleiben sollte: daß der Maßstab für die Civilisation eines Volkes dessen Verbrauch an Seife sei.

35 Baco sagt einmal: citius emergit veritas ex errore, quam ex confusione. Die Konfusion, deren sich Buckle schuldig macht, liegt auf der Hand. Weil er die Natur der Dinge, mit denen er sich zu beschäftigen unternahm, zu untersuchen und zu ergründen unterlassen hat, so verfährt er mit ihnen, als ob sie überhaupt eine eigene Natur und Art nicht hätten, einer eigenen Methode nicht bedürften; und die Methode, die er auf einen ihr fremdartigen Bereich anwendet, rächt sich damit, daß sie ihn statt der kalkulabeln Formeln, in denen sie sonst ihre Gesetze ausdrückt, Gemeinplätze gewinnen läßt, die für heut und gestern eine gewisse Richtigkeit haben mögen, aber angesichts der Jahrtausende der Geschichte, angesichts der großen Gestaltungen des Mittelalters, des beginnenden Christentums, der Römer- und Griechenwelt völlig nichtssagend erscheinen.

36 Wenn Buckle in der Geschichte die große Arbeit des Menschengeschlechts erkennt, wie konnte er da umhin sich zu fragen: welcher Art, aus welchem Stoff diese Arbeit sei, wie sich die Arbeiter zu ihr verhalten, für welche Zwecke gearbeitet wird? Er würde — denn es ist der Mühe wert einen Augenblick bei diesen Fragen zu verweilen — er würde erkannt haben, daß die geschichtliche Arbeit ihrem Stoff nach sowohl natürlich Gegebenes wie geschichtlich

Digitized by Google

Gewordenes umfaßt, daß beides ebenso Mittel und Schranke, ebenso Bedingung wie Antrieb für sie ist. Er würde bemerkt haben, daß in diesem Bereich allerdings die Methode der quantitativen Erscheinungen eine gewisse Anwendbarkeit hat, daß hier, wo es sich um die großen Faktoren der leiblichen Existenz, der Naturbedingnisse, der statistischen Zustände handelt, unsere Disziplin die Arbeiten der exakten Wissenschaft mit dem größten Interesse begleiten, ihre glänzenden Ergebnisse mit freudigem Dank annehmen wird. Aber eingedenk der weiteren Fragen, die angedeutet sind, würde sich Buckle gehütet haben zu glauben, daß die in jenem Bereich gefundenen Ergebnisse — die, wie er meint, auf dem Wege der Verallgemeinerung gefundenen Gesetze — die Summe der Geschichte seien, daß sie „die Geschichte zu dem Rang einer Wissenschaft erheben," indem sie ihre Erscheinungen „erklären." Erklärt sind sie damit so wenig, wie die schöne Statue des Adorante mit dem Erz, aus dem sie gegossen, dem Thon, aus dem die Form gefertigt, dem Feuer, mit dem das Metall in Fluß gebracht worden ist. Es bedurfte, wie schon „der Meister derer, welche wissen," gelehrt hat, auch der Vorstellung von dem Bilde, das da werden sollte; und sie war in des Künstlers Seele, ehe das Werk war, in dem sie sich verwirklichen sollte (τὸ τί ἦν εἶναι); es bedurfte auch des Zweckes, um des willen das Bildwerk gemacht werden sollte, etwa eines Gelübdes an den rettenden Gott, dessen Tempel es schmücken sollte; es bedurfte der geschickten Hand, um den Zweck und das Gedankenbild und den Stoff zusammenzuschließen zu dem vollendeten Werk. Freilich auch das Erz war nötig, damit der Adorante gefertigt werde; aber es wäre doch ein übles Stück Civilisation, wenn man dies wundervolle Kunstwerk nur nach dem Metallwert schätzen wollte, wie Buckle mit der Geschichte thut.

Er verfährt um nichts weniger einseitig als diejenigen, — wie streng 37
tadelt er sie! — welche die Geschichte allein aus dem Zweck, wie etwa die Theologie ihn lehrt oder das gläubige Gemüt ihn ahnt, erklären; — oder welche ebenso einseitig nur die geschickten Hände, welche die Arbeit machen, sehen und beobachten, gleich als wenn die Geschicke nicht ihres Ganges gingen trotz des guten oder üblen Willens derer, durch welche sie sich vollziehen; — oder welche ein für allemal mit ihren Vorstellungen von den Dingen, die da im steten Werden und in steter Selbstkritik sind, mit ihren Doktrinen fertig, immer nur wissen und besser wissen, wie der Staat, die Kirche, die sociale Ordnung u. s. w. hätte werden und sein müssen. Jede dieser Betrachtungsweisen für sich ist einseitig, unwahr, verderblich, wenn auch jede in ihrer Art berechtigt und förderlich ist. „Alles," lehrt jener alte Philosoph, „was durch Ursache ist, nicht durch sich selbst, wie die Gottheit," enthält jene vier Momente, von denen keins allein und für sich das Ganze erklären kann und soll.

Digitized by Google

Und genauer, nach jenen vier Momenten zerlegen wir es uns in unſerem Geiſt, für unſere Betrachtung, mit dem Bewußtſein, daß ſie in der Wirklichkeit, die wir betrachten wollen, völlig eins und von einander durchdrungen ſind; wir ſcheiden und unterſcheiden ſo mit dem Bewußtſein, daß es nur eine Hilfe für unſeren rekonſtruierenden Verſtand iſt, wenn wir ſo verfahren, während andere Thätigkeiten unſerer Seele ſofort und unmittelbar Totalitäten geben und empfangen.

38 Verzeihe man dieſe ſehr elementaren Erörterungen; dem verworrenen Verfahren Buckle's gegenüber durften ſie nicht umgangen werden, wenn die Fragen, um die es ſich hier handelt, in ein ſicheres Gleis gebracht werden ſollen.

39 Alſo in der Geſchichte kommt es nicht bloß auf den Stoff an, an dem ſie arbeitet. Neben dem Stoff iſt die Form; und in dieſen *Formen* hat die Geſchichte ein raſtlos ſich weiter bewegendes Leben. Denn dieſe Formen ſind die ſittlichen Gemeinſamkeiten, in denen wir leiblich und geiſtig werden, was wir ſind, kraft deren wir uns über die klägliche Öde und Dürftigkeit unſeres atomiſtiſchen Ichſeins erheben, gebend und empfangend um ſo reicher werden, je mehr wir uns binden und verpflichten. Dies ſind Bereiche, innerhalb deren Geſetze von gar anderer Art und Energie, als die neue Wiſſenſchaft ſie ſucht, ihre Stelle haben und ihre Macht üben. Dieſe ſittlichen Mächte, wie man ſie ſchön genannt hat, ſind in vorzüglichem Maße zugleich Faktoren und Produkte des geſchichtlichen Lebens; und raſtlos werdend beſtimmen ſie mit ihrem Gewordenſein diejenigen, die die Träger ihrer Verwirklichungen ſind, erheben ſie über ſich ſelbſt. In der Gemeinſchaft der Familie, des Staates, des Volkes u. ſ. w. hat der einzelne über die enge Schranke ſeines ephemeren Ich hinaus ſich erhoben, um, wenn ich ſo ſagen darf, aus dem Ich der Familie, des Volkes, des Staates zu denken und zu handeln. Und in dieſer Erhebung und ungeſtörten Beteiligung an dem Wirken der ſittlichen Mächte je nach ihrer Art und Pflicht, nicht in der unbeſchränkten und ungebundenen Independenz des Individuums liegt das wahre Weſen der Freiheit. Sie iſt nichts ohne die ſittlichen Mächte; ſie iſt ohne ſie unſittlich, eine bloße Lokomobile.

40 Freilich von dieſen ſittlichen Mächten denkt Buckle außerordentlich gering; er ſieht von Kirche und Staat nichts als Bevormundung und Übergriffe; ihm ſind Recht und Geſetz nur Schranken und Lähmungen; die Konſequenz ſeiner Anſchauungsweiſe würde ſein, daß auch das Kind nicht ſowohl auf die Pflege und Liebe der Eltern, auf die Zucht und Führung der Lehrer angewieſen, als vielmehr ein Stück ſouveräner Freiheit wäre.

41 Zu einem ſo außerordentlich rohen Freiheitsbegriff kommt Buckle, weil er es verſäumt, den *Arbeitern* in der geſchichtlichen Arbeit die gebührende

Digitized by Google

Aufmerksamkeit zu widmen, weil er nur an das massige Kapital Civilisation, nicht an das immer neue Erwerben, das das Wesen der Bildung ist, denkt, weil er nicht sieht oder nicht sehen will, daß in jenem verschwindend kleinen x der ganze und der einzige Wert der Persönlichkeit liegt, ein Wert, der sich nicht nach dem Umfang der Wirkungssphäre oder dem Glanz der Erfolge bemißt, sondern nach der Treue, mit der jeder das ihm anvertraute Pfund verwaltet.

In diesen Bereichen wieder giebt es Gesetze von ganz anderer Macht 42
und Unerbittlichkeit, als jene auf dem Wege der Verallgemeinerung gefundenen; hier gilt es Pflicht, Tugend, Wahl in den tragischen Konflikten der sittlichen Mächte, in jenen Kollisionen der Pflichten, die nur durch die Kraft des freien Willens gelöst, in denen wohl die Freiheit nur durch den Tod gerettet werden kann. Oder sind auch diese Dinge damit beseitigt, daß „das Dogma vom freien Willen" für eine Illusion erklärt wird?

Buckle freilich ist noch nicht so weit fortgeschritten, jenes Dogma vom 43
freien Willen darum zu verwerfen, weil dasselbe auf der petitio principii beruhe, daß überhaupt Geist oder Seele sei; wie diejenigen schließen würden, welche alle diese Imponderabilien wie Verstand, Gewissen, Willen u. s. w. für unwillkürliche Funktionen des Gehirns, für Ausschwitzungen, ich weiß nicht welcher grauen oder weißen Materie, erklären. Und in der That müßten die großen Geister, die so lehren, wohl zuerst den Nachweis liefern, daß solche ihre Lehren nicht eben auch nur Ausschwitzungen ihres Gehirns seien, und zwar krankhafte. Aber indem Buckle gegen das Vorhandensein des freien Willens argumentiert, und zwar aus der „Ungewißheit über das Bestehen des Selbstbewußtseins", muß er uns entweder gestatten, seine auf solche Ungewißheit begründete Argumentation selbst für ungewiß zu halten; oder er hätte uns beweisen müssen, daß er argumentieren könne auch ohne das Bestehen des Selbstbewußtseins, d. h. des denkenden Ichs, und daß er, wenn auch ohne Selbstbewußtsein, etwa als ein Denkautomat, das Werk habe zu stande bringen können, mit dem er die Geschichte zu dem Rang einer Wissenschaft hat erheben wollen — nein, nicht wollen, denn das Wollen leugnet er mit der Freiheit des Willens; sondern irgend wer müßte irgend welchen aufgehäuften Stoff von Thatsachen in diese Denkmühle geworfen haben, und dieselbe hätte denselben verarbeitet und das so Verarbeitete, *σόφισμα, κύρμα, τρίμμα, παιπάλημ' ὅλον*, wäre die neue Wissenschaft der Geschichte.

Wenn trotz alledem Buckle den „Fortschritt" in der Geschichte erkennt 44
und unermüdlich ist, ihn als das eigentliche Wesen in dem Leben der Menschheit zu bezeichnen, so ist das zwar sehr dankenswert, aber weder in der Folgereihe seiner Erörterungen begründet, noch folgerichtig durchgeführt. Ist da ein Fortschreiten, so muß sich in der beobachteten Bewegung die Richtung

Digitized by Google

zu dem hin, um des willen sie ist, erkennbar machen. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ist dem Gesichtspunkte nach, unter dem sie die Erscheinungen faßt, in anderer Lage. Sie sieht in den Veränderungen, die sie beobachtet, bis zu den Äquivalenten der Kräfte hinauf nur das im Wechsel Gleiche und Bleibende, und die vitalen Erscheinungen interessieren sie nur, insoweit sie entweder in Perioden oder morphologisch sich wiederholen; in dem individuellen Sein sieht und sucht sie nur entweder den Gattungsbegriff oder den Vermittler des Stoffwechsels. Indem sie den Begriff des Fortschrittes — Darwin's Entwickelungstheorie ist der stärkste Beweis dafür — ihrer Methode nach von sich ausschließt, — den Fortschritt nicht in ihrer Erkenntnis, sondern als Moment in dem, was sie erkennen will, — so hat sie weder eine Stelle noch einen Ausdruck für den Zweckbegriff, sie stellt ihn außer Rechnung, indem sie ihn teils zur Nützlichkeit degradiert und die alte Lessing'sche Frage offen läßt, was denn der Nutzen des Nutzens sei, teils unter Formen wie Ewigkeit der Materie, Entwickelung u. s. w. anderen Methoden als Problem überweist. Wenn Buckle für die geschichtliche Welt den Begriff des Fortschrittes voranstellt, so kommt er zu einem Paralogismus sehr bezeichnender Art. Mochte er bekennen, daß er auf dem Wege der geschichtlichen Forschung das primum mobile nicht gefunden habe, mochte er erkennen, daß es dem Wesen der empirischen Methoden nach auf diesem Wege nicht zu erreichen, mit der Sprache der Wissenschaft, mit ihren Begriffen, ihrer Art zu denken, nicht adäquat auszudrücken sei, — aber ist damit der Schluß gerechtfertigt, daß es überhaupt nicht sei, daß es nur in unserem Irrtum eine Stelle habe? Giebt es nicht noch andere und andere Erkenntnisformen, andere Methoden, die vielleicht eben das, was die naturwissenschaftliche nicht will und in richtiger Konsequenz ihres Gesichtspunktes nicht will, die historische nicht kann oder in nur unzulänglicher Weise kann, nach ihrer Natur können und wollen? Gäbe es etwa darum kein ästhetisches Urteil, weil es auf juristischem Wege nicht zu finden ist? darum keinen Rechtssatz, weil man einen solchen auf ästhetischem Wege vergebens suchen würde? Wer der geschichtlichen Welt den Fortschritt vindiciert, der mag bedauern, daß nur ein Teil dieser eigentümlichen Bewegung des Menschengeschlechts unserem Blick erreichbar, er mag bedauern, daß nur die Richtung dieser Bewegung, nicht ihr Ziel, nur die Thatsache dieser Bewegung, nicht das Bewegende erkennbar ist; aber wird er sich dabei beruhigen, wird er nach dem tiefsten Bedürfnis des Geistes, dem, sich als Totalität zu empfinden und zu wissen, sich dabei beruhigen können, daß die eine Form der Empirie ihm ein Rätsel zeigt, welches die andere ihm nicht löst? wird er, nachdem er erkannt, daß da ein Problem, ein Rätsel ist, es für nicht vorhanden erklären, weil er es nicht lösen kann? nicht lösen kann,

Digitized by Google

weil er es entweder als Charade oder als Logogriph, entweder als Silben- oder Buchstabenrätsel gelöst sehen will, während es ein Sinnrätsel ist? Wird man, weil von dem einen Standpunkt wissenschaftlicher Erkenntnis aus eine gewisse Seite des Allseins und Alllebens gar nicht sichtbar wird — eben die metaphysische Seite, die nach dem alten Spiel des Wortes hinter der physikalischen ist, — und weil von dem Standpunkt der andern aus nur wie perspektivisch ein wenig davon das Auge streift, wird man darum schließen müssen, daß sie nicht vorhanden ist, diese dritte Seite, außer in unserem Irrtum? wenn wir das Licht nicht mit den Händen greifen und mit den Ohren hören können, ist es darum nicht? ist nicht vielmehr darum „das Auge sonnenhaft," damit es das Licht fassend uns das wahrnehmbar mache, was wir mit den Händen nicht greifen und mit den Ohren nicht hören können?

Doch ich verfolge diese Fragen nicht weiter, da sie über den Gedankenkreis hinaus liegen, in dem sich Buckle's Versuch, eine Wissenschaftslehre der Geschichte zu begründen, bewegt. Die gegebenen Andeutungen werden hinreichend sein zu zeigen, daß er die Aufgabe, die er sich stellt, nicht so gefaßt hat, wie nötig war, um sie weiter zu führen, daß er weder ihren Umfang noch ihr Gewicht gewürdigt hat, eine Aufgabe, die, wie mir scheint, außer der besonderen Bedeutung für unsere Studien noch eine andere allgemeinere hat und eben darum die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt zu beschäftigen beginnt. Sie scheint dazu angethan, der Mittelpunkt der großen Diskussion zu werden, welche in dem Gesamtleben der Wissenschaften die nächste bedeutende Wendung bezeichnen wird. Denn die wachsende Entfremdung zwischen den exakten und spekulativen Disziplinen, den täglich weiter klaffenden Zwiespalt zwischen der materialistischen und supranaturalistischen Weltanschauung wird niemand für normal und wahr halten. Diese Gegensätze fordern eine Ausgleichung, und jene Aufgabe scheint die Stelle zu sein, in der sie erarbeitet werden muß. Denn die ethische Welt, die Welt der Geschichte, die ihr Problem ist, nimmt an beiden Sphären teil; sie zeigt in jedem Akt menschlichen Seins und Thuns, daß jener Gegensatz kein absoluter ist. Es ist das eigentümliche Charisma der so glücklich unvollkommenen Menschennatur, daß sie, geistig und leiblich zugleich, sich ethisch verhalten muß; es giebt nichts Menschliches, das nicht in diesem Zwiespalt stünde, in diesem Doppelleben lebte; in jedem Augenblick versöhnt sich jener Gegensatz, um sich wieder zu erneuen, erneut er sich, um sich wieder zu versöhnen. Die ethische, die geschichtliche Welt verstehen wollen heißt vor allem erkennen, daß sie weder nur doketisch, noch nur Stoffwechsel ist. Auch wissenschaftlich jene falsche Alternative überwinden, den Dualismus jener Methoden, jener Weltanschauungen, von denen jede die andere nur beherrschen oder negieren will, in derjenigen 45

Digitized by Google

Methode versöhnen, die der ethischen, der geschichtlichen Welt entsprechend ist, sie zu der Weltanschauung zu entwickeln, die in der Wahrheit des menschlichen Seins, in dem Kosmos der sittlichen Mächte ihre Basis hat — das, so dünkt mich, ist der Kern der Aufgabe, um deren Lösung es sich handelt.

18.

Philologie und Sprachwissenschaft.

Von Georg Curtius.

Antrittsvorlesung gehalten zu Leipzig am 30. April 1862. „Ausgewählte Reden und Vorträge" (Leipzig 1886) S. 132 ff. — Wenige Absätze sind fortgelassen.

Hochzuverehrende Herren!

1 Indem ich heute zum erstenmal in diesen Kreis trete und ein fast allen persönlich Unbekannter um Ihre freundliche und wohlwollende Aufmerksamkeit bitte, erlaube ich mir Ihr Augenmerk nicht auf eine Einzelfrage der Wissenschaft, sondern auf das Verhältnis zweier großer wissenschaftlicher Gebiete zu einander zu lenken. Es wird mir, so hoffe ich, auf diesem Wege am leichtesten gelingen, während ich die Beziehungen dieser Gebiete zu einander bespreche, Ihnen die besondern Ziele und Aufgaben vorzuführen, welche ich zu verfolgen bemüht sein werde. Aber auch an sich dürfte es nicht überflüssig sein, das wechselseitige Verhältnis zweier Wissenschaften einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen, von denen die eine, die Philologie, sich einer reichen und alten Geschichte rühmen kann, die andere, die Sprachwissenschaft, recht eigentlich ein Kind unsers Jahrhunderts ist. Freilich gehören Fragen nach der Abgrenzung wissenschaftlicher Gebiete zu den mißlichen. Nirgends in der Wissenschaft giebt es Grenzpfähle oder Markscheiden, welche die Territorien und Felder mit rechtlicher Kraft scharf voneinander sondern. Dem freien Forschergeiste des einzelnen Einhalt zu gebieten, oder umgekehrt von dem, der für seinen Wissenskreis eine engere Umgrenzung begehrt, zu verlangen, daß er die Grenzpfähle vorrückt, wäre gleich thöricht. Alle Grenzfragen der Wissenschaft können sich nur auf die Sache, dürfen sich nie auf Personen beziehen. Es wird bei solchen Fragen überdies viel weniger auf das Trennen als auf das Verbinden ankommen. Nichts dürfte für den vorgerückten Standpunkt der Wissenschaften in unserem Zeitalter bezeichnender sein, als die immer

Digitized by Google

mehr und zahlreicher sich herausstellenden Verbindungen auch solcher Disziplinen untereinander, welche auf den ersten Blick sich wenig berühren. Und gerade die Philologie, so wenig sie auch in ihrem eigensten Kreise den Vorwurf verdient, der ihr zuweilen gemacht wird, sie sei eine alternde Wissenschaft, darf bei der Mannigfaltigkeit der von ihr umschlossenen Stoffe sich am allerwenigsten gegen den Austausch mit andern Wissenschaften engherzig abschließen. Eben in diesen Berührungen liegt eine unerschöpfliche Fülle der bedeutendsten, stets sich erneuernden Aufgaben, liegt ein Schatz von Anregung, welchen die Philologie nicht unbenutzt lassen darf. Freilich aber kann man von Philologie kaum reden ohne den Begriff näher zu bestimmen. Und auch für unsern Zweck wird es nötig sein diesen Begriff mit zwei Worten genauer anzugeben.

Um von den mannigfaltigen Schicksalen ganz abzusehen, welche das 2
Wort und der Begriff Philologie von den Zeiten der Alexandriner bis auf unsere Tage erlebt haben, können wir drei Auffassungen dieser Wissenschaft als solche hervorheben, die in unserm Jahrhundert zu einer weiteren Anerkennung gelangt sind. Erstens versteht man in England und Frankreich unter Philologie gewöhnlich nichts anderes als Sprachstudium. Schlössen wir uns dieser Auffassung an, so fiele die Frage nach dem Verhältnis der Philologie zur Sprachwissenschaft fort. Beide wären eben identisch. Aber in Deutschland hat mit vollem Rechte diese Anwendung des Wortes niemals Anklang gefunden. Ihr widerspricht schon der Name selbst. λόγος heißt nicht Sprache, sondern Rede, λόγος bezeichnet das inhaltreiche Wort. Die Wissenschaft von der Sprache als einem Vermögen des menschlichen Geistes oder von den Sprachen, als den verschiedenen Versuchen der Völker dies Vermögen geltend zu machen würde griechisch eher γλωσσολογία heißen. Nach einem zweiten weitreichenden Gebrauche ist das eigentliche Objekt der Philologie die Litteratur, das der klassischen Philologie also der ganze Nachlaß schriftlicher Überlieferung aus dem griechischen und römischen Altertum. Und wer könnte leugnen, daß hiermit der Stoff bezeichnet ist, dem ganz vorzugsweise der unermüdliche Fleiß und der eindringlichste Scharfsinn der Philologen gewidmet war und ist. Die Meisterschaft Gottfried Hermanns, durch welche Leipzig einer der gefeiertsten Sitze klassischer Philologie wurde, galt dieser Auffassung. Aber auch Gottfried Hermann hat sich nicht ängstlich in diesem Kreise gehalten. Er machte in seiner epochemachenden Schrift de emendanda ratione grammaticae Graecae und anderswo kühne Streifzüge in das Gebiet der allgemeinen Sprachforschung, er zog die Mythologie, die scenischen Altertümer in den Bereich seiner Forschung. Ist es aber unmöglich die Schriftwerke eines Volkes gesondert für sich zu durchforschen, müssen selbst

Digitized by Google

zu ihrem vollen Verständnis die übrigen Seiten seines geistigen Lebens hinzugenommen werden, so sieht man nicht ein, warum der Philolog gerade die Beschäftigung mit der Litteratur als das eigentliche ἔργον, die übrigen nur als πάρεργα betrachten soll. Mag der einzelne für sich oder seine besondern Zwecke diese Stellung nehmen, sachlich wird eine solche Bevorzugung einer Seite vor der andern nicht zu halten sein. Mit Recht also hat man verlangt, daß das Studium der Sprache, der sogenannten Altertümer, der Mythologie, der Kunst nicht bloß als Mittel zum Verständnis der Schriftwerke betrachtet werde, sondern neben dem Studium der Litteratur eine gleichberechtigte Stellung einnehme. Und so ist denn mehr und mehr eine dritte Auffassung der Philologie durchgedrungen, diejenige, welche im wesentlichen F. A. Wolf vertrat, als er die Philologie im Sinne der Altertumswissenschaft begründete. Stellen wir der Philologie in diesem Sinne die Aufgabe das Altertum in seiner Gesamtheit zu erforschen, mithin der klassischen Philologie das griechisch-römische Altertum, so bilden die verschiedenen Seiten dieses Altertums die einzelnen Teile der Wissenschaft, die untereinander völlig gleichberechtigt, sich zu dem Gesamtbilde der antiken Kultur zusammenschließen. Die vier Hauptseiten einer jeden entwickelten Kultur werden Sprache, Glaube, Kunst und Sitte sein. Eine jede dieser Seiten bildet eine Disziplin der klassischen Philologie, wobei es indes wegen der großen Verschiedenheit der Quellen und des Stoffes nötig sein wird, die Kunst sofort in die redende und bildende zu sondern und die Wissenschaft von der redenden Kunst oder der Litteratur zu einer Hauptdisziplin zu erheben.

3 Diese einzelnen Disziplinen haben nun offenbar, so gut wie die Gegenstände, die sie behandeln, alle einen doppelten Zusammenhang. Insofern ein und dasselbe Volk die griechische Sprache, griechischen Götterglauben, griechische Kunst und Sitte hervorgebracht hat, werden alle diese Äußerungen des Volksgeistes innerlich durch das Griechentum, und insofern Griechentum und Römertum, auf verwandter Grundlage ruhend, auch in ihrer reichsten Entwickelung unzertrennlich mit einander verwachsen sind, werden beide durch den gemeinsamen Begriff des klassischen Altertums zusammengehalten. Und dieser Zusammenhang ist für den Philologen der wichtigste, in ihm liegt die Einheit seiner Wissenschaft. Insofern das Volk das Subjekt aller jener geistigen Thätigkeiten ist, können wir diesen Zusammenhang den nationalen nennen. Andrerseits aber berührt sich jede Seite des Volkslebens mit der entsprechenden aus dem Leben eines andern Volks, griechische und römische Sprache z. B. mit der deutschen Sprache, griechische Litteratur und Kunst mit der neueren. Indem man also durch die Masse des zu erforschenden Stoffes einen Durchschnitt in andrer Richtung macht, ergiebt sich als Einheit für die verschiedenen

Digitized by Google

Sprachen eine allgemeine Sprachwissenschaft, für den Volksglauben eine allgemeine Religionswissenschaft und so fort. Jede philologische Disziplin läßt sich stofflich einer solchen höheren Einheit unterordnen. Es ist klar, daß jener vorher erwähnte nationale und dieser stoffliche Zusammenhang sich kreuzen. Aber gerade diese Kreuzung, diese Bearbeitung desselben Stoffes von verschiedenen Gesichtspunkten aus fördert die Wissenschaft.

Von den bezeichneten allgemeinen Disziplinen ist nun keine so weit ausgebaut und ergebnisreich wie die allgemeine Sprachwissenschaft. Je geistiger, feiner, reicher das Objekt der Sprache ist, desto weniger wird das Studium irgend einer einzelnen Sprache des Zusammenhanges mit der allgemeinen Sprachwissenschaft entbehren können. Und umgekehrt, insofern die Sprachen der Griechen und Römer uns in einer reichen Fülle von Werken der redenden Kunst vorliegen, insofern die Sprache mit der Verskunst, mit dem ganzen eigentümlichen Geistesleben eines Volkes unzertrennlich verwachsen und verflochten ist, kann eine Behandlung von allgemeinen Gesichtspunkten aus unmöglich genügen, muß zur allgemeinen Sprachforschung für solche Sprachen die philologische, des nationalen Zusammenhanges sich bewußte, auf vertrauten Umgang mit Griechen und Römern gegründete hinzukommen. Lassen Sie uns auf die Notwendigkeit dieser wechselseitigen Ergänzung etwas näher eingehen.

Die allgemeine Sprachwissenschaft war durch eine äußerliche und einseitig logische Betrachtungsweise in Verwirrung und mancherlei Verkehrtheit geraten, als sie nicht sowohl durch philosophische Spekulation als durch empirische Erforschung eines unendlich vermehrten Materials und Zusammenfassen der auf diesem Wege gewonnenen einzelnen Ergebnisse zu einer neuen Totalanschauung in unserem Jahrhundert eine völlig neue Wendung nahm. Es mag für unsern Zweck genügen auf die von England aus verbreitete Kenntnis der wunderbar regelmäßigen und durchsichtigen Sanskritsprache, auf die sich immer mehr ausdehnende Bekanntschaft mit den Sprachen kulturloser Völker Amerikas, Afrikas, Asiens, endlich auf die genaue und vollständige Erforschung der deutschen Sprache in ihren zahlreichen lokalen und zeitlichen Differenzen hinzuweisen. Die Namen Franz Bopp, Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm bezeichnen diese drei für die klassische Philologie wichtigsten Richtungen und belebenden Antriebe der allgemeinen Sprachforschung. Durch die Forschungen der genannten Männer und derer, die auf ihren Grundlagen fortarbeiteten, ist eine wesentlich andere Anschauung von der Natur der Sprache überhaupt verbreitet. Es kann niemand mehr beikommen die Sprache für ein Produkt klüglicher Erfindung oder gar Verabredung erklären, die Sprachformen auf logische Kategorien und Schematismen zurückführen zu wollen. Sprache entspringt wie Glaube, Sitte, Recht,

Digitized by Google

Volksgesang aus dem natürlichen oder instinktiven Leben eines Volkes, Sprache ist in ihrem Ursprung und allmählichen Werden nur dann zu begreifen, wenn wir von dem angelernten Fachwerk, in das die Sprache in einer unendlich viel späteren Zeit gelehrter Bildung eingeschlossen ward, möglichst absehen. Die Sprachen gewannen ihre Grundformen und die Hauptmasse ihres Wörterschatzes in einer Zeit, die weit jenseit aller geschichtlichen Überlieferung, ja jenseit der Existenz der einzelnen Völker liegt. Eine jede Sprache ist ihrer Grundlage nach etwas Transnationales und eben deshalb von dem Standpunkte des Philologen allein nicht völlig zu begreifendes. Wir müssen von der einzelnen Sprache zur Sprachfamilie und zum Sprachstamme aufsteigen, um die Elemente derselben zu begreifen. Nicht in griechischer Zeit wurde der Bau des griechischen Verbums geschaffen, sondern in einer unendlich viel älteren, da die Vorväter der Griechen mit denen der italischen, deutschen, slavischen, keltischen, der indischen und persischen Völker noch ein Ganzes bildeten. Diese Zeit, die wir die indogermanische Periode nennen wollen, bildet den Hintergrund für das Einzelleben der genannten Sprachen und Völker.

6 Die Entdeckung des indogermanischen Sprachstammes allein ist eine Thatsache von unendlicher Wichtigkeit auch für den klassischen Philologen. Die Philologie kannte noch vor fünfzig Jahren jenseit Homer nichts als wirre Sagen oder noch wildere Kombinationen, welche von dem gesunden Sinne heller Geister mit Recht verworfen wurden. Seitdem hat sich wie durch einen Riß in die verhüllenden Nebelwolken eine lichte Vorwelt in scharfen Umrissen aufgethan, die trotz der Ferne deutlich erkennbar ist und nach vielen Richtungen hin die Grundlagen griechischer und römischer Welt erschließt. Zu dieser Vorwelt, zur indogermanischen Periode ist nun freilich nicht auf dem Wege der Visionen durchzudringen, sondern auf dem strenger, nüchterner Untersuchung. Die Vergleichung der als verwandt erkannten Sprachen untereinander, die Analyse der Formen, die Ausscheidung des allen Gemeinsamen von dem jeder Sprache Eigentümlichen, das sind die einfachen, leicht begreiflichen und bei besonnener Anwendung untrüglichen Mittel, um in jene Vorwelt und damit zu jener sprachlichen Grundlage zu gelangen, auf welcher sich der Bau der Griechen- und Römersprache erhob. Schon bloß von der negativen Seite betrachtet ist die Wichtigkeit dieser neuen Auffassung für die klassische Philologie einleuchtend. Das Selbstvertrauen, mit welchem früher die kühnsten Konstruktionen über den Ursprung der Formen gewagt wurden, findet an dieser Methode eine unerbittliche Kritik, zahllose Etymologien, die in alten und neuen Zeiten wie Pilze hervorschossen, oft um für eine beliebige Lieblingsmeinung eine sprachliche Stütze zu gewinnen, zerschellen an

Digitized by Google

den scharfen Ecken der Lautgesetze und methodischen Formenzerlegung, die der Sprachforscher zu üben hat. Diese negative Seite ist nicht gering anzuschlagen. Die Wissenschaften schreiten doch wesentlich dadurch fort, daß eine Meinung nach der andern als nicht wahr, nicht stichhaltig beseitigt, daß das Reich erkennbarer Wahrheit auf einen vielleicht kleineren, aber festen Kern zurückgeführt wird. Die Möglichkeit des bloßen Ratens und Tastens in sprachlichen Fragen ist durch die sprachwissenschaftliche Methode unserer Zeit wenigstens sehr vermindert.

Zu diesen negativen kommen nun natürlich auch positive Resultate. 7
Freilich wer sich dem Glauben hingäbe, daß nun sofort alle Rätsel der Sprachen gelöst würden, der würde sich sehr irren. Was schon Quintilian sagt: inter virtutes grammatici habebitur aliqua nescire, das gilt im vollsten Maße von der Sprachforschung unsrer Tage. Das Leben der Sprachen wird immer seine geheimnisvollen Seiten behalten. Aber darin gerade zeigt sich der Fortschritt, daß wir die Grenzen zwischen dem klar Erkennbaren und dem Reiche bloßer Mutmaßungen zu ziehen und gewisse Fragen als vor der Hand unbeantwortet und mit den jetzigen Mitteln der Wissenschaft unlösbar zu bezeichnen vermögen, während andrerseits über große, wichtige Gebiete und zahlreiche Einzelheiten der griechischen und lateinischen Sprache durch die vergleichende Sprachforschung helles Licht verbreitet ist. Der Bau des griechischen Verbums in seinem viel bewunderten Reichtum trug früher trotz alles darauf verwendeten Scharfsinnes den Charakter des Chaotischen an sich. Die Masse der Anomala überwucherte bei weitem den kleinen Bestand regelmäßiger Verba und es schien unfaßbar, wie die klar denkenden, maßhaltenden Hellenen hier so wildes, wüstes Gestrüpp konnten aufschießen lassen. Man half sich mit der Annahme sogenannter doppelter Themen, *φυγω* und *φεύγω*, *βαλω* und *βάλλω*, *τυπω* und *τύπτω*. Aber woher diese Doppelheit, das wußte niemand zu sagen. Seitdem wir das Sanskritverbum überblicken, erkennen wir deutlich in allen diesen Unregelmäßigkeiten dasselbe Prinzip, den kürzeren Verbalstamm zur Bildung gewisser Formen zu erweitern. Und da diese erweiterten oder breiteren Formen angewandt werden um die Handlung im Präsens und Imperfekt als eine dauernde, mithin in ihrer Breite zu bezeichnen, die kürzeren oder leichteren um die momentane Handlung des Aorists auszudrücken, so können wir den Zweck der Erweiterung deutlich erkennen. Freilich erreicht die Sprache diesen Zweck auf eine sehr mannigfaltige Weise. Indes vereinfacht und erklärt sich doch auch dieser Umstand bei näherer Untersuchung. Denn teils läßt sich nachweisen, daß scheinbar völlig verschiedene Bildungsweisen aus Einer Grundform hervorgehen, teils können wir die Verschiedenheit aus einer Reihe von Schichten erklären, die sich übereinander

Digitized by Google

lagerten, oder mit andern Worten als verschiedene, in der Sprachgeschichte aufeinander folgende Versuche denselben oder doch einen ähnlichen Zweck zu erreichen. Denn durchweg ist die Sprache ein Versuch, ein mannigfaltiges Ringen nach Ausdruck des Gedachten, das sich erst während dieses allmählichen Prozesses gestaltet und abklärt.

8 Auf demselben Wege einer bis in die Vorzeit der einzelnen Völker vordringenden genetischen Sprachforschung hat so manche Form der Mundarten oder der älteren Sprachperioden ihre Erklärung gefunden. Die homerische Sprache bietet uns viele solche Gebilde, die über die griechische Sprache selbst hinausweisen. Aber nicht minder die andern Dialekte. Nachdem für diese in dem durch Boeckh begründeten kritischen Studium der Inschriften neue Quellen aufgedeckt waren, gelang es Ahrens die charakteristischen Züge des dorischen und äolischen Dialekts auf Grund jener Forschungen mit sicherer Hand zu entwerfen. Aber alljährlich steigen neue Steintafeln aus dem Boden Griechenlands hervor, die neue Probleme bieten, deren Mundart bisweilen erst unter dem Mikroskop des analysierenden Grammatikers Verständnis und Erklärung findet. — Fast noch eifriger wird nach derselben Methode das italische Altertum durchforscht. Hier brauchen nur die Namen Friedrich Ritschl, Theodor Mommsen, Theodor Aufrecht genannt zu werden um an diese Studien lateinischer, oskischer und anderer alt-italischer Sprachdenkmäler zu erinnern, durch welche nicht bloß die Geschichte der italischen Sprachen, sondern auch die Anschauung von den älteren Zeiten Roms eine so wesentliche Umgestaltung erfahren hat. Auf Schritt und Tritt werden diese Studien gefördert und unterstützt durch die vergleichende Sprachforschung. Ohne diese blieben die Erztafeln von Iguvium und Bantia, blieb der Stein von Abella unverstanden, ohne sie hätte man schwerlich die Stellung erkannt, welche die lateinische Sprache inmitten der übrigen italischen einnimmt, noch weniger das richtige Verhältnis des Lateinischen zum Griechischen.

9 Die vergleichende Sprachforschung begann mit der Zerlegung der grammatischen Formen und hier hat sie vorzugsweise umgestaltend gewirkt. Aber sie drang von den Formen zu dem letzten Gehalt der Sprache, den Wurzeln vor. Für die Etymologie in diesem engeren Sinne der Wort- und Wurzelforschung hat bekanntlich August Pott die Fundamente gelegt, auf welchen fortgebaut wird. Und leicht ließe sich auch hier auf diesem trotz aller Vorsicht und allem Scharfsinn schlüpfrigen Felde eine Reihe wichtiger und sicherer Ergebnisse hervorheben. Aber wir dürfen uns heute nicht in Einzelheiten verlieren, die überdies selten ohne eine etwas ausführlichere Erörterung überzeugend dargestellt werden können. Indes auf einen doppelten wesentlichen Gewinn mag doch hingewiesen werden, den diese Untersuchungen einbringen.

Digitized by Google

Einmal gelangen wir auf dem Wege der Wortforſchung zu erheblichen kulturhiſtoriſchen Reſultaten. Gemeinſame Namen beweiſen gemeinſame Kenntnis der mit den Namen bezeichneten Gegenſtände und Begriffe. Finden wir bei allen indogermaniſchen Völkern einen gemeinſamen Gottesnamen, der auf die Wurzel div zurückgeht und urſprünglich den glänzenden Himmel bedeutet, ſo können wir nicht zweifeln, daß die Völker ſchon vor ihrer Trennung einen Himmelsgott verehrten. Ergiebt ſich in einer Reihe der verwandten Sprachen eine Wurzel ar mit der gemeinſamen Bedeutung pflügen, ſo dürfen wir dieſen Völkern den Ackerbau ſchon für jene alte Periode zuſprechen, während vom Weinbau das Gleiche nicht gilt, denn die W. vi, welche dem lat. vinu-m und vi-ti-s dem gr. *Foĭ-vo-ς* zum Grunde liegt, bedeutet nur winden, das daraus abgeleitete Subſtantiv alſo urſprünglich nur überhaupt ein Rankengewächs, weshalb im Litauiſchen davon ein anderes Rankengewächs, der Hopfen ap-vyna-s benannt wurde. Dieſe wichtige Seite der Etymologie zuerſt in umfaſſender Weiſe geltend gemacht zu haben iſt ein bleibendes Verdienſt Adalbert Kuhn's.

Ein anderer Gewinn der richtig angewandten Etymologie liegt darin, 10
daß es uns möglich wird, den Wörterſchatz fremder, aber urverwandter Sprachen mit dem unſerer eigenen deutſchen Sprache zu vermitteln. „Sprache," ſagt Wilh. v. Humboldt, „kann eigentlich nicht gelehrt, ſondern nur im Gemüte des Lernenden geweckt werden." Dies Wecken gelingt nicht beſſer und vollſtändiger, als durch das Anknüpfen an die in uns eigentlich allein völlig lebendige Mutterſprache. Die vergleichende Etymologie weiſt nun in zahlreichen Fällen den Zuſammenhang nach, der zwiſchen einem griechiſchen oder lateiniſchen und einem deutſchen bedeutungsvollen Worte ſtattfindet. Natürlich iſt ſolcher Zuſammenhang nur dann aufgedeckt, wenn die älteſte deutſche Form nach den feſten Geſetzen des Lautüberganges zu der für die früheſte Zeit erſchloſſenen Grundform paßt. Gelingt es dies nachzuweiſen, ſo rückt dadurch das betreffende Wort der fremden Sprache unſerem Gefühl um ein beträchtliches näher. So entſpricht *καλό-ς* dem deutſchen „heil" und geht daher von der Grundbedeutung geſund, rein aus. *ὁρ-ά-ω* von der W. *Foϱ* ſtellt ſich zum deutſchen „ge-wahr-en, wahr-nehmen" und das Subſtantiv *οὖϱο-ς* urſprünglich *Foϝϱο-ς* zum deutſchen Wart, Wärter, das lat. cav-ê-re ergiebt ſich als identiſch mit dem deutſchen ſchauen, got. skav-jan, weshalb in dem Sprichwort „trau, ſchau, wem" der deutſche Imperativ geradezu mit cave überſetzt werden könnte. — Erſt durch ſolche Vergleichung wird es uns in vielen Fällen möglich, bis zu der eigenſten, individuellſten Bedeutung eines Wortes oder einer Wurzel vorzudringen, und es iſt eine beſonders lohnende Aufgabe, zu unterſuchen, wie ſich dieſe Grundvorſtellung gleichſam ſtrahlen-

Digitized by Google

artig in den verschiedenen verwandten Sprachen gebrochen und trotz der ursprünglichen Einheit sehr mannigfaltige Farben angenommen hat.

11 Die Wichtigkeit der vergleichenden Sprachforschung für die Philologie, wie wir sie an einzelnen Beispielen klar zu machen suchten, ist nach einem lang anhaltenden Kampf mit eingerosteten Gewohnheiten und hartnäckigen Vorurteilen in neuester Zeit mehr und mehr in das Bewußtsein der Philologen übergegangen. Wenigstens dem Prinzip nach möchte diese Wichtigkeit von keiner Seite mehr ernstlich bestritten werden; es handelt sich bei eintretenden Differenzen mehr um die Anwendung oder darum, wie weit der einzelne von früher gefaßten Ansichten und Standpunkten abgehen soll. Dagegen macht sich jetzt bei denen, welche die allgemeine Sprachforschung in ihrer Bedeutung anerkennen, nicht selten eine Auffassung über das Verhältnis dieser Studien zur klassischen Philologie geltend, die auch nicht die richtige ist. Manche Philologen betrachten die eigentliche Sprachforschung, selbst insofern sie das Griechische und Lateinische betrifft, als ein ihnen fremdes Gebiet. Indem sie sich selbst nur die genaue Kenntnis der Sprachen, das Sprachgefühl, die möglichst große Vertrautheit mit dem Sprachgebrauch vorbehalten, sind sie geneigt die Untersuchungen über den Sprachbau, über den Ursprung der Sprachformen und des Wörterschatzes an die vergleichenden Sprachforscher abzugeben, von denen sie dann hoffen, daß sie die bestellte Arbeit zu ihrer Zufriedenheit ausführen und ihnen für ihre Zwecke die nötigen Ergebnisse hübsch sauber und möglichst faßlich zusammenstellen werden. Diese Auffassung verträgt sich aber ebensowenig mit dem Wesen der Wissenschaft, als mit den besonderen Aufgaben der klassischen Philologie. In der Wissenschaft kann man überhaupt keine Arbeiten bestellen. Auch die sichersten Ergebnisse der Forschung haben für den geringen Wert, der sich scheut den Wegen nachzugehen, auf welchen sie gewonnen sind, in die Gründe einzugehen, auf die sie sich stützen. Ohne solches Eingehen wird keine wirkliche Überzeugung hervorgebracht, und das ist ja gerade die Sittlichkeit im wissenschaftlichen Leben, daß wir nur das anerkennen, was wir in unsere Überzeugung aufgenommen haben. Die vergleichende Sprachwissenschaft ist keine in sich abgeschlossene Geheimlehre, ihre Prinzipien sind ungemein einfach und leicht faßbar. Es ist zu wünschen, daß sie den Philologen mehr und mehr bekannt werden. Die Sprache hängt überdies mit dem ganzen Geistesleben eines Volkes so innig zusammen, sie umschließt bis zu dem Grade die Denkformen und den Denkgehalt desselben, daß die feineren und höheren Fragen nur von dem gestellt werden können, der in diesem Geistesleben heimisch ist. Andrerseits aber können sie nicht recht gestellt werden ohne einige Einsicht in die Mittel und das Verfahren des Sprachforschers. Im Leben der Sprache

Digitized by Google

hängt alles mit einander zusammen. Die Syntax ruht auf der Formenlehre, wie die Lexikographie und Synonymik auf der Etymologie. Will die Philologie sich in Bezug auf die ersteren Disziplinen nicht auf bloße Observationen beschränken, so darf sie auch auf die letzteren nicht verzichten. In Zukunft also müssen auch die Jünger der klassischen Philologie mit der vergleichenden Sprachforschung sich wenigstens so weit vertraut machen, daß sie über ihre Resultate ein Urteil haben, daß einzelne unter ihnen die ihrem Gebiete angehörigen Sprachen, deren genauere Erforschung sich die Philologie nimmer entreißen lassen darf, selbst und selbständig zu bearbeiten imstande sind.

Durch eine schroffe Scheidung zwischen philologischer und vergleichender 12
Sprachforschung würde aber nicht bloß die erstere, sondern auch die letztere leiden. Die allgemeine Sprachwissenschaft bedarf ebenso der Ergänzung durch die philologische wie umgekehrt. Für den, der eine große Reihe von Sprachen mit der Absicht umfaßt, das ihnen Gemeinsame zu ermitteln, ist es unmöglich in der einzelnen Sprache so zu Hause zu sein, daß er nicht leicht in die Irre ginge. Bei toten Sprachen muß ja der Sprachstoff vielfach erst festgestellt, erst auf dem Wege der Kritik ermittelt werden. Wie viel verdankt z. B. die Analyse des Lateinischen der sorgfältigen Kritik, mit welcher die ältere Latinität in neuester Zeit von den bedeutendsten Philologen behandelt ist. Für das Griechische bietet uns Hesychius eine Fülle des merkwürdigsten Sprachstoffes, der aber nur von dem richtig benutzt werden kann, welcher die eigentümliche Beschaffenheit jenes merkwürdigen Lexikons kennt, gerade wie umgekehrt manche in diesem enthaltene auffallende Glosse, die ohne Rücksicht auf weitergreifende Sprachstudien sinnlos erscheint, durch dieselben ihre Erklärung erhält und dadurch gegen willkürliche Änderungsversuche geschützt wird. Hier sieht man recht deutlich, wie wenig eine Scheidung möglich ist. Für die vergleichende Sprachforschung sind die Mundarten und zeitlichen Differenzen einer Sprache von großer Wichtigkeit. Auch zur richtigen Würdigung dieser bedarf es philologischer Vertrautheit mit ihnen. Der Kunstdialekt eines Theokrit kann nicht auf eine Linie gestellt werden mit den Formen, die irgend ein Steinmetz aus dem lebendigen Gebrauche seiner Gegend in einer Inschrift anwendet. Die poetischen Dialekte der Griechen werden sämtlich von einer gewissen Konvention beherrscht, die auch bei einzelnen Fragen nicht ignoriert werden darf. Dies gilt selbst bis zu einem gewissen Grade von der homerischen Sprache. Wer diese, wie neuerdings versucht worden ist, ohne Rücksicht auf die eigentümliche Geschichte des homerischen Textes, der das Produkt von Jahrhunderten ist, willkürlich nach der Schablone einer angeblich ältesten Gräcität umgestalten will, läuft Gefahr den Homer nach und nach aus einem

Digitized by Google

Griechen zu einem Indogermanen zu machen und durch lange Zeiten getrennte Sprachformen bunt durcheinander zu werfen.

13 Das Gebiet des allgemeinen Sprachforschers ist die Naturseite, die des philologischen, so zu sagen, die Kulturseite der Sprache. Weil aber eine jede Sprache ein gewordenes Ganzes bildet, ist die eine Seite von der andern unmöglich ganz zu trennen. Der philologische Sprachforscher läuft Gefahr die Anfänge und ersten Grundlagen der Sprache zu verkennen, der allgemeine die spätere Entwickelung und feinere Ausbildung zu unterschätzen. Die wichtigsten Fragen aber lassen sich nur dann beantworten, wenn beides gleichmäßig in Betracht gezogen wird; eine volle Anschauung von der Geschichte einer Sprache gewinnt nur der, der von jenen Grundlagen aus auch die feinsten und eigentümlichsten Verzweigungen des Sprachlebens überblickt. Hat doch auch der Geograph nicht bloß die natürlichen Bedingungen zu ermitteln, unter welchen sich ein Volk seine Wohnsitze gründete, sondern ebenso zu zeigen, wie der mehr oder minder bewußt schaffende Volksgeist diese Bedingungen zu seinen besonderen Zwecken benutzte. Bei manchen Sprachforschern ist es Sitte geworden nur für die volltönenden und breit entfalteten Formen der frühesten Sprachperioden Bewunderung zu haben, die abgeschliffeneren, aber zu sinnigem Gebrauch verwendeten der nachfolgenden Zeiten mit einer gewissen Geringschätzung zu behandeln, ja sogar schon den Verfall der Sprache von dem Zeitpunkte an zu datieren, da die ursprüngliche Formenfülle abzunehmen begann, aber nur um einer lebendigeren geistigen Anwendung zu weichen. Es ist und bleibt aber eine Einseitigkeit, die Sprache des Ulfilas für vollkommner zu halten, als Goethes Hochdeutsch. Das ist gerade das Große und Anziehende an der Geschichte der Sprache, daß der äußerliche Verfall neues Leben gebiert, daß der Geist die Abschwächung der Materie zu seinen Zwecken benutzt und erst dann seine Schwingen am freisten entfaltet, wenn der lautliche Gehalt der Wörter sich schon zu einem feineren Gespinst verflüchtigt hat. Wie Alexander von Humboldt in seinem Kosmos der Natur nicht bloß Raum für das Sonnensystem und die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenwelt hat, sondern auch von der Naturauffassung des Menschen handelt, so ist der Kosmos der Sprache erst dann vollständig dargestellt, wenn diese von den ersten Grundlagen aus bis zu den Perioden verfolgt ist, wo sie das Organ bewußt schaffender menschlicher Geisteskraft wird.

14 Auf den ersten Blick freilich ist es etwas sehr Verschiedenes den eigentümlichen Feinheiten des ciceronischen Sprachgebrauches nachspüren und den Ursprung lateinischer Verbalformen erforschen. Aber bei genauerer Betrachtung finden sich dennoch zwischen beiden Thätigkeiten zahlreiche Berührungspunkte.

Digitized by Google

Denn schließlich werden wir deshalb die Prosa jener Epoche für die vollendetste halten, weil der natürliche Reichtum der lateinischen Sprache an volltönenden Formen und die natürliche, nur auf Grund etymologischer Forschung begreifliche Geschlossenheit des lateinischen Satzbaues in ihr mit der größten technischen Meisterschaft beherrscht wurde. Man hat gesagt, es gehöre eine verschiedene Begabung zu dieser verschiedenen Behandlung der Sprache. Und wer wird leugnen, daß es des Zusammenwirkens mannigfaltiger Kräfte bedarf, daß eine Teilung der Arbeit hier sowohl wie auf andern Gebieten nötig ist? Aber teilen ist etwas anderes als trennen und sich wechselseitig ignorieren oder gar geringschätzen. Überdies wer die Unmöglichkeit behaupten wollte beiden Standpunkten gerecht zu werden, den können wir auf ein großes Beispiel verweisen. Denn in der That möchte es schwer sein zu entscheiden, ob Jacob Grimm um die Sprachforschung oder um die deutsche Philologie sich größere Verdienste erworben hat. Hat er doch auf der einen Seite nicht bloß unsere deutschen Sprachen in großartigster Weise zum erstenmale in ihrer reichen Mannigfaltigkeit dargestellt, sondern auch durch seine Methode wie durch zahlreiche einzelne Forschungen auch für einen weiteren Kreis von Sprachen und ganz wesentlich für das Griechische und Lateinische Bedeutendes geleistet, und zeigt er doch auf der andern Seite für das Eigentümlichste des Volkslebens in Sprache, Poesie, Sitte und Glauben einen so feinen Sinn, daß bei ihm fast mehr als bei irgend einem Meister der klassischen Philologie die verschiedensten Richtungen des Volksgeistes gemeinsam gewürdigt und mit gleicher Liebe berücksichtigt werden. Dies leuchtende Beispiel des edlen, auch im Leben unserer Zeit bewährten deutschen Mannes mag also zeigen, daß die Verbindung beider Richtungen, wenn auch in dieser hohen Vollendung schwer erreichbar, doch in bescheidener Nacheiferung wohl möglich, daß sie jedenfalls ein Ziel ist, dem wir nachstreben dürfen.

Die klassische Philologie hat den schönen praktischen Beruf die Kultur 15
der Griechen und Römer für alle Zeiten zu erhalten, den Sinn für sie dem heranwachsenden Geschlechte immer aufs neue einzuimpfen. Dies kann und darf nur auf Grund strenger und genauer Sprachkenntnis geschehen. Ohne daß der Philolog die übrigen Seiten des klassischen Altertums zu vernachlässigen hätte, wird das Lehren der Sprachen für seine Praxis immer ein Hauptgegenstand sein. Gerade aber dies Lehren kann dadurch für den Lehrer anziehender, für den Schüler fruchtbringender und lebendiger werden, daß es im Geiste und Sinne der jetzigen Sprachforschung geschieht. Die Weite des Gesichtskreises, die erhöhte Freude an dem Objekt der Sprache selbst wird den Lehrer am leichtesten vor dem Fehler bewahren, in einer Masse von

Digitized by Google

Erudition stecken zu bleiben, wodurch der sprachliche Unterricht dem Schüler so leicht verleidet wird.

16 Indem ich von der Verbindung der Philologie und Sprachforschung redete, habe ich Ihnen, hochverehrte Anwesende, damit das besondere Ziel bezeichnet, das ich mir zur wissenschaftlichen Aufgabe meines Lebens gesetzt habe, die klassische Philologie, welche zu lehren und zu fördern mir obliegt, mit der allgemeineren Sprachforschung in lebendige Wechselwirkung zu setzen. Auch in meinem Lehramt an der hiesigen Universität, in das ich durch das Vertrauen der hohen Regierung und meiner hochverehrten Herren Kollegen gerufen werde, hoffe ich mir für diese besondere Richtung einen Platz zu gründen, und bitte Sie alle, Lehrende und Lernende, die Sie mich durch Ihre Gegenwart am heutigen Tage erfreuten, mich in dem erwähnten Streben, wie in meinem Wirken in diesem Amte überhaupt, freundlichst zu unterstützen.

19.

Über den Ursprung der Sprache.

Von Jacob Grimm.

Gelesen in der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 9. Januar 1851. Zuletzt wieder abgedruckt in „Kleinere Schriften" I (1864) S. 255 ff. — Fortgelassen ist die ganze erste Hälfte der Abhandlung (bis S. 275), ein Stück zwischen Absatz 19 und 20 und einige Absätze am Schluß.

1 Ich habe, worauf mein Ziel sich beschränkte, dargethan, daß die Menschensprache so wenig eine unmittelbar geoffenbarte sein könne, als sie eine anerschaffene war; eine angeborene Sprache hätte die Menschen zu Tieren gemacht, eine geoffenbarte in ihnen Götter vorausgesetzt. Es bleibt nichts übrig, als daß sie eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von uns selbst erworbene sein müsse: nichts anderes kann sie sein, sie ist unsre Geschichte, unsre Erbschaft.

2 Das was wir sind, wodurch wir uns von allen Tieren unterscheiden, führt im Sanskrit den bedeutsamen ehrwürdigen Namen manudscha, welcher auch vorzugsweise in unserer deutschen Sprache bis auf heute sich erhalten hat, got. manniska, ahd. mannisco, nhd. Mensch und so durch alle Mundarten; dies Wort darf zwar mit gutem Grund auf einen mythischen Ahnen Manna, Mannus, den schon Tacitus bezeugt, auf einen indischen König

Digitized by Google

Manas, zurückgeleitet werden, dessen Wurzel man d. h. denken ist und wozu unmittelbar auch manas, μένος, Mensch fallen.

Der Mensch heißt nicht nur so, weil er denkt, sondern ist auch 3
Mensch weil er denkt, und spricht, weil er denkt, dieser engste Zusammenhang zwischen seinem Vermögen zu denken und zu reden bezeichnet und verbürgt uns seiner Sprache Grund und Ursprung. Vorhin sahen wir griechische Benennungen des Menschen hergenommen von seinem emporgerichteten Antlitz, von seiner gegliederten Rede, hier ist er noch treffender nach seinem Denken genannt. Die Tiere reden nicht, weil sie nicht denken, und heißen darum die unredenden, altn. ômaelandi, wie die unvernünftigen, bruta, mutae bestiae, mutum et turpe pecus, das gr. ἄλογος drückt zugleich aus unredend und undenkend.*) Das Kind beginnt zu reden, wie es anhebt zu denken, und die Rede wächst ihm wie ihm der Gedanke wächst, beides nicht additiv, sondern multiplikativ. Menschen mit den tiefsten Gedanken, Weltweise, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt; die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen, der Gedankenreichtum bei jedem Volk ist es hauptsächlich was seine Weltherrschaft festigt.

Die Sprache erscheint also eine fortschreitende Arbeit, ein Werk, eine 4
zugleich rasche und langsame Errungenschaft der Menschen, die sie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken, wodurch sie zugleich getrennt und geeint werden. Alles was die Menschen sind haben sie Gott, alles was sie überhaupt erringen in Gutem und Bösem haben sie sich selbst zu danken. Die Inspiration des Propheten ist nur ein Bild für den in ihm erweckten und wachen Gedanken. Weil aber die Sprache anfangs unvollkommen war und ihr Wert erst steigt, kann sie nicht von Gott, der Vollendetes prägt, ausgegangen sein.

Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die 5
Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden in uns beides als kostbare Gaben gelegt, aber wir denken erst indem wir jenes Vermögen üben, wir sprechen erst indem wir die Sprache lernen. Gedanke wie Sprache sind unser Eigentum, auf beiden beruht unserer Natur sich aufwindende Freiheit, das sentire quae velis et quae sentias dicere, ohne sie würden wir Tieren gleich barer Notwendigkeit hingegeben sein und mit ihr sind wir emporgekommen.

Diese Sprache, dies Denken steht aber nicht abgesondert da für einzelne 6
Menschen, sondern alle Sprachen sind eine in die Geschichte gegangene Gemeinschaft und knüpfen die Welt aneinander. Ihre Mannigfaltigkeit eben ist

*) ratio ist auch oratio, wie λόγος Wort und Vernunft.

Digitized by Google

bestimmt, den Ideengang zu vervielfachen und zu beleben. Von dem sich ewig erneuernden, wechselnden Menschengeschlecht wird der köstliche allen dargebotene Erwerb auf die Nachkommen übertragen und vererbt, ein Gut das die Nachwelt zu erhalten, zu verwalten und zu mehren angewiesen ist. Denn hier greifen Lernen und Lehre unmittelbar und unvermerkt ineinander. Die ersten Worte vernimmt der Säugling an der Mutterbrust von der weichen und sanften Mutterstimme ihm entgegen gesprochen, und sie schmiegen sich fest in sein reines Gedächtnis, bevor er noch der eignen Sprechorgane mächtig geworden ist, darum heißt sie die Muttersprache und so erfüllt sich mit den Jahren in schnell erweiterten Kreisen ihr Umfang. Sie allein vermittelt uns am unvertilgbarsten Heimat und Vaterland, und was von den einzelnen Geschlechtern und Stämmen, die gleiche Spracheigenheit eingedrückt empfangen, muß weiterhin von der ganzen menschlichen Gesellschaft gelten. Ohne Sprache, Dichtkunst und die zur rechten Zeit sich eingestellten Erfindungen der Schrift und des Bücherdrucks würde die beste Kraft der Menschheit sich verzehrt haben und ermattet sein. Auch die Schrift hat man die Götter den Menschen weisen lassen wollen; doch ihr überzeugend menschlicher Ursprung, ihre wachsende Vollkommenheit muß, wenn es nötig wäre, den Erweis des menschlichen Ursprungs der Sprache bestätigen und vollführen.

7 Herodot meldet uns, Psammetich der Ägypter König, um zu versuchen, welches Volk und welche Sprache zuerst erschaffen worden sei, habe zwei neugeborene Kinder einem Hirten einsam aufzuziehen gegeben, mit Befehl kein Wort vor ihren Ohren auszusprechen und zu achten, welchen Laut sie nun hervorbringen würden. Nach einiger Zeit Verlauf, als der Hirt diesen Kindern sich genähert, hätten sie mit ausgestreckten Händen βεκός ausgerufen, und dann öfter dasselbe Wort in Gegenwart des Königs wiederholt. Auf angestellte Erkundigung sei man aber gewahr geworden, daß die Phryger das Brot βεκός nennen und habe dadurch die Überzeugung gewonnen, daß die Phryger das älteste Volk der Erde seien (Herod. II, 2).

8 Wäre es möglich, denn die ganze Erzählung klingt höchst abenteuerlich, einen solchen Versuch jemals anzustellen und in der Weise durchzuführen, daß man neugeborne Kinder grausam auf eine abgelegene Insel aussetzen und von stummen Dienern großziehen ließe; so würde man zwar keine Worte der ältesten Menschensprache, die ihnen ja durchaus nicht angeboren sein konnte, vernehmen, wohl aber hätten diese elenden dem menschlichen Erbteil entrissenen Geschöpfe mit ihrem erwachenden Denkvermögen von vorn an beginnend gleich den ersterschaffenen Menschen eine Sprache sich zu erfinden, und falls ihre Abgeschiedenheit andauern könnte, auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Nur um so teuern Preis, was jedoch nie solange die Erde

Digitized by Google

dauern wird, zur Ausführung gelangen dürfte, weil sich zahllose Hindernisse entgegenstemmen müßten, könnte die Sprachforschung unmittelbare Bestätigung dessen entnehmen, was sie aus andern Gründen zu folgern berechtigt ist.

Ich nähere mich meiner eigentlichen Aufgabe oder doch dem für die 9
meisten meiner Zuhörer anziehendsten Teil derselben, welcher auf die Frage Antwort geben soll, wie man sich zu denken habe, daß die ersten Menschen die Erfindung ihrer Sprache bewerkstelligten.

Vorausgeschickt werden muß jedoch in aller Kürze, ob, ganz abgesehen 10
von dem hier noch bei Seite bleibenden Problem, inwiefern die grundverschiedenen Sprachen der Erde auf eine erste Bildung oder nur auf mehrere Bildungen sich zurückführen lassen, ob man auch da, wo eine einzige, weit verbreitete und hernach in viele Äste zerfallende Ursprache vorliegt, nur ein Menschenpaar oder mehr als eins anzusetzen habe, durch welches sie hervorgebracht und fortgepflanzt worden sei?

Das ist anzunehmen, daß Mann und Weib zusammen, vollwüchsig und 11
zeugungsfähig erschaffen wurden, denn nicht setzt der Vogel das Ei, die Pflanze den Samen, sondern das Ei den Vogel voraus, das Korn die Pflanze; Kind, Ei, Samenkorn sind Erzeugnisse, folglich unerschaffen: der erste Mensch war also nie Kind, doch das erste Kind hatte einen Vater. Wer wollte glauben, daß aus unerschaffenen sich aneinander fügenden, ineinander wirkenden Elementen eine geheime stumme Gewalt sich allmählich zum Leben hinaufgerungen hätte? Das belebende Band, mit dessen Schwinden jedesmal das Leben in die toten Stoffe zurückweicht, muß doch vorausgegangen sein. Aber daß von jedem Tier, von jedem Kraut nur ein Paar, nicht mehrere nebeneinander erschaffen worden, daß alle Gräser in ihrer Fülle aus eines Halmes Wucher vervielfacht seien, hat wenig für, mehr gegen sich. Die ein Paar entstehen lassende schöpferische Kraft konnte unbehindert auch mehrere zusammen schaffen, wie sie schon im ersten Paar das Gleichartige zweimal hervorzubringen genötigt war. Gegen den Ausgang der gesamten Tiermenge aus einem Paar jeder Gattung hat man auch nicht ohne Schein den Gesellschaftstrieb der Ameisen und Bienen eingewandt, der ihnen muß angeboren gewesen, nicht allmählich entwickelt sein, folglich nicht erst auf die entwickelte Menge gewartet haben kann. Auf den Menschen und die Sprache angewandt ist es sogar wahrscheinlich, daß mehr als ein Paar erschaffen wurde, schon aus dem natürlichen Grunde, weil die erste Mutter möglicherweise lauter Söhne oder lauter Töchter hätte gebären können, wodurch alle Forterzeugung gehindert worden wäre, noch mehr aus dem sittlichen, um Vermischung von Geschwistern, wovor die Natur ein Grauen hat, zu verhüten. Die Bibel

Digitized by Google

geht darüber still hinweg, daß Adams und Evas, wenn sie allein standen, Kinder untereinander sich begatten mußten.

12 Auch erklärt sich der Sprache Ursprung viel leichter, wenn alsogleich zwei oder drei Menschenpaare, und bald ihre Kinder, an ihr bildeten, so daß alle Sprachverhältnisse auf der Stelle sich zahlreich vervielfachen konnten; die Einheit der entspringenden Regel läuft darunter keine Gefahr, weil auch schon bei einem Menschenpaar zwei Individuen, Mann und Frau, die Sprache erfinden mußten und hernach ihre Kinder sich mit daran beteiligten. Man kann den Frauen, die nach einigen Generationen, zumal wenn mehrere Paare stattfanden, gern ihre eigne, von den Männern in manchem gesonderte Sitte und Stellung einnahmen, sogar Eigenheiten der Mundart für Ausprägung der ihnen vorzugsweise geläufigen Begriffe von frühe beilegen, wie sie uns am bestimmtesten das Prakrit gegenüber dem Sanskrit bezeugt. Aber in allen alten Sprachen sehen wir männliche und weibliche Flexionen nebeneinander unterschieden, was auf keinen Fall ohne Einfluß des Frauengeschlechts auf die Sprachgestaltung selbst kann geschehen sein.

13 Aus dem Verhältnis der Sprachen nun, welches uns über die Verwandtschaft der einzelnen Völker sichreren Aufschluß darreicht, als alle Urkunden der Geschichte es vermögen, läßt sich auf den Urzustand der Menschen im Zeitraum der Schöpfung und auf die unter ihnen erfolgte Sprachbildung zurückschließen. Dem menschlichen Geist macht es erhebende Freude über die greifbaren Beweismittel hinaus das zu ahnen, was er bloß in der Vernunft empfinden und erschließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen, deren Denkmäler aus einem hohen Altertum bis zu uns gelangt sind, zwei verschiedene und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorhergegangene, aber hinter dem Bereich unserer Zeugnisse liegende notwendig gefolgert werden muß.

14 Den alten Sprachtypus stellen uns Sanskrit und Zend, großenteils auch noch die griechische und lateinische Zunge vor; er zeigt eine reiche, wohlgefällige, bewundernswerte Vollendung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandteile lebensvoll durchdrungen haben. In den Fortsetzungen und späteren Erscheinungen derselben Sprachen, wie den Dialekten des heutigen Indiens, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meistens aufgegeben und gestört, zum Teil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unsrer deutschen Sprache, deren bald schwach rieselnde, bald mächtig ausströmende Quellen sich durch lange Zeiten hin verfolgen und in die Wagschale legen lassen, ist dasselbe Herabsinken vom früheren Höhepunkt größerer Formvollkommenheit unverkennbar und dieselben Wege des Ersatzes werden

Digitized by Google

eingeschlagen. Halten wir die gotische Sprache des vierten Jahrhunderts gegen unsere heutige, dort ist Wohllaut und schöne Behendigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Überall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maße gemindert als etwas anderes an die Stelle der alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vorteile auch nicht dürfen unterschätzt werden.

Beide Richtungen stehen einander keineswegs schroff entgegen und alle 15
Sprachen erzeigen sich auf mannigfaltigen, ähnlichen aber ungleichen Stufen. Die Formabnahme hat z. B. auch im Gotischen oder Lateinischen bereits begonnen und für die eine wie die andere Sprache darf man eine vorausgegangene ältere und reichere Gestalt ansetzen, die sich zu ihrem klassischen Bestand verhält wie dieser etwa zum Neuhochdeutschen oder Französischen. Anders und allgemein ausgedrückt, ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache läßt sich historisch gar nicht feststellen; so wenig die ihr entgegengesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabsehbar lange Zeit nicht sein. Es ist zulässig selbst dem Sanskrit voraus noch einen älteren Sprachstand zu behaupten, in welchem die Fülle seiner Natur und Anlage wiederum reiner ausgeprägt gewesen wäre, die geschichtlich wir gar nicht mehr erreichen, aus dem Verhalt der vedischen Sprachform zur späteren ahnen.

Ein verderblicher Fehler würde aber sein, und er scheint mir gerade bei 16
Untersuchung der Ursprache hemmend eingewirkt zu haben, jene Vollendung der Form noch höher und bis in ein vermeintes Paradies zurück zu verlegen. Vielmehr ergiebt der beiden letzteren Sprachperioden Aneinanderhalten, daß wie an den Platz der Flexion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Flexion selbst aus einem Verband analoger Wortteile einmal erst entsprungen sein müsse. Notwendig demnach sind drei, nicht bloß zwei Staffeln der Entwickelung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und Sichaufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte aber des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend wieder fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und strengen Gedanken abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüte und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben- und hintereinander eintreten. Durch die bloße Notwendigkeit einer ersten unsichtbaren, den beiden andern für uns sichtbaren Perioden vorausgegangenen wird, dünkt mich, der Wahn eines göttlichen Ursprungs der Sprache ganz beseitigt, weil es Gottes Weisheit widerstritte dem, was eine freie Menschengeschichte haben soll, im voraus

Digitized by Google

Zwang anzuthun, wie es seiner Gerechtigkeit entgegen gewesen wäre, eine den ersten Menschen verliehene göttliche Sprache für die Nachlebenden von ihrem Gipfel herabsinken zu lassen. Was die Sprache Göttliches an sich trägt, hat sie, weil in unsere Natur und Seele überhaupt Göttliches gespreitet ist.

17 Mit Betrachtung der Sprache, wie sie im letzten Zeitraum erscheint, allein würde man nie dem Geheimnis ihres Ursprungs näher getreten sein, und allen aus dem gegenwärtigen Sprachbestand nach dem Etymon eines Wortes Forschenden pflegt es damit fehlzuschlagen, da sie weder die Bildungsteile von der Wurzel rein abzulösen noch den sinnlichen Gehalt derselben zu ermitteln vermögen.

18 Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen, ohne einen andern Hast als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht verteilen konnten.*) Allmählich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Teile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort, das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich gesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Teil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichtum überall Maß und Regel.

19 Erst nach gelungener Zergliederung der Flexionen und Ableitungen, wodurch Bopps Scharfsinn so großes Verdienst errungen hat, hoben sich die Wurzeln hervor und es ward klar, daß die Flexionen größtenteils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammengedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehen. Ihm sind Präpositionen und deutliche Zusammensetzungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Komposition, der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse aufeinander folgen. Die älteste Sprache war melodisch aber weitschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener

*) Man könnte sagen, daß die flexionslose chinesische Sprache gewissermaßen in der ersten Bildungsperiode verharrt sei.

Digitized by Google

poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen, und vermag mit geringeren Mitteln dennoch mehr. —

Den Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man keinen paradiesi- 20
schen nennen in dem gewöhnlich mit diesem Ausdruck verknüpften Sinn irdischer Vollkommenheit; denn sie durchlebt fast ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geistes noch schlummern, oder nur halb erwacht sind. Ihre Schilderung darf ich etwa in folgende Züge zusammenfassen.

Ihr Auftreten ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut in jugend- 21
lichem Leib raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vokalen und einfachen Konsonanten gebildet, der Wortvorrat drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehen hervor aus sinnlicher, ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entsteigen. Die Verhältnisse der Wörter und Vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende, noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie thut, entfaltet die geschwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stetiges, darum stiftet diese früheste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verhallt wie das glückliche Leben jener ältesten Menschen ohne Spur in der Geschichte. Zahlloser Same ist in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet.

In dieser haben alle Lautgesetze sich vervielfacht und glänzend aufgethan. 22
Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vokallängen entspringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohllautender Wechsel; auf solche Weise rücken auch Konsonanten, nicht mehr überall durch Vokale gesondert, aneinander und steigen Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken und indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmählich abschwächt, mit dem Wort das sie bestimmen sollten sich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache schwer überschaulichen Sonderbegriffe und unabsehbaren Wortreihen ergeben sich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Wesentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten lassen. Die Wörter sind länger geworden und vielsilbig, aus der losen Ordnung bilden sich nun Massen der Zusammensetzung. Wie die einzelnen Vokale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter sich in Flexionen, und wie der doppelte Vokal in dichter Verengung wurden auch die Flexionsbestandteile unkenntlich, aber desto anwendbarer. Zu fühllos gediehenen Anhängen gesellen sich neue deutlicher bleibende. Die ge-

Digitized by Google

ſamte Sprache iſt zwar noch ſinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und allem was dieſe knüpft, die Geſchmeidigkeit der Flexion ſichert einen wuchernden Vorrat lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um dieſe Zeit ſehen wir die Sprache für Metrum und Poeſie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechſel der Form unerläßlich ſind, aufs höchſte geeignet und die indiſche und griechiſche Poeſie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, ſpäter unerreichbaren Gipfel in unſterblichen Werken.

23 Da nun aber die ganze Natur des Menſchen, folglich auch die Sprache dennoch in ewigem, unaufhaltbarem Aufſchwung begriffen ſind, konnte das Geſetz dieſer zweiten Periode der Sprachentwickelung nicht für immer genügen, ſondern mußte dem Streben nach einer noch größeren Ungebundenheit des Gedankens weichen, welchem ſogar durch die Anmut und Macht einer vollendeten Form Feſſel angelegt ſchien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pindars Oden Worte und Gedanken ſich verſchlingen; es entſpringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thuenden Spannung, die noch ſtärker in den indiſchen Bild auf Bild häufenden Zuſammenſetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck ſolcher wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeiſt ſich zu entbinden, indem er den Einflüſſen der Vulgaridiome nachgab, die bei dem wechſelnden Geſchick der Völker auf der Oberfläche wieder neubefruchtend vortauchten. Gegenüber dem ſeit Einführung des Chriſtentums verſinkenden Latein trieben auf anderer Schicht und Unterlage die Romanſprachen empor und neben ihnen machten ſich im Lauf der Zeit die deutſche und die engliſche Sprache nicht einmal mit ihren älteſten Mitteln, ſondern in der durch die bloße Kraft der Gegenwart bedingten Miſchung Luft. Den reinen Vokalen war längſt Trübung, die wir durch Umlaut, Brechung und noch auf andere dem Altertum unbekannte Weiſe bezeichnen, gefolgt, unſerm Konſonantismus war beſchieden verſchoben, entſtellt und verhärtet zu ſein. Man mag bedauern, daß die Reinheit des ganzen Lautſyſtems geſchwächt faſt aus der Fuge geriet; allein niemand wird auch verkennen, durch entſprungene Zwiſchentöne ſeien unerwartet neue Behelfe, mit welchen aufs freieſte geſchaltet werden konnte, zuwege gebracht worden. Eine Maſſe von Wurzeln wurde durch ſolche Lautänderungen verfinſtert, fortan nicht mehr in ihrer ſinnlichen Urbedeutung, nur für abgezogene Vorſtellungen fortunterhalten; von den ehemaligen Flexionen ging das meiſte verloren und wird durch reichere, freiere Partikeln erſetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer der Sicherheit auch an vielſeitiger Wendung gewinnen kann. Wie ſchon die vier oder fünf griechiſchen und lateiniſchen Kaſus an ſich unvermögender erſcheinen als die vierzehn der finniſchen Sprache, und dennoch mit aller ſolcher mehr ſcheinbaren als wirklichen Behendigkeit dieſe weniger ausrichtet; ſo iſt

Digitized by Google

auch unsern neueren Sprachen überhaupt minder als man glauben sollte dadurch benommen, daß sie die überreiche Form des griechischen Verbums entweder unausgedrückt lassen oder wo es daran liegt umschreiben müssen.

Was das Gewicht und Ergebnis dieser Erörterungen angeht, so mag 24
ich mit einem einzigen aber entschiedenen Beispiel ihrer beinahe enthoben sein. Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer andern menschlichen Zunge zu Gebot stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europas, der germanischen und romanischen, und bekannt ist wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der größte und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zur klassischen alten Poesie, ich kann natürlich nur Shakespeare meinen, gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint gleich dem englischen Volk ausersehen künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichtum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht, die zerrissen ist wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müßte ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte: doch einige wohlthuende Erinnerungen wird sie darbieten und wer möchte ihr die Hoffnung abschneiden? Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht im Anfang, sondern in ihrer Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen.

Wer aber kann dieser Zukunft heimliche Wege alle spähen? einer großen 25
Weltordnung angemessen war, daß im Lauf der Zeiten dichte Wälder wichen vor rankenden Reben und mehltragenden Halmen, die beim Anbau des Erdbodens immer breitere Strecken einnahmen; so auch scheinen unter auseinandergelaufenen, im weiten Raum zerarbeiteten, später sich wieder berührenden Sprachen endlich nur solche des Feldes Meister zu werden, die nährende Geistesfrucht gebracht und geboren hatten. Und statt daß von den Stufen jenes babylonischen Turms herab, der gen Himmel strebte, wie es ägyptische Pyramiden, griechische Tempelhallen und der Christen gewölbte Kirchen auch thun, alle Menschensprachen getrübt und zerrüttet ausgetreten

Digitized by Google

ſein ſollen, könnten ſie einmal, in unabſehbarer Zeit, rein und lauter zuſammenfließen, ja manches Edle in ſich aufnehmen, was jetzt in den Sprachen verwilderter Stämme wie zertrümmert liegt.

20.

Wie man zu einem guten Vortrage ſeiner Empfindungen gelange.

Von Juſtus Möſer.

Patriotiſche Phantaſien (1778—1786). Herausgegeben von Reinhard Zöllner (Leipzig 1871). II S. 150 ff.

1 Ihre Klage, liebſter Freund, daß Sie ſich in Ausdruck und Vorſtellung ſelten ganz vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit andern vortragen wollen, mag leicht gegründet ſein, aber daß dieſes eben einen Mangel der Sprache zur Urſache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich ſind alle Worte, beſonders die toten auf dem Papier, welchen es wahrlich ſehr an Phyſiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur ſehr unvollkommene Zeichen unſerer Empfindungen und Vorſtellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr als bei den ſchönſten niedergeſchriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leſer, und wer die Muſik verſteht, wird die Noten nicht ſklaviſch vortragen. Auch der Leſer, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeſchriebenen Worten ſich zu dem Verfaſſer hinaufempfinden und aus deſſen Seele alles herausholen was darin zurückblieb.

2 Eher möchte ich ſagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken ſelbſt nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie ſolche vortragen wollen. Die meiſten unter den Schreibenden begnügen ſich damit, ihren Gegenſtand mit aller Gelaſſenheit zu überdenken, ſodann eine ſogenannte Dispoſition zu machen und ihren Satz danach auszuführen; oder ſie nützen die Heftigkeit des erſten Anfalls und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein friſches Gemälde, was oft bunt und ſtark genug iſt und doch die Wirkung nicht thut, welche ſie erwarteten. Aber ſo nötig es auch iſt, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieſelbe vorher wohl überdenke, ſeinen Vortrag ordne und ſeinen Gegenſtand, nachdem er iſt, mit aller Wärme

Digitized by Google

behandle, so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und 3
aus eigenem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht sogleich meine Disposition zu machen und sie danach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen solche soviel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesem nach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, alles was mir darüber beifällt aufs Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. Sowie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von näheren Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Teilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und 4
Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier beiseite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmählich an, alles was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe danach zu ordnen, was sich nicht dazu paßt wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles was ich zuerst niedergeschrieben habe ganz weg, 5
oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nötig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden

Digitized by Google

Operationen, worin ſich alles ſchon mehr zur Beſtimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrenteils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von ſelbſt, und das Kolorit überlaſſe ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer beſonderen Leitung zu bedürfen.

6 Doch will ich eben nicht ſagen, daß Sie ſich ſogleich hierin ſelbſt trauen ſollen. Jeder Grund hat ſeine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der andern. Geſetzt ich wollte Ihnen beweiſen, daß das frühe Disponieren ſehr mißlich ſei, und finge damit an, daß ich Ihnen ſagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice, aber er fand es doch klein, daß ſie jeden Grad der Raſerei, worauf ſie als Medea ſteigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer beſtimmen konnte“, ſo würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen ſollten. Garrick disponierte ſeine Rolle nie zum voraus, er arbeitete ſich nur in die Situation der Perſon hinein, welche er vorzuſtellen hatte, und überließ es dann ſeiner mächtigen Seele, ſich ſeiner ganzen Kunſt nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdrücken will.

7 Das Kolorieren iſt leichter, wenn man es von der Haltung trennt, aber in Verbindung mit derſelben ſchwer. Hierüber laſſen ſich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerkſame Betrachtung der Natur und viele Übung, was man entfernen oder vorrücken, ſtark oder ſchwach ausdrücken ſoll. Das meiſte hängt jedoch hierbei von der Unterordnung in der Gruppierung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig geweſen ſind, ſo wird die Verſchiedenheit des Standorts, woraus die Leſer, wofür Sie ſchreiben, Ihr Gemälde anſehen, nur eine allgemeine Überlegung verdienen.

8 Unter Millionen Menſchen iſt vielleicht nur ein einziger, der ſeine Seele ſo zu preſſen weiß, daß ſie alles hergiebt was ſie hergeben kann. Viele, ſehr viele haben eine Menge von Eindrücken, ſie mögen nun von der Kunſt oder von der Natur herrühren, bei ſich verborgen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen; man muß die Seele in eine Situation verſetzen um ſich zu rühren, man muß ſie erhitzen um ſich aufzuſchließen, und zur Schwärmerei bringen um alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; andere halten die Liebe zum Gegenſtande für mächtiger, oder den Durſt zu Entdeckungen; jeder muß hierin ſich ſelbſt prüfen. Rouſſeau gab nie etwas von den erſten Aufwallungen ſeiner Seele. Wer nur dieſe und nichts mehr giebt, der trägt nur ſolche Wahrheiten vor, die den Menſchen

Digitized by Google

insgemein auffallen und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut, so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei als irgend ein anderer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird; sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition, kaum weiß man es nachher zu erzählen wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

21.

Von der Einteilung (divisio) und von der Zerteilung (partitio).

Von Johann Heinrich Deinhardt.

Beiträge zur Dispositionslehre. (Gymnas.-Programm, Bromberg 1858. 3. Aufl. Berlin 1881.) Abschnitt III.

Obwohl die Teilung eines noch völlig unbestimmten Ganzen schon zu 1
einigen wichtigen Dispositionsregeln führt, so halten sich diese doch noch in so abstrakter Allgemeinheit, daß sie sich zur Entwickelung bestimmter Dispositionen noch wenig fruchtbar erweisen, wenn sie auch ihren Nutzen haben, um die logische Richtigkeit jeder bestimmten Disposition zu beurteilen. Anders wird die Sache, wenn man die Kategorie des Ganzen nicht mehr in dieser abstrakten Allgemeinheit festhält, sondern auf die Grundunterschiede der Substanzen, die ein in sich geschlossenes Ganze bilden und daher eine Teilung zulassen, näher eingeht. Erst eine solche Betrachtung führt tiefer in das Innere der Dispositionslehre und enthält eine reiche Fülle von Gesichtspunkten, die uns in den Stand setzen, einen gegebenen Stoff recht zu teilen, und je weiter man diese Grundunterschiede der Substanzen ins einzelne verfolgt, desto näher kommt man dem Punkte, von wo aus man von den allgemeinen Dispositionsregeln einen unmittelbaren Gebrauch für bestimmte

Digitized by Google

Arten von Abhandlungen und Reden machen kann und daher wie von selbst in die besondere Dispositionslehre hineingeführt wird.

2 Der Grundunterschied aber der Substanzen, der sich durch alle Sphären des Daseins hindurchzieht, ist der Unterschied zwischen Individuum und Gattung. Dieser zur gründlichen Erkenntnis der Dinge unendlich wichtige Unterschied ist zuerst von den griechischen Philosophen und namentlich von Aristoteles scharf aufgefaßt und bestimmt worden. Aristoteles bezeichnet diesen Unterschied mit den Ausdrücken der ersten und zweiten Substanz, während wir in mehr verständlicher Form die erste Substanz das Individuum und die zweite Substanz die Gattung oder in manchen Gebieten auch die Idee nennen. Halten wir uns an die oben gegebenen Beispiele, so ist ein bestimmter einzelner Mensch, der zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte lebt, bestimmte Eigenschaften hat und sich durch alles dieses von allen anderen Menschen absolut unterscheidet (z. B. Schiller) eine erste Substanz oder ein Individuum; dagegen ist der Mensch als Allgemeinbegriff gedacht oder die Menschheit eine zweite Substanz oder eine Gattung, auch wohl eine Idee. So ist, um noch ein Beispiel aus einer anderen Sphäre zu nehmen, der Staat im allgemeinen eine zweite Substanz oder ein Gattungsbegriff oder eine Idee; aber ein ganz bestimmter Staat, der in einem bestimmten Lande, in einem bestimmten Volke, unter gegebenen Verhältnissen und unter einem bestimmten Fürsten besteht und sich entwickelt, z. B. der preußische Staat, ist eine erste Substanz oder ein Individuum. Wir sehen aus diesen und allen anderen Beispielen und überhaupt, daß diese Unterschiede: Gattungsallgemeinheit und Individualität fließende Unterschiede sind, die ineinander leben, wie z. B. jeder individuelle Mensch die Gattungsallgemeinheit der Menschheit in sich trägt, und umgekehrt die Gattungsallgemeinheit der Menschheit nichts ist ohne die menschlichen Individuen, die zusammen die Menschheit ausmachen. Ebenso trägt jedes staatliche Individuum, z. B. der preußische Staat, die Idee des Staats in sich und umgekehrt ist die Idee des Staats nur insofern etwas Wesentliches, als sie sich in den einzelnen Staaten der Geschichte realisiert. Aber von diesem Fließen der Unterschiede und der Aufhebung der Gegensätze sprechen wir erst später; jetzt kommt es vielmehr darauf an, den Gegensatz in möglichster Schärfe festzuhalten. Der eigentümliche Begriff des Individuums besteht aber nach Aristoteles darin, daß es weder von einem andern kann ausgesagt werden, noch in einem andern als Beschaffenheit sich befindet; womit nichts anderes gesagt ist, als daß das Individuelle nicht allgemein ist, denn nur das Allgemeine kann als Prädikat von einem andern ausgesagt werden, da jedes Urteil auf die Grundform zurückgeführt werden kann: Das Einzelne ist das Allgemeine. Dagegen sind die Individuen unter

Digitized by Google

den Gattungen begriffen, z. B. die einzelnen Menschen unter der Gattung der Menschheit, und die Gattungen sind eben ihrem Begriff nach diejenigen Wesen, welche viele andere in sich einschließen und daher auch vielen andern als Prädikate beigelegt werden können oder auch in andern als Beschaffenheit sich befinden. Aristoteles nennt das Individuelle auch ein τόδε τι d. h. ein Dieses da, auf welches man also gleichsam mit Fingern hinweisen kann, indem es an einem bestimmten Orte sich befindet, zu einer bestimmten Zeit lebt und eine so absolute Bestimmtheit hat, daß es alles andere von sich ausschließt. Dagegen nennt er die zweite Substanz ein καθόλου d. h. ein Allgemeines, was also weder an einem bestimmten Orte sich befindet, noch einer bestimmten Zeit angehört und sich auch seiner Qualität nach nicht anderes ausschließend, sondern anderes in sich einschließend verhält.

Hält man nun diese Bestimmungen fest, so kommt man auf einen 3
Grundunterschied der Teilung, der sich durch die ganze Dispositionslehre hindurchzieht, nämlich auf den Unterschied der Einteilung und der Zerteilung, einen Unterschied, der sowohl von Quintilian als auch schon von Cicero bestimmt, aber bei weitem nicht hinlänglich für die Dispositionslehre ausgebeutet worden ist. Die Teilung der Gattungen nämlich ist die Einteilung, und die Teilung der Individuen ist die Zerteilung. Eingeteilt wird die Gattung in ihre Arten, oder die Art (denn die Art ist wieder eine Gattung in Bezug auf das, was unter ihr liegt) in Unterarten, oder die Unterart in Individuen; eingeteilt wird überhaupt das Allgemeine in das Besondere und Einzelne. Zerteilt aber wird das Individuelle, das Fürsichseiende, ein Dieses da, das sich von allem anderen unterscheidet und alles andere von sich ausschließt. Quintilian kommt öfters auf den Unterschied der partitio und der divisio zurück und in seiner merkwürdigen Definition von der Disposition, auf die wir später zu sprechen ommen, bestimmt er die partitio und divisio, wenn auch etwas unklar, als die Faktoren des Produktes der Disposition. Am klarsten werden die in Rede stehenden Unterschiede der Teilung bestimmt lib. V., 10, 63: divisionem differre a partitione, quod haec sit totius in partes, illa generis in formas, zu deutsch: die Einteilung unterscheide sich dadurch von der Zerteilung, daß diese die Teilung eines Ganzen ist in seine Teile, jene die Teilung einer Gattung in ihre Arten. Nur scheint er sich darin zu irren, wenn er diesen so scharfen Begriffsbestimmungen die Bemerkung hinzusetzt, daß die Teile, die aus der partitio hervorgehen, unbestimmt (incertae), dagegen die Arten, die aus der Gattung durch die divisio gewonnen werden, bestimmt seien; denn, sagt er, auf die Frage: aus welchen Teilen ein Staat bestehe, lasse sich keine bestimmte Antwort erteilen; frage man dagegen: wie viele Arten von

Digitized by Google

Staaten es gäbe, so könne man die ganz bestimmte Antwort geben: drei Arten, nämlich 1) solche, die vom Volke, 2) die von wenigen und 3) die durch die Gewalt eines einzigen regiert werden, oder nach der jetzt gebräuchlichen Terminologie: Demokratieen, Aristokratieen und Monarchieen. Hierin, sage ich, scheint er sich zu irren, denn der Organismus eines bestimmten Staates wird ebenso seine notwendigen Bestandteile haben, als der Organismus eines bestimmten Tiers oder einer bestimmten Pflanze, und es ist eben die Sache einer regelrechten Zerteilung, diese notwendigen Bestandteile darzustellen. Umgekehrt könnte man auch ebenso gut die Arten, in die die Gattung zerlegt wird, insofern unbestimmt nennen, als man jede Gattung auf die verschiedenste Weise in Arten zerlegen kann, wenn man verschiedene Einteilungsprinzipien nimmt, wovon weiter unten die Rede sein wird.

4 Cicero sagt über die Begriffe der Einteilung und Zerteilung im wesentlichen dasselbe, als Quintilian. Eine Belegstelle findet sich z. B. in seiner Topik Kap. 5, 28 und heißt so: Atque etiam definitiones aliae sunt partitionum, aliae divisionum*): partitionum, cum res ea, quae proposita est, quasi in membra discerpitur; divisionum autem definitio formas omnes complectitur, quae sub eo genere sunt, quod definitur. Zu deutsch: anders sind die Begriffsbestimmungen, die auf Zerteilungen, anders diejenigen, die auf Einteilungen beruhen; da die Zerteilungen darin bestehen, daß die Sache, von der die Rede ist, gleichsam in ihre Glieder auseinander genommen wird, die Einteilungen aber darin, daß alle Arten angegeben werden, die unter der Gattung enthalten sind, welche bestimmt wird.

5 Zur Erläuterung dieser Grundbestimmungen der Einteilung und der Zerteilung könnten wir uns der oben schon zu einem anderen Zwecke gebrauchten Beispiele bedienen, indem die Teilung der Menschen in Männer und Frauen eine Einteilung, die Teilung aber des Menschen in Leib und Seele eine Zerteilung ist. Die einfachsten und verständlichsten Teilungen sind aber die mathematischen, bei denen wir daher etwas verweilen wollen. Die Kategorie der Teilung kann z. B. auf die einfachste Figur der Geometrie, das Dreieck nämlich, aufs mannigfaltigste in Anwendung gebracht werden; diese Teilungen sind aber immer entweder Einteilungen oder Zerteilungen. Eingeteilt werden die Dreiecke in ihrer Gesamtheit als Gattungsbegriff; zerteilt wird das einzelne Dreieck als ein bestimmtes Individuum.

*) Die Übersetzung des lateinischen Wortes divisio durch unser deutsches Wort Einteilung ist ebenso allgemein gebräuchlich als durchaus sprachgemäß; dagegen ist die Übersetzung des Wortes partitio durch unser „Zerteilung" nicht so allgemein gebräuchlich; doch erscheint mir diese Übersetzung von allen die beste, und ich habe sie daher im Folgenden immer beibehalten.

Digitized by Google

So werden die Dreiecke eingeteilt nach den Seiten in: gleichseitige, gleichschenklige und ungleichseitige; nach den Winkeln in: rechtwinklige, spitzwinklige und stumpfwinklige. Auch nach dem Konstruktionsfelde, auf welchem die Dreiecke verzeichnet sind, kann man sie einteilen, nämlich in ebene und in sphärische, indem die ebenen Dreiecke solche sind, deren Konstruktionsfeld die Ebene, die sphärischen Dreiecke aber solche, deren Konstruktionsfeld die Oberfläche der Kugel ist. In allen Fällen aber wird bei der Einteilung der Dreiecke die Gesamtheit der Dreiecke als Gattungsbegriff vorausgesetzt, und die Einteilung selbst besteht in der Zerlegung der Gattung in Arten, die zusammengenommen die Gattung ausmachen. Dagegen wird bei der Zerteilung der Dreiecke irgend ein bestimmtes Dreieck, also ein Individuum vorausgesetzt und dieses in Teile zerlegt. Auch bei der Zerteilung kann man übrigens, wie bei der Einteilung, in verschiedener Weise zu Werke gehen. Man kann z. B. ein bestimmtes*) Dreieck in Seiten und Winkel zerteilen, was wohl die wichtigste und aus der Natur des Dreiecks selbst folgende partitio ist; aber man kann z. B. auch willkürlich aus einer Winkelspitze eines vorliegenden Dreiecks eine gerade Linie nach der Gegenseite ziehen, wodurch man zwei Dreiecke erhält, die die Bestandteile des ursprünglichen Dreiecks sind. Beide Teilungen sind Zerteilungen, da sie sich beide auf ein bestimmtes Dreiecksindividuum beziehen; beide stimmen, wie alle Teilungen, auch darin überein, daß die Teile zusammengenommen das Ganze konstituieren; sie unterscheiden sich aber dadurch von einander, daß bei der ersten Teilung die Teile, nämlich die Seiten und Winkel, aus zwei verschiedenartigen Größen bestehen, während bei der zweiten Teilung die beiden Dreiecke, die durch das Ziehen einer Linie aus dem ganzen Dreiecke sich bilden, sowohl mit einander als mit dem Ganzen gleichartig sind.**)

Diese Beispiele mögen vor der Hand hinreichen, um die wichtigen Be- 6

*) Man sagt auch wohl: jedes Dreieck zerfällt in Seiten und Winkel; aber jedes Dreieck ist kein Gattungsbegriff, wie die Gesamtheit der Dreiecke, sondern jedes Dreieck heißt soviel, als jedes einzelne Dreieck oder das Dreieck als Individuum betrachtet.

**) Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die drei Grundregeln, welche oben von allen Teilungen angegeben worden sind, ebenso gut auf die Einteilungen wie auf die Zerteilungen eine unbeschränkte Anwendung zulassen. Teilt man die Dreiecke in rechtwinklige, spitzwinklige und stumpfwinklige, so füllen diese drei Arten von Dreiecken den Gattungsbegriff der Dreiecke aus; jede einzelne Art ist aber als Besonderes in dem Allgemeinen der Gattung enthalten, und endlich schließt jede Art die andere von sich aus. Ebenso wenn ein bestimmtes Dreieck durch eine Linie aus der Spitze in zwei Teile zerteilt wird, so machen diese zusammen das ganze Dreieck aus, jeder ist an Größe dem Ganzen untergeordnet, und jeder Teil schließt den andern von sich aus.

Digitized by Google

griffe der Einteilung und der Zerteilung zu veranschaulichen; die ganze Mathematik und übrigens auch andere Gebiete des Daseins und alle Künste und Wissenschaften sind angefüllt mit zahllosen Einteilungen und Zerteilungen, und auch die weitere Entwickelung der Dispositionslehre führt immer wieder auf diesen Grundunterschied zurück, ja beruht im wesentlichen nur auf ihm.

7 Wir wenden uns nun aber zu einer notwendigen Ergänzung unserer bisherigen Betrachtungen. Bisher sind die Gattungsbegriffe und die Individuen als abstrakte Gegensätze betrachtet und behandelt worden, doch in der Wirklichkeit sind diese Gegensätze in der That fließende Unterschiede und zwar in der Weise, daß jeder Allgemeinbegriff ebensosehr etwas Individuelles, sowie jedes Individuum allgemeine Eigenschaften in sich trägt. Das Individuelle aber, welches jeder Gattungsbegriff trotz seiner Allgemeinheit in sich trägt, macht ihn ebensosehr einer Zerteilung zugänglich, als ein Individuum, insofern es allgemeine Eigenschaften und Bestimmungen in sich trägt, auch gewisse Einteilungen zuläßt. Fürs erste kann man die Wahrheit dieser Bemerkungen an jedem einzelnen Beispiele bestätigt finden. Dieses bestimmte Haus, welches mir vor Augen steht und einen ganz bestimmten Raum einnimmt, ist ein Individuum, dagegen ist Haus im allgemeinen ein Gattungsbegriff, der nur im Bereiche des Denkens existiert. Hiernach läßt sich das Prinzip der Zerteilung auf dieses bestimmte vor mir stehende Haus, das Prinzip der Einteilung aber auf den Gattungsbegriff Haus anwenden, indem man z. B. dieses bestimmte einzelne Haus in seine drei Stockwerke und den Dachraum oder auch in die linke und rechte Hälfte zerteilen, den Gattungsbegriff der Häuser aber nach ihrer Bestimmung in Gotteshäuser, Schulen, Rathäuser, Wohnhäuser u. s. w. einteilen kann. Aber bei näherer Betrachtung eines einzelnen, bestimmten Hauses und gerade durch die Zerteilung desselben kommt man auf gewisse allgemeine Eigenschaften und Gattungsunterschiede, durch die in und mit der Zerteilung auch gewisse Einteilungen zum Vorschein kommen. So entstehen durch die Zerteilung eines Hauses im Innern eine Menge von einzelnen Räumen, die sich durch allgemeine Qualitäten und Zwecke von einander unterscheiden und die als Räume nach dem Prinzip des Zwecks oder der Qualität eingeteilt werden können; so entsteht z. B. die Einteilung der inneren Räume eines Hauses in Stuben, Kammern, Küchen, Keller, Bodenräume u. s. w. Wenn man daher auch ein einzelnes bestimmtes Haus, welches beschrieben werden soll, vor allem zerteilen muß, weil es ein Individuum ist, so kommt man doch durch die gründliche, fortgesetzte Zerteilung selbst auf Einteilungen hin. Nehmen wir zweitens den Begriff Haus vor, so ist dieser zunächst allerdings ein Gattungsbegriff und fällt als solcher unter die Kategorie der Einteilung, indem er als Gattungs-

Digitized by Google

begriff alle einzelnen Häuser und Häuserarten unter sich begreift; doch trägt der Begriff des Hauses auch seine bestimmte Individualität in sich und unterscheidet sich durch diese von allen anderen Gattungsbegriffen, z. B. von den Begriffen: Baum, Tier, Fels, Tisch, Ofen u. s. w. aufs bestimmteste und schließt diese von sich aus. Zu dieser Individualität des Hauses gehört jedenfalls, daß es durch seine Wände Regen, Wind, Kälte, Hitze u. s. w. abhält, aber durch Fenster das Licht hereinläßt und innerlich so eingerichtet ist, daß sich Menschen darin aufhalten können. Was von diesen Beispielen gesagt ist, gilt für alle andern. Kein Begriff ist so allgemein, daß er nicht seine feste Bestimmtheit hätte, durch die er das ist, was er ist, und durch die er sich von allen andern Begriffen unterscheidet und alle andern von sich ausschließt. Und diese feste Bestimmtheit, die alles andere von sich ausschließt, ist wieder ein τόδε τι in einer höheren Potenz oder etwas Individuelles, was als solches seine Teile hat und in diese zerteilt werden kann.

Man unterscheidet bekanntlich in der Logik den Inhalt und den Umfang 8
der Begriffe; z. B. würde von dem Gattungsbegriffe Haus der Umfang aus den verschiedenen Arten von Häusern bestehen, z. B. aus Schulen, Kirchen, Rathäusern etc.; der Inhalt dieser Begriffe aber würde in den besonderen Merkmalen liegen, die ein Haus von allen andern Dingen unterscheiden und ihm seine eigentümliche Bestimmtheit geben. Nach dieser Unterscheidung ist der Inhalt eines Begriffs dasjenige, was wir bisher die Individualität eines Begriffes genannt haben, und was zerteilt werden kann. Was bei einem räumlichen Gebilde, z. B. bei einem tierischen Körper, die Bestandteile, was bei einem Zeitereignisse die einzelnen Abschnitte sind, das sind bei einem Begriffe (einer Gattung) die specifischen Merkmale oder die Momente; aber sowohl Bestandteile und Abschnitte als Merkmale sind die Teile eines individuellen Ganzen und werden als solche durch die Zerteilung (partitio) gefunden. Diese Bemerkungen über die Teilbarkeit der Begriffe gelten nicht bloß für solche Begriffe, welche Abstraktionen von sinnlichen Erscheinungen und sinnlichen Gegenständen sind, wie z. B. der Gattungsbegriff Haus, sondern für alle Begriffe ohne Unterschied, auch für solche, die der reinen Sphäre des Geistes angehören. Nehmen wir den ersten besten, so werden wir diese Behauptung bestätigt finden. Der Begriff der Wahrhaftigkeit gehört zu denjenigen Begriffen, die ein reines Erzeugnis des Geistes sind; aber auch in ihm läßt sich Umfang und Inhalt unterscheiden. Der Umfang dieses Begriffs bezieht sich auf die verschiedenen Arten der Wahrhaftigkeit und stellt den Begriff als Gattung dar. So könnte man die Wahrhaftigkeit nach den verschiedenen Formen, in denen der Mensch sich äußerlich kundgiebt, in folgende Arten einteilen: Wahrhaftigkeit in Mienen und Haltung, Wahrhaftigkeit in Worten,

Digitized by Google

Wahrhaftigkeit in Handlungen; aber auch noch anders, je nachdem man das Einteilungsprinzip wählt. Aber dieser geistige Begriff der Wahrhaftigkeit hat auch seinen Inhalt, und dieser liegt in der individuellen Bestimmtheit, die die Wahrhaftigkeit zu dem macht, was sie ist, und sie von allen andern Tugenden und Eigenschaften des Menschen aufs schärfste unterscheidet. Die Eigentümlichkeit der Wahrhaftigkeit besteht aber darin, daß das Äußere des Menschen stets ein treuer Abdruck seines Innern ist. Die Teile der Wahrhaftigkeit sind demnach: a) ein irgendwie qualificiertes Innere, welches sich zu äußern hat; b) eine äußerliche Erscheinung, welche die Fähigkeit in sich trägt, ein Spiegel des Innern zu sein, und endlich c) die volle und bleibende Harmonie zwischen dem Innern und dem Äußern.

9 Aber auch auf individuelle Ganze, die als solche zerteilt werden können, lassen sich diese Begriffe des Inhalts und Umfangs anwenden, z. B. auf dieses bestimmte Haus, dieses bestimmte Ereignis, diesen bestimmten Menschen, etwa Sokrates oder Cäsar. Das was zerteilt wird, kann man ihren Inhalt nennen; aber sofern ein individuelles Ganze als Ganzes doch auch eine Fülle von qualitativ verschiedenen Eigenschaften und Momenten, also einen gewissen Umfang besitzen muß, insofern kann man in ihm wieder gewisse Einteilungen vornehmen. Das Leben eines bestimmten Menschen, z. B. das Leben Schillers, ist als ein bestimmtes Zeitereignis ein individuelles Ganze, welches in bestimmte Zeitabschnitte zerteilt werden kann; aber da jedes Menschenleben als Ganzes wieder bestimmte qualitativ verschiedene Momente und der Mensch verschiedenartige Eigenschaften und Thätigkeiten offenbaren kann, so können in diese Zerteilungen wieder mancherlei Einteilungen eintreten; man kann z. B. die Eigenschaften eines menschlichen Individuums in intellektuelle und moralische einteilen und kann seine Werke in Arten einteilen, je nachdem sie sich auf die Familie oder auf den Staat oder auf die Kirche oder auf Kunst und Wissenschaft beziehen.

10 Aus dem bisher Gesagten geht also hervor, daß kein Gattungsbegriff so allgemein ist, daß er nicht auch seine Individualität, und ebenso kein Individuum so individuell, daß es nicht auch einen Umfang von verschiedenartigen Eigenschaften hätte; daß also jeder Gattungsbegriff, so sehr er als solcher in Arten *eingeteilt* werden muß, doch auch nach seinem eigentümlichen Inhalte *zerteilt* werden kann, und umgekehrt jedes individuelle Ganze, so sehr es nach seiner Individualität *zerteilt* werden muß, doch auch nach der Verschiedenartigkeit seiner Momente, die es als Ganzes umfaßt, *eingeteilt* werden kann. Man kann daher schon aus den bisherigen Erörterungen ersehen, von welcher Bedeutung die Begriffe der Einteilung und der Zerteilung für den Begriff der Disposition sind. Denn da die Disposition eine naturgemäße

Digitized by Google

Teilung des Themas ist und zwar eine Zerteilung, wenn der zu behandelnde Gegenstand etwas Individuelles, dagegen eine Einteilung, wenn er etwas Allgemeines ist, jede Einteilung aber gewisse Zerteilungen und jede Zerteilung gewisse Einteilungen zur Folge hat, so können die partitio und die divisio als Faktoren der Disposition angesehen werden. Man dringt aber um so tiefer in den Mittelpunkt der Dispositionslehre ein, je mehr man die partitio und divisio ins Besondere und Einzelne verfolgt. Wird das Ganze, welches zerteilt oder eingeteilt werden soll, noch in abstrakter Allgemeinheit festgehalten, so sind auch die darauf beziehlichen Teilungsregeln noch allgemein; dagegen werden die Teilungsregeln individueller und für das wirkliche Disponieren eines bestimmten Themas praktisch anwendbarer, wenn sie sich auf ein Ganzes beziehen, welches mehr oder weniger individuelle Bestimmtheit hat. Zwei der besonderen Formen, in denen das Individuelle erscheint, sind z. B. der Raum und die Zeit; und die Regeln der Zerteilung erhalten daher eine viel konkretere Gestalt, wenn man das zu zerteilende Ganze als Raumgebilde oder als Zeitereignis betrachtet.

22.

Vom Stil im allgemeinen.

Von Wilhelm Wackernagel.

Poetik, Rhetorik und Stilistik. Akademische Vorlesungen von Wilhelm Wackernagel, herausgegeben von Ludwig Sieber (Halle 1873). Stilistik, I.

Bekanntlich bedeutet das Wort Stil im Griechischen, von woher es zu 1
den Lateinern und durch diese zu uns gelangt ist, einen gleichmäßig lang gestreckten, mehr langen als dicken Körper: στῦλος ist sowohl ein hölzerner Pfahl als eine steinerne Säule, als endlich ein metallener Griffel zum Schreiben und Zeichnen: es fällt eben dem Begriffe nach und auch etymologisch zusammen mit unserm Worte Stiel. Hauptsächlich in der letzteren Bedeutung von Griffel haben es sich die Lateiner angeeignet: sie haben, da ihrer Sprache der Laut des *y* fehlte, daraus stilus gemacht. Bei ihnen, nicht aber schon bei den Griechen, sind von dieser eigentlichen Bedeutung noch andere uneigentliche abgeleitet worden, und es wird stilus genannt erstens, was wir auch uneigentlicherweise noch mit dem Ausdrucke Hand und die Lateiner sonst mit dem Worte manus bezeichnen, die Art und Weise, die Schriftzüge

Digitized by Google

zu gestalten, zweitens noch uneigentlicher, noch bildlicher die Art und Weise, seine Gedanken in Worte zu kleiden. So schon bei Terenz, bei Cicero u. a. Also ganz wie wir von einer gewandten Feder oder in Bezug auf die Kunst der Malerei von einem zarten Pinsel, von dem Pinsel des Apelles sprechen. In diesem letzteren, figürlichen Sinne gebrauchen nun auch wir das Wort Styl, oder, da wir es zunächst von den Römern entlehnt haben, Stil; aber wir haben da seine Anwendung noch weiter ausgedehnt, weiter als in dem eigentlichen Sinne begründet ist. Überall in dem ganzen weiten Gebiete aller Kunst, auch der bildlichen, auch der Musik, nennen wir es Stil, wo sich in der äußeren Darstellung eine innere Eigentümlichkeit durch charakteristische Merkmale deutlich ausspricht: wir sprechen also z. B. auch von einem romanischen Stil in der Baukunst, von einem Stile Rafaels und Sebastian Bachs; ja die Künstler sagen ganz im allgemeinen, ohne irgend eine nähere Bestimmung z. B. von einem Gefäße, es habe Stil, wenn dasselbe zweckmäßig und schön und zugleich in irgendwie eigentümlicher Weise gestaltet ist. Insbesondere aber gebrauchen auch wir das Wort Stil in Bezug auf sprachliche Darstellung, sei das nun prosaische oder poetische; synonym damit ist der Ausdruck Schreibart; synonym, aber nicht gleichbedeutend: man kann in allen Fällen Stil sagen, aber nicht in allen Schreibart. Von einer Abhandlung kann man sowohl Stil als Schreibart gebrauchen: von einem Lied, einer Predigt nur Stil, nicht Schreibart, selbst wenn Lied und Predigt auch geschrieben vor einem liegen und bloß gelesen, nicht gesungen, nicht gesprochen werden; für die Reproduktion und die Beurteilung nimmt man sie doch immer als gesungen und gesprochen. Sollen wir nun den Begriff des Wortes Stil in dieser seiner besonderen Beziehung auf die sprachliche Darstellung noch näher definieren, so wird das ungefähr in folgender Weise geschehen können: Stil ist die Art und Weise der Darstellung durch die Sprache, wie sie bedingt ist teils durch die geistige Eigentümlichkeit des Darstellenden, teils durch Inhalt und Zweck des Dargestellten. Diese Definition ist weder zu weit noch zu eng. Sie ist weit genug, daß all die verschiedenen Anwendungen, die man innerhalb der Litteratur von dem Worte Stil macht und durchaus billigerweise macht, sich damit wohl vereinigen lassen, daß es also ganz wohl zu ihr stimmt, wenn man von einem dramatischen Stil und von dem dramatischen Stil der Griechen und dann wieder von dem Stil des Äschylos spricht. Sie ist aber auch nicht so weit wie eine ziemlich verbreitete, die zwischen Stil und Schreibart einen ganz willkürlichen Unterschied festsetzt und zu diesem Endzweck in den Begriff des Stils Dinge aufnimmt, die eigentlich der Poetik und Rhetorik, ja der Logik zugehören: Stil ist nach dieser unterscheidenden Definition die Art und Weise, wie man zur Erreichung eines be-

Digitized by Google

stimmten Zweckes seine Gedanken bildet, ordnet und darstellt; Schreibart dagegen die Art und Weise, wie man die Worte, als bloße hörbare Ausdrücke genommen, wählt und zusammenstellt, geht also nur auf das Verhältnis, in welchem der Vortrag zu den Anforderungen des Wohlklangs und allenfalls noch des Periodenbaues steht. Damit aber ist dem Stil mehr und der Schreibart weniger gegeben, als ihnen gebührt.

In unsrer vorher aufgestellten Definition, die ihre Bewährung am besten 2
im weiteren Verlaufe unsrer Betrachtung finden wird, ist gesagt worden, die Art und Weise der Darstellung sei teils bedingt durch die geistige Eigentümlichkeit des Darstellenden, teils durch Inhalt und Zweck des Dargestellten, d. h. um es mit andern Worten und kürzer auszudrücken, der Stil hat eine subjektive, er hat eine objektive Seite. Nehmen wir also z. B. die schon früher erwähnte Schulrede von Herder über die Geographie, so ist der Stil, die Art und Weise der sprachlichen Darstellung, einmal objektiv bedingt durch Inhalt und Zweck; durch den Inhalt, d. h. erstlich durch die thematische Idee, die Nützlichkeit und Annehmlichkeit der geographischen Studien, und zweitens durch den Stoff, durch das ganze Gedankenmaterial, das jene eine Idee um sich versammelt; durch den Zweck, insofern darauf ausgegangen wird, die Zuhörer, und gerade diese, nämlich Schüler und Lehrer und Schulfreunde, von seiten des Gemütes für die Anerkennung und Bethätigung jener Idee zu gewinnen, und insofern um dieses Zweckes willen jene Gedanken sich zu einer Rede und namentlich zu einer Schulrede gestaltet haben. Objektiv betrachtet hat also das Ganze den Stil einer Schulrede über die Geographie. Indessen das teilt diese Rede mit jeder andern, die über das gleiche Thema vor eben einer solchen Zuhörerschaft etwa ist gehalten worden oder gehalten werden kann. Was sie von diesen unterscheidet, was sie zu einer Rede Herders macht, das ist nun die subjektive Seite des Stils, das ist die Art und Weise, in der nur Herder, weil er gerade diesen Geist und diese Bildung besaß und in dieser Zeit lebte, seinen Gedanken Worte gab, seine Art und Weise, die Gedanken einzukleiden und zu schmücken, die Worte zu ordnen, zu trennen, zu verbinden.

Natürlich gehören beide Seiten immer und notwendig zusammen, sie 3
fallen nicht getrennt und trennbar auseinander, denn es ist ja damit eines und dasselbe, die äußere sprachliche Form nur von verschiedenen Standpunkten her betrachtet; es kann auch in einer gut und gesund abgefaßten Schrift nicht bloß das eine oder bloß das andere vorhanden sein: eine Schrift, die nur objektiven Stil hat (leider giebt es solcher nur zu viel) macht, wenn man sie überhaupt lesen mag, zum mindesten denselben unangenehmen Eindruck, den überall die Charakterlosigkeit macht. Es muß beides da sein, beides in der rechten organischen Vereinigung, und bald mehr von dem einen, bald mehr

Digitized by Google

von dem andern. Dies Mehr oder Minder ist jedesmal bedingt durch den Inhalt, dadurch, ob auch dieser von subjektiver oder von objektiver Natur ist: lediglich davon hängt die größere oder geringere Subjektivität oder Objektivität der äußeren Darstellung, des Stiles ab. Beim Epiker, dessen Sache schon in der Anschauung die größte Objektivität ist, der Idee und Stoff nicht aus sich herausholt, sondern lediglich in sich aufnimmt, wird man es nur löblich finden, wenn auch in der Darstellung, im Stil die subjektive Seite bis auf ein Minimum zusammenschwindet: denn sie könnte sich doch nur dann in breiterer Ausdehnung zeigen, wenn er schon in der Anschauung ungebührlich subjektiv gewesen wäre. Dagegen wird man den Lyriker nicht tadeln, an dessen Liedern man den allgemeinen Stil aller Lyrik, also die objektive Seite kaum gewahrt neben den Eigentümlichkeiten gerade seiner Lyrik: je individueller, je mehr seinem eigenen und innersten Gemüte angehörig, d. h. je wahrhafter lyrisch seine Anschauungen sind, desto individueller, desto subjektiver wird er sie auch äußerlich darstellen dürfen und nur so darstellen können. Aber die Kunst, hier Maß und Grenze zu halten, ist nur wenigen Auserwählten gegeben, im Stil nur weniger Schriftsteller zeigt sich das rechte natürliche und künstlerische Verhältnis zwischen Subjektivität und Objektivität. Die große Masse streift an Charakterlosigkeit; andere aber werden, sei es durch Eitelkeit, sei es durch eine Lebendigkeit des Geistes, die sie selbst nicht zu bemeistern vermögen, in das entgegengesetzte Extrem hineingetrieben, wo ihre Subjektivität unverhältnismäßig überwiegt. Einen so fehlerhaft gemischten Stil nennt man Manier, gerade wie man auch in den bildenden Künsten von Manier spricht, sobald z. B. auf einem Gemälde in Komposition und Zeichnung Dinge entgegentreten, die nicht im dargestellten Gegenstande selbst begründet, sondern ihm fremdartig sind und nur aus der Laune und Willkür und Angewöhnung des Künstlers ihren Ursprung genommen haben. Es haben also z. B. Manier, d. h. es ordnen das Objekt ihrem Subjekte unter, wo sie doch eher ihr Subjekt dem Objekte unterordnen sollten, unter den Griechen Äschylos, über dessen Manier schon Aristophanes in den Fröschen spottet, gegenüber dem wahrhaften Stil des Sophokles und der Charakterlosigkeit in der Darstellungsweise des Euripides; unter den Lateinern Tacitus, unter den deutschen Dichtern des Mittelalters Wolfram von Eschenbach, unter den Prosaisten der neuern Zeit Johannes von Müller und Jean Paul. Ich habe geflissentlich solche genannt, bei denen die Manier nur eine Folge der übermächtigen geistigen Kraft des Schriftstellers ist und eine ihm selbst zum größten Teile unbewußte Folge, solche Schriftsteller, die in anderer Beziehung mit unter die ersten aller Zeiten gehören, und die, jeder in seinem Fach, leichtlich die ersten von allen sein würden, wenn sie sich eben von diesem Vorwurfe der

Digitized by Google

Manier hätten frei zu halten gewußt. Eigene und eigentliche Manier ist sogar ein Merkmal außerordentlicher Autoren: solche, die auf einer tieferen Stufe stehen, bringen es gar nicht so weit: ihre geistige Eigentümlichkeit ist zu geringfügig, als daß sie in der Darstellung so überwiegen und sich so besonders könnte geltend machen; haben solche eine Manier, so ist es eher die durch Nachahmung angeeignete anderer größerer Geister, also nicht ihre Manier. Da wird dann freilich die Manier ein doppelter Fehler: denn wenn sie bei dem Original auch nur möglich geworden war durch eine Verrückung des rechten Organismus, so war sie doch immerhin aus einem Organismus hervorgegangen: in der Nachahmung aber sinkt die Manier zu einer rein mechanischen Handhabung herab, zu einer bloßen Äußerlichkeit, ohne einen tiefer im Innern liegenden Kern. Der Stil Johannes von Müllers, der bei aller Wärme des Gemütes doch spröde und herbe ist, mag in seinen Werken mitunter beschwerlich werden und stören, da er nicht gerade durch den gegebenen Stoff bedingt, da er eben Manier ist und die bezweckte Anschaulichkeit oft mehr beeinträchtigt als befördert: aber er ist, wenn man bloß die subjektive Seite ins Auge faßt und dieser gebührend Rechnung trägt, der ungezwungene, notwendige Ausdruck eines von den Historikern der alten Welt genährten und unter den Chronisten der Heimat und des Mittelalters aufgewachsenen Geistes. Kommen nun aber die Nachahmer Johannes von Müllers, die wegen ihrer künstlerischen oder sonstigen Charakterlosigkeit sich keinen eigenen Stil, geschweige denn eine eigene Manier bilden können, kommen z. B. Zschokke und der König Ludwig von Bayern und machen die lakonischen Sentenzen Johannes von Müllers, seine kurz abgeschnittenen Periodenglieder, seine Inversionen, seine altertümlichen Wendungen und dergleichen nach, so sieht man eben nur gleichsam ein Wesen, das die Gebärden eines Menschen nachbildet, aber sie ungeschickt nachbildet, weil es sich dabei keines Grundes und Zweckes bewußt ist, und sie haben, wie es in Wallensteins Lager heißt, ihrem Anführer nur sein Räuspern und Spucken abgelernt.

Die subjektive Seite des Stils ist es, von der Buffons bekannter Ausspruch gilt: „Der Stil ist der Mensch, le style c'est l'homme." Sie ist die besondere Physiognomie, durch welche sich ein Dichter, ein Historiker bei aller Familienähnlichkeit von den übrigen Dichtern und Historikern seiner Zeit und seines Volkes und seiner Art unterscheidet. Auf sie wird also auch die grammatische und die ästhetische Kritik vor allem aus ihr Auge zu richten haben, wo es die Beurteilung eines einzelnen Autors oder die Vergleichung und Unterscheidung mehrerer untereinander gilt, und sie richtig erkannt zu haben, wird ein um so größeres Verdienst sein, je objektiver ein Werk seiner Natur nach ist, je mehr also die stilistischen Äußerungen der Subjektivität in den

Digitized by Google

Hintergrund gerückt werden. Man kann z. B. nicht sagen, es gehöre ein stumpfes Auge dazu, um in der Iliade und im Nibelungenlied nicht zu erkennen, daß diese Dichtungen von einer Mehrheit verschiedener, auch stilistisch verschiedener Verfasser herrühren; denn die einzelnen Verfasser waren alle so gute, d. h. so objektive Epiker, daß die subjektive Seite ihres Stils sich einem gewöhnlichen Blicke allerdings verbergen muß. Aber wohl kann man und muß man das scharfe Auge Wolfs und Lachmanns rühmen, daß sie trotzdem die stilistischen Subjektivitäten herausgefunden und auch daraus die ursprüngliche Vielgliedrigkeit dieser Heldengedichte erkannt und bewiesen haben.

5 In dieser Weise ist das Subjektive im Stil Gegenstand der Kritik einzelner Schriften und Schriftsteller: die Stilistik aber kann sich natürlich nicht darauf einlassen: ihre Sache ist das Auffinden und Erörtern allgemeiner Gesetze, derjenigen Gesetze, denen die sprachliche Darstellung nicht bloß eines Schriftstellers, ja nicht einmal bloß eines Volkes und eines Zeitalters, sondern aller Schriftsteller aller Völker und Zeiten unterliegt: diese allgemeinen Gesetze aber liegen auf der objektiven Seite, liegen da, wo der Stil nicht durch die wechselnde geistige Persönlichkeit des einzelnen Darstellenden, sondern durch etwas überall Gleichartiges, durch Inhalt und Zweck des Dargestellten bedingt ist; sie beziehen sich auf die Wirkung von Motiven, die jeder einzelne mit allen übrigen teilt. Wir werden mithin im weiteren Verlaufe unsrer Betrachtung immer nur gelegentlich auf diese oder jene stilistische Subjektivität zu sprechen kommen, eigentlich aber und im wesentlichen kann immer nur das Objektive am Stil der Gegenstand unserer Besprechungen sein.

6 Um aber gleich hier einige neue Seitenblicke solcher Art zu eröffnen, mag es gestattet sein, aus Jean Pauls Vorschule der Ästhetik einen Abschnitt (§ 76) hervorzuheben, wo er den individuellen Stil einer Reihe von Schriftstellern selbst wieder in seinem individuellen Stil kurz charakterisiert; es mag dies als Muster dienen, wie man dergleichen anzufassen habe. Cicero hat in seiner Schrift de oratore eben eine solche Stelle (III, 7—9), eine Charakteristik griechischer und römischer Redner und seiner selbst: sicherlich kühler und verständiger als Jean Paul; ob aber in so treffender Anschaulichkeit wie Jean Paul, dürfte man billig bezweifeln.

7 Auf der objektiven Seite betrachtet, auf derjenigen, die uns von nun an allein noch berührt, ist also der Stil, ist die Art und Weise der sprachlichen Darstellung bedingt durch Inhalt und Zweck des Dargestellten. Inhalt und Zweck können aber verschiedenartig sein, je nachdem diese oder jene Seelenkraft bei der Schöpfung des Inhaltes vorzugsweise thätig gewesen ist, und demgemäß auch bei der Rückschöpfung, diesem einzigen Zwecke aller Dar-

Digitized by Google

stellung, in Anspruch genommen wird. Es sind nun aber drei Kräfte, die hier in Betracht kommen: Verstand, Einbildung, Gefühl. Entweder sind es die Erfahrungen und Urteile des Verstandes oder die Anschauungen der Einbildung oder endlich die Regungen des Gefühls, die sowohl den Inhalt des Dargestellten ausmachen, als auch mit der Darstellung der Zweck verbunden ist, daß jenes verständige Wissen, jene Bilder der Phantasie, jene Bewegungen des Gemütes in gleicher Weise nun auch in dem Hörer oder Leser erweckt und hervorgerufen und in seiner Seele ebenso sollen reproduziert werden, als sie dem produzierenden Schriftsteller innegewohnt haben. Daraus ergiebt sich uns zuvörderst eine dreifache Unterscheidung zwischen einem Stil des Verstandes, einem Stil der Einbildung und einem Stil des Gefühles. Damit ist aber nur noch bezeichnet, welche Seelenkraft jedesmal hier in dem Schriftsteller und dort in dem Leser thätig sei, nicht aber welches denn nun die Art und Weise der zwischen beiden mitten inne liegenden Darstellung, was der Charakter des Stiles sei, der jedesmal gefordert werde, um zwischen Schöpfung und Rückschöpfung zu vermitteln. Auch in dieser Rücksicht ergeben sich die Unterscheidungen und Benennungen leicht und von selbst. Wo Schöpfungen des Verstandes dargestellt werden zum Behufe verständiger Reproduktion, da wird von der Darstellung scharfe Bestimmtheit und leichte Faßlichkeit, wird mit Einem Worte Deutlichkeit gefordert. Wo Schöpfung und Reproduktion das Werk der Einbildung sind, d. h. jener Seelenkraft, welche die Idee unter den Formen der gegebenen Wirklichkeit anschaut, da gehört sich für den Stil eine dem entsprechende Sinnlichkeit und Lebendigkeit, da muß die Darstellung anschaulich sein. Wo endlich die Empfindsamkeit oder die Gemütlichkeit des Schaffenden auf den Reproduzierenden einwirken, wo sich die leichteren oder gewichtigeren Regungen der Freude oder der Trauer in der Seele des letzteren wiederspiegeln sollen, da muß auch die Darstellung, welche jene Einwirkung vermittelt, das Gepräge des bewegten Gefühles tragen, sie muß leidenschaftlich sein. Mithin hätten wir drei Hauptgattungen und drei charakteristische Haupteigenschaften des Stils: den Stil des *Verstandes*, dessen Eigenschaft die *Deutlichkeit*, den Stil der *Einbildung*, dessen Eigenschaft die *Anschaulichkeit*, den Stil des *Gefühles*, dessen Eigenschaft die *Leidenschaftlichkeit* ist.

Hier wirft sich die Frage auf, wie solch eine dreigliedrige Einteilung 8
der Gattungen und Eigenschaften des Stils sich vereinigen lasse mit der früher gemachten nur zweigliedrigen Einteilung aller sprachlichen Darstellung in Poesie und Prosa. Es geschieht das leicht auf folgende Weise. Der Grund und Boden, der Anfang und auch der letzte Ausgang aller Poesie ist die Einbildung, Sache der Poesie ist die Anschauung der Idee unter Formen

Digitized by Google

der gegebenen Wirklichkeit. Diesen Charakter ganz ausschließlich trägt nur die älteste Gattung aller Poesie, die Epik; und ebenso ist sinnlich lebendige Anschaulichkeit für die Einbildungskraft wiederum das Wesentliche und Hauptsächliche auf der höchsten Stufe, zu welcher die Poesie gelangen kann, nämlich im Drama. Es ist mithin der Stil der Poesie im allgemeinen und insbesondere der Epik und des Dramas eben jener Stil der Einbildung, jene vorher genannte anschauliche Art und Weise der Darstellung. Auf der andern Seite, der Poesie gegenüber, liegt die Prosa, diese in ihrem eigentlichen Wesen ebenso unsinnlich und abstrakt, als sich die Poesie in lauter konkreter Sinnlichkeit bewegt; sie geht auf das Wahre, wenn die Poesie auf das Schöne gerichtet ist; sie will dem Verstande neues Wissen zuführen, ihr erster und letzter Zweck ist zu belehren. Lehrhaftigkeit, das ist ihr allgemeiner Charakter, wenn schon dann eine nähergehende Einteilung wieder zu unterscheiden hat zwischen lehrender Prosa im engeren Sinne und erzählender. Da also die Prosa die Form der verständigen Belehrung ist, so nimmt sie als Lehre und als Erzählung für sich den Stil des Verstandes, nimmt die deutliche Darstellung in Anspruch.

9 Aber mit der Epik und dem Drama ist das Gebiet der Poesie noch nicht ausgefüllt, und ebensowenig das Gebiet der Prosa mit der Lehre und der Erzählung. Es bleibt hier und dort noch eine Gattung übrig, und diesen beiden überzähligen Gattungen der Poesie und der Prosa fällt dann die dritte Gattung des Stiles zu, der leidenschaftliche Stil des Gefühles. Es ist dies von den Gattungen der Poesie die Lyrik, von den Gattungen der Prosa die Rede. In der Lyrik ist die Poesie über die sonst gewohnten Schranken ihres Bereiches hinausgegangen: sie hat sich frei gemacht von der gegebenen äußeren Wirklichkeit; hier holt der Dichter den Stoff, der seine Idee verkörpere, aus seinem eigenen Gemüte: es sind die Regungen, die Leidenschaften seines Innern, die der lyrische Dichter darstellt. Und wie somit die Lyrik zur übrigen Poesie sich verhält, ebenso verhält sich auf der anderen Seite die Rede zur übrigen Prosa. Zwar ist es das nächste Geschäft des Redners wie andrer Prosaiker, seine Hörer zu belehren: auch er hat wie der abhandelnde Didaktiker die Wahrheit eines aufgestellten Satzes überzeugend durchzuführen: aber diese Belehrung ist ihm nicht der eigentliche und letzte Zweck, sie ist für ihn vielmehr nur Mittel zum Zwecke: er überzeugt nur, um zu überreden: das Ziel, wonach er mit all seinen Lehren hinsteuert, ist nur die Erregung des Gefühles und durch diese und mit derselben die Bestimmung des Willens. Erweckung des Gefühles ist mithin die Sache sowohl des Redners, als die des Lyrikers. So kann denn der Stil, der diesen beiden eigen ist, kein anderer sein als der Stil des Gefühles, die leidenschaftliche Art und Weise der Darstellung.

Digitized by Google

Ganz gleichbedeutend mit der von uns getroffenen Unterſcheidung iſt eine andere aus dem griechiſchen und römiſchen Altertume entlehnte, die auch in den modernen Lehrbüchern der Rhetorik und Stiliſtik gäng und gäbe geblieben iſt: die Unterſcheidung eines niederen, eines mittleren und eines höheren Stils. Aber dieſen Ausdrücken niederer, mittlerer, höherer Stil gebricht die Beziehung auf den jedesmaligen Inhalt und Zweck des Dargeſtellten, und zugleich ſetzen ſie unter den drei Stilgattungen eine Rangordnung feſt, die doch gar nicht ſo vorhanden iſt: denn jede Gattung iſt an ihrem Orte ſo viel wert als die anderen an den ihrigen. Es unterſcheiden alſo die Griechen drei χαρακτῆρας oder ἰδέας oder πλάσματα τῆς λέξεως, die Lateiner drei genera oder formas oder figuras dicendi; davon heißt das eine, das unterſte, genus dicendi submissum oder auch mit anderen Benennungen, die jedoch weniger feſte Kunſtausdrücke zu ſein ſcheinen als jeweilige Andeutungen und Umſchreibungen jenes erſten Namens, subtile, tenue, acutum; bei den Griechen χαρακτὴρ λιτός (ſchlicht), ἀφελής (ſchmucklos), ἰσχνός (dürr, dünn): das andere genus medium, mediocre, mixtum; χαρακτὴρ μέσος, μικτός, ἀνθηρός (blühend): das dritte genus sublime, auch amplum, ornatum, grave, copiosum; griechiſch χαρακτὴρ ὑψηλός, auch μεγαλοπρεπής (prachtvoll) und eher tadelnd ἀδρός (ſchwülſtig, großſprecheriſch). Vergl. namentlich Ciceros Orator 23—28; Quintilian 12, 10. Jedoch wohl zu merken, wenn die Alten von einem genus submissum, medium, sublime ſprechen, meinen ſie damit eigentlich immer nur drei verſchiedene Arten einer und derſelben Gattung ſprachlicher Darſtellung, ſie wollen damit nur drei verſchiedene Arten redneriſcher Proſa bezeichnen, nicht aber mit dem genus submissum die Proſa, mit dem genus medium die Poeſie, mit dem genus sublime die redneriſche Proſa und die lyriſche Poeſie. Erſt die Neueren haben ſich bei der ihnen eigentümlichen Vermiſchung von Rhetorik und Stiliſtik veranlaßt geſehen, jene Unterſcheidung weiter auszudehnen und zu übertragen, ſo daß ſie, jedoch ohne klare ſyſtematiſche Überlegung und Durchführung, unter genus submissum alle Proſa mit Ausnahme der redneriſchen, unter genus medium alle Poeſie auch mit Einſchluß der lyriſchen, unter genus sublime bloß die redneriſche Proſa zu verſtehen pflegen. Wir wollen jene antike und dieſe moderne Auffaſſung dahin vereinigen und berichtigen, daß wir einmal das genus submissum dem deutlichen Stil des Verſtandes, das medium dem anſchaulichen Stil der Einbildung, das sublime dem leidenſchaftlichen Stil des Gefühls gleichſetzen, ſo daß dieſes letztere redneriſche Proſa und lyriſche Poeſie in ſich begreift; dann aber wollen wir innerhalb jeder dieſer drei Gattungen noch einmal dieſelbe dreigliedrige Unterſcheidung in eine niedere, eine mittlere und eine höhere Art vornehmen.

Digitized by Google

11 Also erste Gattung, der niedere Stil, die deutliche Darstellung des Verstandes, befassend alle Prosa mit Ausschluß der rednerischen; niedere Art: die lehrende Prosa; mittlere Art: die beschreibende; höhere Art: die erzählende. In der lehrenden Prosa macht den Anfang die reinste Verständigkeit; die erzählende nähert sich schon der zweiten Gattung, der anschaulichen Darstellung der Einbildung; darum ist sie die höhere Art, die beschreibende die mittlere: in der Beschreibung fließen Lehre und Erzählung zusammen.

12 Zweite Gattung, der mittlere Stil, die anschauliche Darstellung der Einbildung, befassend alle Poesie mit Ausschluß der lyrischen; niedere Art: das komische Drama, das noch hart an der Grenze der verständigen Darstellung liegt, da sein hauptsächliches Element der Widerspruch des Verstandes mit der Wirklichkeit ist; mittlere Art: die Epik, die reine Anschauungen der Einbildung gewährt; höhere Art: das tragische Drama, der Übergang zur dritten Gattung, zu der leidenschaftlichen Darstellung des Gefühls: denn die Tragödie zeigt ja das Gefühl in Widerspruch mit der Wirklichkeit.

13 Dritte Gattung, der höhere Stil, die leidenschaftliche Darstellung des Gefühls, befassend die lyrische Poesie und die rednerische Prosa. Innerhalb beider besteht wieder dieselbe untergeordnete Dreigliedrigkeit: in die niedere Art der Lyrik gehört namentlich die Elegie, die sich noch auf eine angeschaute Wirklichkeit begründet; mittlere Art: das sogenannte Lied, das sich schon losmacht von derselben; höhere Art: die Ode, die sich begeistert über die Wirklichkeit erhebt. So auch innerhalb der Rede, nur daß man da nicht die einzelnen Arten mit so bestimmten Namen unterscheiden kann, man müßte denn etwa, was sich auch ungefähr durchführen ließe, die Homilie als die niedere, die weltliche Rede als die mittlere, die Predigt als die höhere Art betrachten wollen.

14 Es mag hier noch bemerkt werden, daß eine solche Unterscheidung höherer, mittlerer und niederer Lyrik, gerade auch mit diesen adjektivischen Benennungen, schon dem deutschen Mittelalter bekannt war. Walther von der Vogelweide sagt einmal: „Ich traf dâ her vil rehte drîer slahte sanc, den hôhen und den nidern und den mittelswanc, daz mir die rederîchen iegesliches sagten danc.“ Dante aber, in seiner Schrift de vulgari eloquio, unterscheidet für alle Poesie überhaupt drei Gattungen des Stiles, den komischen, den elegischen, den tragischen, entsprechend dem niederen, dem mittleren, dem höheren; sein großes allegorisch lehrendes Gedicht nannte er Commedia, weil es nach seiner eigenen Ansicht und Stilistik dieser Gattung angehörte; eine „göttliche“ Comödie machte daraus erst die Bewunderung der Folgezeit.

Digitized by Google

Bei dieser dreimal dreigliedrigen Einteilung in Gattungen und Arten zeigt es sich, daß jedesmal die erste und die dritte vermittelnd und überleitend an der Grenze zweier Gattungen liegen, daß also die höhere Art der verständigen Darstellung, die historische Prosa, und die niedere Art des Stils der Einbildung, die komische Poesie, hier und dort den Übergang bilden von der einen zur andern Gattung, insofern die historische Prosa gewissermaßen schon die Einbildung in Anspruch nimmt, und die komische Poesie wesentlich auch von Wirksamkeit des Verstandes erfüllt ist. Ebenso weist von dem Gebiete der Einbildung die höhere Art dieses Stils, die tragische Poesie, schon vorwärts hin nach dem Gebiete des Gefühls, und von dem Gebiete des Gefühls deuten wiederum die beiden niederen Arten, die Elegie zurück auf den Stil der Einbildung und die Homilie auf den des Verstandes. 15

Aus diesem vorwärts und rückwärts gerichteten Übergreifen ergiebt es sich, daß die Stilistik mit ihren Gesetzen und Regeln unmöglich eine Gattung ganz scharf und entschieden von der andern absondern könne, daß vielmehr vieles, was sie z. B. von dem Stil der Einbildung sagt, auch von dem des Gefühles gelten werde, und umgekehrt. Einschränkende und ausschließende Gültigkeit werden die charakteristischen Regeln jeder Gattung immer nur für diejenige Art besitzen, die in keinem solchen Grenzverhältnis zu einer andern Gattung steht. Es werden also die Regeln des verständigen Stils ihre volle, unverkürzte Anwendung nur auf die lehrende Prosa finden; die Regeln des Stiles der Einbildung nur auf die epische Poesie, die Regeln endlich der leidenschaftlichen Darstellung nur auf das Lied und die Ode, auf die weltliche Rede und die Predigt. Und auch so stehen die drei Gattungen des Stils keineswegs in dem vollen Verhältnis einer gegenseitigen Ausschließung. Es darf zwar kein charakteristisches Merkmal der lyrischen Poesie sich vorfinden in epischen Gedichten, und ebenso kein charakteristisches Merkmal der epischen Poesie sich in der didaktischen Prosa vorfinden: aber wohl haben in umgekehrter, aufsteigender Reihenfolge die Regeln der didaktischen Prosa ihre Bedeutung auch noch für die epische Poesie, und die Regeln der epischen Poesie äußern sich auch noch auf dem Gebiete der Lyrik. Solch ein Verhältnis ist auch ganz natürlich, da der Verstand an epischen Schöpfungen immer noch seinen Anteil hat, und da die lyrische Poesie hervorgegangen ist aus der epischen. Und so ist in den Umfang der zweiten Gattung zugleich die erste, in den Umfang der dritten zugleich die erste und die zweite mit einbegriffen. Die verständige prosaische Darstellung ist nur durch sich selbst bedingt; der Stil der Einbildung aber unterliegt neben seinen eigenen Gesetzen auch noch den Gesetzen des prosaischen Stils, und beiderlei Gesetze zugleich stellen sich endlich auf dem Gebiete der dritten Gattung, dem des leidenschaftlichen Stils, 16

Digitized by Google

neben diejenigen, welche hier ihre besondere Geltung haben. Natürlich ist diese sich fortpflanzende Wirksamkeit immer nur eine untergeordnete, und namentlich machen sich die Regeln des Prosastiles in der poetischen Darstellung mehr nur von ihrer negativen Seite bemerkbar, mehr insofern sie verbieten, als insofern sie fordern, wie ja überhaupt an den Schöpfungen der Poesie der Verstand nur einen negativen Anteil hat, keinen positiven.

Digitized by Google

Dritte Abteilung.

Digitized by Google

Οὔ τοι ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα,
ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν· ἑκὼν δ' οὐκ ἄν τις ἕλοιτο.

Homer.

Digitized by Google

23.

Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit.

Von Schiller.

Briefwechsel mit Körner. III (zweite Ausgabe, Leipzig 1859) S. 58—72. Der Brief ist vom 23. Februar 1793; die erste Hälfte ist hier weggelassen.

Kant stellt in seiner Kritik der Urteilskraft (§ 45) einen Satz auf, 1
der von ungemeiner Fruchtbarkeit ist, und der, wie ich denke, erst aus meiner Theorie seine Erklärung erhalten kann. Natur, sagt er, ist schön, wenn sie aussieht wie Kunst; Kunst ist schön, wenn sie aussieht wie Natur. Dieser Satz macht also die Technik zu einem wesentlichen Requisit des Naturschönen, und die Freiheit zur wesentlichen Bedingung des Kunstschönen. Da aber das Kunstschöne schon an sich selbst die Idee der Technik, das Naturschöne die Idee der Freiheit mit einschließt, so gesteht also Kant selbst ein, daß Schönheit nichts anderes, als Natur in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit sei.

Wir müssen erstlich wissen, daß das schöne Ding ein Naturding ist, 2
d. i. daß es durch sich selbst ist; zweitens muß es uns vorkommen, als ob es durch eine Regel wäre: denn er sagt ja, es muß aussehen wie Kunst. Beide Vorstellungen: es ist durch sich selbst, und es ist durch eine Regel, lassen sich aber nur auf eine einzige Art vereinigen, nämlich, wenn man sagt: es ist durch eine Regel, die es sich selbst gegeben hat. Autonomie in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit.

Es könnte aus dem Bisherigen scheinen, als ob Freiheit und 3
Kunstmäßigkeit einen völlig gleichen Anspruch auf das Wohlgefallen hätten, das uns die Schönheit einflößt; als ob die Technik mit der Freiheit in gleicher Reihe stände — und da hätte ich freilich sehr unrecht, daß ich in meiner Erklärung vom Schönen (Autonomie in der Erscheinung) nur auf die Freiheit Rücksicht nahm, und der Technik gar nicht erwähnte. Aber meine Definition ist sehr genau abgewogen worden: Technik und Freiheit haben nicht dasselbe Verhältnis zum Schönen; Freiheit allein ist der Grund des Schönen, Technik ist nur der Grund unserer Vorstellung von der Freiheit

Digitized by Google

— jene also der unmittelbare Grund, diese nur mittelbar die Bedingung der Schönheit. Technik nämlich trägt nur insofern zur Schönheit bei, als sie dazu dient, die Vorstellung der Freiheit zu erregen.

4 Vielleicht kann ich diesen Satz — der übrigens aus dem Vorhergehenden schon ziemlich klar ist — noch auf folgendem Wege erläutern.

5 Bei dem Naturschönen sehen wir mit unsern Augen, daß es durch sich selbst ist; daß es durch eine Regel sei, sagt uns nicht der Sinn, sondern der Verstand. Nun verhält sich aber die Regel zur Natur, wie Zwang zur Freiheit. Da wir uns nun die Regel bloß *denken*, die Natur aber *sehen*: so denken wir uns Zwang, und sehen Freiheit. Der Verstand erwartet und fordert eine Regel, der Sinn lehrt, daß das Ding durch sich selbst und durch keine Regel ist. Läge uns nun an der Technik, so müßte uns die fehlgeschlagene Erwartung verdrießen, die uns doch vielmehr Vergnügen macht. Also muß uns an der Freiheit und nicht an der Technik liegen. Wir hätten Ursache, aus der Form des Dinges auf einen logischen Ursprung, also auf Heteronomie zu schließen, und wider Erwartung finden wir Autonomie. Da wir über diesen Fund froh sind und uns dadurch gleichsam von einer Sorge (die in unserem praktischen Vermögen ihren Sitz hat) erleichtert fühlen, so beweist dieses, daß wir bei der Regelmäßigkeit nicht soviel, als bei der Freiheit gewinnen. Es ist bloß ein Bedürfnis unserer theoretischen Vernunft, uns die Form des Dinges als abhängig von einer Regel zu denken; aber daß es durch keine Regel, sondern durch sich selbst ist, ist ein Faktum für unseren Sinn. Wie könnten wir aber einen ästhetischen Wert auf die Technik legen, und doch mit Wohlgefallen wahrnehmen, daß ihr Gegenteil wirklich ist? Also dient die Vorstellung der Technik bloß dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Produkts von derselben ins Gemüt zu rufen, und seine Freiheit desto anschaulicher zu machen.

6 Dieses leitet mich nun von selbst auf den Unterschied zwischen dem *Schönen* und dem *Vollkommenen*. Alles Vollkommene, das absolut Vollkommene ausgenommen, welches das Moralische ist, ist unter dem Begriff der Technik enthalten, weil es in der Übereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem besteht. Da nun die Technik bloß mittelbar zu der Schönheit beiträgt, insofern sie die Freiheit bemerkbar macht, das Vollkommene aber unter dem Begriff der Technik enthalten ist: so sieht man gleich, daß es nur die *Freiheit in der Technik* ist, was das Schöne von dem Vollkommenen unterscheidet. Das Vollkommene kann Autonomie haben, insofern seine Form durch seinen Begriff rein bestimmt worden ist; aber Heautonomie hat nur das Schöne, weil nur an diesem die Form durch das innere Wesen bestimmt ist.

Digitized by Google

Das Vollkommene, dargestellt mit Freiheit, wird sogleich in das Schöne 7
verwandelt. Es wird aber mit Freiheit dargestellt, wenn die Natur des Dinges mit seiner Technik zusammenstimmend erscheint; wenn es aussieht, als wenn diese aus dem Dinge selbst freiwillig hervorgeflossen wäre. Man kann das Bisherige auch kurz so ausdrücken: Vollkommen ist ein Gegenstand, wenn alles Mannigfaltige an ihm zur Einheit seines Begriffs übereinstimmt; schön ist er, wenn seine Vollkommenheit als Natur erscheint. Die Schönheit wächst, wenn die Vollkommenheit zusammengesetzter wird, und die Natur dabei nichts leidet; denn die Aufgabe der Freiheit wird mit der zunehmenden Menge des Verbundenen schwieriger, und ihre glückliche Auflösung eben darum überraschender.

Zweckmäßigkeit, Ordnung, Proportion, Vollkommenheit — Eigenschaften, 8
in denen man die Schönheit so lange gefunden zu haben glaubte — haben mit derselben ganz und gar nichts zu thun. Wo aber Ordnung, Proportion u. s. w. zur Natur eines Dinges gehören, wie bei allem Organischen, da sind sie auch eo ipso unverletzbar; aber nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie von der Natur des Dinges unzertrennlich sind. Eine grobe Verletzung der Proportion ist häßlich, aber nicht weil Beobachtung der Proportion Schönheit ist. Ganz und gar nicht, sondern weil sie eine Verletzung der Natur ist, also Heteronomie andeutet. Ich bemerke überhaupt, daß der ganze Irrtum derer, welche die Schönheit in der Proportion oder in der Vollkommenheit suchten, davon herrührt: sie fanden, daß die Verletzung derselben den Gegenstand häßlich machte; daraus zogen sie gegen alle Logik den Schluß, daß die Schönheit in der genauen Beobachtung dieser Eigenschaften enthalten sei. Aber alle diese Eigenschaften machen bloß die Materie des Schönen, welche sich bei jedem Gegenstande abändern kann; sie können zur Wahrheit gehören, welche auch nur die Materie der Schönheit ist. Die Form des Schönen ist nur ein freier Vortrag der Wahrheit, der Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit.

Wir nennen ein Gebäude vollkommen, wenn sich alle Teile desselben 9
nach dem Begriffe und dem Zwecke des Ganzen richten, und seine Form durch seine Idee rein bestimmt worden ist. Schön aber nennen wir es, wenn wir diese Idee nicht zu Hilfe nehmen müssen, um die Form einzusehen, wenn sie freiwillig und absichtslos aus sich selbst hervorzuspringen, und alle Teile sich durch sich selbst zu beschränken scheinen. Ein Gebäude kann deswegen (beiläufig zu sagen) nie ein ganz freies Kunstwerk sein, und nie ein Ideal der Schönheit erreichen, weil es schlechterdings unmöglich ist, an einem Gebäude, das Treppen, Thüren, Kamine, Fenster und Öfen braucht, ohne Hilfe eines Begriffs auszureichen, und also Heteronomie zu verbergen. Völlig rein

Digitized by Google

kann also nur diejenige Kunstschönheit sein, deren Original in der Natur selbst sich findet.

10 Schön ist ein Gefäß, wenn es, ohne seinem Begriff zu widersprechen, einem freien Spiele der Natur gleich sieht. Die Handhabe an einem Gefäß ist bloß des Gebrauchs wegen, also durch einen Begriff da; soll aber das Gefäß schön sein, so muß diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daß man ihre Bestimmung vergißt. Ginge sie aber in einem rechten Winkel ab, verengte sich der weite Bauch plötzlich zu einem engen Halse u. dgl., so würde diese abrupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerstören, und die Autonomie der Erscheinung würde verschwinden.

11 Wann sagt man wohl, daß eine Person schön gekleidet sei? Wenn weder das Kleid durch den Körper, noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leidet; wenn dieses aussieht, als wenn es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte, und doch aufs vollkommenste seinen Zweck erfüllt. Die Schönheit oder vielmehr der Geschmack betrachtet alle Dinge als *Selbstzwecke*, und duldet schlechterdings nicht, daß eins dem anderen als Mittel dient, oder das Joch trägt. In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und *nicht einmal um des Ganzen willen* darf *gezwungen* werden, sondern zu allem schlechterdings *konsentieren* muß. In dieser ästhetischen Welt, die eine ganz andere ist, als die vollkommenste Platonische Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respekt von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, daß ich niemand merken lasse, daß er mir *dient*. Dafür aber verspricht er mir auch reciproce, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, daß die meinige nichts dabei leidet; und wenn beide Wort halten, so wird die ganze Welt sagen, daß ich schön angezogen sei. *Spannt* hingegen der Rock, so verlieren wir beide, der Rock und ich von unserer Freiheit. Deswegen sind alle *ganz enge* und *ganz weite* Kleidungsarten gleich wenig schön; denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einschränken, so zeigt bei der engen Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er sich selbst mit der seinigen aufbläht, und seinen Herrn zu seinem bloßen Träger herabsetzt.

12 Eine Birke, eine Fichte, eine Pappel ist schön, wenn sie schlank emporsteigt, eine Eiche, wenn sie sich krümmt; die Ursache ist, weil diese sich selbst überlassen die krumme, jene hingegen die gerade Richtung lieben. Zeigt sich also die Eiche schlank und die Birke verbogen, so sind sie beide nicht schön, weil ihre Richtungen fremden Einfluß, Heteronomie verraten. Wird hingegen

Digitized by Google

die Pappel vom Winde gebogen, so finden wir dies wieder schön, weil sie durch ihre schwankende Bewegung ihre Freiheit äußert.

Welchen Baum wird sich der Maler am liebsten aussuchen, um ihn in 13
Landschaften zu benutzen? Denjenigen gewiß, der von der Freiheit Gebrauch macht, die ihm bei aller Technik seines Baues gelassen ist — der sich nicht nach seinem Nachbar sklavisch richtet, sondern sich selbst mit einiger Kühnheit etwas herausnimmt, aus seiner Ordnung tritt, sich eigensinnig dahin oder dorthin wendet, wenn er auch gleich hier eine Lücke lassen, dort etwas durch seine ungestüme Dazwischenkunft verwirren müßte. An demjenigen hingegen, der immer in einerlei Richtung verharrt, auch wenn ihm seine Gattung weit mehr Freiheit vergönnt, dessen Äste ängstlich in Reihe und Glied bleiben, als wenn sie nach der Schnur gezogen wären, wird er mit Gleichgültigkeit vorübergehen.

An jeder großen Komposition ist es nötig, daß sich das Einzelne ein- 14
schränke, um das Ganze zum Effekt kommen zu lassen. Ist diese Einschränkung des Einzelnen zugleich eine Wirkung seiner Freiheit, d. i. setzt es sich diese Grenze selbst, so ist die Komposition schön. Schönheit ist durch sich selbst gebändigte Kraft, Beschränkung aus Kraft.

Eine Landschaft ist schön komponiert, wenn alle einzelnen Partien, aus 15
denen sie besteht, so ineinanderspielen, daß jede sich selbst ihre Grenze setzt, und das Ganze also das Resultat von der Freiheit des Einzelnen ist. Alles in einer Landschaft soll auf das Ganze bezogen sein, und alles einzelne soll doch nur unter seiner eigenen Regel zu stehen, seinem eigenen Willen zu folgen scheinen. Es ist aber unmöglich, daß die Zusammenstimmung zu einem Ganzen kein Opfer von seiten des Einzelnen koste, da die Kollision der Freiheit unvermeidlich ist. Der Berg wird also auf manches einen Schatten werfen wollen, was man beleuchtet haben will; Gebäude werden die Naturfreiheit einschränken, die Aussicht hemmen; die Zweige werden lästige Nachbarn sein; Menschen, Tiere, Wolken wollen sich bewegen, denn die Freiheit des Lebendigen äußert sich nur in Handlung. Der Fluß will in seiner Richtung kein Gesetz von dem Ufer annehmen, sondern seinem eigenen folgen; kurz: jedes einzelne will seinen Willen haben. Wo bliebe aber nun die Harmonie des Ganzen, wenn jedes nur für sich selbst sorgt? Daraus eben geht sie hervor, daß jedes aus innerer Freiheit sich gerade die Einschränkung vorschreibt, die das andere braucht, um *seine* Freiheit zu äußern. Ein Baum im Vordergrunde könnte eine schöne Partie im Hintergrunde bedecken; ihn zu *nötigen*, daß er das nicht thut, würde seiner Freiheit zu nahe getreten sein und Stümperei verraten. Was thut also der verständige Künstler? Er läßt denjenigen Ast des Baumes, der den Hintergrund zu verhüllen droht, *aus eigener Schwere* sich herunterfenken, und dadurch dem hinteren Prospekte

Digitized by Google

freiwillig Platz machen; und so vollbringt der Baum den Willen des Künstlers, indem er bloß seinem eigenen folgt.

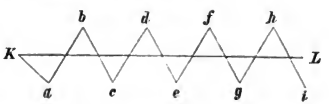
16 Eine Versifikation ist schön, wenn jeder einzelne Vers sich selbst seine Länge und Kürze, seine Bewegung und seinen Ruhepunkt giebt, jeder Reim sich aus innerer Notwendigkeit darbietet und doch wie gerufen kommt — kurz, wenn kein Wort von dem anderen, kein Vers von dem anderen Notiz zu nehmen, bloß seiner selbst wegen dazustehen scheint, und doch alles so ausfällt, als wenn es verabredet wäre.

17 Warum ist das Naive schön? — Weil die Natur darin über Künstelei und Verstellung ihre Rechte behauptet. Wenn uns Virgil einen Blick in das Herz der Dido will werfen lassen, und uns zeigen will, wie weit es mit ihrer Liebe gekommen ist, so hätte er dies als Erzähler recht gut in seinem eigenen Namen sagen können; aber dann würde diese Darstellung auch nicht schön gewesen sein. Wenn er uns aber die nämliche Entdeckung durch die Dido selbst machen läßt, ohne daß sie die Absicht hat, so aufrichtig gegen uns zu sein (siehe das Gespräch zwischen Anna und Dido im Anfange des vierten Buches): so nennen wir dies wahrhaft schön; denn es ist die Natur selbst, welche das Geheimnis ausplaudert.

18 Gut ist eine Lehrart, wo man vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet; schön ist sie, wenn sie sokratisch ist, d. i. wenn sie dieselben Wahrheiten aus dem Kopfe und Herzen des Zuhörers herausfragt. Bei der ersten werden dem Verstande seine Überzeugungen in forma *abgefordert*, bei der zweiten werden sie ihm *abgelockt*.

19 Warum wird die Schlangenlinie für die schönste gehalten? Ich habe an dieser einfachsten aller ästhetischen Aufgaben meine Theorie besonders geprüft, und ich halte diese Probe darum für entscheidend, weil bei dieser einfachen Aufgabe keine Täuschung durch Nebenursachen stattfinden kann.

20 Eine Schlangenlinie, kann der Baumgartenianer sagen, ist darum die schönste, weil sie sinnlich vollkommen ist. Es ist eine Linie, die ihre Richtung immer abändert (Mannigfaltigkeit) und immer wieder zu derselben Richtung zurückkehrt (Einheit). Wäre sie aber aus keinem besseren Grunde schön, so müßte es folgende Linie auch sein:



welche gewiß nicht schön ist. Auch hier ist Veränderung der Richtung: ein Mannigfaltiges, nämlich a, b, c, d, e, f, g, h, i; und Einheit der Richtung

Digitized by Google

ist auch da, welche der Verstand hineindenkt, und die durch die Linie K, L vorgestellt ist. Diese Linie ist nicht schön, ob sie gleich sinnlich vollkommen ist. 21

Folgende Linie aber ist eine schöne Linie, oder könnte es doch sein, wenn meine Feder besser wäre.

Nun ist der ganze Unterschied zwischen dieser zweiten und jener bloß der, 22
daß jene ihre Richtung ex abrupto, diese aber unmerklich verändert; der Unterschied ihrer Wirkungen auf das ästhetische Gefühl muß also in diesem einzig bemerkbaren Unterschied ihrer Eigenschaften gegründet sein. Was ist aber eine plötzlich veränderte Richtung anders, als eine gewaltsam veränderte? Die Natur liebt keinen Sprung. Sehen wir sie einen thun, so zeigt es, daß ihr Gewalt geschehen ist. Freiwillig hingegen erscheint nur diejenige Bewegung, an der man keinen bestimmten Punkt angeben kann, bei dem sie ihre Richtung abänderte. Und dies ist der Fall mit der Schlangenlinie, welche sich von der oben abgebildeten bloß durch ihre Freiheit unterscheidet. Ich könnte noch Beispiele genug anhäufen, um zu zeigen, daß alles, was wir schön nennen, sich dieses Prädikat bloß durch die Freiheit in seiner Technik erwerbe; aber an den angeführten Proben mag es für jetzt genug sein. Weil also Schönheit an keiner Materie haftet, sondern bloß in der Behandlung besteht; alles aber, was sich den Sinnen vorstellt, technisch oder nichttechnisch, frei oder nicht-frei erscheinen kann: so folgt daraus, daß sich das Gebiet des Schönen sehr weit erstrecke, weil die Vernunft bei allem, was Sinnlichkeit und Verstand ihr unmittelbar vorstellen, nach der Freiheit fragen kann und muß. Darum ist das Reich des Geschmacks ein Reich der Freiheit — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sei frei, wie ich.

Darum stört uns jede sich aufdringende Spur der despotischen Men- 23
schenhand in einer freien Naturgegend; darum jeder Tanzmeisterzwang im Gange und in den Stellungen; darum jede Künstelei in den Sitten und Manieren; darum alles Eckige im Umgange; darum jede Beleidigung der Naturfreiheit in Verfassungen, Gewohnheiten und Gesetzen.

Es ist auffallend, wie sich der gute Ton (Schönheit des Umganges) 24
aus meinem Begriffe der Schönheit entwickeln läßt. Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit; das zweite: zeige selbst Freiheit. Die pünktliche Erfüllung beider ist ein unendlich schweres Problem; aber der gute Ton fordert sie unerläßlich, und sie macht allein den

Digitized by Google

vollendeten Weltmann. Ich weiß für das Ideal des ſchönen Umgangs kein paſſenderes Bild, als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren komponierten engliſchen Tanz. Ein Zuſchauer aus der Gallerie ſieht unzählige Bewegungen, die ſich aufs Bunteſte durchkreuzen, und ihre Richtung lebhaft und mutwillig verändern, und doch niemals zuſammenſtoßen. Alles iſt ſo geordnet, daß der eine ſchon Platz gemacht hat, wenn der andere kommt; alles fügt ſich ſo geſchickt und doch wieder ſo kunſtlos ineinander, daß jeder nur ſeinem eigenen Kopfe zu folgen ſcheint, und doch nie dem andern in den Weg tritt. Es iſt das treffendſte Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geſchonten Freiheit des andern.

Alles, was man gewöhnlich Härte nennt, iſt nichts anderes, als das Gegenteil des Freien. Dieſe Härte iſt es, was oft der Verſtandesgröße, oft ſelbſt der moraliſchen ihren äſthetiſchen Wert benimmt. Der gute Ton verzeiht auch dem glänzendſten Verdienſt dieſe Brutalität nicht, und liebenswürdig wird die Tugend ſelbſt nur durch Schönheit. — Schön aber iſt ein Charakter, eine Handlung nicht, wenn ſie die Sinnlichkeit des Menſchen, dem ſie zukommen, unter dem Zwang des Geſetzes zeigen, oder der Sinnlichkeit des Zuſchauers Zwang anthun. In dieſem Falle werden ſie bloß Achtung, aber nicht Gunſt, nicht Neigung einflößen; bloße Achtung demütigt den, der ſie empfindet. Daher gefällt uns Cäſar weit mehr als Cato, Kimon mehr als Phokion, Thomas Jones weit mehr als Grandiſon. Daher rührt es, daß uns oft bloß affektionierte Handlungen mehr gefallen, als rein moraliſche, weil ſie Freiwilligkeit zeigen, weil ſie durch die Natur (den Affekt), nicht durch die gebieteriſche Vernunft, wider das Intereſſe der Natur vollbracht werden — daher mag es kommen, daß uns die milden Tugenden mehr, als die heroiſchen, das Weibliche oft mehr als das Männliche gefällt; denn der weibliche Charakter, auch der vollkommenſte, kann nie anders, als aus Neigung handeln.

Digitized by Google

24.

Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke.

Ein Gespräch.

Von Goethe.

Propyläen. Ersten Bandes erstes Stück, 1798. In der Hempelschen Ausgabe Bd. 28 S. 93 ff.

Auf einem deutschen Theater ward ein ovales, gewissermaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in dessen Logen viele Zuschauer gemalt sind, als wenn sie an dem, was unten vorgeht, teilnähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden und wollten übel nehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres und Unwahrscheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künstlers. Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können?

Der Zuschauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen.

Anwalt. Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß alles, was Sie drinnen sehen werden, wahr und wirklich sein soll?

Zuschauer. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigstens alles wahr und wirklich scheinen solle.

Anwalt. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigene Seele leugne, und behaupte: Sie verlangen das keineswegs.

Zuschauer. Das wäre doch sonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe sich denn der Dekorateur die Mühe, alle Linien aufs genaueste nach den Regeln der Perspektive zu ziehen, alle Gegenstände nach der vollkommensten Haltung zu malen? Warum studierte man aufs Kostüm? Warum ließe man sich es so viel kosten, ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu versetzen? Warum rühmt man den Schauspieler am meisten, der die Empfindungen am wahrsten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Gebärden der Wahrheit am nächsten kommt, der mich täuscht, daß ich nicht eine Nachahmung, sondern die Sache selbst zu sehen glaube?

Anwalt. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur ist es schwerer, als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzusehen, was man empfindet.

Digitized by Google

Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatralischen Darstellungen keineswegs wahr scheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zuschauer. Ich werde sagen, daß Sie eine Subtilität vorbringen, die wohl nur ein Wortspiel sein könnte.

Anwalt. Und ich darf Ihnen darauf versetzen, daß, wenn wir von Wirkungen unseres Geistes reden, keine Worte zart und subtil genug sind, und daß Wortspiele dieser Art selbst ein Bedürfnis des Geistes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegensätze zu operieren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten, und so gleichsam die Sache in die Mitte zu fassen sucht.

Zuschauer. Gut denn! Nur erklären Sie sich deutlicher, und, wenn ich bitten darf, in Beispielen.

Anwalt. Die werde ich leicht zu meinem Vorteil aufbringen können. Z. B. also, wenn Sie in der Oper sind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes, vollständiges Vergnügen?

Zuschauer. Wenn alles wohl zusammenstimmt, eines der vollkommensten, deren ich mir bewußt bin.

Anwalt. Wenn aber die guten Leute da droben singend sich begegnen und bekomplimentieren, Billets absingen, die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herumschlagen und singend verscheiden, können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung oder auch nur ein Teil derselben wahr scheine? ja ich darf sagen, auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuschauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, so getraue ich mich das nicht zu sagen. Es kommt mir von allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwalt. Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Zuschauer. Ohne Widerrede. Ich erinnere mich zwar noch wohl, wie man sonst die Oper eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher dessenungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand, und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommener sie geworden ist.

Anwalt. Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Zuschauer. Getäuscht, das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anwalt. Hier sind Sie ja auch in einem völligen Widerspruch, der noch viel schlimmer als ein Wortspiel zu sein scheint.

Zuschauer. Nur ruhig, wir wollen schon ins klare kommen.

Digitized by Google

Anwalt. Sobald wir im klaren ſind, werden wir einig ſein. Wollen Sie mir erlauben, auf dem Punkt, wo wir ſtehen, einige Fragen zu thun?

Zuſchauer. Es iſt Ihre Pflicht, da Sie mich in dieſe Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder herauszufragen.

Anwalt. Sie möchten alſo die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper verſetzt werden, nicht gerne Täuſchung nennen?

Zuſchauer. Nicht gern, und doch iſt es eine Art derſelben, etwas, das ganz nahe mit ihr verwandt iſt.

Anwalt. Nicht wahr, Sie vergeſſen beinahe ſich ſelbſt?

Zuſchauer. Nicht beinahe, ſondern völlig, wenn das Ganze oder der Teil gut iſt.

Anwalt. Sie ſind entzückt?

Zuſchauer. Es iſt mir mehr als einmal geſchehen.

Anwalt. Können Sie wohl ſagen, unter welchen Umſtänden?

Zuſchauer. Es ſind ſo viele Fälle, daß es mir ſchwer ſein würde ſie aufzuzählen.

Anwalt. Und doch haben Sie es ſchon geſagt; gewiß am meiſten, wenn alles zuſammenſtimmte.

Zuſchauer. Ohne Widerrede.

Anwalt. Stimmte eine ſolche vollkommene Aufführung mit ſich ſelbſt oder mit einem anderen Naturprodukt zuſammen?

Zuſchauer. Wohl ohne Frage mit ſich ſelbſt.

Anwalt. Und die Übereinſtimmung war doch wohl ein Werk der Kunſt?

Zuſchauer. Gewiß.

Anwalt. Wir ſprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß ſie keineswegs das, was ſie nachahmt, wahrſcheinlich darſtelle; können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Konſequenz eines Kunſtwerkes entſpringt, ableugnen?

Zuſchauer. Wenn die Oper gut iſt, macht ſie freilich eine kleine Welt für ſich aus, in der alles nach gewiſſen Geſetzen vorgeht, die nach ihren eigenen Geſetzen beurteilt, nach ihren eigenen Eigenſchaften gefühlt ſein will.

Anwalt. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunſtwahre und das Naturwahre völlig verſchieden ſei, und daß der Künſtler keineswegs ſtreben ſollte, noch dürfe, daß ſein Werk eigentlich als ein Naturwerk erſcheine?

Zuſchauer. Aber es ſcheint uns doch ſo oft als ein Naturwerk.

Anwalt. Ich darf es nicht leugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig ſein?

Zuſchauer. Warum das nicht! Es iſt ja doch unter uns diesmal nicht auf Komplimente angeſehen.

Digitized by Google

Anwalt. So getraue ich mir, zu sagen: nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen, und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und wert, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden sein, niemals wird er sich mit dem echten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuschauer. Es ist sonderbar, doch läßt sich's hören.

Anwalt. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe erstiegen hätten.

Zuschauer. Lassen Sie mich nun selbst einen Versuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu gehen, lassen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

Anwalt. Desto lieber.

Zuschauer. Nur dem Ungebildeten, sagen Sie, könne ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen.

Anwalt. Gewiß, erinnern Sie sich der Vögel, die nach des großen Meisters Kirschen flogen.

Zuschauer. Nun, beweist das nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemalt waren?

Anwalt. Keineswegs, vielmehr beweist es mir, daß diese Liebhaber echte Sperlinge waren.

Zuschauer. Ich kann mich doch deswegen nicht erwehren, ein solches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anwalt. Soll ich Ihnen eine neuere Geschichte erzählen?

Zuschauer. Ich höre Geschichten meistens lieber als Raisonnement.

Anwalt. Ein großer Naturforscher besaß unter seinen Haustieren einen Affen, den er einst vermißte, und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort saß das Tier an der Erde und hatte die Kupfer eines ungebundenen, naturgeschichtlichen Werkes um sich her zerstreut. Erstaunt über dieses eifrige Studium des Hausfreundes, nahte sich der Herr und sah zu seiner Verwunderung und zu seinem Verdruß, daß der genäschige Affe die sämtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgespeist habe.

Zuschauer. Die Geschichte ist lustig genug.

Anwalt. Und passend hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illuminierten Kupfer dem Gemälde eines so großen Künstlers an die Seite setzen?

Zuschauer. Nicht leicht.

Anwalt. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuschauer. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir

Digitized by Google

einen sonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deswegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sei, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

Anwalt. Ich bin völlig dieser Meinung.

Zuschauer. Und Sie behaupteten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeite?

Anwalt. Es ist meine feste Überzeugung.

Zuschauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerspruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch sonst schon die Ehre, mich wenigstens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwalt. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege sind, Kenner zu werden.

Zuschauer. Nun so sagen Sie mir, warum erscheint auch mir ein vollkommenes Kunstwerk als ein Naturwerk?

Anwalt. Weil es mit Ihrer besseren Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes, und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt, und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt sein, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete, auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Überirdische der kleinen Kunstwelt; er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen, und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Zuschauer. Gut, mein Freund! Ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten wohl ähnliche Empfindungen gehabt, und das ungefähr geahnt, was Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke achtgeben; wenn ich mich aber recht besinne, so sind wir sehr weit von dem Anlaß unsers Gesprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die abgemalten Zuschauer in unserer Oper zulässig finden solle; und noch sehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch diese Licenz verteidigen, und unter welcher Rubrik Sie diese gemalten Teilnehmer bei mir einführen wollen.

Anwalt. Glücklicherweise wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Digitized by Google

Zuschauer. Keineswegs.

Anwalt. Und die gemalten Männer?

Zuschauer. Werden mich nicht verscheuchen, weil ich mich für etwas besser als einen Sperling halte.

Anwalt. Ich wünsche, daß ein beiderseitiges Interesse uns bald wieder zusammenführen möge.

25.

Vom Wesen der Musik.

Von Otto Gumprecht.

Unsere klassischen Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder. Erster Band (Leipzig 1883), S. 7—26. — Die hier mitgeteilten Abschnitte bilden ein Stück der Einleitung (S. 6—55): „Warum treiben wir Musik?"

1 Schon vor mehr als zweitausend Jahren hat einer der tiefsinnigsten Denker den geistigen Nahrungswert der Musik, ihre Bedeutung als allgemein menschlichen Erziehungs- und Bildungsmittels geprüft. Im achten Buch der Politik des Aristoteles lesen wir: „Über den Zweck der Musik könnte man zweifelhaft sein; denn jetzt treiben sie die meisten nur so zum Vergnügen. Die Alten dagegen rechneten sie zur Erziehung, weil die menschliche Natur selbst, wie schon oft gesagt, danach strebt, nicht allein auf die rechte Art geschäftig, sondern auf eine schöne Art müßig sein zu können." Und weiter: „Es ist weder leicht, auseinanderzusetzen, welche Kraft sie (die Musik) hat, noch zu welchem Zweck man sie eigentlich treiben soll: ob der Kurzweil und Erholung willen, wie Schlafen und Trinken; denn diese beiden Dinge sind zwar an und für sich nicht wertvoll, aber doch angenehm und wiegen die Sorge in Schlummer, wie Euripides sagt. Daher rechnet man denn auch die Musik dazu und genießt sie alle zu gleichem Zwecke, Schlaf, Wein, und Musik. Auch das Tanzen rechnet man dazu. Oder hat man vielmehr anzunehmen, die Musik trage auch etwas zur sittlichen Bildung bei, da, gleichwie die Gymnastik dem Körper eine gewisse Beschaffenheit erteile, so auch die Musik das Vermögen besitze, dem Charakter eine gewisse Beschaffenheit zu geben, indem sie gewöhnt, sich auf die rechte Weise freuen zu können. Oder, und dies wäre der dritte Fragepunkt, trägt sie vielleicht etwas bei zum sinnvollen Genusse der Muße?" Endlich: „Die erste Untersuchung ist, ob man die Musik zur

Digitized by Google

Jugendbildung zu rechnen habe oder nicht, und auf welches von den drei in Frage gestellten Stücken sich ihre Kraft erstreckt, auf Bildung, Spiel oder edle Unterhaltung. Am vernünftigsten aber wird sie vielmehr zu allen gerechnet und scheint an allen Anteil zu haben. Denn das Spiel dient zur Erholung, die Erholung aber ist notwendig angenehm (sie ist nämlich eine Art von Arzenei gegen die durch die Anstrengungen erzeugte Unlust). Auch die Unterhaltung soll zugestandenermaßen nicht nur das Schöne, sondern auch das Vergnügen in sich begreifen, denn beides vereinigt ist die Glückseligkeit." Es sind das goldene Worte, noch heutigen Tages in hohem Grade lehrreich und beherzigenswert, so wenig auch sonst die griechische Musik, deren eigentliches Wesen sich bis jetzt selbst der gründlichsten Forschung entzogen, mit der unsrigen zu schaffen haben mag. Wie ein Prediger seine Bibelstelle setze ich deshalb getrost jene drei Aussprüche des Aristoteles über die folgenden Betrachtungen.

Dreierlei haben wir im musikalischen Kunstwerk zu unterscheiden: den 2
Stoff, die Form und die Seele. Zusammengesetzter Natur gleich ihm selbst ist darum auch die Wirkung, die es auf uns übt. Die letztere wird stets um so voller und echter sein, je mehr sie von dem Gehalt und Wesen der sie bedingenden Ursache in sich aufgenommen. Wohllaut ist das Grundelement aller Musik, das edle Material, das sie zu ihren Schöpfungen verwendet. Auf die schöne Sinnlichkeit, darin sie lebt und webt, hat es Aristoteles zunächst abgesehen, wenn er ihr ähnliche Kräfte und Tugenden nachrühmt wie dem Schlaf, dem Wein oder heilbringender Arzenei. Durch die Bestimmung des Menschen, sich die Welt zu unterwerfen, durch dieses ihm angeborene Herrscherrecht werden notwendig seine vornehmsten Organe, Auge und Ohr, zu ebenso gehorsamen wie verständigen Dienern des Nutzens und der Zweckmäßigkeit abgerichtet und erzogen. Statt von der ganzen Fülle der auf Schritt und Tritt sich ihnen darbietenden Eindrücke Besitz zu ergreifen und sie dem Bewußtsein zu überliefern, müssen sie sich gewöhnen, nur das zu sehen und zu hören, woran uns gerade gelegen ist. Je mehr unsre gesamte Kultur in die Höhe und Breite wächst, um so enger ziehen sich die den einzelnen angewiesenen Lebenskreise zusammen. Wie die Arbeitsteilung die Einseitigkeit der Interessen steigert, in demselben Maße beeinträchtigt sie zugleich die Frische und Empfänglichkeit der sinnlichen Wahrnehmung. Das Kind erhält unendlich mannigfaltigere Kunde von der Außenwelt als der im Dienste seines Berufes geschulte Mann. Jenes hat noch ein offenes Auge und Ohr für jeden Eindruck, während dem andern längst zur zweiten Natur geworden, die Dinge nur soweit zu beachten, als sie für seine Zwecke etwas bedeuten. Das wertvollste Werkzeug, das sich der Mensch geschaffen, ist die Sprache, das

Digitized by Google

geschmeidige Bindeglied zwischen ihm und seinesgleichen, zwischen dem einzelnen und der Gattung. Auge und Ohr sind die lebendigen Träger, die unausgesetzt geschäftigen Vermittler dieses durch die Versinnlichung der Gedanken bewirkten geistigen Zusammenhangs. Von frühester Jugend an haben sie sich darauf eingeübt, den Inhalt jeder durch Schriftzeichen oder Laute ihnen zugetragenen Botschaft unverzüglich ihrer Herrin, der Seele, zu melden. Je ausschließlicher sie mit solcher rein verständigen Thätigkeit sich befassen müssen, um so weiter bringen sie es in der Virtuosität, alles zu übersehen und zu überhören, was für den von ihnen zu erstattenden Bericht ohne Wert und Bedeutung ist. Das lediglich auf den Gedankengehalt der gedruckten oder geschriebenen Worte bedachte Auge gleitet achtlos an dem Äußeren der Buchstaben vorbei. Nichts verkümmert so sehr den Reichtum und die Naivetät der unmittelbar sinnlichen Wahrnehmung wie unser massenhaftes Lesen, weil die damit verbundene Gewohnheit, bloß zu sehen, was wir sehen wollen, allmählich unsre gesamten Beziehungen zur Außenwelt beherrscht und regelt. Auch unser Ohr dient vorzugsweise den Interessen des Verstandes. Nicht den Lauten als solchen gilt seine Aufmerksamkeit, sondern der in ihnen sich kundthuenden Meinung, denn jene sind dem redenden Menschen nur Mittel zum Zweck. Hall und Schall bilden das gemeinsame Grundelement der Sprache wie der Musik. Während aber die eine das von ihr ergriffene Material zur Mitteilung eines ihm von Haus aus fremden Inhalts verwendet, während sie es darum bloß nach ihren Bedürfnissen modelt, ihm die blühende Sinnlichkeit um so mehr abstreift, je reifer, klüger, geistig beweglicher sie selbst geworden, bringt die andre den Stoff in seiner ureigenen Reinheit und Freiheit zur Erscheinung. An die Stelle von Mittel und Zweck ist hier das organische Ineins von Leib und Seele getreten. Klang und Ton, im gesprochenen Wort zu grauen, blutlosen Schatten verblaßt und eingetrocknet, sie gewinnen im gesungenen wie im Munde der Instrumente die ganze ihnen ursprünglich innewohnende Lebensfülle, ihren allgewaltigen elementaren Zauber zurück. Des ihnen vom Verstande aufgebürdeten Botendienstes ledig, offenbaren diese holden Kinder der Luft erst ihr wahres Wesen. Wie sie, bloß dem eigenen Triebe gehorchend, miteinander spielen und kosen, sich fliehen und suchen, trennen und vereinen, alles das gewährt den Eindruck wechselreichster Mannigfaltigkeit, unerschöpflichen Lebensdranges. Schon die einfachsten Zusammenklänge oder Reihenfolgen einträchtiger Intervalle, der Dreiklang, die Dur- und Mollskala, bereiten dem Ohr immer neuen Genuß. Selbst den einzelnen, von keinem störenden Nebengeräusch getrübten und beunruhigten Ton saugt es begierig ein. Wie jede Berührung mit der ursprünglichen Natur etwas unendlich Erfrischendes hat, wie wir, umfangen von ihren weichen

Digitized by Google

Mutterarmen, uns von des Gedankens Bläſſe und Schwere erlöſt fühlen, ſo wiegt auch die Muſik vermöge des reinen Wohllauts, aus dem ſie ihre Gebilde formt, die bei unſerem gewohnten Tagewerk thätigen Kräfte in einen geiſt- und nervenerquickenden Schlaf.

Die ſoeben in Betracht gezogene ſinnliche Seite iſt es, welche der Tonkunſt die zahlreichſten Freunde wirbt. Zumeiſt wird von ihr nichts anderes und höheres begehrt als die rein phyſiologiſche Wirkung. Die letztere, deren Bedeutung ich gewiß nicht unterſchätze, iſt indeſſen weit entfernt, das Weſen der Sache zu erſchöpfen. Erſt durch unſre Mitthätigkeit werden wir des vollen muſikaliſchen Eindrucks teilhaftig. Nur inſofern dieſer auch ſinnlicher Art iſt, ſetzt er jenen Zuſtand beſeligender Hingabe und Paſſivität voraus, in welchem wir, wie die Sprache ſo treffend ſagt, „ganz Ohr“ ſind. Bei der Aufnahme des in den Tönen waltenden Geiſtes handelt es ſich aber keineswegs allein um müßiges Hinhorchen und Empfangen, ſondern zugleich um verſtändnisvolles Erfaſſen und Aneignen, um einen durch die gemeinſame Arbeit des Willens, des Gedächtniſſes und der nachempfindenden Phantaſie vermittelten ſeeliſchen Vorgang. Indem die Muſik den vorgefundenen Stoff planmäßig und ſinnreich geſtaltet, verklärt und ſteigert ſie den ihm innewohnenden natürlichen Reiz zum künſtleriſch Schönen. Zum ſüßen, das Ohr labenden Wohllaut geſellt ſich nun ein ideales Moment: der Adel und die Weihe der Form. Weil dieſe nicht wie bei den bildenden Künſten in einem Neben-, ſondern in einem Nacheinander der zum einheitlichen Ganzen gefügten Teile beſteht, fordert ſie uns, um zu lebendiger Anſchauung zu gelangen, notwendig eine ungleich intenſivere Aufmerkſamkeit ab als die Werke der Architektur, Skulptur, Malerei. Nur dank der durch Übung gewonnenen Fähigkeit, eine Tonſchöpfung vom erſten bis zum letzten Takt dem inneren Ohr zu vergegenwärtigen, erſchließt ſich ihm der in der bunten Fülle des Einzelnen latente Zuſammenhang. Mit dem bloßen, wenn auch noch ſo häufig wiederholten Anhören iſt es hier nimmermehr gethan, wenigſtens nicht bei denjenigen Gebilden, in deren vielgliedrigem Organismus die Kunſt ihre höchſte Macht und Herrlichkeit offenbart. Wie ſinnvoll iſt der Aufbau der klaſſiſchen Klavierſonate, wie tauſendfach verſchlungen das thematiſche Gewebe in den Streichquartetten der Meiſter! Welche überwältigende Mannigfaltigkeit der Geſtalten dringt aus der Bach'ſchen und Händel'ſchen Polyphonie, aus den Mozart'ſchen Opernfinales, den Beethoven'ſchen Symphonien auf uns ein! Um alle dieſe Wunder, das ſie einigende innere Band zu begreifen, müſſen wir bei ihnen verweilen, uns in ihre Betrachtung vertiefen können, ſtatt ſie nur im flüchtig verrauſchenden Strom der Töne am Ohr vorüberziehen zu laſſen. A. W. von Schlegel nannte bekanntlich die Architektur „gefrorene Muſik“, und aufs

Digitized by Google

treffendste ist damit die vollendete Eurhythmie der Form als das beiden Gemeinsame bezeichnet. Diese aller künstlerischen Tongestaltung wesentliche Seite entzieht sich mehr oder minder jedem, der es nicht zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, auch die stumme Sprache der Noten zu verstehen, ihnen die gebundene Zunge zu lösen. Gerade in der Musik ist darum der Dilettantismus so massenhaft vertreten und von so einflußreicher Bedeutung. Er bereitet die Wege zu dem Verständnis einer Kunst, die von ihrem Publikum kaum weniger fordert, als sie ihm gewährt, deren Wohlthaten sich in Unsegen verkehren, wenn wir nichts anderes von ihr heischen als mühelosen Genuß. In Rücksicht auf die rein sinnliche Wirkung wurde diese Kunst mit drei Dingen verglichen: mit dem Schlaf, dem Wein und mit heilkräftiger Medicin. Der erste kann aber auch schlaff und träge machen, der zweite bis zur Sinnlosigkeit berauschen und die meisten Heilmittel sind zugleich Gifte. Etwas Ähnliches gilt von der Musik, sobald wir uns nicht zu ihr in das richtige Verhältnis setzen. Den einen ist sie die köstlichste Himmelsgabe, den andern ein entnervendes Capua der Geister. Alles hängt eben davon ab, ob wir in ihrem von betäubendem Wohllaut erfüllten Dunstkreis durch den — dank der eigenen Mitthätigkeit — in unser Bewußtsein übergegangenen Idealismus der schönen, den Stoff läuternden und verklärenden Form den Sinnentaumel zügeln und beherrschen, oder ob es uns nur nach dem narkotischen Blütenduft der Töne gelüstet.

4 Was ist die Seele der Musik, ja hat sie überhaupt eine? Ist sie nur ein Spiel bewegter Formen oder zugleich bewegte Innerlichkeit? Wendet sie sich lediglich an das Ohr und den Kunstverstand der Hörer oder auch an das Gemüt? Wodurch unterscheidet sich eine bloß korrekte, nach den Gesetzen der musikalischen Grammatik und Logik gestaltete Tonschöpfung von den echten Offenbarungen des Genius, eine gemeine Organistenfuge von einer Bach'schen, die erste beste stilgerechte Sonate, Symphonie von den geistsprühenden Meisterwerken der Gattung? Auf alle Fragen der Art giebt bis zu dieser Stunde die Ästhetik nur dunkle, verworrene, einander widersprechende Antworten. Eine der phantastischsten E. Th. A. Hoffmann'schen Novellen erzählt von einem wunderlichen alten Kauze, der nicht müde wurde, die herrlichsten Cremoneser Geigen zusammenzukaufen und zu zerlegen, um der eigentlichen Quelle des ihnen innewohnenden Klangzaubers auf die Spur zu kommen. Ungefähr ebenso sehen wir die gedankenreiche Forschung sich abmühen, das innerste Wesen der Musik aufzudecken, ihr den Isisschleier abzustreifen. Jene ist zur Zeit ebensowenig an ihr Ziel gelangt wie die nach dem Sitz der Seele im menschlichen Leibe mit Sonde und Mikroskop spähende Anatomie Seit jeher hat die große Mehrzahl der Musiker wie der

Digitized by Google

Musikgelehrten einen objektiven Zusammenhang zwischen der Ton- und Empfindungswelt angenommen, die erstere als die künstlerische Verkörperung der letzteren betrachtet. Eingedenk des Wortes: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, glaubt diese Auffassung von dem Wesen der Wirkung auf das der Ursache schließen zu dürfen. Zwar wenden sich im Gegensatz zur Wissenschaft sämtliche Künste vorzugsweise an das Gefühl, keine andre übt jedoch auf dasselbe einen so starken, unmittelbaren und zugleich so geheimnisvollen Einfluß wie die Musik. Sie dringt mit holder Gewalt in die verborgensten Tiefen des Herzens, macht es bald himmelhoch jauchzen, wir wissen nicht warum, bald zum Tode betrübt, wir wissen wieder nicht warum. Wem sonst könnte sie aber diese unbeschränkte Herrschaft über das Gemüt verdanken als allein dem Umstande, daß beide auf die nämlichen Töne gestimmt sind, daß sich uns im ewig bewegten Wellenspiel des Wohllauts das getreue Spiegelbild der in der menschlichen Brust ruhelos auf- und niederwogenden Empfindungen darstellt. Das allen Künsten gemeinsame lyrische Urelement gelangt in der Musik vermöge der nachgiebigen Weichheit ihres Stoffs, der modulationsreichen Geschmeidigkeit ihrer Formen zur reinsten und freiesten Entfaltung. Plastik und Malerei sind schon deshalb sehr einseitige Herzenskündigerinnen, weil sie keinen seelischen Vorgang seinem gesamten Verlauf nach erfassen und fixieren können. Bloß der vereinzelte Augenblick wird von ihnen festgehalten, alles Übrige muß der Beschauer hinzudenken. Die Poesie ist zwar mit diesem Mangel nicht behaftet, aber ihr fehlt dafür, wenigstens insoweit sie auf die theatralische Darstellung verzichtet, die sinnliche Unmittelbarkeit. Statt den mitzuteilenden Inhalt zu leibhafter Erscheinung zu bringen, richtet sie nur eine Mahnung an unsre Phantasie. Die Musik ist zugleich bestimmter und allgemeiner, realer und idealer als das Wort: das eine, weil sie nicht die unser Gemüt bewegenden Mächte lediglich beim Namen ruft, sondern ihnen selbst die Zunge löst; das andere, weil sie den Zusammenhang mit der äußeren greifbaren Wirklichkeit abgestreift hat. Man kann das hier in Betracht gezogene Verhältnis nicht klarer, überzeugender anschaulich machen, als in den folgenden, so recht den Kern der Sache treffenden, den Inhalt eines ganzen musikalisch-ästhetischen Systems aufwiegenden Worten Moritz Hauptmanns*) geschehen. „Die Musik ist der Algebra zu vergleichen, die Wortsprache der Zahlenrechnung. Was die Musik im allgemeinen Ausdruck enthält, kann die Wortsprache nur als Besonderes ausdrücken. Die algebraische Formel stellt das Ineinanderweben und -wirken der Faktoren dar; die Faktoren und das Produkt in Einem. Die Zahlenrechnung entweder

*) Die Natur der Harmonik und der Metrik. Zur Theorie der Musik. Leipzig 1853.

Digitized by Google

nur die Faktoren oder nur das Produkt. Jene hat aber die allgemeine Bedeutung für unendlich viele zu setzende Einzelwerte. So ist die Musik. Man hat öfters den Versuch machen sehen, den Inhalt eines Instrumentalmusikstückes in Worten, in einem Gedicht auszusprechen. Das Resultat kann nie befriedigend ausfallen. Wenn der algebraische Ausdruck $a + b = c$ setzt und man in Zahlen dafür setzen will $2 + 3 = 5$, so ist diese Anwendung der Formel allerdings eine ganz richtige: es lassen sich aber für a und b unendlich viele andre Werte setzen, die c als eine andre Summe ergeben und wo die Faktorenkombination ebenso richtig den Inhalt der Formel erfüllt. So wird auch dieselbe Musik verschiedenste Wortauslegung finden können, und von keiner wird zu sagen sein, daß sie die erschöpfende sei, daß sie die eigentliche und die ganze Bedeutung der Musik enthalte; diese ist eben auf das bestimmteste nur in ihr selbst enthalten. Nicht die Musik hat den unbestimmten Sinn: sie sagt einem jeden dasselbe; sie spricht zum Menschen und sagt nur menschlich Gefühltes. Eine Mehrdeutigkeit kommt erst zum Vorschein, wenn jeder in seiner Weise den Gefühlseindruck, den er empfängt, in einen besonderen Gedanken fassen, wenn er das flüssige Wesen der Musik fixieren, das Unaussprechliche aussprechen will." Ganz ähnliche Äußerungen hat Mendelssohn in jenem denkwürdigen Briefe gethan, in dem er jeden Kommentar zu seinen Liedern ohne Worte sich verbat.

Wie beim Menschen selbst und bei allen Schöpfungen seines Geistes, so kommen wir auch in der Musik über den geheimnisvollen Dualismus von Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung, Seele und Leib nicht hinweg. Wenigstens ein bescheidener Versuch soll hier gemacht werden, das durch diesen Gegensatz aufgegebene Rätsel etwas genauer ins Auge zu fassen. So lange es eine musikalische Ästhetik giebt, hat man in den Gebilden der Tonkunst Form und Inhalt unterschieden und zugleich nie aufgehört, Widerspruch gegen solche Trennung zu erheben. Sie ist auch gewiß zunächst von den nachahmenden Künsten nur herübergenommen. Maler und Dichter, beide idalisiereen die vorgefundene Wirklichkeit. Diese ist der Stoff, der, zu urbildlicher Schönheit verklärt, aus dem läuternden Feuer der künstlerischen Phantasie hervorgeht. Hier handelt es sich in der That um ein Doppeltes: um den Gegenstand und die Darstellung, den Inhalt und die Form. Die Musik will dagegen nichts anderes zur Erscheinung bringen als sich selbst. Von der Außenwelt empfängt sie keine Vorbilder, ihr allein gehört an, was sie kündet. Die sogenannte Tonmalerei bleibt freilich dabei nicht stehen, greift aber auch, wie schon der Name besagt, über das rein Musikalische bereits hinaus und findet deshalb in der Geleitschaft des gesungenen Wortes, es deutend und von ihm gedeutet, den angemessensten Spielraum, während sie, auf die Sprache

Digitized by Google

der Instrumente beschränkt, zumeist in die schlimmsten Irrwege verlockt. Dem äußeren Ohre bietet die Musik lediglich eine bunte Mannigfaltigkeit von Tönen. Das in ihnen waltende künstlerische Gesetz ist Objekt der geistigen, nicht der sinnlichen Wahrnehmung. Zwei Organe — ich möchte sie das Ohr und das Auge der Seele nennen — sind dabei die Vermittler: die nachempfindende Phantasie und die verständige Betrachtung. Was der einen als der innerste Stimmungscharakter einer Komposition, als die in ihr lebende und webende Poesie erscheint, stellt sich der andern als kunstreiches Gefüge planvoll geordneter Tonreihen dar. Da hätten wir also doch wieder den Dualismus von Inhalt und Form, aber jetzt mit dem Unterschied, daß er sich uns als rein subjektiver Gegensatz zu erkennen gegeben. So aufgefaßt ist er denn auch keineswegs bedeutungslos. Seine Berechtigung liegt in der eben näher bezeichneten Doppelnatur unseres Perceptionsvermögens begründet. Wie wir gesehen, erweist sich der musikalische Eindruck als ein sehr verschiedenartiger, je nachdem er intuitiv oder durch die Reflexion vermittelt ist. Gerade deshalb läuft hier alle ästhetische Erziehung darauf hinaus, die Empfänglichkeit nach beiden Seiten hin gleich bereit und geschickt zu machen. Wir sollen uns weder an der Aussage des Gefühls allein, noch an dem bloßen Urteil des Verstandes genügen lassen, sondern stets des alten Wortes eingedenk sein: „Zweier Zeugen Mund thut die ganze Wahrheit kund." Wie aus der gemeinsamen Bethätigung eines warmen Herzens und eines hellen Kopfes jedes echte Tonwerk hervorgeht, so sind es wiederum diese beiden, an die es sich wendet. Wer es unternimmt, die im Gemüt durch die Musik hervorgerufenen Bewegungen zu schildern, sieht sich fast immer an Bilder und Gleichnisse gewiesen. Diese sind auch ganz an ihrem Platze, sobald sie nicht als Programm dem Komponisten untergeschoben werden, sondern nur die durch ihn geübte Wirkung anschaulich machen sollen. Es handelt sich da um reine Thatsachen der Empfindung, welche der Diener des Denkens, das Wort, bloß in weiten Kreisen umschreiben kann. Alle solche Stimmungsmalerei ist häufig ein leeres Spiel der Phantasie gescholten worden, jedoch sicherlich mit Unrecht. Die innigen Beziehungen der Musik zum Gefühl leugnen wollen, heißt recht eigentlich ihr das Herz aus dem Leibe reißen. Von jenem Zusammenhang, sowohl im allgemeinen wie in jedem einzelnen Falle uns Rechenschaft zu geben, ist eine unabweisbare Forderung der künstlerischen Wißbegier. Freilich dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß bei sämtlichen Versuchen der Art nie mehr herauskommen kann als der Reflex eines Reflexes, als verschwimmende Schatten, die nicht einmal zunächst die Sache selbst, sondern einzig deren Widerschein in der Empfindung und auch diesen unzulänglich abspiegeln. Dicht verschleiert, jede genauere Definition abwehrend, steht hinter

Digitized by Google

ihnen ein doppeltes „Ding an sich", denn der Inhalt der Töne wird ebensowenig ganz gedeckt und erschöpft durch unseren immer bis zu einem gewissen Grade subjektiv gefärbten Eindruck, wie der letztere durch den Begriff und dessen Zeichen, die Worte.

6 Die rein formale Ästhetik gelangt folgerichtig zur Negation aller Vokalmusik. Sie muß diese Lügen strafen, um nicht selbst von ihr Lügen gestraft zu werden, muß den Gesangskomponisten, der doch alles Ernstes darauf ausgeht, den Stimmungsgehalt des Textes durch die Macht der Töne zu neuem, unendlich gesteigertem Leben zu erwecken, also recht eigentlich Empfindungen ausdrücken will, das gänzlich Nichtige und Hoffnungslose seines Beginnens zu Gemüte führen. Eduard Hanslick ist auch wirklich vor dieser äußersten Konsequenz nicht zurückgeschreckt, so wenigstens in der 1854 veröffentlichten ersten Ausgabe seiner berühmten Schrift „Vom Musikalisch-Schönen, ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst." Da steht zu lesen, daß, ohne die Wahrheit des Ausdrucks anzutasten, auf die himmelhoch jauchzende Melodie des Duetts zwischen Leonore und Florestan, ebensowohl „Er soll mir nicht entrinnen" sich singen ließe, wie „O namenlose Freude." Aus den späteren Auflagen ist dann freilich diese Behauptung verschwunden, wie denn überhaupt in ihnen eine vermittelnde, zu Kompromissen geneigte Auffassung sich mehr und mehr geltend macht. Mußte doch dem Kritiker der „Neuen Freien Presse", der gar nicht umhin konnte, fort und fort den Wert der von ihm in Betracht gezogenen Tonwerke an der Macht der in ihnen kundgethanen Empfindung zu messen, die Unfruchtbarkeit des vom Ästhetiker mit so viel Scharfsinn und Gewandtheit verteidigten künstlerischen Glaubensbekenntnisses sich aufdrängen. Gerade in die umgekehrte Einseitigkeit verfällt die auf die Spitze getriebene Gefühlsästhetik, deren vornehmster Vertreter Richard Wagner ist. Weil er in der Musik nur ein Mittel des Ausdrucks erblickt, weil in ihren Gebilden einzig das Was, nicht das Wie für ihn Bedeutung hat, entwertet sich ihm die aller echten Kunst eingeborene Schönheit der Form zum geist- und blutlosen Formalismus. Er trug darum auch kein Bedenken zu erklären, das gesamte, vom Wort gelöste Tonwesen, die ganze, aus instrumentalen Klängen aufgebaute Wunderwelt sei eitel Wahn, an dem endlich Beethovens neunte Symphonie siegreiche Kritik geübt habe. Zufriedenstellen kann nur eine Auffassung des musikalisch Schönen, die allen seinen Erscheinungsarten in gleichem Maße gerecht wird.

7 Die Seele des musikalischen Kunstwerks ist die in ihm lebende und webende Empfindung. Den drei Faktoren, die sein Wesen ausmachen, dem Stoff, der Form und dem Stimmungsgehalt entsprechend, ist auch seine Wirkung eine dreifache, eine sinnliche, eine künstlerische in der engeren Be-

Digitized by Google

deutung dieses Worts und eine poetische. Die letzte muß freilich als eine zufällige, weil von subjektiven Bedingungen abhängige allen erscheinen, die im Tonreich nur planvoll geregelte Bewegung, klingendes Formenspiel gewahren wollen. Nicht bloß auf die Stärke, auch auf die Beschaffenheit des musikalischen Eindrucks übt gewiß die Individualität des Empfangenden mitbestimmenden Einfluß. Je reizbarer und zugleich gehaltreicher diese, um so voller und mannigfaltiger ist auch der in ihr geweckte Widerhall. Wie bei jeder in die Tiefe dringenden seelischen Erschütterung, so tritt auch bei der durch die Macht der Töne hervorgerufenen ein buntes Gewoge von Gefühlen, Bildern, Vorstellungen in unser Bewußtsein. Es ist dann, als ob wir mit einemmal hellsichtig wären, rings umher die verhüllenden Schleier fielen, nach allen Seiten hin das innere Auge in unermessene Fernen schweifte. Während die Phantasie ihre Schwingen ausbreitet, in der Erinnerung plötzlich wach und lebendig wird, was jahrelang still und verborgen in ihrem dunkeln Schoße geruht, gleicht der in die heftigste Erregung versetzte unbewußte Teil unseres Wesens der sturmbewegten See, der bewußte aber dem mit den emporgespülten Geheimnissen der Tiefe bedeckten Strande. Allein handelt es sich bei solchem Vorgang immer lediglich um Wahngebilde der in sich hineinträumenden Willkür? — Sollen wir ihn statt nach der Formel: „entweder-oder" nicht viel mehr unter dem Gesichtspunkt des: „sowohl-als-auch" deuten und verstehen, d. h. beides in ihm erkennen, Subjektives und Objektives? Ich glaube das letztere und berufe mich auf die thatsächliche Wahrnehmung aller musikalisch Gebildeten, selbst jener Ästhetiker, deren Verstand verneint, was ihre Empfindung bejaht. Frohlockt nicht etwa in der Ouverture zu Figaros Hochzeit die ausgelassenste Heiterkeit, im Finale der C-moll-Symphonie der stolzeste Siegesjubel? Erhebt nicht in so vielen Beethoven'schen Adagien die rührendste Klage ihre Stimme! Wo wäre ein Meister der Tonkunst, der nicht die Sprache der Freude und des Schmerzes, der Sehnsucht und Hoffnung unendlich lauter und ergreifender geredet, als es selbst das beweglichste Dichterwort je vermocht? Dem Ursprung des musikalischen Kunstwerks muß doch wohl seine Wirkung entsprechen. Weil es nicht dem wägenden und prüfenden Verstande, der bei aller echten Produktion nur als Gehilfe geschäftig ist, sondern dem Gemüt und der Phantasie entstammt, sind es wiederum diese beiden, welche vorzugsweise die geistige Aufnahme und Aneignung vermitteln. Jener vermag immer nur einzelne Merkmale des Musikalisch-Schönen zu erkennen. Er sollte sich deshalb bescheiden, nicht den Anspruch erheben, mit seinen Aussagen das Wesen der Sache zu erschöpfen, statt ihm mit dem Axiom quod non est in actis non est in mundo die eigene Einseitigkeit aufzudrängen.

Schon die Sprache, die von Stimmungen, von Gemütsbewegungen und 8

Digitized by Google

-erschütterungen redet, ist sich des innigen Zusammenhangs zwischen der Ton- und Empfindungswelt deutlich bewußt. Hier wie dort der ewig sich erneuernde Wechsel von Versöhnung und Entzweiung, Einklang und Gegensatz, Harmonie und Dissonanz. Alle Gefühle sind innerlich wahrgenommene, Hall und Schall lautgewordene Bewegung. Der Ton ist in dem Maße Träger der Empfindung, daß nur durch ihn die Mutter mit der zum Bewußtsein erwachenden Seele des Kindes redet. Weit früher als den Sinn der Worte versteht dasselbe den sie begleitenden Gefühlslaut. Dieser ist darum recht eigentlich der Lehrmeister, von dem es eines der edelsten geistigen Güter empfängt: die Kenntnis der Muttersprache. Je nach der wechselnden Betonung erhalten die nämlichen Worte eine sehr verschiedene, oft entgegengesetzte Bedeutung. Durch die Kunst, die in Tönen denkt und dichtet, sehen wir nun das ihnen schon von Haus aus innewohnende Ausdrucksvermögen zu höchster Machtfülle und Mannigfaltigkeit gesteigert. Der in den Schöpfungen der Musik sich verkörpernde Stimmungsgehalt ist ein Produkt der mannigfaltigsten Faktoren. Zunächst unterscheiden sich die Töne durch ihre Höhe und Tiefe. Jeder einzelne ist aber zugleich je nach seiner Stärke, Dauer und Klangfarbe zahlloser Modifikationen fähig. In ganzen Tonreihen multipliziert sich alles das bis ins Unendliche und hinzu kommen hier noch Rhythmus und Tempo mit ihrer unermeßlichen Fülle charakteristischer Unterschiede. Es wäre selbst gegenüber der einfachsten, kurzathmigsten Melodie ein sehr umständliches Geschäft, sämtliche deren Wesen bedingende Momente aufzuzählen. Wer vermöchte nun erst den Gestaltenreichtum in seine Atome zu zerlegen, der sich in einer Fuge, in einem Sonatensatz ausbreitet! Der von einem Tonwerk hervorgerufene Eindruck entzieht sich schon durch die große zu idealer Einheit zusammengefaßte Mannigfaltigkeit seines Inhalts der erschöpfenden Analyse.

9 Wenn die formale Ästhetik dem Musikalisch-Schönen jede Beziehung auf unser Gefühl als etwas Zufälliges abzustreifen versucht, so muß man, um die Berechtigung solchen Verfahrens zu ermessen, vor allem über den Sinn des vieldeutigen Wortes „subjektiv" sich verständigen. Daß wir eine regelmäßige Folge von Luftschwingungen als Ton vernehmen, ist auch nur eine Thatsache der Empfindung, die bisher ebenso ungenügend erklärt worden, wie ihr rätselhafter Zusammenhang mit unserem gesamten Seelenleben. Für eine streng sachliche Auffassung könnte es deshalb in der Musik keine konsonierenden, dissonierenden Intervalle, sondern nur Zahlenwerte geben. Darf denn aber die Betrachtung des Kunstwerks von der Wirkung auf uns abstrahieren, oder liegt nicht vielmehr gerade in der letzteren sein eigenstes Wesen begründet? Wir erhalten auf diese Frage den folgenden Bescheid: „Das bunte, farbenreiche Gefieder der Vögel glänzt auch ungesehen, ihr Gesang verklingt un-

Digitized by Google

gehört; die Fackeldistel, die nur eine Nacht blüht, verwelkt, ohne bewundert zu werden, in den Wildnissen der südlichen Wälder und diese Wälder, Verschlingungen selber der schönsten und üppigsten Vegetationen, mit den wohlriechendsten, gewürzreichsten Düften, verderben und verfallen ebenso ungenossen. Das Kunstwerk aber ist nicht so unbefangen für sich, sondern es ist wesentlich eine Frage, eine Anrede an die widerklingende Brust, ein Ruf an die Gemüter und Geister." Hat Hegel mit diesen schönen Worten das Richtige getroffen, so werden wir nicht darüber in Zweifel sein, daß verständige Analyse und unmittelbare Intuition einander ergänzen müssen. Für die erstere ist die Sache, für die letztere der empfangene Eindruck das eigentliche Objekt der Betrachtung. Unleugbar führt allein jene zu wissenschaftlich gesicherten Ergebnissen, aber dieselben sind weit entfernt, erschöpfende Auskunft über die beseligenden Vorgänge in unserem, von den Tönen gänzlich ergriffenen Gemüte zu geben. Auch den kundigsten, sorgfältigsten Zergliederern musikalischer Gebilde werden wir zurufen: Ihr habt die Teile in eurer Hand, fehlt leider nur das geistige Band. So richtig es ist, daß Wahrheit und Schönheit Zwillingsschwestern sind, beweisen läßt sich doch nur jene. Goethe meinte darum, um hier noch einmal an ihn zu appellieren: „In der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt. Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht und von der niemand imstande ist, sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken." Dasselbe Thema variiert der folgende, ebenfalls von Eckermann berichtete Ausspruch: „Als ob alles nur dann existierte, wenn es sich mathematisch beweisen läßt. Es wäre doch thöricht, wenn jemand nicht an die Liebe seines Mädchens glauben wollte, weil sie ihm solche nicht mathematisch beweisen kann! Ihre Mitgift kann sie ihm mathematisch beweisen, aber nicht ihre Liebe." Im Gegensatz zum Naturprodukt, das nur seiner selbst wegen da ist, mit unseren Wünschen und Bedürfnissen an sich gar nichts zu schaffen hat, gehört es, wie wir eben vernommen, zum innersten Wesen der Kunst, den Menschen zu ergreifen und von ihm ergriffen zu werden. Die rein verständige Auffassung des Musikalisch-Schönen läßt aber diesen Unterschied gänzlich unberücksichtigt, sie entkleidet jenes des von ihm in unserer Seele geweckten Widerhalls und entzieht ihm damit recht eigentlich seinen Resonanzboden. Wenn sie solchergestalt die unantastbare Sicherheit ihres Besundes durch dessen Dürftigkeit erkauft, so verhält es sich gerade umgekehrt

Digitized by Google

mit den Aussagen der Gefühlsästhetik. Ihnen gegenüber wird man gewiß wie jener Mathematiker nach einer Aufführung des Don Juan stets fragen können: Und was beweist das alles? Müßten wir aber nicht darauf erwidern, ob es denn überhaupt ein besseres Verständnis der Schönheit gäbe, als in ihren Zauber uns zu versenken, nicht nur desselben immer von neuem als unmittelbar erlebter Gewißheit inne zu werden, sondern auch den verborgensten Ursachen solcher Wahrnehmung mit dem gesamten Aufgebot unseres geistigen Vermögens nachzuspüren? Die der gegenständlichen Welt entrückte, gänzlich in geheimnisvollster Innerlichkeit lebende und webende Musik wendet sich zwar auch an den Verstand — dem sie den Genuß ihrer unendlich mannigfaltigen und zugleich so einträchtig gefügten Formen darbietet — aber doch vor allem an unsere, den feinsten Schwingungen des Gefühls lauschende, durch sie in beglückende Mitleidenschaft versetzte Empfindung. Um die vermeintliche Objektivität, auf welche die Anhänger der formalen Ästhetik sich berufen, als eine Abstraktion zu kennzeichnen, muß noch der folgende Punkt hervorgehoben werden. Die Tonkunst ist in dem Maße Seelenkünderin, so wenig bloß klingende Arabeske, daß sie, um überhaupt in die sinnliche Erscheinung zu treten, eines subjektiven Mediums bedarf. Auch hierauf hat bereits Hegel mit besonderem Nachdruck hingewiesen, indem er bemerkt: „Eine letzte Seite in Rücksicht auf die subjektive Wirkung der Töne liegt in der Art und Weise, in welcher das musikalische Kunstwerk im Unterschiede von anderen Kunstwerken an uns kommt. Indem nämlich die Töne nicht, wie Bauwerke, Statuen, Gemälde, für sich einen dauernden objektiven Bestand haben, sondern mit ihrem flüchtigen Vorüberrauschen schon wieder verschwinden, so bedarf das musikalische Kunstwerk einerseits schon dieser bloß momentanen Existenz wegen einer stets wiederholten Reproduktion. Doch hat die Notwendigkeit solch einer erneuten Verlebendigung noch einen anderen, tieferen Sinn. Denn insofern es das subjektive Innere selbst ist, das die Musik sich mit dem Zwecke zum Inhalt nimmt, sich nicht als äußere Gestalt und objektiv dastehendes Werk, sondern als subjektive Innerlichkeit zur Erscheinung zu bringen, so muß die Äußerung sich auch unmittelbar als Mitteilung eines lebendigen Subjekts ergeben, in welche dasselbe seine ganze Innerlichkeit hineinlegt. Am meisten ist dies im Gesange der menschlichen Stimme, relativ jedoch auch schon in der Instrumentalmusik der Fall, die nur durch ausübende Künstler und deren lebendige, ebenso geistige als technische Geschicklichkeit zur Ausführung zu gelangen vermag."

Digitized by Google

26.

Die Architektur.

Von Carl Schnaase.

Geschichte der bildenden Künste. Erster Band (Düsseldorf 1843; 2. Aufl., unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Carl von Lützow, 1866). S. 28—35. — Die zweite Auflage, nach welcher hier gedruckt ist, zeigt in dem mitgeteilten Abschnitte nur ganz geringe Änderungen.

Diese Kunst hat den Ästhetikern große Schwierigkeiten gemacht, sie ist 1
bis auf unsere Zeit, man kann fast sagen, nirgends richtig aufgefaßt worden.

Größtenteils lag es daran, daß man das Verhältnis des Geistes zur 2
Natur in der Kunst mißverstand, und daher in gewissen Künsten eine vollkommene Nachahmung der Natur annahm, die man in anderen vermißte. Die Skulptur, die Malerei und die Poesie schienen eine Nachahmung wirklicher Gegenstände zu sein. Die Baukunst und die Musik dagegen hatten kein Vorbild in der Natur, und wo man im einzelnen Nachbildungen von Tieren und Pflanzen in der Architektur, oder Anklänge von Naturtönen in der Musik fand, da konnte man sich nicht verhehlen, daß dies teils untergeordnet, teils unschön sei. So kam man denn auf eine Unterscheidung zwischen den nachahmenden und nichtnachahmenden Künsten, und indem man nun das Gemeinsame suchte, worin bei diesen letzten die Schönheit liege, kam man eben nur auf die Verhältnisse des Maßes, und suchte sich, so gut es angehen wollte, zu erklären, wie ein gewisses Wohlverhältnis der Maßzahlen einen so wohlthätigen Eindruck auf unsere Seele machen könne, worüber man denn auf manche sonderbare Hypothesen geriet.

Der Grund dieser Irrtümer liegt darin, daß man den allerdings vor- 3
handenen Unterschied zwischen den nachahmenden und nichtnachahmenden Künsten viel zu groß nahm. Denn, da alle Künste Erscheinungen darstellen, mithin alle auf Gesetzen der Natur beruhen, die der Mensch durch Erfahrung weiß, so sind alle in gewissem Sinne naturnachahmend. Daß mehrere Steine, welche zu einem Gebäude aufeinander gefügt werden sollen, senkrecht übereinander gelegt werden müssen, und was sonst von statischen und mathematischen Gesetzen dabei vorkommt; daß bestimmte Töne miteinander anklingen, zu einander stimmen, und aufeinander folgen, sind Erfahrungen, und wenn die Kunst von denselben Anwendung macht, so können wir sagen, sie ahme diese Verhältnisse der Natur nach. Will man aber diese Erfahrungen Gesetze nennen,

Digitized by Google

und einwenden, die Kunst folge hier nicht der Natur, sondern diesen Gesetzen, so ist es auf der anderen Seite ebensosehr ein Gesetz, daß der Körper, in welchem der menschliche Geist erscheint, so gestaltet ist, wie wir ihn kennen, und daß bestimmte Handlungen diese oder jene physischen oder moralischen Folgen haben müssen. Der Unterschied ist daher nur der, daß die Gesetze der Zeit und des unbelebten Raumes, als die einfachsten und äußersten der Natur, dem Verstande leicht begreiflich sind, während sie in der weiter entwickelten Natur nur versteckt vorkommen. Es ist daher bequemer, die Wand vermittelst mechanischer Hilfsmittel, nach dem uns bekannten Gesetze der Schwere aufzurichten, als im einzelnen Falle ein zufällig vorkommendes Vorbild in der Natur aufzusuchen. Das Gesetz aber, weshalb der Mensch diese bestimmte Gestalt habe, ist ein höchst tiefes, schwer zugängliches; warum bei bestimmten Modifikationen des Alters, Geschlechtes u. s. f. bestimmte Modifikationen der Gestalt eintreten müssen, ist nicht leicht zu entwickeln. Die Kurven in den Formen der menschlichen Gestalt sind noch von keinem Mathematiker berechnet, nur die niedrigsten Tiergattungen sind, wie die Krystalle, von einfacher geometrischer Konstruktion. In der höheren Natur ist überall das Skelett des Gesetzes von freiem Leben überdeckt. Hier ist es daher sehr viel leichter, daß der Künstler sich jedesmal an die Natur anschließe und sie nachahme, soweit er sie brauchen kann, als daß er auf die Gesetze und Regeln des Körperbaues zurückgehe. Dies um so mehr, als der Geist dieser Künste ein mehr individueller ist, und daher durch ein Verfahren nach allgemeinen Regeln leiden würde. Dessenungeachtet sind aber ihrer geistigen Aufgabe nach diese Künste ebensowenig nachahmend wie die Baukunst und die Musik. Sie gestalten sich ebenso wie diese nach eigenen, in der Wirklichkeit nicht geltenden Regeln und sie sondern, jede nach ihrem Gesetze, aus der Fülle der Wirklichkeit manches aus, was der Nachahmung zugänglich wäre. Der Unterschied hat daher mehr eine praktische Bedeutung für die Ausführung als eine theoretische für das Wesen dieser verschiedenen Künste.

4 Weil man aber dies nicht einsah, und nach einem besonderen Prinzip für die Architektur suchte, das ebenso handgreiflich sein sollte, wie das der Nachahmung, kam man auf wunderliche Behauptungen, denen freilich wie immer eine Wahrheit, aber eine überschätzte und aus ihrer Stelle gerückte, zum Grunde lag.

5 Eine dieser Behauptungen ist, daß die Architektur *symbolisch* sei, in dem Sinne, daß die Verhältnisse, die wir in ihren Werken vor uns sehen, auf tiefe Lehren von den höchsten Dingen hindeuteten, und daß sie, teils unwillkürlich, teils nach überlieferten Geheimlehren, deshalb angewendet und

Digitized by Google

verehrt würden. So sollte der rechte Winkel, die Verbindung der senkrechten Linie mit der wagerechten, ein Bild des Gegensatzes Gottes gegen die Welt, also der Schöpfung, so das Dreieck des Giebels ein Bild der Dreieinigkeit sein. Der Kreis wegen seiner strengen Regelmäßigkeit wurde wieder ein Bild der Gottheit, der Würfel, der Körper, dessen Grundfläche ein Quadrat ist, ein Bild höherer Ordnung u. s. f. Auch die Zahlenverhältnisse habe man in ähnlicher Weise heilig gehalten, und sie so zu fernerer Ausbildung dieser symbolischen Künste benutzt.

Es ist nicht schwer, diese Behauptungen zu widerlegen, weil jeder fühlt, 6
daß es gesunden Sinnen nicht einfallen konnte, so schwerverständliche, tiefliegende Lehren, wie Schöpfung, Dreieinigkeit und dgl. durch so dürftige Zeichen wie rechter Winkel und Dreieck mitzuteilen. Überdies waren diese Formen durch die Natur vorgeschrieben, also gar nicht ein Gegenstand freier menschlicher Wahl, was doch bei dem Symbole in jenem Sinne vorausgesetzt ist. Wenn man endlich auch bei feineren, mehr willkürlichen Verhältnissen mit solchen Nebenbeziehungen ein Spiel getrieben hat, so hat dies mit der Kunst und der Schönheit nichts zu schaffen. Die Kunst stellt überall die Sache selbst dar, das Werk spricht selbst, und es ist ihr entgegen, wenn damit noch ein Sinn verbunden werden soll, der nicht darin liegt.

Das Wahre, was dieser Annahme zum Grunde liegt, ist die hohe Be- 7
deutung der mathematischen Formen in der Architektur. Nicht, daß in ihnen schon die Schönheit *bestände*, vielmehr liegt sie noch in etwas ganz anderem; aber sie sind eine notwendige Bedingung, eine Grundlage derselben. Sie sind die Gesetze, nach welchen die Ordnung im Reiche der unorganischen Natur hergestellt wird, Gesetze, welche in der Wirklichkeit nicht frei zur Entwickelung kommen, sondern von dem organischen Leben bedeckt werden. Sie bilden daher das Maß, die ordnende Vorbereitung, auf welche erst die Schönheit folgen kann.

Eine zweite Annahme über das Wesen der Architektur, welche weiter, 8
besonders auch unter den Architekten verbreitet ist, ist die, daß die Schönheit des Bauwerkes in der *Zweckmäßigkeit* der einzelnen Teile bestehe. Wie das ganze Gebäude zu einem gewissen Zwecke errichtet werde, z. B. als Wohnhaus, als Tempel, so müsse auch jedes Glied seinen bestimmten Zweck erfüllen, und dies in seinem Äußeren aussprechen, also die Säule das Gebälk tragen, das Gebälk die Säulen verbinden und das Dach tragen u. s. f. Diese Wohlordnung des Ganzen, das kein Teil überflüssig, keiner ohne deutliche Stütze und Zusammenhang mit den übrigen sei, mache die Schönheit des Ganzen aus. Alle Verzierungen seien hiernach nur so weit zu rechtfertigen, als sie Nutzen gewähren, oder doch denselben andeuten; Fenster-

Digitized by Google

bedachungen also müßten so eingerichtet sein, daß sie das Hineinströmen des Regens verhinderten, die Glieder des Gebälkes und Gesimses so, daß sie eine Erleichterung der tragenden Masse oder eine Sicherung gegen den Ablauf des Wassers vom Dache enthielten. Alles Übrige, Überflüssige dagegen müsse fortbleiben.

9 Die Erfahrung hat diese Lehre bereits widerlegt; denn niemand fand an dem trockenen, leeren Stile, der eine Folge davon war, Gefallen, obgleich doch kein Architekt so konsequent war, daß er nicht dennoch einige, der Strenge jenes Gedankens nach, überflüssige Verzierungen eingeschwärzt hätte. In der Theorie aber verhält es sich damit, wie mit den mathematischen Formen; die Zweckmäßigkeit ist ein Naturgesetz wie diese, und zwar ein solches, welches in der unorganischen Natur deutlicher hervortritt. In diesem Gebiete, wo das Einzelne keine Selbständigkeit hat, wo kein freier Wille herrscht, sondern wo jede Parzelle der anderen völlig gleich ist, muß alles strenge zum Ganzen gefügt sein. Auch der organischen Natur, und den anderen bildenden Künsten, sind die mathematischen und statischen Gesetze und das Gesetz der Zweckmäßigkeit nicht fremd. Auch dem Baue des menschlichen Körpers liegt die Rücksicht auf den Gebrauch der Glieder und auf die Möglichkeit und Erleichterung des Tragens der körperlichen Last zum Grunde. Wenn hier die Verhältnisse und Formen nach dem Gesetze der Schwere und der Zweckmäßigkeit schon durch die Natur ausgebildet sind, während der Architekt sie beim Bau scheinbar aus menschlicher Weisheit schöpft, so ist dieser Unterschied eben doch nur scheinbar, und widerlegt sich durch das, was wir vorher über die Naturnachahmung bemerkten; beides sind Naturgesetze, und es ist gleichviel, in welcher Form, ob durch Anschauung oder durch wörtliche Mitteilung wir uns ihrer bewußt werden. Der Unterschied zwischen der organischen und der unorganischen Natur ist daher nur der, daß alle diese Grundgesetze hier deutlicher hervortreten, dort von Fleisch und Blut, von lebendigerem Leben bedeckt sind. Die Schönheit aber beruht auch in der Architektur nicht auf der Zweckmäßigkeit, sie fängt vielmehr erst da an, wo die Kunst sich über dieselbe erhebt.

10 Nach diesen ablehnenden Bemerkungen können wir die wahre Bedeutung der Baukunst näher entwickeln. Sie ist nichts anderes, als die Darstellung des Schönen in der unorganischen Natur. Sie behandelt den Stoff der bildenden Künste, die körperliche und äußere Masse, nach seinen eigenen Gesetzen, regelt und verbindet diese durch den einigen Geist künstlerischer Thätigkeit und stellt so ein Abbild der höheren Weltordnung dar. Es bedarf dies, bei dieser höchst eigentümlichen, dem sinnlichen Bewußtsein schwierigsten Kunst, einiger Erläuterungen.

Digitized by Google

Zunächst vergegenwärtige man sich die Entstehung der Baukunst. Schon 11
oben, als wir die Schönheit im Reiche der wirklichen Erscheinungen suchten, kamen wir unter anderem darauf, daß jedes Werk menschlicher Hand schon einen Anklang des Schönen geben müsse, indem der natürliche Stoff das Gepräge geistiger Ordnung erhalte. Wir bemerkten indessen, daß die beabsichtigte Zweckmäßigkeit und die Zufälligkeit der entstehenden Wohlgestalt der vollen Entwickelung selbständiger Schönheit entgegentrete. Sobald nun der Zweck der Arbeit nicht mehr ein sinnlich vereinzelter, dienender Zweck ist, sondern in der Arbeit liegt, und mit dem Streben nach Schönheit verbunden ist, beginnt die Kunst. Damit sie Baukunst werde, bedarf es dann auf dem Gebiete der bildenden Künste nur des Zusatzes, daß sie noch nicht auf die Darstellung der Schönheit der belebten und bewußten Natur gerichtet sei. Die Anforderung der Gestaltung des unorganischen Stoffes ohne bestimmten menschlichen Zweck ist indessen eine harte und schwierige; denn die unorganische Natur ist ohne eigenen inwohnenden Zweck, sie ist die tote, für fremde Benutzung bereit liegende Masse. Es bedarf daher einer bestimmten geistigen Richtung, welche die Einseitigkeit des Zweckes ausschließt. Die Arbeit der Baukunst muß eine religiöse That sein; erst bei dem Bau des Tempels entsteht die architektonische Kunst. Die religiöse Frömmigkeit muß aber mit einer künstlerischen Pietät verbunden sein, mit dem Gefühl einer der Würde der Gottheit entsprechenden Wohlordnung der Erscheinung und mit der beginnenden Kenntnis von den Anforderungen der Schönheit und der Kunst. Wenn ein noch rohes Volk seinem Gotte zu Ehren einen Steinhaufen auftürmt, wenn es, wie etwa die alten Kelten, Felsblöcke künstlich übereinander erhebt oder zur Einschließung des Tempelraumes im Kreise aufstellt, so ist hier die religiöse Stimmung noch von keiner künstlerischen begleitet. Erst dann trat diese ein, als die Meister sich bemühten, dem Werke durch die Behandlung der Formen innere organische Einheit, durch die Trennung und Verbindung einzelner Teile den Charakter der Harmonie, Symmetrie und Proportion zu verleihen und es dadurch zu einer Erscheinung zu gestalten, welche des Gottes würdig, das heißt, soweit es innerhalb der Grenzen der unbelebten Natur möglich, seinen Eigenschaften entsprechend sei.

Das nächste Erfordernis dieser Kunst ist sodann, daß die geistige Thätigkeit 12
ihrer Aufgabe treu bleibe, daß sie die Gesetze des unorganischen Körpers zu den ihrigen mache. Daher zunächst die notwendige Rücksicht auf Schwere und Kohärenz. Das Gesetz der Schwere und der Kohärenz gehört zum Wesen der unorganischen Natur. In der organischen ist es zwar auch, aber durch die inwohnende Lebenskraft aufgehoben. Für diese ist es daher nicht ein wesentlich charakteristischer Zug; in jener aber muß es frei und selbständig

Digitized by Google

hervortreten. Dahin gehört ferner die Rücksicht auf Zweckmäßigkeit. Der unorganische Stoff ist selbstlos, äußerer Gewalt hingegeben, dienend; auch diese Eigentümlichkeit muß daher in seiner künstlerischen Behandlung ausgebildet werden. Der Künstler muß zwar seine geistige Freiheit dem Stoffe leihen, aber so, daß sie in diesen sich hineinlebt; sie vernichtet daher den Ausdruck der Zweckmäßigkeit nicht, sie adelt ihn nur. Die Zweckmäßigkeit muß nicht wie eine fremde Zumutung, sondern wie freiwillige Leistung an dem Werke hervortreten. Daher ist es denn der Baukunst angemessen, daß ihr Werk sich als Einschließung eines freien, brauchbaren Raumes darstelle, als der Körper einer inneren Seele. Der Zweck endlich ist seiner Natur nach ein bestimmter individueller, der denn auch dem Werke den Charakter des Individuellen verleiht. Es ist leicht zu finden, wie durch diese Verbindung des inwohnenden Zweckes mit den Erfordernissen der Schwere und Kohärenz sich die künstlerischen Ansprüche auf Einheit des Ganzen, auf Teilung, auf Symmetrie, Proportion und Harmonie der Teile entwickeln.

13 Es geht hieraus ferner die schwache Seite der Baukunst hervor. Denn da sie den Schein eines individuellen Zweckes erfordert, so ist sie auch von dessen Umfang abhängig; sie berührt daher das Gebiet gemeiner Nützlichkeit und steht nicht so, wie die anderen Künste, in unverkennbarer Freiheit da. Auf der anderen Seite hat sie aber den Vorzug, die reinste und eigentümlichste aller Künste zu sein. Gerade weil sie die unorganische Natur gestaltet, die in der Wirklichkeit am wenigsten den Eindruck des Schönen macht, ist sie gezwungen und berufen, die Gesetze der Kunst am bestimmtesten und schärfsten auszuarbeiten. Sie läuft niemals Gefahr, sie mit den Gesetzen der Wirklichkeit zu verwechseln und dadurch in das bloß Angenehme hinabzusinken. Vor der Musik, die übrigens in der scharfen Sonderung von der Natur und in der selbständigen Entwickelung der Kunstgesetze mit der Architektur verwandt ist, hat diese den Vorzug des strengeren, härteren Stoffes, welcher falsche Motive, Sinnlichkeit und Willkür, nicht an sich kommen läßt, oder doch gleich als solche zu erkennen giebt. Durch diese Strenge und Reinheit der Kunstgesetze wird die Architektur die Grundlage aller Künste, alle müssen sie befolgen und wenn sie, mit der Natur ringend, nach Regeln suchen, auf den architektonischen Boden zurückgehen. Von der sinnlichen Seite der Erscheinung ist die Baukunst am weitesten entfernt, dagegen kann sie wohl, auf einer Vorstufe ihrer Ausbildung zur Schönheit, das Gebiet des Erhabenen streifen. Wenn nämlich das Schönheitsgefühl noch nicht ganz ausgebildet ist, kann es der religiösen Frömmigkeit dadurch zu dienen glauben, daß es durch den Kontrast der Größe staunende Ehrfurcht zu erwecken sucht. Bei weiterer Entwickelung der Kunst wird aber dieser falsche Anspruch auf-

Digitized by Google

gegeben, und sie wird auch in geistiger Beziehung mit ihrem Stoffe und ihrer Aufgabe ganz eins.

Es ist nicht ganz leicht, den Geist, der in der schönen Architektur seinen Ausdruck findet, in Worten zu bezeichnen. Ein Geist in dem Sinne des Wortes, welcher uns der geläufigste ist, als vollkommen bewußter, persönlicher Geist, darf es nicht sein, weil ein solcher dem Reiche unbewußter Gesetzlichkeit, dem die unorganische Natur angehört, nicht zukommt. Es knüpft sich auch unmittelbar an die Forderung der Persönlichkeit die der Individualisierung nach Geschlecht, Alter u. s. f., welche hier zurückgewiesen werden muß. Es giebt aber in der That auch Geister anderer Art, die allgemeinen Geister der Jahrhunderte und der Völker. In jeder Gesellschaft, und besonders in jedem Volke bildet sich durch den Austausch der Gedanken, durch gemeinsame Auffassung gleicher Verhältnisse und durch gemeinsame Wirksamkeit ein solcher Geist. Die Vorstellungen von der Gottheit, von der Stellung der Menschen zu Gott, der Bürger zum Volke und zu den Herrschenden, die Auffassung der Familie und des Rechtes u. s. f. werden zu einem bestimmten Ganzen, zu einer Grundanschauung, von welcher der einzelne erfüllt ist und die unbemerkt seinen Gefühlen und Gedanken Form und Maß giebt. Auch in den individuellen Beziehungen des Lebens ist diese Grundanschauung wirksam, aber sie kommt in diesen reicheren und verwickelteren Verhältnissen weniger zum Vorschein, als da, wo der einzelne dem großen Ganzen sich willenlos und demütig unterordnet, in der Religion, im Staate und im Rechte. Hier ist ein Verhältnis der Unselbständigkeit der Teile, des Anfügens und Dienens, welches der unorganischen Natur und ihrer Bestimmung entspricht; dies ist daher auch die geistige Grundanschauung, welche in der Architektur sich dem Stoffe mitteilt und ihn näher gliedert und ordnet. Wir sehen leicht, wie die Reinheit und Strenge, welche auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens herrscht oder herrschen soll, wiederum den Anforderungen dieser Kunst und ihres Stoffes entspricht. Daher wird denn auch in ihr der Schein des Beliebigen und Willkürlichen am wenigsten gestattet, sie bleibt sich am meisten und am längsten gleich, und hat auch hierin den Charakter strenger Gesetzmäßigkeit vor den anderen Künsten voraus.

Wir werden weiter unten darauf zurückkommen, wie dieser Zusammenhang der Architektur mit dem Gemeingeiste der Völker ihr eine besondere historische Wichtigkeit verleiht.

Digitized by Google

27.

Die Säule.

Von Carl Schnaase.

Geschichte der bildenden Künste. Zweiter Band (1843; 2. Aufl., unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Carl Friederichs, 1866). S. 13–18. 28. — Die zweite Auflage ist auch in diesem Abschnitte fast unverändert. Zwischen den Absätzen 5 und 6 ist eine genauere Besprechung der drei Kapitäle ausgelassen.

1 Unter den Gliedern des griechischen Baues nimmt vor allem die Säule unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, als der zumeist charakteristische Teil und weil an ihr die Verbindung der mechanischen Zweckmäßigkeit mit der ästhetischen Belebung besonders deutlich hervortritt. Der Stamm der griechischen Säule ist stets rund und zwar kreisrund, allein nicht in der einfachen Gestalt des Cylinders, dessen Oberfläche durchweg gerade und senkrechte Linien mit dem Boden bildet, sondern in doppelter Beziehung davon abweichend, indem er, wie man es nennt, eine Verjüngung und eine Schwellung hat. Jene besteht darin, daß der Stamm unten stärker ist und nach oben zu abnimmt, so daß also in jedem Punkte des unteren Kreises seine Oberfläche nicht einen rechten, sondern einen einigermaßen geneigten, spitzen Winkel mit dem Boden bildet. Die Schwellung (Entasis) dagegen besteht wiederum in einer Abweichung von der durch die Verjüngung des Stammes gebildeten Linie, indem der Stamm etwa bis zur Mitte seiner Höhe ein wenig stärker wird oder gleichsam anschwillt. Die Linie, welche wir von einem Punkte des unteren Umkreises zu dem ensprechenden des oberen ziehen, weicht auf der unteren Hälfte des Stammes nach außen zu mit einer, aber freilich sehr leisen, Krümmung von der geraden ab, und kehrt dann auf der oberen Hälfte desselben mit umgekehrt entsprechender Biegung wieder zu jener geradlinigen zurück.

2 Es ist einleuchtend, daß diese Form nicht bloß nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit gewählt ist. Ein viereckiger Pfeiler hat in der That keine größere Stützfähigkeit als die von seinem Grundquadrat umschlossene cylindrische Säule, aber er ist leichter herzustellen und gewährt, wenn auch nur scheinbar dem Auge die Beruhigung größerer Sicherheit. Die Vorzüge, welche die runde Form etwa für die Bequemlichkeit der Durchgehenden oder für die Konservation der Säulen haben möchte, wenn das Material des Pfeilers ein Abstoßen der scharfen Ecken befürchten ließe, sind zweifelhaft und jedenfalls wenig bedeutend. Dagegen ist die runde Gestalt unleugbar schöner

Digitized by Google

und bedeutender, weil sie nicht bloß, wie die viereckige, das Wesen des toten, nach äußeren Zwecken geregelten Stoffes ausspricht, sondern ein Bild höheren Lebens enthält. Die Kreisgestalt, an der jeder Punkt des Umfanges sich in gleicher Weise zu dem Centrum verhält, und die dadurch wie eine Ausstrahlung aus diesem gemeinsamen Mittelpunkte erscheint, ruft in uns unwillkürlich die Erinnerung an Belebtes hervor, dessen äußere Gestalt ebenso wie seine Bewegung und Handlung der Ausdruck einer inneren, seelenhaften Kraft ist. Im einfachen Kreise oder in dem regelmäßigen Cylinder erscheint diese Lebenskraft aber noch durch die mathematische Strenge des Gesetzes allzusehr gebunden. Durch die Verjüngung des cylindrischen Stammes sehen wir dagegen auch die Absicht und Gewalt des Tragens ausgesprochen, und durch die Schwellung gewinnt dies ein höheres, gleichsam elastisches Leben. Denn nun wird uns ein kräftiges, der Last entgegenstrebendes und mit innerer Schwungkraft dieselbe hebendes Wesen dargestellt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß selbst dem Laien, dem die geringe Ausbiegung des Säulenstammes in der Entasis an sich nicht leicht auffällt, eine Säule ohne alle Schwellung nüchtern und schwach erscheine, und dies dadurch erklärt, daß das Auge den mittleren, von freier Luft umgebenen Teil durch eine optische Täuschung für dünner halte, als den oberen und unteren, durch die Berührung mit den horizontalen Linien des Gebälkes und des Bodens leichter meßbaren. Allein der Grund dieser Empfindung liegt wohl mehr in einem ästhetischen Gefühle, dessen man sich nur nicht vollkommen bewußt wird, als in der Einrichtung des Auges und der optischen Wirkung der Luft, indem der, welcher an die vollere, elastischere Gestalt der durch die Schwellung verschönerten Säule gewöhnt ist, den Mangel und das durch denselben hervortretende Leblose, bloß Mechanische des Stammes bemerkt, ohne sich über die Ursache klar zu werden.

Dies Prinzip der Belebung herrscht auch in der Verzierung des Säulenstammes vor. Bildlicher Schmuck in Hieroglyphen oder Arabesken, wie er in Ägypten gewöhnlich war, wurde an den Säulenstämmen der griechischen Gebäude wenigstens in guter Zeit niemals angewendet; die einzige Verzierung, welche an diesen vorkommt, besteht in der Kannelierung, in rohrförmigen Höhlungen an der Oberfläche des Stammes, die senkrecht und in der ganzen Höhe desselben herunterlaufen und durch hervortretende Stäbe begrenzt und voneinander getrennt sind. Man hat den Zweck dieser Verzierung darin gesucht, daß sie dazu diene, die runde Form der Säulen, die aus der Ferne oder beim Mangel scharfen Sonnenlichtes leicht übersehen werde könnte, deutlicher hervorzuheben. Dies werde, führt man an, dadurch erreicht, daß man auf dem runden Schafte gerade herunterführende, gleiche Abteilungen bilde, durch deren perspektivische Verkürzung an den Seiten die Rundung sich zeige. Diese 3

Digitized by Google

Abteilungen hätte man denn, um sie schärfer zu markieren und wegen der runden Form der Säule, an welcher ein eckiger Ausschnitt unharmonisch gewesen sein würde, nach einer flachen Höhlung ausgearbeitet. Indessen die Gefahr, daß die runde Form dem Auge entgehen könne, scheint wenigstens bei solchen Entfernungen, bei denen überhaupt noch auf eine architektonische Wirkung zu rechnen war, nicht gegründet. Aber allerdings ist es richtig, daß durch die Kanneluren, durch ihre Verkürzung an den Seiten und durch den Wechsel von Schatten und Licht, den sie hervorbringen, der Anblick ein mannigfaltigerer und belebterer wird und das Kalte und Spröde der einfachen Rundung verliert. Besonders charakteristisch und wichtig ist, daß durch diese Verzierung, durch das Hervortreten der Stäbe und die Vertiefung der Kanneluren das innere Lebensprinzip der Kreisform, das Abstoßen vom und das Einziehen zum Centrum anschaulich wird. An den ägyptischen Säulen fanden wir etwas Ähnliches aber doch sehr Verschiedenes, was besonders geeignet ist, uns die größere Schönheit und Bedeutsamkeit der griechischen Form zu verdeutlichen. Ich meine jene Säulenstämme, welche mit augenscheinlicher Nachahmung von Binsenpflanzen oder Rohrbündeln gebildet sind, dergestalt daß die Rundungen der einzelnen Rohrstämme nach außen hervortreten und daher die Linien, von welchen sie begrenzt und getrennt werden, zurückliegen. Es ist klar, daß diese Form und die mit ihr verknüpfte Erinnerung an Rohrstäbe uns eher das Gefühl einer unzureichenden, schwachen Stütze giebt, welche zum Tragen so großer Lasten sich wenig eignet; ein Gefühl, dessen sich auch die ägyptischen Baumeister bewußt waren, indem sie demselben dadurch teilweise begegneten, daß sie die anscheinenden Rohrstäbe durch einige, an mehreren Stellen des Säulenschaftes angebrachte Bänder gleichsam zusammenhielten und ihrer Schwäche zu Hilfe kamen. Die griechischen Kanneluren, da ihre Höhlung ganz umgekehrt nach innen gewendet ist, geben weder eine Reminiscenz an eine Naturgestalt noch das Gefühl einer weichlichen Substanz, welche durch ein äußeres Band zusammengehalten werden müßte. Vielmehr dienen sie in ihrer symbolischen Bedeutung — wenn man sie im Gegensatz gegen die Naturnachahmung so nennen darf — dazu, den Eindruck des Straffen, Gespannten, Unbiegsamen, den uns die dorische Säule schon an sich giebt, zu verstärken, uns ein kräftiges, nach innen zusammengezogenes Wesen zu versinnlichen. Endlich haben sie den praktischen Zweck, die einzelnen Trommeln, aus denen die Säule besteht, zu einer Einheit zu verbinden*).

4 Außer dem Schaft sind an der Säule Kopf und Fuß, Kapitäl und

*) Böttticher, Tektonik der Hellenen. II (1844), 19. Derselbe betrachtet aber (I, 135) die Kanneluren als von den gefurchten Stengeln mancher Vegetabilien, besonders

Digitized by Google

Basis, zu betrachten. Es liegt wohl im Gefühl, den Stamm, welcher die Last trägt, nicht unmittelbar auf den Boden zu setzen, sondern die Kraft seines Druckes auf denselben durch die Unterlegung eines breiteren, platten Gliedes zu brechen. Wenn auch das Material des natürlichen Bodens oder der Fundamente des Baues eine solche Vorsicht überflüssig macht, so fordert doch das Auge eine Andeutung, daß der Stamm hier wirklich ende, nicht etwa eingesunken oder verschüttet sei, daß wir also ein Ganzes sehen, wie es nicht durch zufällige Umstände, sondern durch den Willen des Bauenden entstanden ist. Aus diesem Grunde fanden wir denn auch schon bei den ägyptischen Säulen eine Basis, die aber nur aus einer einfachen Platte bestand. Die Basis der griechischen Säulen ist stets (wenn sie vorkommt, denn bei der dorischen Säule, wie wir unten sehen werden, fehlt sie) aus mehreren Teilen zusammengesetzt. Während der Schaft der Säule und selbst seine Verzierungen senkrecht sind, liegen die Glieder der Basis alle horizontal. Das unterste dieser Glieder ist stets viereckig (die Plinthe), die oberen sind sämtlich kreisförmig und zwar teils polsterartig hervorschwellend, teils als Hohlkehle rund eingezogen. In der schönsten und bei weitem am häufigsten angewendeten Form besteht die Basis aus drei Hauptgliedern über der viereckigen Plinthe, und zwar aus zwei Polstern und einer Kehle zwischen beiden, wobei denn das obere, unmittelbar unter dem Säulenschafte liegende Polster weniger hoch und ausladend, das untere in beiden Beziehungen stärker ist. Wie schon in dem Säulenstamme, so spricht sich hier in noch minder zweideutiger Weise das Bild elastischer Stoffe aus. Gleichsam als ob zunächst unter dem Stamme eine mäßig weiche Masse von nicht zu großem Umfange, damit sie nicht zu weit herausquelle, dann weiter unten ein vollerer, weicherer Stoff ausgebreitet sei, dazwischen aber eine Federkraft anderer Art im entgegengesetzten Sinne wirke, nicht weich und durch den Druck ausgedehnt, sondern nach innen, zu einer Höhlung sich zusammenziehend. So bilden diese Glieder zugleich unter einander einen harmonischen Wechsel des Vollen und Hohlen, in ihrer zunehmenden Breite einen Übergang von dem schlanken Stamme zu dem Boden, und wieder in ihrer senkrechten Folge horizontaler Lagen einen Gegensatz zu dem einfachen Stamme und eine Vermittelung mit der sonst allzuscharf gegen ihn abgegrenzten Fläche des Bodens.

In ähnlicher Weise wie die Basis zur Bodenfläche verhält sich das Ka-

gewisser Dolden, entlehnt, eine Analogie, die, wenn der Beschauer sie wirklich verstände, den Eindruck der Kraft, welchen die Säule an sich giebt, eher vermindern, als betonen würde. Übrigens sind jetzt auch ägyptische Säulen mit Kanneluren nach griechischer Weise gefunden, in denen dann diejenigen, welche überhaupt den Ursprung der griechischen Architektur aus der ägyptischen annehmen, das Vorbild der gleichen griechischen Anordnung sehen.

Digitized by Google

pitäl zu den darüber liegenden Teilen des Gebälks und des Daches, indem es ebenfalls von dem Senkrechten und Schlanken in das Horizontale und Breite hinüberleitet, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Übergang hier nicht ausschließlich durch verschiedene horizontale Lagen, sondern durch eine freiere, gleichsam aus dem inneren Leben des Schaftes hervortretende Ausbiegung bewirkt wird, und daß sich auch sonst das Kapitäl durch leichtere, freiere, mehr organische Gestalt als das Haupt und der zarteste Teil der Säule bezeichnet, während in der Basis das Materielle und das Gesetz der Schwere vorherrscht. Das Gemeinsame der Kapitäle in den drei Säulenordnungen ist, daß sie im wesentlichen aus zwei verschiedenen Teilen bestehen, aus einem weicheren durch eine gebogene Linie über die Breite des Stammes sich ausladenden Teile, und darüber aus einer viereckigen oder doch das Viereck andeutenden Platte, auf welcher dann das Gebälk ruht. Übrigens aber sind die Kapitäle in den einzelnen Säulenordnungen höchst verschieden und erfordern eine nähere Betrachtung. —

6 Vergleicht man das korinthische Kapitäl mit denen der beiden anderen Säulenordnungen, so zeigt sich, daß es mit ihnen die Tendenz gemein hat, die Rundung des Stammes in das Viereck hinüberzuleiten, daß aber diese Aufgabe im dorischen Stil rein und unmittelbar aus der Natur des Steines gelöst ist, während in den beiden anderen die Phantasie noch andere verwandte Vorstellungen herbeiführt, im ionischen die der Elasticität, im korinthischen die des vegetabilischen Lebens. Auch hier verliert sich die Architektur zwar nicht in eine bildliche Nachahmung der Natur, aber sie verbirgt gleichsam ihre eigentlichen mechanischen Zwecke, indem sie die Kelchform des Kapitäls mit Blättern bekleidet und selbst das Viereck der Platte nicht geradlinig scharf zeichnet, sondern nur durch die vortretenden Ecken andeutet. Man sieht daher in den drei Säulenordnungen ein inneres Gesetz der Fortbildung der architektonischen Formen, wenn man auch zugeben kann, daß das einzelne nicht mit völlig zwingender Notwendigkeit daraus hervorging, sondern sich vielleicht auch anders gestaltet haben könnte.

Digitized by Google

28.

Über Laokoon.

Von Goethe.

Geschrieben 1797. Gedruckt in den „Propyläen," ersten Bandes erstes Stück, 1798. In der Hempelschen Ausgabe Bd. 28. S. 27 ff.

Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unsern Verstand 1
immer unendlich; es wird angeschaut, empfunden, es wirkt; es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. Was also hier über Laokoon gesagt ist, hat keineswegs die Anmaßung, diesen Gegenstand zu erschöpfen, es ist mehr bei Gelegenheit dieses trefflichen Kunstwerks als über dasselbe geschrieben. Möge dieses bald wieder so aufgestellt sein, daß jeder Liebhaber sich daran freuen und darüber nach seiner Art reden könne.

Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es 2
fast nötig, von der ganzen Kunst zu reden, denn es enthält sie ganz, und jeder kann, soviel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besonderen Fall entwickeln; deswegen sei hier auch etwas Allgemeines vorausgeschickt.

Alle hohen Kunstwerke stellen die menschliche Natur dar; die bildenden 3
Künste beschäftigen sich besonders mit dem menschlichen Körper; wir reden gegenwärtig nur von diesen. Die Kunst hat viele Stufen, auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen, ein vollkommenes Kunstwerk aber begreift alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgeteilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns: 4

Lebendige, hochorganisierte Naturen. Man erwartet vor allem 5
Kenntnis des menschlichen Körpers in seinen Teilen, Maßen, inneren und äußeren Zwecken, Formen und Bewegungen im allgemeinen.

Charaktere. Kenntnis des Abweichens dieser Teile in Gestalt und 6
Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hierdurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältnis gegeneinander gebracht werden, sowie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Teile sich bedeutend gegeneinander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Teile können ent- 7
weder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Dasein anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Digitized by Google

8 Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben, und ihm in einer idealen Welt Maß, Grenze, Realität und Würde zu geben.

9 Anmut. Der Gegenstand oder und die Art, ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung u. s. w., wodurch er für das Auge schön, das heißt, anmutig wird.

10 Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

11 Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerke fordern, zum voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsere Gruppe sie alle erfüllt, ja daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

12 Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntnis des menschlichen Körpers, daß sie das Charakteristische an denselben, sowie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sei, wird sich aus dem Folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maß erkennt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

13 Hingegen wird manchem paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmutig sei. Hierüber also nur einige Worte:

14 Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmut nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Teile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Kontraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannigfaltige Massen gegeneinander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegeneinander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahiert, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem

Digitized by Google

Auge als ein Zierat erscheint. Die alten Vasen geben uns hundert Beispiele einer solchen anmutigen Gruppierung, und es würde vielleicht möglich sein, stufenweise von der ruhigsten Vasengruppe bis zu der höchst bewegten des Laokoon die schönsten Beispiele einer symmetrisch künstlichen, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen, daß die Gruppe des Laokoon neben allen übrigen anerkannten Verdiensten zugleich ein Muster sei von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen teils sinnlich teils geistig dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmut und Schönheit mildern.

Es ist ein großer Vorteil für ein Kunstwerk, wenn es selbständig, wenn 15
es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Dasein; er ist also durch und in sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schoß, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben; sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Zirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem die einzelnen selbständigen Naturen stehen und ruhen, giebt es kleinere Zirkel, wo die einzelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Z. E. die neun Musen mit ihrem Führer Apoll, ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannigfaltigen Chor wird sie noch interessanter. Geht die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln: sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die untereinander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana, oder sie zeigt uns in Einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmutigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Dar- 16
stellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem Trojanisch-Nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem, wozu ihn die Fabel macht, es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr, zwei gefährlichen Tieren zu unterliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug, einige Menschen zu überwältigen,

Digitized by Google

aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen; sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

17 Äußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Teil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Teil genötigt sein, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

18 Um die Intention des Laokoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung mit geschlossenen Augen davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixierter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe nachts bei der Fackel sieht.

19 Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt; der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Armes sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie. Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

20 Um die Stellung des Vaters sowohl im ganzen als nach allen Teilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am vorteilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Haupturſache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt und zwar in den weichen Teil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurierten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben; glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hinteren Teile der Statue erhalten. Wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die

Digitized by Google

Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Teile bei, wo der Menſch gegen jeden Reiz ſehr empfindlich iſt, wo ſogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt ſehen: der Körper flieht auf die entgegengeſetzte Seite, der Leib zieht ſich ein, die Schulter drängt ſich herunter, die Bruſt tritt hervor, der Kopf ſenkt ſich nach der berührten Seite; da ſich nun noch in den Füßen, die gefeſſelt, und in den Armen, die ringend ſind, der Überreſt der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, ſo entſteht eine Zuſammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anſtrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert ſich in Erſtaunen über die Weisheit der Künſtler, wenn man verſucht, den Biß an einer anderen Stelle anzubringen; die ganze Gebärde würde verändert ſein, und auf keine Weiſe iſt ſie ſchicklicher denklich. Es iſt alſo dieſes ein Hauptſatz: der Künſtler hat uns eine ſinnliche Wirkung dargeſtellt, er zeigt uns auch die ſinnliche Urſache. Der Punkt des Biſſes, ich wiederhole es, beſtimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorſtreben der Bruſt, das Niederzucken der Achſel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angeſichts ſeh' ich durch dieſen augenblicklichen, ſchmerzlichen, unerwarteten Reiz entſchieden.

Fern aber ſei es von mir, daß ich die Einheit der menſchlichen Natur 21
trennen, daß ich den geiſtigen Kräften dieſes herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken ableugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen ſollte. Angſt, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung ſcheinen auch mir ſich durch dieſe Adern zu bewegen, in dieſer Bruſt aufzuſteigen, auf dieſer Stirn ſich zu furchen; gern geſteh' ich, daß mit dem ſinnlichen auch das geiſtige Leiden hier auf der höchſten Stufe dargeſtellt ſei, nur trage man die Wirkung, die das Kunſtwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk ſelbſt über, beſonders ſehe man keine Wirkung des Giftes bei einem Körper, den erſt im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man ſehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, ſtrebenden, geſunden, kaum verwundeten Körper! Hier ſei mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunſt von Wichtigkeit iſt: der höchſte pathetiſche Ausdruck, den ſie darſtellen kann, ſchwebt auf dem Übergange eines Zuſtandes in den andern. Man ſehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Luſt des Lebens rennt, ſpringt und ſich ergötzt, dann aber etwa unverhofft von einem Geſpielen hart getroffen oder ſonſt phyſiſch oder moraliſch heftig verletzt wird; dieſe neue Empfindung teilt ſich wie ein elektriſcher Schlag allen Gliedern mit, und ein ſolcher Überſprung iſt im höchſten Sinne pathetiſch, es iſt ein Gegenſatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geiſtige

Digitized by Google

ſowohl als der phyſiſche Menſch. Bleibt alsdann bei einem ſolchen Übergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zuſtande, ſo entſteht der herrlichſte Gegenſtand für die bildende Kunſt, wie beim Laokoon der Fall iſt, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt ſind. So würde z. B. Eurydike, die im Moment, da ſie mit geſammelten Blumen fröhlich über die Wieſe geht, von einer getretenen Schlange in die Ferſe gebiſſen wird, eine ſehr pathetiſche Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, ſondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zuſtand des fröhlichen Vorſchreitens und des ſchmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

22 Wenn wir nun die Hauptfigur in dieſem Sinne gefaßt haben, ſo können wir auf die Verhältniſſe, Abſtufungen und Gegenſätze ſämtlicher Teile des ganzen Werkes mit einem freien und ſicheren Blicke hinſehen.

23 Der gewählte Gegenſtand iſt einer der glücklichſten, die ſich denken laſſen. Menſchen mit gefährlichen Tieren im Kampfe, und zwar mit Tieren, die nicht als Maſſen oder Gewalten, ſondern als ausgeteilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zuſammengefaßten Widerſtand fordern, ſondern die nach ihrer ausgedehnten Organiſation fähig ſind, drei Menſchen mehr oder weniger ohne Verletzung zu paralyſieren. Durch dieſes Mittel der Lähmung wird bei der großen Bewegung über das Ganze ſchon eine gewiſſe Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen ſind ſtufenweiſe angegeben. Die eine umſchlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner.

24 Die drei Menſchen ſind gleichfalls äußerſt weiſe gewählt: ein ſtarker wohlgebauter Mann, aber ſchon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerſtehen. Man denke ſich an ſeiner Statt einen rüſtigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Wert verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die, ſelbſt dem Maße nach, gegen ihn klein gehalten ſind; abermals zwei Naturen empfänglich für Schmerz. Der jüngere ſtrebt unmächtig; er iſt geängſtigt, aber nicht verletzt; der Vater ſtrebt mächtig, aber unwirkſam, vielmehr bringt ſein Streben die entgegengeſetzte Wirkung hervor; er reizt ſeinen Gegner und wird verwundet. Der älteſte Sohn iſt am leichteſten verſtrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz, er erſchrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung ſeines Vaters, er ſchreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzuſtreifen ſucht; hier iſt alſo noch ein Beobachter, Zeuge und Teilnehmer bei der That, und das Werk iſt abgeſchloſſen.

25 Was ich ſchon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch beſonders bemerken: daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern, und ſo höchſt mannigfaltig beſchäftigt ſind. Der jüngſte Sohn will ſich durch die

Digitized by Google

Erhöhung des rechten Armes Luft machen, und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück; er will sich das gegenwärtige Übel erleichtern und das größere verhindern — der höchste Grad von Thätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt, sich von den Schlangen loszuwinden und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Bisse. Der älteste Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters, und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer 26
Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen 27
Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind ahnungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Herkules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehen wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen 28
Kindern, es sei nun wie es sei, von Schlangen umwunden fühlt, so giebt es nur einen Moment des höchsten Interesse — wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft aber verletzt ist, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man versuche noch einen anderen Fall zu finden, man suche die Rollen anders, als sie hier ausgeteilt sind, zu verteilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß sie 29
gegenwärtig auf dem höchsten Punkte steht, so werden wir, wenn wir die nächstfolgenden und ferneren Momente bedenken, sogleich gewahr werden, daß sich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der diesem an Kunstwert gleich sei. Der jüngste Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erstickt, oder, wenn er sie reizen sollte, in seinem völlig hilflosen Zustande noch gebissen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein Letztes sind, daß nicht dargestellt werden soll. Was den Vater betrifft, so wird er entweder von der Schlange noch an anderen Teilen gebissen, wodurch die ganze Lage seines Körpers sich verändern muß, und die ersten Bisse für den Zuschauer, wenn sie nicht verloren gehen, doch, wenn sie angezeigt werden sollten, ekelhaft sein würden; oder die Schlange kann auch sich umwenden und den ältesten Sohn anfallen; dieser wird alsdann auf sich selbst zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Teilnehmer, der letzte Schein

Digitized by Google

von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden, es ist keine tragische, es ist eine grausame Vorstellung. Der Vater, der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden, er würde teilnehmende Nebenfigur.

30 Der Mensch hat bei eigenen und fremden Leiden nur drei Empfindungen: Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Vorausſehen eines sich annähernden Übels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Teilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt und erregt, und zwar in den gehörigsten Abstufungen.

31 Die bildende Kunst, die immer für den Moment arbeitet, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, dahingegen Poesie sich an solche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken und zwar im höchsten Grad; an ihm hat die Bildhauerkunst ihr Höchstes gethan; allein teils um den Zirkel aller menschlichen Empfindungen zu durchlaufen, teils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt sie Mitleiden für den Zustand des jüngeren Sohnes, und Furcht für den älteren, indem sie für diesen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künstler durch Mannigfaltigkeit ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen, und vollendeten sowohl ein geistiges als ein sinnliches Ganze.

32 Genug, wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieses Kunstwerk seinen Gegenstand erschöpfe und alle Kunstbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns, daß, wenn der Meister sein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenständen einflößen kann, sich doch eigentlich dasselbe in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannigfaltiger Charaktere seine Kraft beweist, und die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beschreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt sind, sowie auch der Gruppe des farnesischen Stiers; sie gehören unter die wenigen pathetischen Darstellungen, welche uns von alter Skulptur übrig geblieben sind.

33 Gewöhnlich haben sich die Neueren bei der Wahl solcher Gegenstände vergriffen. Wenn Milo, mit beiden Händen in einer Baumspalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, so wird die Kunst sich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Teilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anstrengung, ein hilfloser Zustand, ein gewisser Untergang können nur Abscheu erregen, wenn sie nicht ganz kalt lassen.

Digitized by Google

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältnis des Gegenstandes 34
zur Poesie.

Man ist höchst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das 35
geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Äneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Äneas selbst erzählen soll, daß er und seine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sei. Alles ist auch darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoon steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Übertreibung, wenn sie nur zweckmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln sie, beißen sie, begeifern sie, umwinden und umschlingen darauf Brust und Hals des zu Hilfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphierend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Wendungen vergebens um Hilfe schreit. Das Volk entsetzt sich und flieht beim Anblick; niemand wagt es mehr, ein Patriot zu sein; und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geschichte erschreckt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So steht also die Geschichte Laokoons im Virgil bloß als Mittel zu 36
einem höheren Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sei.

29.

Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst.

Von Johann Winckelmann.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste V (1759). In Winckelmanns Werken herausgegeben von Fernow I (1808) S. 241 ff.

Willst du über Werke der Kunst urteilen, so sieh anfänglich hin über 1
das, was sich durch Fleiß und Arbeit anpreist, und sei aufmerksam auf das, was der Verstand hervorgebracht hat: denn der Fleiß kann sich ohne Talent zeigen, und dieses erblickt man auch wo der Fleiß fehlt. Ein sehr mühsam gemachtes Bild vom Maler oder Bildhauer ist, bloß als dieses, mit einem mühsam gearbeiteten Buche zu vergleichen. Denn, wie gelehrt zu schreiben

Digitized by Google

nicht die größte Kunst ist, so ist ein sehr fein und glatt ausgepinseltes Bild allein kein Beweis von einem großen Künstler. Was die ohne Not gehäuften Stellen vielmals nie gelesener Bücher in einer Schrift sind, das ist in einem Bilde die Andeutung aller Kleinigkeiten. Diese Betrachtung wird dich nicht erstaunen machen über die Lorbeerblätter an dem Apollo und der Daphne vom Bernini, noch über das Netz an einer Statue in Deutschland vom älteren Adam aus Paris. Ebenso sind keine Kennzeichen, an welchen der Fleiß allein Anteil hat, fähig zur Kenntnis oder zum Unterschiede des Alten vom Neuen.

2 Gieb Achtung, ob der Meister des Werks, welches du betrachtest, selbst gedacht oder nur nachgemacht hat; ob er die vornehmste Absicht der Kunst, die Schönheit, gekannt, oder nach den ihm gewöhnlichen Formen gebildet; und ob er als ein Mann gearbeitet, oder als ein Kind gespielt hat.

3 Es können Bücher und Werke der Kunst gemacht werden, ohne viel zu denken; ich schließe von dem was wirklich ist; ein Maler kann auf diese mechanische Art eine Madonna bilden, die sich sehen läßt, und ein Professor sogar eine Metaphysik schreiben, die tausend jungen Leuten gefällt. Die Fähigkeit des Künstlers zu denken aber kann sich nur in oft wiederholten Vorstellungen, sowie in eigenen Erfindungen, zeigen. Denn so wie ein einziger Zug die Bildung des Gesichts verändert, so kann die Andeutung eines einzigen Gedankens, welcher sich in der Richtung eines Gliedes äußert, dem Vorwurfe eine andere Gestalt geben, und die Würdigkeit des Künstlers darthun. Plato in Raphaels Schule von Athen rührt nur den Finger, und er sagt genug; und Figuren vom Zuccari sagen wenig mit allen ihren verdrehten Wendungen. Denn, wie es schwerer ist, viel mit wenigem anzuzeigen, als es das Gegenteil ist, und der richtige Verstand mit wenigem mehr als mit vielem zu wirken liebt: so wird eine einzelne Figur der Schauplatz aller Kunst eines Meisters sein können. Aber es würde den meisten Künstlern ein ebenso hartes Gebot sein, eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieses in groß gezeichnet, vorzustellen, als es einem Skribenten sein würde, zum Versuch eine ganz kurze Schrift aus eigenem Stoff abzufassen: denn hier kann beider Blöße erscheinen, die sich in der Vielheit versteckt. Eben daher lieben fast alle angehende und sich selbst überlassene junge Künstler mehr, einen Entwurf von einem Haufen zusammengestellter Figuren zu machen, als eine einzige völlig auszuführen. Da nun das Wenige, mehr oder geringer, den Unterschied unter Künstlern macht, und das Wenige, Unmerkliche ein Vorwurf denkender, empfindlicher Geschöpfe ist; das Viele und Handgreifliche aber schlaffe Sinne und einen stumpfen Verstand beschäftigt: so wird der Künstler, der sich Klugen zu gefallen begnügt, im Einzelnen groß

Digitized by Google

und im Wiederholten und Bekannten mannigfaltig und denkend erscheinen können. Ich rede hier wie aus dem Munde des Altertums: dieses lehren die Werke der Alten, und es würde ihnen ähnlich geschrieben und gebildet werden, wenn ihre Schriften wie ihre Bilder betrachtet und untersucht würden.

Der Stolz in dem Gesichte des Apollo äußert sich vornehmlich in dem 4
Kinn und in der Unterlippe, der Zorn in den Nüstern seiner Nase, und die Verachtung in der Öffnung des Mundes; auf den übrigen Teilen dieses göttlichen Haupts wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibt bei der Empfindung unvermischt und rein, wie die Sonne, deren Bild er ist. Im Laokoon siehst du bei dem Schmerz den Unmut, wie über ein unwürdiges Leiden, in dem Krausen der Nase, und das väterliche Mitleiden auf den Augäpfeln wie einen trüben Duft schwimmen. Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild in einem Worte beim Homer; nur der kann sie finden, welcher sie kennt. Glaube gewiß, daß der alten Künstler so wie ihrer Weisen Absicht war, mit wenigem viel anzudeuten. Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken; in der neueren Welt ist es mehrenteils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Ware ausstellen. Homer giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erscheint, als Kallimachos mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vorurteil nützlich, so ist es die Überzeugung von dem was ich sage; mit derselben nähere dich zu den Werken des Altertums, in Hoffnung viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselben mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen, und die stille Einfalt wird dich sonst unerbauet lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophon.

Gegen das eigene Denken setze ich das Nachmachen, nicht die Nach- 5
ahmung: unter jenem verstehe ich die knechtische Folge; in dieser aber kann das Nachgeahmte, wenn es mit Vernunft geführt wird, gleichsam eine andere Natur annehmen, und etwas Eigenes werden. Domenichino, der Maler der Zärtlichkeit, hat die Köpfe des sogenannten Alexander zu Florenz, und der Niobe zu Rom, zu Mustern gewählt; sie sind in seinen Figuren zu erkennen (Alexander im Johannes zu St. Andrea della Valle in Rom, und Niobe in dem Gemälde des Tesoro zu St. Gennaro in Neapel), aber doch sind sie nicht ebendieselben. Auf Steinen und Münzen findet man sehr viele Bilder aus Poussins Gemälden; Salomon in seinem Urteil ist der Jupiter auf makedonischen Münzen; aber sie sind bei ihm wie eine versetzte Pflanze, die sich verschieden vom ersten Grunde zeigt.

Nachmachen ohne zu denken ist, eine Madonna vom Maratta, einen 6
H. Joseph vom Barocci, und andere Figuren anderswo nehmen und ein

Digitized by Google

Ganzes machen, wie eine große Menge Altarblätter auch in Rom sind: ein solcher Maler war der kürzlich verstorbene berühmte Masucci zu Rom. Nachmachen nenne ich ferner, gleichsam nach einem gewissen Formular arbeiten, ohne selbst zu wissen, daß man nicht denkt. Von diesem Schlage ist derjenige, welcher für einen Prinzen die Vermählung der Psyche, die ihm vorgeschrieben wurde, verfertigte. Er hatte vermutlich keine andere gesehen, als die vom Raphael in Klein Farnese; die seinige könnte auch eine Königin aus Saba sein. Die meisten letzten großen Statuen der Heiligen in St. Peter zu Rom sind von dieser Art: große Stücke Marmor, welche ungearbeitet jedes 500 Scudi kosten. Wer eine sieht, hat sie alle gesehen.

7 Das zweite Augenmerk bei Betrachtung der Werke der Kunst soll die Schönheit sein. Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Menschen ist der Mensch, oder nur dessen äußere Fläche, und diese ist für den Künstler so schwer auszuforschen, wie von den Weisen das Innere desselben, und das schwerste ist, was es nicht scheint, die Schönheit, weil sie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maß fällt. Eben daher ist das Verständnis des Verhältnisses des Ganzen, die Wissenschaft von Gebeinen und Muskeln nicht so schwer und allgemeiner als die Kenntnis des Schönen; und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte bestimmt werden, welches man wünscht und sucht, so würde sie dem, welchem der Himmel das Gefühl versagt hat, nicht helfen. Das Schöne besteht in der Mannigfaltigkeit im Einfachen; dieses ist der Stein der Weisen, den die Künstler zu suchen haben, und welchen wenige finden; nur der versteht die wenigen Worte, der sich diesen Begriff aus sich selbst gemacht hat. Die Linie, die das Schöne beschreibt, ist elliptisch, und in derselben ist das Einfache und eine beständige Veränderung: denn sie kann mit keinem Zirkel beschrieben werden, und verändert in allen Punkten ihre Richtung. Dieses ist leicht gesagt, und schwer zu lernen: welche Linie, mehr oder weniger elliptisch, die verschiedenen Teile zur Schönheit formt, kann die Algebra nicht bestimmen; aber die Alten kannten sie, und wir finden sie vom Menschen bis auf ihre Gefäße. So wie nichts Zirkelförmiges am Menschen ist, so macht auch kein Profil eines alten Gefäßes einen halben Zirkel.

8 Wenn von mir verlangt würde, sinnliche Begriffe der Schönheit zu bestimmen, welches sehr schwer ist; so würde ich, in Ermangelung alter vollkommener Werke oder deren Abgüsse, kein Bedenken tragen, dieselbe, nach einzelnen Teilen von den schönsten Menschen genommen, an dem Orte, wo ich schriebe, zu bilden. Da nun dieses jetzt im Deutschen nicht geschehen kann, so müßte ich, wenn ich lehren wollte, die Begriffe der Schönheit verneinungs-

Digitized by Google

weise mich anzudeuten begnügen: ich müßte mich aber aus Mangel der Zeit auf das Gesicht einschränken.

Die Form der wahren Schönheit hat nicht unterbrochene Teile. Auf 9
diesen Satz gründet sich das Profil der alten jugendlichen Köpfe, welches nichts Linealmäßiges, auch nichts Eingebildetes ist; aber es ist selten in der Natur, und scheint sich noch seltener unter einem rauhen, als glücklichen Himmel zu finden: es besteht in der sanftgesenkten Linie von der Stirn bis auf die Nase. Diese Linie ist der Schönheit dermaßen eigen, daß ein Gesicht, welches, von vorne gesehen, schön scheint, von der Seite erblickt, vieles verliert, je mehr dessen Profil von der sanften Linie abweicht. Diese Linie hat Bernini, der Kunstverderber, in seinem größten Flor nicht kennen wollen, weil er sie in der gemeinen Natur, welche nur allein sein Vorwurf gewesen, nicht gefunden, und seine Schule folgt ihm. Aus diesem Satze folgt ferner, daß weder das Kinn noch die Wangen, durch Grübchen unterbrochen, der Form der wahren Schönheit gemäß sein können: es kann also auch die mediceische Venus, die ein solches Kinn hat, keine hohe Schönheit sein; und ich glaube, daß ihre Bildung von einer bestimmten schönen Person genommen ist, sowie zwei andere Venus' in dem Garten hinter dem Palast Farnese offenbare Porträtköpfe haben.

Die Form der wahren Schönheit hat die erhobenen Teile nicht stumpf, 10
und die gewölbten nicht abgeschnitten; der Augenknochen ist prächtig erhaben, und das Kinn völlig gewölbt. Die besten Künstler der Alten haben daher denjenigen Teil, auf welchem die Augenbrauen liegen, scharf geschnitten gehalten, und in dem Verfalle der Künste im Altertum, und in dem Verderbnis neuerer Zeiten, ist dieser Teil rundlich und stumpf vertrieben, und das Kinn ist insgemein zu kleinlich. Aus dem stumpf gehaltenen Augenknochen kann man unter anderem urteilen, daß der berühmte, fälschlich so genannte, Antinous im Belvedere zu Rom nicht aus der höchsten Zeit der Kunst sein kann, so wenig wie die Venus. Dieses ist allgemein gesprochen von dem Wesentlichen der Schönheit des Gesichts, welches in der Form besteht: die Züge und Reizungen, welche dieselbe erhöhen, sind die Grazie, von welcher besonders zu handeln ist. Aber ich merke, daß ich meinen Vorsatz überschreite, welchen mir die Kürze der Zeit und meine überhäufte Arbeit setzen; ich will hier kein System der Schönheit, wenn ich auch könnte, schreiben.

Eine männliche Figur hat ihre Schönheit wie eine jugendliche; aber da 11
alles einfache Mannigfaltige in allen Dingen schwerer ist, als das Mannigfaltige an sich; so ist eben deswegen eine schöne jugendliche Figur groß zu zeichnen (ich verstehe in dem möglichen Grade der Vollkommenheit) das schwerste. Die Überzeugung ist für alle Menschen auch von dem Kopfe allein.

Digitized by Google

Nehmt das Gesicht der schönsten Figur in neueren Gemälden, so werdet ihr fast allezeit eine Person kennen, die schöner ist: ich urteile nach Rom und Florenz, wo die schönsten Gemälde sind.

12 Ist ein Künstler mit persönlicher Schönheit, mit Empfindung des Schönen, mit Geist und Kenntnis des Altertums begabt gewesen, so war es Raphael; und dennoch sind seine Schönheiten unter dem Schönsten in der Natur. Ich kenne Personen die schöner sind, als seine unvergleichliche Madonna im Palast Pitti zu Florenz, und als Alkibiades in der Schule von Athen: die Madonna des Correggio ist keine hohe Idee, noch die vom Maratta in der Gallerie zu Dresden, ohne Nachteil von den ursprünglichen Schönheiten in der Nacht des ersteren zu reden: die berühmte Venus vom Tizian in der Tribune zu Florenz ist nach der gemeinen Natur gebildet. Die Köpfe kleiner Figuren vom Albano scheinen schön; aber vom Kleinen ins Große zu gehen, ist hier fast, als wenn man, nach Erlernung der Schiffkunst aus Büchern, die Führung eines Schiffes im Ocean unternehmen wollte. Poussin, welcher das Altertum mehr als seine Vorgänger untersucht, hat sich gekannt, und sich niemals ins Große gewagt.

13 Die Griechen aber scheinen Schönheiten entworfen zu haben, wie ein Topf gedreht wird: denn fast alle Münzen ihrer freien Staaten zeigen Köpfe, die vollkommener sind von Form, als was wir in der Natur kennen, und diese Schönheit besteht in der Linie, die das Profil bildet. Sollte es nicht leicht scheinen, den Zug dieser Linie zu finden? Und in allen Münzbüchern ist von derselben abgewichen. Hätte nicht Raphael, der sich beklagte, zur Galatea keine würdige Schönheit in der Natur zu finden, die Bildung derselben von den besten syrakusanischen Münzen nehmen können, da die schönsten Statuen, außer dem Laokoon, zu seiner Zeit noch nicht entdeckt waren? Weiter, als diese Münzen, kann der menschliche Begriff nicht gehen, und ich hier auch nicht. Ich muß dem Leser wünschen, den Kopf des schönen Genius in der Villa Borghese, die Niobe und ihre Töchter, die Bilder der höchsten Schönheit, zu sehen: außer Rom müssen ihn die Abgüsse oder die geschnittenen Steine lehren. Zwei der schönsten jugendlichen Köpfe sind die Minerva vom Aspasius, jetzt zu Wien, und ein jugendlicher Herkules in dem Stoschischen Museum zu Florenz. Wer die besten Werke des Altertums nicht hat kennen lernen, glaube nicht zu wissen, was wahrhaftig schön ist; unsere Begriffe werden außer dieser Kenntnis einzeln und nach unserer Neigung gebildet sein; von Schönheiten neuerer Meister kann ich nichts Vollkommeneres angeben, als die griechische Tänzerin vom Herrn Mengs, groß wie die Natur, halbe Figur, in Pastell auf Holz gemalt, für den Marquis Croimare zu Paris.

14 Daß die Kenntnis der wahren Schönheit in Beurteilung der Werke der

Digitized by Google

Kunst zur Regel dienen kann, bezeugen die mit großem Fleiße nach alten geschnittenen Steinen gearbeiteten neueren Steine. Natter hat sich gewagt, den angeführten Kopf der Minerva in gleicher Größe und kleiner zu kopieren, und dennoch hat er die Schönheit der Form nicht erreicht: die Nase ist um ein Haar zu stark, das Kinn ist zu platt, und der Mund schlecht; und ebenso verhält es sich mit anderen Nachahmungen in dieser Art. Gelingt es den Meistern nicht, was ist von Schülern zu hoffen, und was könnte man sich von selbstentworfenen Schönheiten versprechen? Ich will nicht die Unmöglichkeit sogar der einfachen Nachahmung alter Köpfe daraus zu erkennen geben; aber es muß solchen Künstlern irgendwo fehlen: Natters Buch von geschnittenen Steinen zeigt nicht viel Einsicht der alten Kunst auch in der einzigen Art, die er allein getrieben, welches künftig kann dargethan werden.

Die eigene Überzeugung von der schwer zu erreichenden Schönheit der 15
Alten ist daher eine der vornehmsten Ursachen von der Seltenheit untergeschobener griechischer Münzen in der besten Zeit: eine falsche neue Münze, die in griechischen freien Staaten geprägt ausgegeben würde, wäre gegen eine jede echte zu entdecken. Unter den Kaiserlichen Münzen ist der Betrug leichter gewesen: die zu alten Münzen geschnittenen Stempel des berühmten Padovano sind im Museum Barberini zu Rom, und die vom Michel, einem Franzosen, der diese Kunst zu Florenz getrieben, sind in dem Stoschischen Museum.

Was zum dritten die Ausarbeitung eines Werks der Kunst im engern 16
Verstande, nach dessen geendigtem Entwurfe, betrifft: so ist der Fleiß in derselben zu loben, aber der Verstand zu schätzen. Die Hand des Meisters erkennt sich, sowie in der Schreibart an der Deutlichkeit und kräftigen Fassung der Gedanken, also in der Ausarbeitung des Künstlers an der Freiheit und Sicherheit der Hand. Auf der Verklärung Christi vom Raphael sieht man die sichern und freien Züge des großen Künstlers in den Figuren Christi, St. Peters und der Apostel zur rechten Hand, und an der mühsam vertriebenen Arbeit des Giulio Romano an einigen Figuren zur Linken. Bewundere niemals, weder am Marmor die glänzende sanfte Oberhaut, noch an einem Gemälde die spiegelnde glatte Fläche; jene ist eine Arbeit, die dem Tagelöhner Schweiß gekostet hat, und diese dem Maler nicht viel Nachsinnen. Der Apollo des Bernini ist so glatt, wie der im Belvedere, und eine Madonna vom Trevisano ist noch viel fleißiger, als die vom Correggio gemalt. Wo Stärke der Arme und Fleiß in der Kunst gilt, hat das Altertum nichts vor uns voraus: auch der Porphyr kann ebenso gut bearbeitet werden, wie vor alters, welches viele unwissende Skribenten leugnen, und zuletzt Clarenças in einem Buche, dessen Übersetzung den Deutschen keine Ehre macht.

Digitized by Google

17 Die größere Glätte an Figuren tiefgeschnittener alter Steine ist nicht das Geheimnis, welches Maffei der Welt zum Besten mitteilend entdecken will, wodurch sich die Arbeit eines alten Künstlers im Steinschneiden von den neuern unterscheidet: unsere Meister in ihrer Kunst haben die Glätte so hoch als die Alten getrieben; die Glätte der Ausarbeitung ist wie die feine Haut im Gesichte, die allein nicht schön macht.

18 Ich tadle dadurch nicht die Glätte einer Statue, da sie zur Schönheit viel beiträgt, unerachtet ich sehe, daß die Alten das Geheimnis erreicht haben, eine Statue bloß mit dem Eisen auszuarbeiten, wie am Laokoon geschehen ist. Es ist auch in einem Gemälde die Sauberkeit des Pinsels ein großer Wert desselben; dieses muß aber von Verschmelzung der Tinten unterschieden werden; denn eine baumrindenmäßige Fläche einer Statue würde so unangenehm sein, als ein bloß mit Borstpinseln ausgeführtes Bild, sowohl in der Nähe als in der Ferne. Man muß mit Feuer entwerfen und mit Phlegma ausführen. Meine Meinung geht auf solche Arbeiten, deren größtes Verdienst der Fleiß allein ist, wie die aus der Berninischen Schule in Marmor, und die von Denner, Seybold und ihresgleichen auf Leinwand.

19 Mein Leser! Es ist diese Erinnerung nötig. Denn da die meisten Menschen nur an der Schale der Dinge umhergehen, so zieht auch das Liebliche, das Glänzende, unser Auge zuerst an, und die bloße Warnung vor Irrungen, wie hier nur geschehen können, macht den ersten Schritt zur Kenntnis.

20 Ich habe überhaupt in etlichen Jahren meines Aufenthalts in Italien eine fast tägliche Erfahrung, wie sonderlich junge Reisende von blinden Führern geleitet werden, und wie nüchtern sie über die Meisterstücke der Kunst hinflattern. Ich behalte mir vor, einen ausführlicheren Unterricht hierüber zu erteilen.

30.

Anweisung des modernen Künstlers zum guten Geschmacke.

Von Raphael Mengs.

Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei. (Zuerst Zürich 1762.) Kapitel II, § 7.

1 Zwei Wege sind, auf welchen man zum guten Geschmacke kommt, wenn man darauf geht von der Vernunft begleitet, der eine ist schwerer als der andere. Der schwerste ist, aus der Natur selbst das Notwendigste und

Digitized by Google

Schönste zu wählen; der andere und leichtere ist, aus den Werken, wo die Wahl schon geschehen, zu erlernen.

Durch den ersteren Weg haben die Alten die Vollkommenheit, nämlich 2
Schönheit und guten Geschmack gefunden; die meisten nach den obgesagten drei Lichtern haben den guten Geschmack auf die letzte Weise gefunden. Diese drei aber haben ihn teils auf die erste, teils auf eine mittlere Art erlangt, nämlich durch die Natur und Nachahmung zugleich. Den guten Geschmack durch die Natur zu finden, ist viel schwerer als durch die Nachahmung, weil zu diesem Wege eine Art philosophischer Verstand gehört, um recht zu urteilen, was in der Natur gut, besser und das beste ist; da in der Nachahmung dieses leichter zu finden, indem wir der Menschen Werke leichter als die Werke der Natur begreifen können. Will man aber die rechte Art Nachahmung finden, so muß man sich dieser nicht mißbrauchen, sondern über die Werke der großen Meister ebenso denken und urteilen, wie jene über die Natur geurteilt haben, sonst wird man an der Schale kauen und die Ursache der Schönheit ihrer Werke nicht begreifen lernen.

Wie aber der Mensch von seiner Geburt an sehr schwach, und in der 3
Kindheit so genährt werden muß, wie die Natur es vertragen kann, bis er durch die Reife stark genug geworden sich der härtesten Speise zur Nahrung zu bedienen: ebenso muß in der Erlernung einer Kunst mit dem Schüler, mit dem schwachen Gehirne des Unwissenden umgegangen werden; es sollen ihm nicht gleich die härtesten Speisen, die stärksten Getränke, nämlich die schwersten Sachen und höchsten Begriffe vorgelegt werden; sonst würde sein Verstand entweder irrig und dumm oder hochmütig werden, weil die Schüler leicht glauben, sie wissen alles, wenn es ihnen der Meister gesagt hat. Ein Schüler soll erstlich mit der reinsten Milch der Kunst genährt werden, nämlich mit den vollkommensten Werken der großen Meister; deswegen will ich auch hieher erst setzen, wie man von der großen Meister Werken denken und dieselben betrachten soll.

Erstlich soll der Schüler nur die besten Sachen vor sich nehmen und nie 4
etwas Garstiges leiden noch besehen, viel weniger nachmachen; die schönen Sachen soll er aber nur richtig, ohne viel die Ursachen, warum sie schön sind, zu suchen, im Anfange nachmachen; dadurch wird er die Richtigkeit des Auges, das nötigste Werkzeug der ganzen Kunst, erwerben. Ist er so weit gekommen, daß er dieses besitzt, alsdann soll er anfangen, über die Werke der größten Meister mit Urteil zu denken und ihre Ursachen erforschen. Dieses geschieht also: der Maler besehe zum Exempel alle Werke Raphaels, Tizians und Correggios und betrachte, was er Schönes in jedem Stücke findet; findet er in allen Werken jedes Meisters einige Sachen allezeit gut

Digitized by Google

beobachtet und schön gemacht, so ist dieses ein Zeichen, daß besagte Teile die Hauptabsicht und Wahl des Meisters gewesen: wenn er aber Teile in einigen Stücken findet, in andern nicht, so ist das ein Zeichen, daß in diesen Teilen nicht die Stärke des Meisters besteht, und sie also nicht seine Absicht noch Geschmack gewesen, und darum also auch nicht die Ursachen der Schönheit seiner Werke und seines Geschmackes sind.

5 In der Malerei sind aber zwei Teile, worin Schönheit zu bezeichnen ist, nämlich Form und Farben: zur Form gehört auch Licht und Schatten; durch die Form werden alle Bedeutungen der Regursachen bezeichnet, durch Farben die Eigenschaften. Regursachen nenne ich alle menschlichen Leidenschaften, Eigenschaften aber alles, was man weich, hart, feucht, trocken und dergleichen nennt. Also sage ich zum Exempel: Raphael hat die Bedeutungen aufs höchste besessen, und diese sind Ursache seiner Schönheit: diese findet man in allen seinen Werken, in den schönsten und in den schlechtesten. Obgleich er in seinen besten Gemälden die Regeln von Licht und Schatten und des Kolorits gut beobachtet hat, so gründen sich diese Schönheiten nicht auf Überlegung, sondern sind die Früchte der Nachahmung der Natur. Folglich ist in seinen Werken der Teil der Bedeutung zu betrachten und zu erlernen. Die Vollkommenheit der Bedeutung besteht darin, daß zum Exempel ein zorniger, ein fröhlicher, ein trauriger Mensch — und so durch alle Leidenschaften — nichts anderes als eben das bedeuten könne, und in solcher Stärke und solchem Maß, als es in jeder Geschichte nötig ist, damit man in einem Werke durch die Gestalten die Geschichte erkenne, nicht aber durch die Geschichte nur die Bedeutungen finde.

6 So betrachte man die Werke des Correggio, man wird in ihnen mehr Annehmlichkeit als in aller andrer Meister Werken finden; es muß also der Maler wissen, welcher Teil der Malerei die höchsten Annehmlichkeiten verursache. Die Malerei wird durch die Augen angenehm, die Augen aber finden in der Ruhe ihr Vergnügen; diese Ruhe der Augen zu verursachen, und zu schmeicheln ist kein Teil der Malerei tauglicher, als Licht und Schatten und Harmonie, und diese waren der Teil des Correggio. Man betrachte alle seine Werke, um in allen diese Teile beobachtet zu finden. Indem er die Ruhe der Augen suchte, fand er auch die Großheit der Formen, weil alles Kleine die Augen mehr als das Große bemüht, und dieses war die Ursache seiner ganzen Schönheit. So suchte Tizian die Wahrheit, nicht aber auf demselben Wege wie Raphael: Raphael bildete den ganzen Menschen, hauptsächlich aber die Seele, und die Ursache des Menschen und der menschlichen Wirkungen; Tizian aber suchte die Wahrheit in der Materie des Menschen und aller anderen Sachen. Darum befliß er sich, aller Dinge Eigenschaft und Sein

Digitized by Google

zu bedeuten, durch die Farben derselben; dazu kam er auch: in seinen Werken hat jede Sache die Farbe, die sie haben soll. Sein Fleisch scheint Blut, Fett, Feuchtigkeit, auch Sehnen und Adern zu haben, und bringt uns dadurch den großen Schein der Wahrheit zuwege. Dies ist also der Teil, den man in ihm zu suchen hat und allezeit in seinen Werken, in schönen und geringern, auch finden wird. Dieses waren die Ursachen der Wirkungen und Schönheiten dieser drei großen Leute, und auf diese Weise soll man auch bei allen großen Meistern die Ursache ihrer Schönheit untersuchen; ich aber habe den Weg dieser Untersuchung gezeigt, wenn ich sagte: daß man betrachten solle, was ein Meister allezeit beobachtet, was sich in allen seinen Werken findet. Dadurch kommt man zur Erkenntnis ihrer Ursachen, diese Ursachen aber kommen von ihrem natürlichen Gefühl.

Ich will aber auch etwas darüber sagen, wie sie sich diese Gefühle zu 7
einem eigenen Geschmacke gemacht: sie waren kluge Leute und hatten, wie ich oben gesagt, eine Art philosophischen Verstand; sie erkannten, daß ein Mensch nicht in allen Stücken vollkommen sein könnte, und weil sie das einsahen, so wählten sie jeder den Teil, worin sie glaubten, daß die höchste Vollkommenheit der Kunst bestünde, und wodurch sie erstlich sich selbst und in der Folge andere rühren und ihnen gefallen könnten. Also hatten alle drei eine gleiche Absicht, nämlich zu gefallen und zu rühren, niemand kann aber durch materielle Werke rühren, er bringe denn in selbige die Ursache, die ihn bewegte, und muß er also von gleicher Sache in der Natur gerührt worden sein. Das ist der Fall dieser Meister, sie zeigten, was sie gefühlt hatten: daß aber jeder von ihnen auf verschiedene Teile gefallen, und jeder einen andern Teil gewählt hat, kommt von ihrem natürlichen Temperamente. In Raphael muß ein gemäßigtes Gefühl nebst gährendem Geiste gewesen sein, welche in ihm immer bedeutende Gedanken erzeugt und dadurch bewirkt, daß ihm auch alles Bedeutende mehr gefallen; in Correggio ein sehr sanfter und weichlicher Geist, der ihm vor allem zu Scharfen und zu Bedeutenden einen Abscheu erregt, und dadurch ihn alles Angenehme und Sanfte erwählen lassen. Tizian aber muß weniger Geist als diese zwei gehabt, und wie jedes sein Gleiches fühlt, er dadurch auch mehr die Materie als das Geistige der Natur gefühlt haben. Also bleibt allemal Raphael der größte.

Ich habe im Anfange gesagt, der Geschmack komme daher, daß, wenn 8
man diese oder jene Teile erwählt, man diejenigen, welche nicht die erforderlichen Eigenschaften besitzen, verwerfe oder auslasse; denn der Geschmack der Künste ist in diesem Stücke dem Geschmacke des Gaumens ähnlich: wie man sauer, süß und bitter nur dasjenige heißt, welches keinen andern Geschmack als diesen allein oder wenigstens in der vorzüglichsten Stärke hat; so heißt

Digitized by Google

auch in der Kunst eine Sache von angenehmem, von wahrem, von bedeutendem und jedem andern Geschmacke, wenn diese Teile sich nicht miteinander verwirren, sondern einer derselben hauptsächlich darin herrscht, und die ihm unnütz, aus dem Werke verworfen sind. So hat Raphael in der Erfindung seiner Werke gleich bei der Bedeutung angefangen, und zwar so, daß er kein Glied geregt, wenn es nicht von nöten gewesen und etwas bedeuten sollen, ja auch in jeder Figur und in jedem Gliede keinen Strich gemacht ohne einen Grund, der zur Hauptbedeutung diente; von der Erschaffung der Menschen an bis auf die geringste Regung dient alles in seinen Werken zu einer Haupturſache: also da er alles Unbedeutende verworfen, so ist er voller bedeutender Schmackhaftigkeit. Die Ursache aber, warum Raphaels Werke nicht einem jeden so bald wie andre Werke gefallen, ist, daß seine Schönheiten Schönheiten der Vernunft und nicht der Augen sind, also erst alsdann durch das Gesicht gefühlt werden, wenn sie den Verstand gerührt haben. Da nun viele Menschen den Verstand von sehr schwachem Gefühl haben, so fühlen sie oft die Schönheiten dieses Malers gar nicht. Da nun Raphael sich die Bedeutung zum Hauptvorwurfe genommen, so hat er auch in jedes Bild, nachdem es die Geschichte verlangte, eine andere und unterschiedene Bedeutung gebracht, und da er diese Bedeutung in allen Teilen der Malerei gehabt, wie ich zunächst sagen werde, so hat er die Bedeutung zu einem sich eigenen Geschmacke gemacht. Eben auf gleiche Weise, nämlich durch Auslassung alles dessen, was nicht zum Hauptzwecke nötig war, erwarb Correggio den Geschmack der Holdseligkeit, und Tizian den der Wahrheit.

31.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil.

Von Goethe.

Teutscher Merkur (herausg. von Wieland) 1789, erstes Vierteljahr. In der Hempelschen Ausgabe Bd. 24 S. 525 ff.

1 Es scheint nicht überflüssig zu sein, genau anzuzeigen, was wir uns bei diesen Worten denken, welche wir öfters brauchen werden. Denn wenn man sich gleich auch derselben schon lange in Schriften bedient, wenn sie gleich durch theoretische Werke bestimmt zu sein scheinen, so braucht denn doch jeder

Digitized by Google

sie meistens in einem eignen Sinne und denkt sich mehr oder weniger dabei, je schärfer oder schwächer er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedrückt werden soll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künstler, bei dem man das natürliche Talent voraussetzen 2
muß, in der frühsten Zeit, nachdem er nur einigermaßen Auge und Hand an Mustern geübt, sich an die Gegenstände der Natur wendete, mit Treue und Fleiß ihre Gestalten, ihre Farben auf das genaueste nachahmte, sich gewissenhaft niemals von ihr entfernte, jedes Gemälde, das er zu fertigen hätte, wieder in ihrer Gegenwart anfinge und vollendete: ein solcher würde immer ein schätzenswerter Künstler sein; denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen Grade wahr würde, daß seine Arbeiten sicher, kräftig und reich sein müßten.

Wenn man diese Bedingungen genau überlegt, so sieht man leicht, daß 3
eine zwar fähige, aber beschränkte Natur angenehme, aber beschränkte Gegenstände auf diese Weise behandeln könne.

Solche Gegenstände müssen leicht und immer zu haben sein; sie müssen 4
bequem gesehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüt, das sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, muß still, in sich gekehrt und in einem mäßigen Genuß genügsam sein.

Diese Art der Nachbildung würde also bei sogenannten toten oder still- 5
liegenden Gegenständen von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen in Ausübung gebracht werden. Sie schließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menschen eine solche Art zu verfahren zu 6
ängstlich, oder nicht hinreichend. Er sieht eine Übereinstimmung vieler Gegenstände, die er nur in ein Bild bringen kann, indem er das einzelne aufopfert; es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchstaben im Zeichnen nur gleichsam nachzubuchstabieren; er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstande, den er öfters wiederholt hat, eine eigne bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur selbst vor sich zu haben, noch auch sich geradezu ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher sich der Geist des Sprechenden 7
unmittelbar ausdrückt und bezeichnet. Und wie die Meinungen über sittliche Gegenstände sich in der Seele eines jeden, der selbst denkt, anders reihen

Digitized by Google

und gestalten, so wird auch jeder Künstler dieser Art die Welt anders sehen, ergreifen und nachbilden; er wird ihre Erscheinungen bedächtiger oder leichter fassen, er wird sie gesetzter oder flüchtiger wieder hervorbringen.

8 Wir sehen, daß diese Art der Nachahmung am geschicktesten bei Gegenständen angewendet wird, welche in einem großen Ganzen viele kleine subordinierte Gegenstände enthalten. Diese letzteren müssen aufgeopfert werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenstandes erreicht werden soll, wie zum Exempel bei Landschaften der Fall ist, wo man ganz die Absicht verfehlen würde, wenn man sich ängstlich beim Einzelnen aufhalten und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr festhalten wollte.

Stil.

9 Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung, sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen charakteristischen Formen nebeneinanderzustellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Stil der höchste Grad, wohin sie gelangen kann, der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.

10 Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten, fähigen Gemüt ergreift, so ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

---

11 Die Ausführung des oben Gesagten würde ganze Bände einnehmen; man kann auch schon manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber ist allein an der Natur und den Kunstwerken zu studieren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu und werden, so oft von bildender Kunst die Rede ist, Gelegenheit haben, uns dieser Blätter zu erinnern.

12 Es läßt sich leicht einsehen, daß diese drei hier voneinander geteilten Arten, Kunstwerke hervorzubringen, genau miteinander verwandt sind, und daß eine in die andere sich zart verlaufen kann.

13 Die einfache Nachahmung leichtfaßlicher Gegenstände — wir wollen hier zum Beispiel Blumen und Früchte nehmen — kann schon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es ist natürlich, daß einer, der Rosen nachbildet, bald die

Digitized by Google

schönsten und frischesten Rosen kennen und unterscheiden und unter tausenden, die ihm der Sommer anbietet, herausſuchen werde. Also tritt hier schon die Wahl ein, ohne daß sich der Künstler einen allgemeinen, bestimmten Begriff von der Schönheit der Rose gemacht hätte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; alles kommt auf die mannigfaltige Bestimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirsche, die fein bestaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirsche, die blendende Rose, die mannigfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunsch im höchsten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüte und Reife in seinem stillen Arbeitszimmer vor sich haben; er wird ihnen die günstigste Beleuchtung geben; sein Auge wird sich an die Harmonie der glänzenden Farben, gleichsam spielend, gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände zu erneuern wieder im stande sein und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des simpeln Daseins die Eigenschaften dieser Gegenstände ohne mühsame Abstraktion erkennen und fassen: und so werden die Wunderwerke eines Huysum, einer Rachel Ruysch entstehen, welche Künstler sich gleichsam über das Mögliche hinübergearbeitet haben. Es ist offenbar, daß ein solcher Künstler nur desto größer und entschiedener werden muß, wenn er zu seinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker ist; wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Teile auf das Gedeihen und das Wachstum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitigen Wirkungen erkennt; wenn er die successive Entwickelung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einsieht und überdenkt. Er wird alsdann nicht bloß durch die Wahl aus den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In diesem Sinne würde man sagen können, er habe sich einen Stil gebildet; da man von der andern Seite leicht einsehen kann, wie ein solcher Meister, wenn er es nicht gar so genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken beflissen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet also gleichsam im Vorhofe des Stils. 14
Je treuer, sorgfältiger, reiner sie zu Werke geht, je ruhiger sie das, was sie erblickt, empfindet, je gelassener sie es nachahmt, je mehr sie sich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr sie das Ähnliche zu vergleichen, das Unähnliche voneinander abzusondern und einzelne Gegenstände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernt: desto würdiger wird sie sich machen, die Schwelle des Heiligtums selbst zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, so sehen wir, daß sie 15
im höchsten Sinne und in der reinsten Bedeutung des Worts ein Mittel zwischen der einfachen Nachahmung und dem Stil sein könne. Je mehr sie

Digitized by Google

bei ihrer leichteren Methode sich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger sie von der andern Seite das Charakteristische der Gegenstände zu ergreifen und faßlich auszudrücken sucht, je mehr sie beides durch eine reine, lebhafte, thätige Individualität verbindet: desto höher, größer und respektabler wird sie werden. Unterläßt ein solcher Künstler, sich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, so wird er sich immer mehr von der Grundfeste der Kunst entfernen, seine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter sie sich von der einfachen Nachahmung und von dem Stil entfernt.

16 Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und respektablen Sinne nehmen, daß also die Künstler, deren Arbeiten nach unserer Meinung in den Kreis der Manier fallen, sich über uns nicht zu beschweren haben. Es ist uns bloß angelegen, das Wort Stil in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe, um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Verständigen unterhalten, ein edles Vergnügen, das wir uns in der Folge zu verschaffen manche Gelegenheit finden werden.

32.

Schilderung einer rein epischen Stimmung.

Von Wilhelm von Humboldt.

Ästhetische Versuche über Goethes „Hermann und Dorothea." (Braunschweig 1799; in den „Gesammelten Werken" [Berlin 1841—1852] Bd. 4.) Abschnitt 61.

1 So wie der epische Dichter von dem höchsten Leben beseelt ist, so malt er auch eigentlich die ganze Dauer desselben, da hingegen der lyrische (um unter diesem Namen alles zusammenzufassen, was jenem entgegensteht) nur einzelne Zustände schildert. Denn er allein bringt eine Stimmung hervor, welche durch das ganze Leben fortdauern kann.

2 Wie wir es in unserer eigenen Erfahrung wirklich, aber nur dann antreffen, wenn wir eine längere Zeit in unsere Erinnerung zurückrufen, so giebt er unserer Empfindung immer neue Modifikationen, läßt dieselben durch die leisesten Übergänge aufeinander folgen, und versteht die Kunst, uns die ganze Tonleiter des Gefühles von Saite zu Saite durchzuführen, abstechende

Digitized by Google

Töne durch Zwischentöne zu mildern, erschütternde allmählich vorzubereiten und ruhig verhallen zu lassen. Sowohl objektiv in seinem Gegenstande, als subjektiv in unserer Einbildungskraft und Empfindung bringt er eine stetige und ununterbrochen zusammenhängende Folge hervor. Wenn der lyrische und tragische Dichter (welche insofern in Eine Klasse gehören) uns oft stoßweise führen, und uns zuletzt plötzlich auf einer steilen Höhe verlassen; so durchläuft er den ganzen Kreislauf, sowohl den objektiven des Lebens, als den subjektiven der Empfindung, mit uns. Denn er will nicht durch einen plötzlichen und entscheidenden Streich Rührung und Erschütterung, sondern durch Ebenmaß und Totalität des Ganzen Erhebung und Ruhe bewirken. Was also das Leben als eine Folge, und eine Folge mannigfaltiger Ereignisse, als ein Ganzes charakterisiert, dies findet man in ihm vollständig, aber in einer einzigen Handlung dargestellt, wieder.

Eine entschiedene Richtung zur epischen Dichtkunst kann daher niemand, 3
als demjenigen eigen sein, der lieber in der äußeren Wirklichkeit, als abgesondert und zurückgezogen in sich lebt, der sich mehr mit dem wirklichen sinnlichen Dasein der Dinge, als mit dem abgezogenen Gedanken und der von aller unmittelbaren sinnlichen Gültigkeit entblößten Empfindung beschäftigt: und wiederum, wer hierzu einen entschiedenen Hang hat, und damit dichterisches Genie verbindet, dessen Richtung kann nicht anders, als gleichfalls entschieden episch genannt werden. Dadurch begreift man noch besser, wie sich in dem epischen Gedichte auf einmal alles vereinigt, woraus die klarste Objektivität, die lebendigste Sinnlichkeit, der thätigste Mut, die größte Fülle der Kraft, die allgemeinste Harmonie hervorgeht, und wie sich diese Gattung notwendig auf den Umfang der Welt und die Dauer des ganzen Lebens ausdehnt. Denn die auf einen bestimmten Punkt gerichtete Empfindung (um die Natur der epischen Stimmung an derjenigen, die ihr geradezu entgegengesetzt ist, zu zeigen) ist immer ein Zustand der Spannung und Anstrengung, der nicht anders als nur Momente lang währen kann.

Wenn man das epische Gedicht seines dichterischen Gewandes entkleidet, 4
so bleibt dasjenige übrig, was die Geschichte in ihrer geistvollsten Behandlung, und die Naturbeschreibung in ihrer größten Allgemeinheit gewährt — ein vollkommener Überblick über die Menschheit und die Natur in ihrer Verbindung. Der wesentliche Unterschied liegt nur in dem, was ein reines Werk der Einbildungskraft ist, darin nämlich, daß der Dichter, um zu einem so allgemeinen Überblick zu führen, nicht, wie jene, wirklich der ganzen Vollständigkeit der Objekte bedarf, sondern einen subjektiven Weg kennt, auch vermittelst eines einzigen Objekts gerade dasselbe und in der That noch mehr zu leisten, da er das Gemüth in eine gleichsam unendliche Stimmung ver-

Digitized by Google

setzt, in der sie über jede, möglicherweise gegebene Anzahl von Objekten hinausgeht. Unter allen Dichtern steht daher der epische auf dem höchsten Standpunkte und genießt der weitesten Aussicht, und unter allen Dichtungsarten ist die epische am meisten fähig, den Menschen mit dem Leben zu versöhnen und ihn für das Leben tauglich zu machen.

5 Zugleich aber kommt keine andere Dichtungsart dem einfachsten und reinsten Begriff der Kunst, der bildlichen Darstellung der Natur, so nahe, und verbindet damit so vollkommen auch den eigentümlichen Vorzug der Dichtkunst, die Schilderung der Folge der Erscheinungen und der inneren Natur der Gegenstände. Mehr als irgend eine andere giebt sie zugleich der Musik Gestalt, und den bildenden Künsten Bewegung und Sprache.

6 Aber diese Bewegung ist immer nur in dem Gegenstande, sie reißt nicht auch zugleich den Dichter und den Leser mit sich fort. Daher ist die Stimmung in beiden immer mehr verweilend, mehr bildend; da hingegen der lyrische Dichter noch in einem buchstäblicheren Sinne als in welchem Pindar diese Worte braucht, von sich ausrufen kann:

Kein Bildner bin ich!
Nicht ruhet zögernd mein Werk
auf weilendem Fußgestell;
nein! mit vollen Segeln,
auf eilendem Nachen
wallet mein Lied dahin!

Denn in der That folgt er selbst dem Wirbel der Empfindung, den er schildert, und eilt, statt bei einzelnen zu verweilen, immer von Bild zu Bild, von Empfindung zu Empfindung fort. Der epische Dichter hält alles das, woran er schon vorübergegangen ist, und das, wozu er eben erst gelangt, zugleich fest, und vereinigt es in ein Ganzes; der lyrische bewahrt das, was er hinter sich zurückläßt, nur noch in der Wirkung auf, die es auf das zunächst Folgende ausübt.

Digitized by Google

33.

Aristoteles' Ansicht über die Wirkung der Tragödie.

Von Jacob Bernays.

Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie. (Breslau 1857.) Wieder abgedruckt in „Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Drama" (Berlin 1880). — Hier sind nur mitgeteilt: Einleitung, Abschnitt I und ein Stück von IV.

I.

Die Definition vom Wesen der Tragödie (*ὅρος τῆς οὐσίας*) lautet bei 1
Aristoteles zu Anfang des sechsten Kapitels der Poetik: *ἔστι . . . τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγεθος ἐχούσης, ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις, δρώντων καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας, δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.* Diese Definition im Zusammenhang mit den in der aristotelischen Rhetorik gegebenen Entwickelungen über „Mitleid und Furcht" zu erläutern und gegen französische und deutsche Mißverständnisse zu verwahren hat Lessing in der Dramaturgie (St. 77) unternommen, mit dem besten Erfolge für den ganzen bis zu *περαίνουσα* sich erstreckenden Teil. In der Behandlung der sechs letzten inhaltschweren Worte schreitet er jedoch nicht mehr so sicher fort; *τοιούτων* erstlich macht ihm Schwierigkeiten, und er entzieht sich ihnen durch folgende, mit seiner sonstigen scharfen Begrenzung von Mitleid und Furcht wenig verträgliche Wendung:

> „Das *τοιουτων* bezieht sich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie soll unser Mitleid und unsere Furcht erregen, bloß um diese und dergleichen Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaften ohne Unterschied zu reinigen. Er sagt aber *τοιουτων* und nicht *τουτων*; er sagt „dieser und dergleichen" und nicht bloß „dieser", um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid nicht bloß das eigentliche sogenannte Mitleid, sondern überhaupt alle philanthropische Empfindungen, sowie unter der Furcht nicht bloß die Unlust über ein uns bevorstehendes Übel, sondern auch jede damit verwandte Unlust, auch die Unlust über ein gegenwärtiges, auch die Unlust über ein vergangenes Übel, Betrübnis und Gram, verstehe."

Ferner bedeutet Lessingen *παθημάτων* ganz dasselbe wie *παθῶν*, und auch er, obgleich er sonst geschickt genug die Goldwage handhabt, auf welche die einzelnen Worte dieser Definition gelegt sind, hat sich nicht die Frage auf-

Digitized by Google

geworfen, warum doch, wenn beide Wörter begrifflich gleichgelten, Aristoteles nicht lieber das von der Rhetorik her für „Mitleid und Furcht" zuerst sich darbietende παθῶν gewählt hat. — Endlich übersetzt Lessing κάθαρσις mit „Reinigung"; worin die „Reinigung" bestehe, will er „nur kurz sagen", während doch bei diesem Hauptpunkte jedermann, auch „die der Sache Gewachsenen" an die Lessing bei einer verwandten Frage (St. 83) appelliert, eine ausführlichere Darlegung und Begründung gerne gesehen hätten, zumal da die näheren Bestimmungen über Katharsis, welche dem Aristoteles selbst unentbehrlich schienen und die er im achten Buch der Politik für die Poetik aufsparen zu wollen erklärt, jetzt in unserer Poetik vergebens gesucht werden. Lessings Erläuterung nun ist diese (St. 78):

> „Da, es kurz zu sagen, diese Reinigung in nichts anders beruht, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unserem Philosophen, sich diesseits und jenseits ein Extremum findet, zwischen welchen sie inne steht: so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremis des Mitleids zu reinigen vermögend sein; welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein, in Ansehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlt, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein, in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste in Angst setzt. Gleichfalls muß das tragische Mitleid in Ansehung der Furcht dem was zu viel und dem was zu wenig steuern: sowie hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids."

2 Man muß gestehen, ist dem Aristoteles eine solche „Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" wesentliche Bestimmung der Tragödie — und sie wäre es ihm doch, wenn er die Katharsis in solcher Bedeutung einer Definition des Wesens (ὅρος τῆς οὐσίας) einverleibt —: so ist ihm auch die Tragödie wesentlich eine moralische Veranstaltung; ja, nach der Lessingschen Durchführung durch alle Stufen des zu vielen und zu wenigen Mitleidens und Fürchtens, dürfte man die Tragödie ein moralisches Korrektionshaus nennen, das für jede regelwidrige Wendung des Mitleids und der Furcht das zuträgliche Besserungsverfahren in Bereitschaft halten müsse. Begreiflicherweise konnte sich mit einer solchen Auffassung niemand weniger befremden als der vom Alter verklärte, die Teleologie aus seinen Ansichten über Natur und Kunst immer bewußter entfernende Goethe. „Die

Digitized by Google

Musik — sagt er (Nachlese zu Aristoteles' Poetik. 1826) — so wenig als irgend eine Kunst vermag auf Moralität zu wirken. Tragödien — fügt er hinzu und wenn jemand, so darf Er hier mitreden — Tragödien und tragische Romane beschwichtigen den Geist keineswegs, sondern versetzen das Gemüt nur in Unruhe"; und er leugnet es, daß Aristoteles „indem er ganz eigentlich von der Konstruktion der Tragödie rede, an die Wirkung und, was mehr sei, an die entfernte Wirkung denken könne, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde." So hat Goethe sich denn von dieser für ihn zwingenden Rücksicht, jede moralische Abzweckung aus der Definition zu verbannen, auch bei seinem Erklärungsversuch der aristotelischen Worte leiten lassen und deshalb die Katharsis von dem Zuschauer hinweg in die tragischen Personen verlegen wollen durch folgende Übersetzung: „die Tragödie ist eine Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die nach einem Verlauf von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt." Es bedarf für Kenner des Griechischen keines Wortes darüber daß δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα κάθαρσιν nimmermehr heißen kann „nach einem Verlauf von Mitleid und Furcht mit Katharsis abschließend" sondern nur heißen kann „durch Mitleid und Furcht Katharsis bewirkend"; und Kenner des Aristoteles, wie sehr sie auch über die bestimmte Bedeutung von Katharsis im unklaren sein mögen, wissen doch aus dem achten Buch der Politik, daß mit diesem Wort jedenfalls ein Vorgang im Gemüte des Hörers und Zuschauers (ἀκροατής, θεατής) von Musik und Tragödie, keinenfalls ein ausgleichender Abschluß der dargestellten Handlung bezeichnet ist. So leicht es nun gelang Goethes Übersetzung als eine völlig verunglückte zurückzuweisen, so wenig haben die zahlreichen späteren Behandler der aristotelischen Stelle die empfindlichen Übelstände zu heben vermocht, welche den Dichter von der Lessingschen Ansicht abschrecken mußten. Der erwähnenswerteste von diesen späteren Erklärern, Eduard Müller (Theorie der Kunst bei den Alten II, 62 und 377—388) gelangt unter fleißiger Beachtung vieler in den übrigen aristotelischen Schriften zerstreuten Winke zu dem Ergebnis: „Wer sollte noch zweifeln, daß eben in Umwandlung der Unlust, die dem Mitleid und der Furcht anhaftet, in Lust die Reinigung dieser und andrer Leidenschaften besteht, oder damit wenigstens im innigsten Zusammenhang steht." Aber mit solchen Distributiv-Partikeln ist es bei Begriffsbestimmungen immer eine mißliche Sache. Enthält der zweite durch „oder" eingeleitete Satzteil das Richtige und darf man daher von der Umwandlung der Unlust in Lust nur sagen, daß sie mit der Katharsis in Zusammenhang stehe, sei dieser Zusammenhang so innig er wolle: so fragt man noch immer mit Recht, worin besteht denn aber die

Digitized by Google

Katharsis? Aristoteles hat sich — diese Voraussetzung ist sicherlich nicht zu kühn — gewiß unter Katharsis etwas Bestimmtes, nicht eines oder das andere gedacht; und wenn in neuerer Zeit „tragische Reinigung der Leidenschaften" in die zahlreiche Klasse ästhetischer Prachtausdrücke übergegangen ist, die jedem Gebildeten geläufig und keinem Denkenden deutlich sind, so ist dies wahrlich nicht des Stagiriten Schuld.

3 Denn der Nebel, welcher jene Reinigungsphrase in dem landesüblichen Kunstrichterjargon umgiebt, sowie das Bemühen, in der Katharsis eine Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten oder eine Umwandlung der Unlust in Lust nachzuweisen, schreiben sich beide daher, daß man vergaß, wie deutlich Aristoteles selbst Katharsis als einen erst von ihm geprägten ästhetischen Terminus hinstellt. Nachdem dies einmal vergessen worden, lag nichts näher als Katharsis, nach der gewöhnlichen Bedeutung des Verbum καθαίρω, durch „Reinigung" zu übersetzen; und unvermeidlich ward es alsdann, die Tragödie, als Reinigerin, an den Leidenschaften, als Objekten der Reinigung, allerlei Operationen vollziehen zu lassen, die mit der alltäglich von Hausfrauen und Scheidekünstlern geübten Reinigung, d. h. mit der Sonderung des Unlautern vom Lautern, nähere oder entferntere Ähnlichkeit haben. Um von diesen Abwegen wieder in die gerade Straße einzulenken, muß die Untersuchung sich vor allen Dingen auf die schon mehrmals erwähnte und auch von den Erklärern der Poetik wenigstens citierte Stelle im achten Buch der Politik richten, die wenngleich nicht so eingehend als man wünschen könnte, doch bei weitem nicht so kurz wie die Definition in der Poetik über Katharsis redet. Von ihrem Vorhandensein scheint Goethe nur ein dunkles Gerücht vernommen zu haben, zunächst wohl durch Herder, dessen Behandlung freilich keine großen Erwartungen von ihrer Nutzbarkeit erregen konnte. Auch Lessing, der einmal (St. 78 z. A.) sehr flüchtig sie erwähnt, hat durch seltsamen Zufall es versäumt sie aufzuschlagen; denn den noch seltsameren Zufall anzunehmen daß Lessing sie näher gekannt und trotzdem nicht in der ihr zukommenden Wichtigkeit erkannt habe, wird niemand sich entschließen, der die Worte liest.

II.

4 Aristoteles will dort (Polit. VIII Kap. 7) den verschiedenen musikalischen Harmonien ihr Gebiet in einem wohlgeordneten Staat anweisen und sagt: „Wir nehmen die Einteilung einiger Philosophen an, welche die Lieder scheiden erstlich in solche, die eine stetige sittliche Stimmung (ethische), zweitens in solche, die eine bewegte, zur That angeregte Stimmung (praktische), drittens in solche, die Verzückung bewirken (enthusiastische). Nun soll

Digitized by Google

man aber, nach unserer Ansicht, die Musik nicht bloß zu einem, sondern zu mehreren nützlichen Zwecken anwenden, erstens als Teil des Jugendunterrichts, zweitens zu Katharsis — was Katharsis ist, werden wir jetzt nur im allgemeinen sagen, aber in der Abhandlung über Dichtkunst wieder darauf zurückkommen und bestimmter darüber reden — drittens zur Ergötzung, um sich zu erholen und abzuspannen. So kann man denn alle Harmonien verwenden, aber nicht alle in derselben Weise, sondern als Teil des Jugendunterrichts solche, die eine möglichst stetige, sittliche Stimmung bewirken, dagegen zum Anhören eines musikalischen Vortrags anderer solche, die eine bewegte, zur That angeregte Stimmung und auch solche, die Verzückung bewirken. Nämlich, der Affekt, welcher in einigen Gemütern heftig auftritt, ist in allen vorhanden, der Unterschied besteht nur in dem Mehr oder Minder, z. B. Mitleid und Furcht (treten in den Mitleidigen und Furchtsamen heftig auf, in geringerem Maße sind sie aber in allen Menschen vorhanden). Ebenso Verzückung. (In geringerem Maße sind alle Menschen derselben unterworfen), es giebt aber Leute, die häufigen Anfällen dieser Gemütsbewegung ausgesetzt sind. Nun sehen wir an den heiligen Liedern, daß wenn dergleichen Verzückte Lieder, die eben das Gemüt berauschen, auf sich wirken lassen, sie sich beruhigen, gleichsam als hätten sie ärztliche Kur und Katharsis erfahren (*ὥσπερ ἰατρείας τυχόντας καὶ καθάρσεως*). Dasselbe muß nun folgerecht auch bei den Mitleidigen und Furchtsamen und überhaupt bei allen stattfinden, die zu einem bestimmten Affekte disponiert sind (*παντὸ δὴ τοῦτο ἀναγκαῖον πάσχειν καὶ τοὺς ἐλεήμονας καὶ τοὺς φοβητικοὺς καὶ τοὺς ὅλως παθητικους*), bei allen übrigen Menschen aber insoweit etwas von diesen Affekten auf eines jeden Teil kommt; für alle muß es irgend eine Katharsis geben und sie unter Lustgefühl erleichtert werden können (*πᾶσι γίγνεσθαί τινα κάθαρσιν καὶ κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς*). In gleicher Weise nun wie andere Mittel der Katharsis bereiten auch die kathartischen Lieder den Menschen eine unschädliche Freude (*χαρὰν ἀβλαβῆ*). Man muß also die gesetzliche Bestimmung treffen, daß diejenigen, welche die Musik für das Theater ausüben (das ja unschädliche Freude schaffen soll) mit solchen kathartischen Harmonien und Liedern auftreten. Da nun aber das Publikum doppelartig ist (*ὁ θεατὴς διττός*), ein freies und gebildetes einesteils, andernteils ein gemeines, aus niederen Handwerkern, Tagelöhnern und dergleichen bestehendes, so muß man auch zur Erholung der letzteren Aufführungen und Schaugenüsse einrichten. Wie nun die Gemüter dieses Teiles des Publikums aus der naturgemäßen Beschaffenheit verschroben sind, so giebt es auch in den Harmonien Absprünge und unter den Liedern eine stürmische und gefärbte Gattung; jedem gewährt aber das allein Vergnügen, was seiner

Digitized by Google

Natur entspricht; man muß daher den auftretenden Künstlern die Freiheit lassen, vor einem solchen Publikum sich solcherlei Gattung von Musik zu bedienen."

5 Die Stelle mußte hier auch mit ihren letzten, nicht unmittelbar von Katharsis handelnden Sätzen vorgeführt werden, weil eben diese letzten Sätze den unwiderleglichen Beweis liefern, wie durchaus fern dem Aristoteles der Gedanke des vorigen Jahrhunderts liegt, das Theater zu einem Filial- und Rivalinstitut der Kirche, zu einer sittlichen Besserungsanstalt zu machen, wie rücksichtslos er vielmehr bemüht ist, ihm den Charakter eines Vergnügungsortes für die verschiedenen Klassen des Publikums zu wahren. Während Platon seinen ganzen Eifer aufbietet um die neumodische, von der alten Einfachheit abweichende Musik als den Urquell aller Entsittlichung zu verpönen, will Aristoteles daß man auch den Abarten der Musik ihren Spielraum lasse; weil es nun einmal ein verschrobenes Publikum giebt, das seiner Natur nach nur an verschnörkelter Musik Vergnügen findet, so soll man ihm da wo es an seltenen Festen Vergnügen und Erholung sucht, auch solche minder gute Musik bieten, es nicht durch ganz gute Musik langweilen und bessern wollen. In dieser Ansicht über die Bestimmung des Theaters ist die gebieterische Aufforderung gegeben, nun auch von der theatralischen Katharsis alles fern zu halten, wodurch das etwa darin liegende moralische Element ein Übergewicht über das hedonische gewinnen, sittliche Besserung als hauptsächlicher Zweck, Lust und Vergnügen nur als unentbehrliche Mittel erscheinen, ihnen nur die Bedeutung zugestanden würde, als Honig um den Rand des Bechers diejenigen anzulocken, welche den heilsamen Trank in seinem unversüßten Zustande verschmäht hätten.

6 Und wozu auch die theatralische Katharsis vom moralischen oder hedonischen Gesichtspunkt aus ansehen, bevor man es mit dem Gesichtspunkte versucht, unter welchen Aristoteles die Katharsis überhaupt in der Stelle der Politik gerückt hat? das ist aber nicht der moralische, so wenig wie der rein hedonische; es ist ein pathologischer Gesichtspunkt.

7 Pathologisch ist gleich das erste, auf der allgemein griechischen Erfahrung über Verzückte ruhende, thatsächliche Beispiel einer Katharsis, aus welchem der Philosoph dann auch für alle übrigen Gemütsbewegungen die Möglichkeit einer ähnlichen kathartischen Behandlung folgert (S. 325 Mitte). Die von dem mythischen Sänger Olympos hergeleiteten, phrygischen Lieder — denn daß vornehmlich diese unter den „heiligen Liedern" gemeint sind, ist mit Gewißheit aus einer anderen Stelle des Aristoteles und aus Platon zu entnehmen — versetzen sonst ruhige Menschen in Verzückung; dagegen von Verzückung Besessene empfinden, nachdem sie jene rauschenden Lieder gehört oder gesungen

Digitized by Google

haben, eine Besänftigung. Etwa wie Catull in seinem Attis es hätte machen können, wenn der poetischste römische Poet so viel von Enthusiasmus verstanden hätte als der nüchternste griechische Philosoph. Der Poet hätte den schwärmenden Jüngling, nachdem er ihn in dem phrygischen Liede rasen lassen, nicht erst noch in den Wäldern umherzujagen brauchen, damit er von dieser Strapaze ermüdet in Schlaf sinke und dann am anderen Morgen das Selbstbewußtsein wiederfinde. Gleich nachdem die verhaltene Verzückung sich in das tobende Lied ergossen, hätte sie nachlassen und einer besonnenern Stimmung Raum geben dürfen. Das Gedicht hätte darüber höchstens die Verzierung eines Sonnenaufgangs eingebüßt, an poetischem Wert sicherlich nichts verloren, und an pathologischer Wahrheit unendlich gewonnen; es hätte die Katharsis des Enthusiasmus dargestellt.

Streng auf pathologischem Gebiet halten sich ferner wie jenes that- 8
sächliche Beispiel so auch die erklärenden Ausdrücke, durch welche Aristoteles die Katharsis verdeutlichen will. Die besänftigten Verzückten — sagt er — „haben gleichsam ärztliche Kur und Katharsis erfahren (*ὥσπερ ἰατρείας τυχόντας καὶ καθάρσεως*)." Gleichsam, also nicht eigentlich; also liegt bei *κάθαρσις* ebensowohl eine Metapher zu Grunde wie bei *ἰατρεία*. Nun heißt aber *κάθαρσις*, sobald man von der ganz allgemeinen „Reinigung" absieht, die eben wegen ihrer Allgemeinheit nichts aufklärt, die nach der viel konkreteren *ἰατρεία* noch hinzuzufügen Aristoteles keine Veranlassung haben konnte, die endlich so sehr allgemein ist, daß es unstatthaft wäre ihr ein nur für Metapher passendes „gleichsam" voraufzuschicken — konkret also gefaßt heißt *κάθαρσις* in griechischer Sprache nur zweierlei: entweder eine durch bestimmte priesterliche Ceremonien bewirkte Sühnung der Schuld, eine Lustration, oder eine durch ärztliche erleichternde Mittel bewirkte Hebung oder Linderung der Krankheit.

Auf die erste Bedeutung ist Dionysius Lambinus in seiner Übersetzung 9
der Politik verfallen; er giebt *κάθαρσις* wieder durch lustratio seu expiatio. Wenn dieser Franzose des sechzehnten Jahrhunderts bisher der einzige namhaftere Vertreter dieses Mißverständnisses geblieben ist und auch in neuerer Zeit, wo doch eine „Lustration durch Tragödie" Weihwasser auf die Mühle der Romantiker geliefert hätte, niemand sie dem Aristoteles aufzubürden wagte, so hat man das wohl nicht bloß den kurzen Worten zu verdanken, mit welchen Friedrich Wolfgang Reiz sie zurückweist in seiner Ausgabe der zwei, nach der gewöhnlichen Zählung, letzten, von ihm jedoch schon richtig geordneten Bücher der aristotelischen Politik; denn diese gediegene Arbeit des Gründers der Leipziger Philologenschule ist gar nicht so verbreitet und gekannt wie sie es verdient. Aber auch ohne fremde Anregung mußte jeder nur ein

Digitized by Google

wenig Nachdenkende die Unmöglichkeit einsehen, daß Aristoteles hier, ganz gegen seine sonstige Weise, einen philosophischen Terminus aus den populären Kultusgebräuchen entlehnt habe, um sein eigentliches Ziel nun erst vollends zu verfehlen. Denn da er doch nicht die Ceremonien selbst, die Räucherungen und Waschungen, im Auge haben konnte, sondern höchstens die gemütlichen Wirkungen, welche der Lustrierte empfindet, so würde er eine erklärungsbedürftige Gemütserscheinung — die Beruhigung der Verzückten mittels rauschender Lieder — durch Vergleichung mit einer anderen, von vornherein um nichts klareren Gemütserscheinung — dem schuldentladenen Gefühl des Gesühnten — haben erklären wollen. Eine so unfruchtbare und so augenfällige Taschenspielerei einem Aristoteles zuzuschreiben kann kein Besonnener sich berechtigt halten. Faßt man dagegen Katharsis in der allein noch übrigen, medizinischen Bedeutung, so schickt sich alles aufs beste. Dann ist κάθαρσις nur eine besondere Art der allgemeinen und deshalb auch an erster Stelle genannten ἰατρεία; die Verzückten kommen durch orgiastische Lieder zur Ruhe wie Kranke durch ärztliche Behandlung, und zwar nicht durch jede beliebige, sondern durch eine solche Behandlung, welche kathartische, den Krankheitsstoff ausstoßende, Mittel anwendet. Nun ist die rätselhafte pathologische Gemütserscheinung in der That verdeutlicht, denn sie wird versinnlicht durch den Vergleich mit pathologischen körperlichen Erscheinungen.

10 Und bald darauf wo, in unverkennbarem Hinblick auf die Tragödie, von allen leicht afficierbaren Personen, denen eine der orgiastischen ähnliche Katharsis in Aussicht gestellt ist, mit Namen nur die „Mitleidigen und Furchtsamen" erwähnt, die übrigen kurzweg unter παθητικοί zusammengefaßt werden, weiß Aristoteles kein passenderes Nebenwort zu κάθαρσις aufzuspüren als „Erleichterung (κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς)," die, wie jedermann sieht, nichts mit Moral zu schaffen haben kann, da in der augenblicklichen Erleichterung ja nicht einmal eine Zurückführung auf den Normalzustand liegt, und die andrerseits so wenig hedonisch an sich ist, daß Aristoteles, um diesen allerdings ihm unentbehrlichen Begriff nicht zu missen, erst μεθ' ἡδονῆς hinzufügen muß. Er kann also mit „Erleichterung" abermals nur eine Versinnlichung des Vorgangs im Gemüt durch Hindeutung auf analoge körperliche Erscheinungen bezwecken wollen.

11 Möge niemand in voreiliger Zimpferlichkeit die Nase rümpfen über vermeintliches Herabziehen der Ästhetik in das medizinische Gebiet. Unsere Aufgabe ist es zunächst nicht, eine an und für sich vollkommene Definition von Tragödie aufzustellen, sondern die Bedeutung der Wörter, welche Aristoteles in seiner Definition gebraucht hat, zu ermitteln auf dem Wege methodischer Hermeneutik. Führt uns dieser Weg, ehe er in den Hain der Musen mündet,

Digitized by Google

am Tempel des Äskulap vorüber, so ist dies für Kenner des Stagiriten nur ein Beweis mehr, daß wir in den richtigen Spuren gehen. Sohn eines königlichen Leibarztes und selbst die ärztliche Kunst in seiner Jugend zeitweilig ausübend, hat Aristoteles die ererbten medizinischen Neigungen nicht bloß für den streng naturwissenschaftlichen Teil seiner philosophischen Thätigkeit nutzbar gemacht; auch seine psychologischen und ethischen Lehren zeigen, trotz aller Fäden, die sie mit der Metaphysik verknüpfen, doch eine stets wache Rücksicht und Achtung für das Körperliche, ein Ablehnen nicht nur der Askese, sondern jeglicher spiritualistischen Nervosität, wie es den Ärzten, den wissenschaftlichen Weltmännern, zu allen Zeiten so natürlich ist, bei Philosophen aber, wenn diese einmal den Himmel der Idee erstiegen hatten, auch in Griechenland so selten war. Ja selbst in rein logischen und spekulativen Fragen wählt er die erläuternden Beispiele mit sichtlicher Vorliebe aus dem Bereich ärztlicher Erfahrungen; wo er z. B. das Dasein einer unbewußten Zweckmäßigkeit in Natur und echter Kunst behauptet — daß der Künstler seine einzelnen Schritte nicht überlege und doch nie fehltrete (*ἡ τέχνη οὐ βουλεύεται*), daß die Natur teleologisch wirke ohne transcendent zu werden — kommt ihm kein treffenderes Beispiel in den Sinn als die „instinktive Selbstkur medizinischer Laien", die gleichsam von der Krankheit belehrt, blindlings das spezifische Heilmittel verlangen (*ὅταν τις ἰατρεύῃ αὐτὸς ἑαυτόν· τούτῳ γὰρ ἔοικεν ἡ φύσις* Phys. ausc. II, 8 a. E.). Muß man nun hier, wo es sich um die ruhige, gesunde Naturmacht handelt, das unzweideutig medizinische Gleichnis stehen lassen, so wird man noch viel weniger eine Worterklärung des Terminus „Katharsis", nach welcher heftige Gemütserregungen mit körperlichen Krankheitserscheinungen parallelisiert würden, bloß ihres medizinischen Geruchs wegen verwerfen wollen. Einen anderen Einwurf aber als dergleichen auf Mißbehagen an Medizinischem beruhende gewärtigen wir nicht von Lesern, die unserer Prüfung der Stelle der Politik gefolgt sind; und wir dürfen daher, bevor die Anwendung auf die Lehren der Poetik gemacht wird, das rein terminologische Ergebnis der bisherigen Untersuchung dahin feststellen, daß Katharsis sei: eine von Körperlichem auf Gemütliches übertragene Bezeichnung für solche Behandlung eines Beklommenen, welche das ihn beklemmende Element nicht zu verwandeln oder zurückzudrängen sucht, sondern es aufregen, hervortreiben und dadurch Erleichterung des Beklommenen bewirken will.

III.

Aus diesem Verständnis von Katharsis erwächst nun der gewiß nicht 12
gering anzuschlagende Gewinn, daß die kathartische Wirkung der griechischen und jeder wahren Tragödie nicht länger mittelst Analysen der einzelnen Dramen

Digitized by Google

braucht nachgewiesen zu werden, was, solange in Katharsis eine moralische Verbesserung der Leidenschaften gefunden wurde, deshalb unerläßlich war, weil es gar nicht erst der Unantastbarkeit des Genies, wie sie einen Goethe und Platon schützte, sondern bloß gewöhnlicher Ehrlichkeit bedarf zu dem Bekenntnis, daß man eine solche moralische Wirkung von Tragödien unmittelbar nicht verspüre, um so weniger verspüre, je besser die Tragödien sind. Und unmittelbar müßte doch, wie Goethe (s. oben S. 323) mit Recht hervorhebt, die Wirkung sein, wenn ihr ein so fester und hoher Platz in der Definition eingeräumt werden soll. Hätte Lessing sich nicht durch die Eile, welche ihn in der Dramaturgie vorwärts treibt, von der Verpflichtung zu jenem analytischen Nachweis entbunden erachtet, vielleicht daß er unter dem Versuch die Unmöglichkeit des Gelingens eingesehen und dann sich dazu verstanden hätte, nicht zwar seine Ansicht von dem moralisierenden Theater überhaupt — denn diese gehört bei Lessing zu dem Tribut, welchen er seinem noch nicht durch Goethe befreiten Jahrhundert abträgt — aber doch die Annahme einer aus den griechischen Tragödien abstrahierten moralischen Katharsis bei Aristoteles zu berichtigen. Nachfolger Lessings freilich, die keine Eile hatten, sind frischen Mutes daran gegangen, die von ihm unterlassenen Analysen nachzuliefern; mit welchem Erfolge, mag jeder selbst entscheiden, der es über sich gewinnen kann, der folternden Katechese beizuwohnen, welche dann immer nach einem Moralkompendium des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts angestellt wird mit der gewaltigen Muse des Äschylos, welche alle derartige Moral überragt, mit der milden des Sophokles, welche alle derartige Moral übersieht, und mit der leidenschaftlichen des Euripides, welche alle derartige Moral übertäubt. Eines so peinlichen Geschäfts, die große tragische Trias ins moralische Verhör zu nehmen, war Aristoteles und sind wir mit ihm völlig überhoben. Seine Forderung der Katharsis verlangt von der Tragödie nichts weiter, als daß sie dem Zuschauer einen Stoff biete, an dem er die Doppelempfindung von Mitleid und Furcht auslassen könne; wie der Dichter demgemäß sein Werk anlegen müsse, darüber hat Aristoteles unter reichlichen, teils lobenden, teils tadelnden Hinweisungen auf das griechische Bühnenrepertoir im dreizehnten und vierzehnten Kapitel der Poetik die strengsten und fruchtbarsten Regeln gegeben; dafür aber, daß die tragisch wirksamen Stücke diese pathologische Wirkung üben, hat er gewiß auch in dem verlorenen Abschnitt nicht erst litterärgeschichtliche Belege beigebracht; und hätte jemand sie ihm abgefordert, so würde er wohl, da er in solchen Fällen ja derb zu werden pflegt, ähnlich geantwortet haben, wie er es bei einer gleichartigen Gelegenheit thut: „das heiße Belege verlangen für Dinge, die wir zu gut empfinden, als daß sie eines Beleges bedürfen" (*ζητεῖν λόγον ὧν βέλτιον ἔχομεν ἢ λόγον*

Digitized by Google

δεῖσθαι Phys. VIII, 3. a. E.). Nur einmal hat er mit dem Maßstab der allgemein kathartischen Theorie, nicht die einzelnen Musterdramen, sondern die tragische Kraft der Musterdichter gemessen, und das Ergebnis, worüber so mancher schon verwundert die Hände zusammenschlug, lautet dahin, daß „Euripides, wie viel er auch sonst im dramatischen Haushalt versehe, doch augenscheinlich der tragischste unter den Dichtern sei (*ὁ Εὐριπίδης, εἰ καὶ τὰ ἄλλα μὴ εὖ οἰκονομεῖ, ἀλλὰ τραγικώτατός γε τῶν ποιητῶν φαίνεται* Poet. 13. p. 1453ᵃ, 29)." Nimmermehr wäre ein solches Urteil zu erklären, wenn Aristoteles in Katharsis eine moralische Verbesserung oder auch nur eine direkte Beruhigung der Leidenschaften verlangt hätte. Denn wie entfernt man sich auch von der knabenhaft hochmütigen Verkennung wissen mag, durch welche die Romantiker an Euripides gefrevelt haben: sittlichen oder künstlerischen Frieden wird man in ihm selbst so wenig wie in seinen Stücken finden können. Vielmehr eine Wollust des Zerreißens und der Zerrissenheit, eine ekstatische Verzweiflung, ein aus allen Tiefen des Verstandes und des Herzens aufstöhnendes Mitleid mit der zusammenbrechenden alten Welt und eine im Schaudern schwelgende Furcht vor dem Eintritt der herannahenden neuen Zeit — diese Stimmungen sind es, welche aus der Persönlichkeit des Euripides in seine Dramen übergehen und nun auch den Zuschauer zu ähnlichen Orgien des Mitleids und der Furcht hinreißen. Aber eben weil Euripides so wirkt, weil er diese Affekte so mächtig hervorlockt, ihrer Flut ein so tiefes und breites Bette gräbt, in das sie sich ergießen kann, eben deshalb ist Euripides der kathartischste, und weil in dieser sollicitierend entladenden Katharsis die nächste Wirkung der Tragödie bestehen soll, darf Aristoteles in Einem Athem die sonstigen dichterischen Mängel des Euripides rügen und dennoch behaupten, daß er der „tragischste unter den Dichtern sei"; und zwar — sagt Aristoteles — sei er dies „augenscheinlich (*φαίνεται*);" die einstimmige Empfindung des griechischen Publikums bestätigt dieses Urteil über Euripides, so gut wie sie die Forderung der pathologischen Katharsis, aus welcher es allein erklärlich wird, durch alle guten Tragödien, durch die eine in vollerem, durch die andere in minderem Maße, als erfüllt bezeugt.

Jedoch nicht bloß zwischen den antiken Dichtern und dem Philosophen 13
macht die richtig verstandene Katharsis jede Konziliation unnötig; auch zu den Grundanschauungen Goethes, die doch, wie sich ehrlicherweise nicht leugnen läßt, Gemüter und Köpfe aller echten Söhne unseres Jahrhunderts beherrschen, stellt sich ein erwünschtes Einvernehmen heraus. Denn das Abstoßende der Lessingschen moralischen Erklärung lag für Goethe weniger darin, daß sie die Wirkung überhaupt in die Definition aufnimmt, als darin, daß diese Wirkung nur eine so indirekte und accidentielle sein solle, wie eine moralische es not-

Digitized by Google

wendig sein muß. Es ist Goethen unglaublich, daß Aristoteles nicht bloß an die Wirkung „sondern, was mehr sei, an die entfernte Wirkung gedacht habe, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde“ (s. oben S. 323). Wie er in der Naturwissenschaft die grillenhaft willkürliche Teleologie nicht ertragen kann, welche den Naturdingen einen Zweck anhängt, und etwa, um ein englisches Spottexempel zu gebrauchen, das Element des Feuers deshalb vorhanden sein läßt, damit der rauchende Mensch seine Cigarre daran anstecke, so will er diese transcendente Teleologie auch in der Kunst nicht dulden, nicht einmal bei Aristoteles dulden, von dem Goethe gewiß so gut wußte wie wir alle es wissen, daß er den Zweckbegriff zu einem der vier Grundpfeiler seiner ätiologischen Methode gemacht hat. Aber so wenig wie Goethe etwas dawider gehabt hätte, daß man in der Diagnose eines Naturdinges, zumal eines Naturorganismus, von derjenigen Wirkung rede, welche nur die notwendige Ausstrahlung des Wesens, nur die von der individuellen Bestimmtheit unzertrennliche Bestimmung, nur die nach außen gewendete Seite der inneren Eigenschaften ist, daß man z. B. vom Feuer sage, es zünde, von der Pflanze, sie dufte, von dem Menschen, er beherrsche die Welt durch den Gedanken — ebensowenig würde Goethe an dieser immanenten Teleologie in der Definition eines Kunstorganismus Anstoß genommen haben. Und anderes als die mit der einwohnenden Zweckmäßigkeit unauflöslich verknüpfte Wirkung sagt die richtig verstandene Katharsis von der Tragödie nicht aus. Wie das Feuer zündet, wenn ein entzündlicher Stoff ihm nahe kommt, so muß die aus traurigen und furchtbaren Ereignissen zusammengesetzte tragische Handlung bei jedem zu Mitleid und Furcht erregbaren, d. h. bei jedem in naturgemäßer Verfassung befindlichen Zuschauer einen Ausbruch dieser Affekte bewirken. Wenn Goethe doch nur seinen bekannten, leider erst als es zu spät war gefaßten Vorsatz, ordentlich Griechisch und zwar am Aristoteles zu lernen, noch hätte ausführen können! Seine ästhetischen Grundsätze hätten dann, mit sprachkundiger Sicherheit vereinigt, geradeswegs ihn zu der richtigen Auffassung des Schlußgliedes der Definition führen müssen; und andrerseits würde er eingesehen haben, daß die ihm unerläßlich scheinende Forderung einer „versöhnenden Abrundung“, welche er unter grausamer Vergewaltigung des Wortlautes jenem Schlußglied aufzwingen will, allerdings von Aristoteles als berechtigt anerkannt, aber auch schon in ihr Recht eingesetzt worden ist durch ein früheres Glied der Definition, welches von der Tragödie eine „vollständige Handlung (*τελείας πράξεως*)“ verlangt, eine Handlung, wie Aristoteles selbst (7. p. 1450^{b}, 26) erläutert, „mit Anfang, Mitte und Ende“ (*τὸ ἔχον ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ τελευτήν*).

Digitized by Google

34.

Über das poetische Genie.

Von Jean Paul.

Vorschule der Ästhetik (Zuerst 1804). III. Programm (§ 11—15): „Über das Genie."

I.

Vielkräftigkeit desselben.

Der Glaube von instinktmäßiger Einkräftigkeit des Genies konnte nur 1
durch die Verwechselung des philosophischen und poetischen mit dem Kunsttriebe der Virtuosen kommen und bleiben. Den Malern, Tonkünstlern, ja dem Mechaniker muß allerdings ein Organ angeboren sein, das ihnen die Wirklichkeit zugleich zum Gegenstande und zum Werkzeuge der Darstellung zuführt; die Oberherrschaft eines Organs und einer Kraft, z. B. in Mozart, wirkt alsdann mit der Blindheit und Sicherheit des Instinktes.

Wer das Genie, das Beste, was die Erde hat, den Wecker der schlafenden 2
Jahrhunderte, in „merkliche Stärke der untern Seelenkräfte" setzt, wie Adelung, und wer, wie dieser in seinem Buche über den Stil, sich ein Genie auch ohne Verstand denken kann: der denkt sich es eben — ohne Verstand. Unsere Zeit schenkt mir jeden Krieg mit dieser Sünde gegen den heiligen Geist. Wie verteilen nicht Shakespeare, Schiller u. a. alle einzelne Kräfte an einzelne Charaktere, und wie müssen sie nicht oft auf einer Seite witzig, scharfsinnig, verständig, vernunftend, feurig, gelehrt und alles sein, noch dazu bloß, damit der Glanz dieser Kräfte nur wie Juwelen spiele, nicht wie Lichtendchen der Notdurft erhelle? — Nur das einseitige Talent giebt wie eine Klaviersaite unter dem Hammerschlage einen Ton; aber das Genie gleicht einer Windharfensaite; eine und dieselbe spielt sich selber zu mannigfachem Tönen vor dem mannigfachen Anwehen. Im Genius stehen alle Kräfte auf einmal in Blüte; und die Phantasie ist darin nicht die Blume, sondern die Blumengöttin, welche die zusammenstäubenden Blumenkelche für neue Mischungen ordnet, gleichsam die Kraft voll Kräfte. Das Dasein dieser Harmonie und dieser Harmonistin begehren und verbürgen zwei große Erscheinungen des Genius.

Digitized by Google

II.

Besonnenheit.

3 Die erste ist die Besonnenheit. Sie setzt in jedem Grade ein Gleichgewicht und einen Wechselstreit zwischen Thun und Leiden, zwischen Sub- und Objekt voraus. In ihrem gemeinsten Grade, der den Menschen vom Tier und den Wachen vom Schläfer absondert, fordert sie das Äquilibrieren zwischen äußerer und innerer Welt; im Tiere verschlingt die äußere die innere, im bewegten Menschen diese oft jene. Nun giebt es eine höhere Besonnenheit, die, welche die innere Welt selber entzweiet und entzweiteilt in ein Ich und in dessen Reich, in einen Schöpfer und dessen Welt. Diese göttliche Besonnenheit ist so weit von der gemeinen unterschieden, wie Vernunft von Verstand, eben die Eltern von beiden. Die gemeine, geschäftige Besonnenheit ist nur nach außen gekehrt und ist im höhern Sinne immer außer sich, nie bei sich; ihre Menschen haben mehr Bewußtsein als Selbstbewußtsein, welches letztere ein ganzes Sichselbersehen des zu- und des abgewandten Menschen in zwei Spiegeln zugleich ist. So sehr sondert die Besonnenheit des Genius sich von der andern ab, daß sie sogar als ihr Gegenteil öfters erscheint, und daß diese ewig fortbrennende Lampe im Innern, gleich Begräbnislampen, auslöscht, wenn sie äußere Luft und Welt berührt.*) — Aber was vermittelt sie? Gleichheit setzt stärker Freiheit voraus als Freiheit Gleichheit. Die innere Freiheit der Besonnenheit wird für das Ich durch das Wechseln und Bewegen großer Kräfte vermittelt und gelassen, wovon keine sich durch Übermacht zu einem After-Ich konstituiert, und die es gleichwohl so bewegen und beruhigen kann, daß sich nie der Schöpfer in das Geschöpf verliert.

4 Daher ist der Dichter, wie der Philosoph, ein Auge; alle Pfeiler in ihm sind Spiegelpfeiler; sein Flug ist der freie einer Flamme, nicht der Wurf durch eine leidenschaftlich springende Mine. Daher kann der wildeste Dichter ein sanfter Mensch sein — man schaue nur in Shakespeare's himmelklares Angesicht oder noch lieber in dessen großes Dramen-Expos! — ja, der Mensch kann umgekehrt auf dem Sklavenmarkte des Augenblicks jede Minute verkauft werden und doch dichtend sich sanft und frei erheben, wie Guido im Sturme seiner Persönlichkeit seine milden Kinder- und Engelsköpfe ründete und auf-

*) Denn Unbesonnenheit im Handeln, d. i. das Vergessen der persönlichen Verhältnisse, verträgt sich so gut mit dichtender und denkender Besonnenheit, daß ja im Traume und Wahnsinne, wo jenes Vergessen am stärksten waltet, Reflektieren und Dichten häufig eintreten. Das Genie ist in mehr als einem Sinne ein Nachtwandler; in seinem hellen Traume vermag es mehr als der Wache und besteigt jede Höhe der Wirklichkeit im Dunkeln; aber raubt ihm die träumerische Welt, so stürzt es in der wirklichen.

Digitized by Google

lockte, gleich dem Meere voll Ströme und Wellen, das dennoch ein ruhendes reines Morgen- und Abendrot gen Himmel haucht. Nur der unverständige Jüngling kann glauben, geniales Feuer brenne als leidenschaftliches, so wie etwa für die Büste des nüchtern-dichterischen Platon die Büste des Bacchus ausgegeben wird. Der ewig zum Schwindel bewegte Alfieri fand auf Kosten seiner Schöpfungen weniger Ruhe in als außer sich. Der rechte Genius beruhigt sich von innen; nicht das hochauffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe spiegelt die Welt.

Diese Besonnenheit des Dichters, welche man bei dem Philosophen am liebsten voraussetzt, bekräftigt die Verwandtschaft beider. In wenigen Dichtern und Philosophen leuchtete sie aber so hell als in Platon, der eben beides war, von seinen scharfen Charakteren an bis zu seinen Hymnen und Ideen hinauf, diesen Sternbildern eines unterirdischen Himmels. Man begreift die Möglichkeit, wie man zwanzig Anfänge seiner Republik nach seinem Tode finden konnte, wenn man im Phädros, der alle unsere Rhetoriken verurteilt, die besonnene spielende Kritik erwägt, womit Sokrates den Hymnus auf die Liebe zergliedert. Die geniale Ruhe gleicht der sogenannten Unruhe, welche in der Uhr bloß für das Mäßigen, und dadurch für das Unterhalten der Bewegung arbeitet. Was fehlte unserem großen Herder bei einem solchen Scharf-, Tief- und Viel- und Weitsinne zum höhern Dichter? Nur die letzte Ähnlichkeit mit Platon; daß nämlich seine Lenkfedern (pennae rectrices) im abgemessenen Verhältnis gegen seine gewaltigen Schwungfedern (remiges) gestanden hätten. 5

Mißverstand und Vorurteil ist es, aus dieser Besonnenheit gegen den Enthusiasmus des Dichters etwas zu schließen; denn er muß ja im Kleinsten zugleich Flammen werfen und an die Flammen den Wärmemesser legen; er muß mitten im Kriegsfeuer aller Kräfte die zarte Wage einzelner Silben festhalten, und muß (in einer anderen Metapher) den Strom seiner Empfindungen gegen die Mündung eines Reims zuleiten. Nur das Ganze wird von der Begeisterung erzeugt, aber die Teile werden von der Ruhe erzogen. Beleidigt übrigens z. B. der Philosoph den Gott in sich, weil er, so gut er kann, einen Standpunkt nach dem andern zu ersteigen sucht, um in dessen Licht zu blicken, und ist Philosophieren über das Gewissen gegen das Gewissen? — Wenn Besonnenheit als solche könnte zu groß werden: so stände ja der besonnene Mensch hinter dem sinnlosen Tiere und dem unbesonnenen Kinde, und der Unendliche, der, obwohl uns unfaßbar, nichts sein kann, was er nicht weiß, hinter dem Endlichen! 6

Gleichwohl muß jenem Mißverstand und Vorurteil ein Verstand und Urteil vor- und unterliegen. Denn der Mensch achtet (nach Jacobi) nur das, 7

Digitized by Google

was nicht mechanisch nachzumachen ist; die Besonnenheit aber scheint eben immer nachzumachen und mit Willkür und Heucheln göttliche Eingebung und Empfindung nachzuspielen und folglich — aufzuheben. Und hier braucht man die Beispiele ruchloser Geistesgegenwart nicht aus dem Denken, Dichten und Thun der ausgeleerten Selbstlinge jetziger Zeit zu holen, sondern die alte gelehrte Welt reicht uns besonders aus der rhetorischen und humanistischen in ihren frechen kalten Anleitungen, wie die schönsten Empfindungen darzustellen sind, besonnene Gliedermänner wie aus Gräbern zu Exempeln. Mit vergnügter ruhmliebender Kälte wählt und bewegt z. B. der alte Schulmann seine nötigen Muskeln und Thränendrüsen (nach Peuzer oder Morhof), um mit einem leidenden Gesicht voll Zähren in einer Threnodie auf das Grab eines Vorfahren öffentlich herabzusehen aus dem Schulfenster, und zählt mit dem Regenmesser vergnügt jeden Tropfen.

8 Wie unterscheidet sich nun die göttliche Besonnenheit von der sündigen? — Durch den Instinkt des Unbewußten und die Liebe dafür.

III.

Der Instinkt des Menschen.

9 Das Mächtigste im Dichter, welches seinen Werken die gute und die böse Seele einbläst, ist gerade das Unbewußte. Daher wird ein großer wie Shakespeare Schätze öffnen und geben, welche er so wenig wie sein Körperherz selber sehen konnte, da die göttliche Weisheit immer ihr All in der schlafenden Pflanze und im Tierinstinkt ausprägt und in der beweglichen Seele ausspricht. Überhaupt sieht die Besonnenheit nicht das Sehen, sondern nur das abgespiegelte oder zergliederte Auge; und das Spiegeln spiegelt sich nicht. Wären wir uns unserer ganz bewußt, so wären wir unsere Schöpfer und schrankenlos. Ein unauslöschliches Gefühl stellt in uns etwas Dunkles, was nicht unser Geschöpf, sondern unser Schöpfer ist, über alle unsere Geschöpfe. So treten wir, wie es Gott auf Sinai befahl, vor ihn mit einer Decke über den Augen.

10 Wenn man die Kühnheit hat, über das Unbewußte und Unergründliche zu sprechen: so kann man nur dessen Dasein, nicht dessen Tiefe bestimmen wollen. Zum Glück kann ich im Folgenden mit Platons und Jacobi's Musenpferden pflügen, obwohl für eigenen Samen.

11 Der Instinkt oder Trieb ist der Sinn der Zukunft; er ist blind, aber nur, wie das Ohr blind ist gegen Licht und das Auge taub gegen Schall. Er bedeutet und enthält seinen Gegenstand ebenso, wie die Wirkung die Ursache; und wäre uns das Geheimnis aufgethan, wie die mit der gegebenen

Digitized by Google

Ursache notwendig ganz und zugleich gegebene Wirkung doch in der Zeit erst der Ursache nachfolgt: so verständen wir auch, wie der Instinkt zugleich seinen Gegenstand fordert, bestimmt, kennt und doch entbehrt. Jedes Gefühl der Entbehrung setzt die Verwandtschaft mit dem Entbehrten, also schon dessen teilweisen Besitz voraus; aber doch nur wahre Entbehrung macht den Trieb, eine Ferne die Richtung möglich. Es giebt — wie körperlich-organische, so geistig-organische Zirkel; wie z. B. Freiheit und Notwendigkeit, oder Wollen und Denken sich wechselseitig voraussetzen.

Nun giebt es im reinen Ich so gut einen Sinn der Zukunft oder 12
Instinkt, wie im unreinen Ich und am Tiere, und sein Gegenstand ist zugleich so entlegen als gewiß; es müßte denn gerade im Menschenherzen die allgemeine Wahrhaftigkeit der Natur die erste Lüge sagen. Dieser Instinkt des Geistes — welcher seine Gegenstände ewig ahnt und fordert ohne Rücksicht auf Zeit, weil sie über jede hinaus wohnen — macht es möglich, daß der Mensch nur die Worte *irdisch*, *weltlich*, *zeitlich* u. s. w. aussprechen und verstehen kann; denn nur jener Instinkt giebt ihnen durch die Gegensätze davon den Sinn. Wenn sogar der gewöhnlichste Mensch das Leben und alles Irdische nur für ein *Stück*, für einen *Teil* ansieht; so kann nur eine Anschauung und Voraussetzung eines *Ganzen* in ihm diese Zerstückung setzen und messen. Sogar dem gemeinsten Realisten, dessen Ideen und Tage sich auf Raupenfüßen und Raupenringen fortwälzen, macht ein unnennbares Etwas das breite Leben zu enge; er muß dieses Leben entweder für ein verworren-tierisches, oder für ein peinlich-lügendes, oder für ein leeres *zeitvertreibendes* Spiel ausrufen, oder, wie die ältern Theologen, für ein gemein-lustiges Vorspiel zu einem Himmelsernst, für die kindische Schule eines künftigen Throns, folglich für das Widerspiel der Zukunft. So wohnt schon in irdischen, ja erdigen Herzen etwas ihnen Fremdes, wie auf dem Harze die Korallen-Insel, welche vielleicht die frühesten Schöpfungswasser absetzten.

Es ist einerlei, wie man diesen überirdischen Engel des inneren Lebens, 13
diesen Todesengel des Weltlichen im Menschen nennt oder seine Zeichen aufzählt: genug, wenn man ihn nur nicht in seinen Verkleidungen verkennt. Bald zeigt er sich den in Schuld und Leid tief eingehüllten Menschen als ein Wesen, vor dessen *Gegenwart*, nicht vor dessen *Wirkung* wir uns *entsetzen*; wir nennen das Gefühl Geisterfurcht und das Volk sagt bloß: „die *Gestalt*, das *Ding* läßt sich hören," ja oft, um das Unendliche auszudrücken, bloß: Es. Bald zeigt sich der Geist als den Unendlichen, und der Mensch betet. Wäre er nicht, wir wären mit den Gärten der Erde zufrieden; aber er zeigt uns in tiefen Himmeln die rechten Paradiese. — Er

Digitized by Google

zieht die Abendröte vom romantischen Reiche weg, und wir blicken in die schimmernden Mondländer voll Nachtblumen, Nachtigallen, Funken, Feen und Spiele hinein.

14 Er gab zuerst Religion — Todesfurcht — griechisches Schicksal — Aberglauben — und Prophezeiung — und den Durst der Liebe — den Glauben an einen Teufel — die Romantik, diese verkörperte Geisterwelt, sowie die griechische Mythologie, diese vergötterte Körperwelt.

15 Was wird nun der göttliche Instinkt in gemeiner Seele vollends werden und thun in der genialen?

IV.

Instinkt des Genies oder genialer Stoff.

16 Sobald im Genius die übrigen Kräfte höher stehen, so muß auch die himmlische über alle, wie ein durchsichtiger reiner Eisberg über dunkle Erdenalpen, sich erheben. Ja, eben dieser hellere Glanz des überirdischen Triebes wirft jenes Licht durch die ganze Seele, das man Besonnenheit nennt; der augenblickliche Sieg über das Irdische, über dessen Gegenstände und unsere Triebe dahin, ist eben der Charakter des Göttlichen, ein Vernichtungskrieg ohne Möglichkeit des Vertrags, wie ja schon der moralische Geist in uns als ein unendlicher nichts außer sich für groß erkennt. Sobald alles eben und gleich gemacht worden, ist das Übersehen der Besonnenheit leicht.

17 Hier ist nun der Streit, ob die Poesie Stoff bedürfe oder nur mit Form regiere, leichter zu schließen. Allerdings giebt es einen äußern mechanischen Stoff, womit uns die Wirklichkeit (die äußere und die psychologische) umgiebt und oft überbaut, welcher, ohne Veredelung durch Form, der Poesie gleichgültig ist und gar nichts; so daß es einerlei bleibt, ob die leere Seele einen Christus oder dessen Verräter Judas besinge.

18 Aber es giebt ja etwas Höheres, als was der Tag wiederholt. Es giebt einen innern Stoff, — gleichsam angeborne unwillkürliche Poesie, um welche die Form nicht die Folie, sondern nur die Fassung legt. Wie der sogenannte kategorische Imperativ (das Bild der Form, sowie die äußere Handlung das Bild des äußern Stoffs) der Psyche nur den Scheideweg zeigt, ihr aber nicht das weiße Roß*) vorspannen kann, das ihn geht und das schwarze überzieht; und wie die Psyche das weiße zwar lenken und pflegen, aber nicht erschaffen kann: ebenso ist es mit dem Musenpferd, das am Ende

*) Platon bildet bekanntlich mit dem weißen das moralische Genie in uns ab, und mit dem schwarzen Kants Radikal-Böses.

Digitized by Google

jenes weiße ist, nur mit Flügeln. Dieser Stoff macht die geniale Originalität, welche der Nachahmer bloß in der Form und Manier sucht, sowie er zugleich die geniale Gleichheit erzeugt: denn es giebt nur Ein Göttliches, obwohl vielerlei Menschliches. Wie Jacobi den philosophischen Tiefsinn aller Zeiten konzentrisch findet, aber nicht den philosophischen Scharfsinn: so stehen die dichterischen Genies zwar, wie Sterne bei ihrem Aufgange, anfangs scheinbar weiter auseinander, aber in der Höhe, im Scheitelpunkt der Zeit rücken sie, wie die Sterne, zusammen. Hundert Lichter in einem Zimmer geben nur ein zusammengeflossenes Licht, obwohl hundert Schatten (Nachahmer). Was gegen den Nachahmer erkältet, ja oft erbittert, ist nicht etwa ein Raub an witzigen, bildlichen, erhabenen Gedanken seines Musters — denn nicht selten sind sie sein eigenes Erzeugnis — sondern es ist das, oft wider Willen der Parodie verwandte, Nachspielen des Heiligsten im Urbilde, das Nachmachen des Angebornen. Eben diese Adoption des fremden Allerheiligsten kann nicht die elterliche Wärme für dasselbe erstatten; daher der Nachahmer seine Wärme gegen die Nebensachen, die ihm verwandter sind, ausdrückt, und an diesen die Zieraten vervielfältigt; je kälter, je geschmückter. So ist gerade die kalte Sonne Sibiriens den ganzen Tag mit vielen Nebensonnen und Ringen umzogen.

Das Herz des Genies, welchem alle anderen Glanz- und Hilfskräfte 19
nur dienen, hat und giebt ein echtes Kennzeichen, nämlich neue Welt- oder Lebensanschauung. Das Talent stellt nur Teile dar, das Genie das Ganze des Lebens, bis sogar in einzelnen Sentenzen, welche bei Shakespeare häufig von der Zeit und Welt, bei Homer und andern Griechen von den Sterblichen, bei Schiller von dem Leben sprechen. Die höhere Art der Weltanschauung bleibt als das Feste und Ewige im Autor und Menschen unverrückt, indes alle einzelnen Kräfte in den Ermattungen des Lebens und der Zeit wechseln und sinken können; ja der Genius muß, schon als Kind, die neue Welt mit andern Gefühlen als andere aufgenommen und daraus das Gewebe der künftigen Blüten anders gesponnen haben, weil ohne den frühern Unterschied kein gewachsener denkbar wäre. Eine Melodie geht durch alle Absätze des Lebensliedes. Nur die äußere Form erschafft der Dichter in augenblicklicher Anspannung; aber den Geist und Stoff trägt er durch ein halbes Leben, und in ihm ist entweder jeder Gedanke Gedicht, oder gar keiner.

Dieser Weltgeist des Genius beseelt, wie jeder Geist, alle Glieder eines 20
Werks, ohne ein einzelnes zu bewohnen. Er kann sogar den Reiz der Form durch seinen höhern entbehrlich machen, und der Goethe'sche z. B. würde uns, wie im nachlässigsten Gedichte, so in der Reichs-Prosa doch anreden. Sobald nur eine Sonne dasteht, so zeigt sie mit einem Stiftchen so gut die Zeit als

Digitized by Google

mit einem Obelisken. Dies ist der Geist, der nie Beweise giebt*), nur sich und seine Anschauung, und dann vertraut auf den verwandten und herunter-
21 sieht auf den feindselig geschaffenen. Manchem göttlichen Gemüte wird vom Schicksal eine unförmliche Form aufgedrungen, wie dem Sokrates der Satyr-Leib; denn über die Form, nicht über den inneren Stoff regiert die Zeit. So hing der poetische Spiegel, womit Jakob Böhme Himmel und Erde wiedergiebt, in einem dunkeln Orte; auch mangelt dem Glase an einigen Stellen die Folie. So ist der große Hamann ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löst kein Auge auf.

22 Darum kamen manche reiche Werke dem Stilistiker, der nur nach Leibern gräbt und nicht Geister sucht, so arm vor als die majestätischen hohen Schweizergebirge dem Bergknappen gegen tiefe Bergwerke erscheinen. Er sagt, er vermöge wenig oder nichts aus Werken dieser Art zu ziehen und zu excerpieren; was so viel ist, als wenn er klagte, er könne mit und von der Freundschaft nichts weiter gewinnen als die Freundschaft selber. So kann es philosophische Werke geben, welche uns philosophischen Geist einhauchen, ohne in besonderen philosophischen Paragraphen Stoff abzusetzen, z. B. einige von Hemsterhuis und Lessing. So kam über eben diesen besonnenen Lessing, welcher früher über poetische Gegenstände mehr dachte als sang, eigentlich nur in seinem Nathan und seinem Falk der dichterische Pfingstgeist, ein paar Gedichte, welche der gemeine Kritiker seinem Alter gern vergiebt, an die Emilia Galotti sich haltend. Freilich, die poetische Seele läßt sich, wie unsere, nur am ganzen Körper zeigen, aber nicht an einzelnen, obwohl von ihr belebten Fußzehen und Fingern, welche etwa ein Beispielsammler ausrisse und hinhielte mit den Worten: Seht, wie regt sich das Spinnenbein!

V.

Das geniale Ideal.

23 Wenn es der gewöhnliche Mensch gut meint mit seinen Gefühlen, so knüpft er — wie sonst jeder Christ es that — das feiste Leben geradezu einem zweiten ätherischen nach dem Tode glaubend an, welches eben zu jenem wie Geist zu Körper paßt, nur aber so wenig durch vorherbestimmte Harmonie, Einfluß, Gelegenheit mit ihm verbunden ist, daß anfangs der Leib allein erscheint und waltet, hinterher der Geist. Je weiter ein Wesen

*) Über das Ganze des Lebens oder Seins giebt es nur Anschauungen; über Teile Beweise, welche sich auf jene gründen.

Digitized by Google

vom Mittelpunkte absteht, desto breiter laufen ihm dessen Radien auseinander; und ein dumpfer hohler Polyp müßte, wenn er sich aussprüche, mehr Widersprüche in der Schöpfung finden als alle Seefahrer.

Und so findet man denn bei dem Volke innere und äußere Welt, Zeit 24
und Ewigkeit als sittliche oder christliche Antithese — bei dem Philosophen als fortgesetzten Gegensatz, nur mit wechselnder Vernichtung der einen Welt durch die andere — bei dem bessern Menschen als wechselndes Verfinstern, wie zwischen Mond und Erde herrscht; bald ist am Januskopfe des Menschen, welcher nach entgegengesetzten Welten schauet, das eine Augenpaar, bald das andere zugeschlossen oder zugedeckt.

Wenn es aber Menschen giebt, in welchen der Instinkt des Göttlichen 25
deutlicher und lauter spricht als in anderen; — wenn er in ihnen das Irdische anschauen lehrt (anstatt in andern das Irdische ihn); — wenn er die Ansicht des Ganzen giebt und beherrscht: so wird Harmonie und Schönheit von beiden Welten widerstrahlen und sie zu einem Ganzen machen, da es vor dem Göttlichen nur eines und keinen Widerspruch der Teile giebt. Und das ist der Genius; und die Aussöhnung beider Welten ist das sogenannte Ideal. Nur durch Himmelskarten können Erdkarten gemacht werden; nur durch den Standpunkt von oben herab (denn der von unten hinauf schneidet ewig den Himmel mit einer breiten Erde entzwei) entsteht uns eine ganze Himmelskugel, und die Erdkugel selber wird zwar klein, aber rund und glänzend darin schwimmen. Daher kann das bloße Talent, das ewig die Götterwelt zum Nebenplaneten oder höchstens zum Saturnring einer erdigen Welt erniedrigt, niemals ideal runden und mit dem Teil kein All ersetzen und erschaffen. Wenn die Greise der Prosa uns die Armut, den Kampf mit dem bürgerlichen Leben oder dessen Siege sehen lassen, so wird uns so eng und bang bei dem Gesicht, als müßten wir die Not wirklich erleben; und in der That erlebt man ja doch das Gemälde und dessen Wirkung; und so fehlt immer ihrem Schmerze ein Himmel und sogar ihrer Freude ein Himmel. Sogar das Erhabene der Wirklichkeit treten sie platt, z. B. (wie Leichenpredigten zeigen) das Grab, nämlich das Sterben, dieses Verleben zwischen zwei Welten, und so die Liebe, die Freundschaft. Man begegne wenigstens in dem Wundfieber der Wirklichkeit ihnen nicht, die mit dem Wundpinsel ihrer Dichtprosa ein neues ins alte impfen, und durch deren Poesien echte nötig werden, um die falsche nur zu verschmerzen.

Wenn hingegen der Genius uns über die Schlachtfelder des Lebens führt: 26
so sehen wir so frei hinüber, als wenn der Ruhm oder die Vaterlandsliebe vorausginge mit den zurückflatternden Fahnen; und neben ihm gewinnt die Dürftigkeit wie vor einem Paar Liebenden eine arkadische Gestalt. Überall

Digitized by Google

macht er das Leben frei und den Tod schön; auf seiner Kugel sehen wir, wie auf dem Meer, die tragenden Segel früher als das schwere Schiff. Auf diese Weise versöhnt, ja vermählt er — wie die Liebe und die Jugend — das unbehülfliche Leben mit dem ätherischen Sinn, sowie am Ufer eines stillen Wassers der äußere und der abgespiegelte Baum aus einer Wurzel nach zwei Himmeln zu wachsen scheinen.

Digitized by Google

Vierte Abteilung.

Digitized by Google

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.

Goethe.

Digitized by Google

35.

Bewußtſein, Wahrnehmung, Reflexion.

Von Johann Eduard Erdmann.

Pſychologiſche Briefe. (1851; ſechſte Auflage 1882.) Zehnter Brief. — Am Anfang und am Schluß ſind wenige Sätze weggelaſſen.

Ich habe darauf aufmerkſam gemacht, daß das Kind zaghaft ſcheine, 1
ehe es das Wort Ich ausſpricht. Es hat recht, denn es wiederholt darin eine That, die, als ſie das erſte Mal vollzogen ward, den Chor der Geiſter hervorrief: Wehe! Wehe! Du haſt ſie zertrümmert, die ſchöne Welt u. ſ. w.; die ernſteſte, wenn Sie wollen furchtbarſte That iſt der Akt, wo ſich das Ich erfaßt. Stellen Sie ſich ein Weſen vor, welches ſich ſelbſt ſo fühlt, wie in den erſten Jahren ſich die Kinder zu bezeichnen pflegen, als dritte Perſon, ſo wird es, da es keinen Unterſchied macht zwiſchen ſich und den übrigen Dingen, die gleichfalls dritte Perſonen ſind, für ein ſolches Weſen nur eine Welt geben, von der es ſelbſt ein Teil iſt, wie Rouſſeau's Galathée nur ein Teil iſt von Pygmalion's Werkſtatt. Dies iſt die Zeit der Unſchuld, des Paradieſes, wo der Menſch mit Gott und aller Welt verkehrt wie mit ſeinesgleichen. Jetzt denke man ſich das Erwachen der Ichheit, und augenblicklich teilt ſich die Welt in zwei verſchiedene Welten. Moi! ſagt Galathée, und indem ſie berührt, was bis dahin ihresgleichen war, fügt ſie hinzu: ce n'est plus moi. Ich und Nicht-Ich, Innenwelt und Außenwelt ſind mit einem Schlage da, und an die Stelle der einen unterſchiedsloſen Welt iſt durch den Bruch, der ſie im eigentlichen Sinne entzwei, d. h. in zwei auseinandergehen ließ, ein Gegenſatz zweier Welten getreten, deren eine das Ich iſt, deren andere als ihr Entgegenſtehendes (Gegenſtand) bezeichnet wird, wo dem ſich als Subjekt Bewußten eine Objektivität gegenüberſteht. Ich ſage mit Abſicht: mit einem Schlage, denn das Erſtaunen, welches viele zeigten, als zum erſtenmal ein Philoſoph ſagte: durch das Bewußtſein oder das Ich entſteht die Objektivität oder die Außenwelt, dies iſt ebenſo ſeltſam, als wollte jemand Ihnen, wenn Sie ihm ſagten, Sie hätten dadurch, daß

Digitized by Google

Sie von Ihrem untern Saal ein Vorzimmer abteilen, ein sehr hübsches Hinterzimmer bekommen, als wolle er, sage ich, Ihnen darauf antworten: J, das sei wohl gar nicht möglich! Daß eine Außenwelt erst da ist, wenn ihr eine Innenwelt gegenübertritt, sollte eher für eine Trivialität, als für eine Paradoxie gehalten werden, und dennoch ist das letztere geschehen. Der Grund ist leicht einzusehen: man verwechselte die Welt, zu der das Individuum gehört, (den Saal) mit der Außenwelt, die dem Ich gegenübersteht, wenn es sich von der Welt (wie Ihr Vorderzimmer vom Saal) absondert. Ich habe den Akt dieser Trennung einen furchtbaren genannt, weil an die Stelle des unschuldig geselligen „Wir alle" jetzt das vereinsamende „Ich und alles Übrige vor mir" getreten ist, und weil mit dieser ersten Vereinsamung der Keim einer ganz andern gegeben ist, deren Wahlspruch ist: „Ich und nach mir alles Übrige." Ohne Ichheit keine Ichsucht. Lassen wir den Ernst und die Furchtbarkeit dieses Aktes bei Seite, und bleiben wir bei der Betrachtung der Veränderung stehen, die mit dem Menschen vorgegangen ist dadurch, daß er zu sich selbst „Ich" sagt.

2 Soweit und solange der Mensch nur Individuum, ist er in der Welt nicht als ein Fremdling, sondern als organisches Glied mit ihr verbunden. Darum participiert er unmittelbar an ihrer Beschaffenheit, der Zustand der Erde ist auch seiner, er ist irdisch, er ist europäisch, er ist englisch, weil die Erde, weil Europa, weil England ihn hält, in ihm lebt. Jetzt, indem er sich über die Individualität erhebt, wird, was bisher individuelle Beschaffenheit war, zu einem Objekt. Ihm steht das Irdische als Objekt gegenüber, er ist es nicht mehr, sondern hat es zu seinem Gegenstande. Die europäische Natur ist nicht mehr seine, sondern er bezieht sich auf dieselbe als auf ein Fremdes, das er anstaunt, betrachtet u. s. w. Eben darum möchte ich für diese Veränderung ein anderes Bild wählen, als das eben von Ihrem Saal hergenommene. Denken Sie sich den Puppenzustand einer Raupe in dem Momente, wo sie zum Schmetterling wird. Eben war das Gehäuse noch ihr Leib, es verletzen hieß sie tödten; in dem Augenblick, wo sie sich davon losgemacht hat, ist es eine tote Hülse, die den Schmetterling nichts mehr angeht, die er neugierig betrachtet als etwas, was er zum erstenmal sieht. Sehen Sie da die Lage des Ich, wie es eben geboren oder vielmehr eben von sich selber geschaffen wurde. Was das Individuum war, das steht ihm jetzt gegenüber; indem es von seinen eigenen Zuständen sich unterschied, sind aus den Zuständen Gegenstände geworden. In dem es bisher lebte, von dem weiß es jetzt, und die Präpositionen „in" und „von" geben sehr gut den Unterschied an zwischen der früheren Einheit und der gegenwärtigen Trennung. Bisher wie ein Tropfen verschwimmend in dem Ocean alles Seins, jetzt

Digitized by Google

innerlich davon gesondert, und in ihm sich als ein verschlagener Fremdling wissend, mag ihm wohl für den Moment bange werden in dieser seiner einsamen Armut. Es liegt darum in der Natur der Sache, daß es sich augenblicklich in ein Verhältnis zu setzen sucht zu dem, von dem es sich losriß. Welches sein erstes Verhältnis sein wird, ist ihm bei dem ersten Schritt seiner Laufbahn nahe gelegt. Den Übergang zu seinem neuen Standpunkt bildete der Lebensprozeß in seinen beiden Formen, also zunächst die Empfindung. Sie ward das Schwungbrett, vermittelst dessen sich das Ich emporschwang über die bloße Individualität; eben darum wird auch zunächst nur sie in ein Objekt verwandelt dem Ich gegenüberstehen, und es auf die Objekt gewordene Empfindung sich beziehen. Lassen Sie mich, um diese Gestalt des Ich, welche bloße Perception oder sinnliches Bewußtsein genannt werden kann, näher darzulegen, sogleich an einer bestimmten Empfindung nachweisen, wie die eben angedeutete Verwandlung vor sich geht. Ich hatte, etwas paradox, gesagt, daß in der Empfindung des Auges, die wir blau nennen, dieses Wort eigentlich unsern Zustand bezeichne, so daß der exakte Ausdruck für diese Empfindung eigentlich blau-Sehen wäre, und wir sagen müßten: ich sehe blau, in adverbialer Bedeutung. Zieht sich nun das Ich von seiner Empfindung zurück, und unterscheidet es sich von seinem Zustande, so wird das Adverb zum Substantiv, seine Beschaffenheit zu seinem Gegenstande, es sieht ein Blaues oder ist sich eines blauen Gegenstandes bewußt. Hier verhält sich's nicht mehr als Empfindung, sondern als sinnliches Bewußtsein, ein Übergang, der bei den objektiven Sinnen so schnell geht, daß es fast wie eine unnütze Spitzfindigkeit erscheinen kann, wenn beides unterschieden wird. Und doch verhält sich's hier gerade so wie bei dem fünften Sinne, wo man gewiß zugiebt, daß ein Unterschied stattfindet zwischen „ich habe warm, fühle (meine) Wärme" und „ich fühle etwas Warmes oder die Wärme des Zimmers." Daß der Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen nicht in dem Grade der Wärme oder überhaupt in dem, was gefühlt wird, liegt, sondern bloß darin, ob ich die Wärme als meinen Zustand oder meinen Gegenstand ansehe, das liegt auf der Hand. Bemerken Sie aber, ich bitte, noch eins: das Objekt des sinnlichen Bewußtseins ist die vergegenständlichte Empfindung, und nicht etwa ein völlig vom Empfindenden getrenntes Ding. Bleiben wir bei der Empfindung des Auges stehen, und beobachten nicht uns selbst, sondern eine andere Person, etwa Rousseau's Galathée in der Empfindung und im Übergange zum sinnlichen Bewußtsein. Wir wissen, daß Ätherschwingungen, wenn sie die Netzhaut treffen, die Empfindung blau hervorbringen; wenn nun die sehende Galathée zur bewußten wird, so sind nicht die Ätherschwingungen, sondern das Blaue ist ihr Objekt, blau aber bedeutet ursprünglich nur den

Digitized by Google

Zustand der Sehenden, also nur dieser ist objektiviert worden. Sinnliches Bewußtsein ist also das Ich, wo es in eine Empfindung als in sein Objekt versenkt ist, in dem Zustande, wo wir sagen, es sei „ganz Auge," wo es den Gegenstand nimmt, wie er eben ist, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulassen. Weil der Gegenstand des sinnlichen Bewußtseins nur als eines percipiert wird (als blau), und also hinsichtlich seiner kein Fehlgreifen möglich scheint; weil ferner das sinnliche Bewußtsein mit einem Gegenstande zu thun hat, der (wenigstens seines Wissens) da ist, ohne sein, des Ich, Zuthun; weil endlich dies die allererste Erscheinung des Ich ist, so daß vorausgesetzt werden muß, jedes, auch das ungebildetste Ich kenne diese Perception, — aus allen diesen Gründen pflegt man die Perception des sinnlichen Bewußtseins als die über allen Streit der Ansichten am meisten erhabene anzusehen, die darum die größte Sicherheit darbiete. Nennt man nun vor das sinnliche Bewußtsein bringen Weisen oder Zeigen, so begreift es sich, warum jeder zuerst geneigt ist, was uns gewiesen (monstriert) ist, für sicherer zu halten, als was man uns bewiesen (demonstriert) hat, weil bei der Demonstration ein geschickter Mensch uns am Ende ein X für ein U vormachen könnte. Dagegen daß der Himmel nicht blau sei, kann er mir nicht beweisen; daß er es ist, sehe ich, und wie ich's sehe, so sehen es alle. Mancher wird zwar irre an dieser Allgemeingültigkeit, wenn er sieht, daß der Genfer See von ebenso vielen grün wie blau genannt wird. Manchen andern bringt das Nachdenken dazu, einzusehen, daß zwei wohl gleich *denken*, gewiß aber nicht gleich *sehen* können, dieser Menschen giebt es aber doch nicht sehr viele, und das Natürlichste scheint doch immer die Annahme zu sein, daß die Perception, das sinnliche Bewußtsein, uns am sichersten leite, am ehrlichsten hinsichtlich der Beschaffenheit der Objekte bediene.

3 Trotzdem sehen wir aber, daß auch das kaum erwachte Ich sehr bald sich damit nicht begnügt, den Gegenstand bloß zu percipieren. Man braucht nur ein Kind zu beobachten, welches einen Gegenstand eine Zeitlang angesehen hat, und man wird bemerken, daß es nach ihm greift, d. h. nach einer Gefühlsempfindung trachtet, daß es ihn umkehrt, um einen andern Anblick zu haben, wenn er beim Anschlagen klingt, auf seinen Klang horcht u. s. w., kurz es zeigt sich sehr bald, daß an die Stelle des Ich, welches ganz Auge war, eines getreten ist, welches Auge, Ohr, Mund u. s. w. ist, daß an die Stelle eines Gegenstandes, der *nur* gelb war, einer getreten ist, der gelb, süß u. s. w. ist. Wenn wir nun auch gar nicht tiefer auf den Grund eingehen, warum sich das Ich nicht befriedigt bei der ganz *einfachen* Perception, so wird man jedenfalls das zugestehen müssen, daß es irre geworden ist daran, ob es in dem einfachen Percipieren den Gegenstand habe, wie er

Digitized by Google

eigentlich ist, und daß es, um ihn vollständig sicher zu haben, nicht mehr sich damit begnügt, ihn geradezu zu nehmen, wie er ist, sondern Umwege macht, vermöge deren es dazu kommt, einen zu haben, der aus mehreren objektivierten Empfindungen zusammengesetzt ist. Man kann dieses, nicht mehr unmittelbare, Percipieren wahrnehmen nennen; wenn man auch Bedenken tragen sollte, mit Hegel zu sagen, daß dieses Wort etymologisch ein Nehmen in seiner Wahrheit bezeichne, so ist ihm in der Sache beizustimmen, daß man unter Wahrnehmen etwas durch vorausgegangene Thätigkeit Vermitteltes versteht. Jedermann wird es komisch finden, wenn man sagt: ich nehme wahr, daß mir jemand auf die Schulter schlägt; dagegen findet man es in der Ordnung, wenn man vermöge des Mikroskops an einer Blume gewisse Eigenschaften „wahrnimmt." Es schwebt uns hierbei vor, daß eine einfache, sich von selbst bemerkbar machende Empfindung simpel percipiert, nicht wahrgenommen wird, die Wahrnehmung dagegen schon ein selbstthätiges Kombinieren, ein expresses Zusammenfassen enthält. Eben deswegen braucht man auch für das Mitteilen von Wahrnehmungen dasselbe Wort, welches man sonst braucht, wo es sich um ein Umfassen einer Vielheit von Punkten handelt, das Wort beschreiben. Eine einfache Perception läßt sich nicht beschreiben, sondern nur aufweisen, das Wahrgenommene dagegen wird beschrieben, weil es eine Mannigfaltigkeit in sich enthält, deren Umkreis die Beschreibung angiebt. Alles Beschreiben betrifft Wahrnehmungen, jeder Beschreiber (z. B. der Physiker, so lange er nur Naturbeschreiber sein will) teilt mit, was er wahrgenommen hat. Eben darum pflegt auch gewöhnlich die Naturbeschreibung als ihre Aufgabe dies anzugeben, daß sie mit den Eigenschaften der Dinge bekannt machen wolle. Diese Worte nämlich drücken das aus, was das wahrnehmende Ich zu seinem Gegenstande hat, und zwar so, daß das Wort „Eigenschaften" die Vielheit an demselben, das Wort „Ding" aber die Einheit desselben bezeichnet. Wenn darum das sinnliche Bewußtsein mit etwas Gelbem oder etwas Saurem zu thun hatte, so die Wahrnehmung mit einem Dinge, das gelb ist und auch sauer; der Gegenstand von jenem ist nur eines, der von diesem eines und vieles, vieles, was eines ist.

Da diese beiden Bestimmungen der Einheit und Vielheit sich entgegen- 4
gesetzt sind, so ist es begreiflich, daß, wenn sich in dem wahrnehmenden Ich die Einheit sehr vordrängt, daß dann die Vielheit zu verschwinden droht, umgekehrt aber, wenn sich die Vielheit sehr geltend macht, die Einheit fast verloren geht. Wundern Sie sich darum nicht, daß die Ausdrucksweise zweier, die einen und denselben Gegenstand beschreiben, so verschieden, ja entgegengesetzt sein kann. Wenn Sie zwei Naturbeschreiber hören, die beide von einer Citrone sprechen, und der eine sagt Ihnen: die Säure, Süßigkeit, Wärme,

Digitized by Google

gelbe Farbe, Wohlgeruch u. ſ. w. ſind Eigenſchaften der Citrone, der andere aber ſagt: die Citrone iſt aus verſchiedenen Materien (Stoffen, Subſtanzen), die wir Säure, Zucker, Wärme, gelbe Farbe, Wohlgeruch (Parfum oder ätheriſches Öl) u. ſ. w. nennen, zuſammengeſetzt, — glauben Sie da etwa, daß die Säure des einen anders iſt, als die des andern, daß der eine mehr Süßigkeit in ſeinen Kaffee thut, als der andere Zucker in den ſeinen, daß der Wohlgeruch des einen anders beſchaffen, als das ätheriſche Öl des andern? — Gewiß nicht. Hierin ſind beide ganz einig. Nur darin unterſcheiden ſie ſich, wie ſie das Verhältnis der Einheit zur Vielheit anſehen. Dem einen iſt die Einheit die feſte Grundlage, er nennt darum das eine allein Subſtanz (Ding) und behauptet, es ſeien die vielen ihm accidentell, ſie beſtehen nur an ihm, ſeien das Unſelbſtändige. Ganz umgekehrt der andere. Jedes der vielen iſt ein Selbſtändiges (Subſtanz, Stoff); daß ſie zuſammen ein Kompoſitum bilden, iſt ihnen accidentell, darum aber beſteht das Ding aus ihnen. Wenn beide, die ſo ganz entgegengeſetzt ſprechen, auf demſelben Standpunkte der Wahrnehmung ſtehen, ſo beweiſt dies offenbar ein gewiſſes ſchillerndes Weſen dieſes Standpunktes, etwas Chamäleonartiges, bei welchem dem Ich unmöglich wohl ſein kann, und es begreift ſich, daß es verſucht, ſich auf einen andern zu erheben, in welchem die Wahrnehmung ebenſo kompletiert und ergänzt wird, wie die einfachen Perceptionen es in der Wahrnehmung wurden. Worin wird dieſe Ergänzung beſtehen? Da das Ich die Erfahrung macht, daß der wahrgenommene Gegenſtand ſich widerſpricht, ſo wird es zuerſt zweifelhaft daran, ob es wohl mit dem Gegenſtande, wie er wahrgenommen wird, ſeine Richtigkeit habe, und indem ſein Irrewerden daran immer mehr ſteigt, ſo kommt es endlich dazu, von dem Gegenſtande, wie er wahrgenommen wird und wie es mit ihm nicht ſeine volle Richtigkeit hat, den Gegenſtand zu unterſcheiden, wie er nicht wahrgenommen wird, wie er aber der eigentliche, richtige Gegenſtand iſt. Dieſen zwar nicht wahrgenommenen, aber eigentlichen Gegenſtand pflegen wir ſein Weſen zu nennen, und ſo wird alſo das Unbehagen, welches dem Ich allmählich im Wahrnehmen kommen muß, es dahin bringen, außer oder hinter dem Wahrgenommenen ein Weſen als den wahren Gegenſtand anzunehmen und nach dieſem zu ſuchen. Da das Weſen nur im Gegenſatz gegen das eigne Wahrnehmen gedacht wird, ſo iſt zum Annehmen und Suchen desſelben eine auf ſich ſelbſt gerichtete oder reflektierte Betrachtung nötig, und man kann die eben beſchriebene Geſtalt des Ich Reflexion nennen, welche ſich alſo zu der Wahrnehmung ſo verhielte, wie dieſe zum ſinnlichen Bewußtſein; während jene das Eigentümliche hatte, daß ſie ihren Gegenſtand als kombinierten hatte, iſt das Eigentümliche der Reflexion, daß ſie ſtets außer dem

Digitized by Google

in die Wahrnehmung fallenden Gegenstande ihn noch einmal, als nicht wahrgenommen, mit enthält, oder aber, da das in die Wahrnehmung Fallende Erscheinung genannt wird, die Reflexion unterscheidet von dem erscheinenden Gegenstande sein Wesen.

Jetzt aber lassen Sie mich aus diesen dürren Abstraktionen in eine schönere, lebensvollere Welt zurücktreten, und zwar in die, auf welche ich bereits einigemal hingewiesen habe, die aber bei den verschiedenen Stufen, welche das Ich durchläuft, noch oft uns dienen wird, um uns zu orientieren, in die Kinderwelt. Wir haben das Kind gesehen, wie es ganz Auge war, wir haben es betrachtet, wie es dazu überging, verschiedene Perceptionen zu verbinden, lassen sie es uns jetzt belauschen bei den ersten Regungen der Reflexion. Wir finden es mit einer neuen schönen Puppe in der Hand. Immer Neues und immer Schöneres wird wahrgenommen, ein Prachtstück nach dem andern kommt beim Aus- und Ankleiden zum Vorschein, und man denkt, das Kind werde befriedigt sein für alle Ewigkeit. Aber was ist es, warum sich der Blick des Kindes immer wieder auf eine Stelle des Puppenkörpers richtet, warum es die kleine Öffnung, die ein etwas größerer Stich nachließ, mit dem Fingerchen erweitert, oder warum es mit einer Nadel eine Trepanation am Kopfe des Lieblings versucht? Es will sehen, „was darin ist." Armes Kind! vielleicht droht dir dieselbe Enttäuschung wie deinem Schwesterchen, das Punch so reizend dargestellt hat, welches wegen der Eitelkeit der Welt ins Kloster gehen will, da die Puppenbälge mit Sägespänen gefüllt sind! Und doch, trotz der Enttäuschung, die dir droht, freue ich mich deines Bohrens, da es in der lieblichsten Form meine Deduktion wiederholt. „Was ist da drin?" in dieser Frage steckt die Deklaration, daß, was auswendig ist, daß, was man sieht, nicht die letzte Wahrheit sein könne, daß das eigentliche Wesen, das, was zu finden der Mühe lohnt, hinter dem sich finden müsse, was wir wahrnehmen. In dem „Was ist da drin?" des Kindes stecken alle Spallanzanis und Cuviers, alle Humboldte und Joh. Müller; denn was will am Ende die Naturwissenschaft, sofern sie Forschung ist? Sie will hinter die Naturerscheinungen kommen. Bemerken Sie wohl: dahinter; sie will nicht bei dem stehen bleiben, was die Natur uns zuerst zeigt; sie bohrt, furchtsam oder minder furchtsam, mit ihrem Finger in den Puppenbalg. Nenne man nun das, was hinter der Erscheinung liegt, das Wesen oder das Gesetz, oder das Innere, hier gilt uns das gleich, genug, das Suchen nach diesem beruht auf jenem zweimal Haben des Gegenstandes, indem von ihm, wie er wahrgenommen wird, er, wie er nicht wahrgenommen wird, aber eigentlich ist, unterschieden wird. Das Mitteilen der Perception hatten wir Weisen, das der Wahrnehmungen Beschreiben genannt, die Resultate des reflektierenden For-

Digitized by Google

schens teilt man mit in den Erklärungen. Die Naturforscher haben zu ihrem Ziel die Erklärung der Natur, und im Erklären besteht der eigentliche Triumph der Reflexion. Wie sie selbst aber darauf ausging, den Gegenstand zweimal zu haben, so kann auch ihre Mitteilung nur darin bestehen, denselben Gegenstand zweimal darzustellen, und in der That besteht alles Erklären nur in dem in verschiedener Weise Sagen desselben. Sie stutzen. Denken Sie lieber an bestimmte Fälle: Wenn ich Ihnen erklären soll, was ein Wald ist, und ich sage: ein Wald ist ein Wald, so sind Sie unzufrieden, weil dies ja „dasselbe" sei; wenn ich Ihnen aber sagte: ein Wald sei eine gut tanzende Dame, so sind Sie auch nicht zufrieden, denn dies sei ja etwas „ganz anderes." Sie verlangen also, es soll nicht ein anderes sein, aber auch nicht dasselbe, d. h. Sie verlangen, daß dasselbe, aber in verschiedener Weise ausgedrückt werde, und in diesem Verlangen haben Sie recht, denn in etwas anderem besteht auch das Erklären nicht. Bei den Worterklärungen ist dies von selbst klar, aber auch die sogenannten Realerklärungen sind nur verschiedene Darstellungen desselben Inhalts, und nicht um sie zu tadeln, sondern um sie zu loben, weise ich auf die Erklärung hin, welche man in physikalischen Handbüchern von dem gleichen Fallen verschiedener Körper zu geben pflegt. Wollten uns diese Handbücher sagen, dies komme daher, daß die Körper angezogen werden im Verhältnis ihres Angezogen-werdens, so würde man sie tadeln; jetzt lobt man sie und zwar mit Recht, weil sie sagen, sie werden angezogen im Verhältnis ihrer Massen (worunter sie das Gewicht, d. h. das Angezogen-werden, verstehen). Je mehr die Erklärung nur das zu Erklärende enthält, desto besser ist sie, und wenn Sie mich fragen: wozu denn Erklärungen? so könnte ich mit der Gegenfrage antworten: wozu die Reflexion? Sie sieht den Gegenstand doppelt, deswegen muß sie ihn auch, wo sie ihn mitteilt, zweimal darstellen, und zwar beidemal verschieden. Eben deswegen ist zum Erklären sowohl die Fähigkeit, Identisches zu unterscheiden, nötig, als die, Unterschiedenes identisch zu setzen. Nennt man jene Scharfsinn, diese Witz, so wären dies die beiden Formen, in welchen sich eine energische Reflexion zeigt, und kaum in etwas hat der Witz und Scharfsinn solche Triumphe gefeiert, als in dem Aufsuchen des Wesens und in dem Erklären der Erscheinungen.

6 Im Begriff, zu einer neuen Gruppe von Erscheinungen überzugehen, in welchen das Ich in einem ganz anderen Verhältnis zu den Objekten steht, als bisher, muß ich das Eigentümliche der bisher betrachteten durch Vergleichung derselben hervortreten lassen. Im sinnlichen Bewußtsein nahm das Ich den Gegenstand, wie er sich eben darbot; im Wahrnehmen nahm es ihn gleichfalls, aber so, daß es seine verschiedenen Seiten zusammenfaßte; in der Reflexion ließ es denselben zwar gelten, aber suchte zugleich das eigentliche

Digitized by Google

Wesen zu finden. Allen dreien ist offenbar dies gemeinschaftlich, daß das Ich dem Gegenstande nachgeht, sich also nach ihm richtet und ihn sich gefallen läßt. Auch wo ich erkläre, ist mir der zu erklärende Gegenstand gegeben. Wir wollen nun dieses Sichgefallenlassen des Gegenstandes Bewußtsein nennen und (im Gegensatz gegen das Selbstbewußtsein) damit nur jene, die Objektivität anerkennende, gegen dieselbe sich gehorsam verhaltende Weise des Ich bezeichnen, die also eine Unterwerfung unter das Objekt und ein Sichinfluenzierenlassen durch dasselbe enthält. Die Ähnlichkeit dieses Verhaltens mit der Empfindung ist klar, und deshalb bin ich auch von der Empfindung zum Bewußtsein übergegangen. Bewußtsein kann Empfindung in höherer Potenz genannt werden.

36.

Witz, Scharfsinn, Tiefsinn.

Von Jean Paul.

Vorschule der Ästhetik (zuerst 1804). IX. Programm (Über den Witz), § 43.

Ehe wir den ästhetischen Witz, den in engerem Sinne, näher bestimmen, 1
müssen wir den Witz im weitesten, nämlich das Vergleichen überhaupt betrachten.

Auf der untersten Stufe, wo der Mensch sich anfängt, ist das erste, 2
leichteste Vergleichen zweier Vorstellungen — deren Gegenstände seien nun Empfindungen oder wieder Vorstellungen oder gemischt aus Empfindung und Vorstellung — schon Witz, wiewohl im weitesten Sinn; denn die dritte Vorstellung, als der Exponent ihres Verhältnisses, ist nicht ein Schluß-Kind aus beiden Vorstellungen (sonst wäre sie deren Teil und Glied, nicht deren Kind), sondern die Wundergeburt unsers Schöpfer-Ich, zugleich sowohl frei erschaffen — denn wir wollten und strebten — als mit Notwendigkeit — denn sonst hätte der Schöpfer das Geschöpf früher gesehen, als gemacht oder, was hier dasselbe ist, als gesehen. Vom Feuer zum Brennholze daneben zu gelangen, ist derselbe Sprung vonnöten — wozu die Füße des Affen nicht hinreichen —, der von den Funken des Katzenfells, zu den Funken der Wetterwolke auffliegt. Der Witz allein daher erfindet und zwar unvermittelt; daher nennt ihn Schlegel mit Recht fragmentarische Genialität; daher kommt das Wort Witz, als die

Digitized by Google

Kraft zu wissen, daher „witzigen," daher bedeutete er sonst das ganze Genie; daher kommen in mehreren Sprachen dessen Ich-Mitnamen Geist, esprit, spirit, ingeniosus. Allein ebensosehr als der Witz — nur mit höherer Anspannung — vergleicht der Scharfsinn, um die Unähnlichkeit zu finden, und der Tiefsinn, um Gleichheit zu setzen; und hier ist der heilige Geist, die dritte Vorstellung, die als die dritte Person aus dem Verhältnisse zweier Vorstellungen ausgeht, überall auf gleiche Weise ein Wunderkind.

3 Hingegen in Rücksicht der Objekte tritt ein dreifacher Unterschied ein. Der Witz, aber nur im engern Sinn, findet das Verhältnis der Ähnlichkeit, d. h. teilweise Gleichheit, unter größere Ungleichheit versteckt; der Scharfsinn findet das Verhältnis der Unähnlichkeit, d. h. teilweise Ungleichheit, unter größere Gleichheit verborgen; der Tiefsinn findet trotz allem Scheine gänzliche Gleichheit. (Gänzliche Ungleichheit ist ein Widerspruch und also undenkbar.) Überraschung, welche man sonst noch als Zeichen und Geschenk des Witzes vorrechnet, unterscheidet dessen Schaffen wenig von dem Schaffen anderer Kräfte, des Scharf-, des Tiefsinns, der Phantasie ꝛc. ꝛc.; jede überrascht durch das ihrige, der Witz noch mehr durch seines, weil seine bunten Flügelzwerge leichter und schneller vor das Auge springen. Verliert aber zweimal gelesener Witz zugleich mit der Überraschung seinen Wert? —

4 Aber hiermit ist noch zu wenig bestimmt. Der Witz im engern Sinne findet mehr die ähnlichen Verhältnisse inkommensurabler (unanmeßbarer) Größen, d. h. die Ähnlichkeiten zwischen Körper- und Geisterwelt (z. B. Sonne und Wahrheit), mit andern Worten: die Gleichung zwischen sich und und außen, mithin zwischen zwei Anschauungen. Diese Ähnlichkeit erzwingt ein Instinkt der Natur, und darum liegt sie offener und stets auf einmal da. Das witzige Verhältnis wird angeschaut; hingegen der Scharfsinn, welcher zwischen den gefundenen Verhältnissen kommensurabler und ähnlicher Größen wieder Verhältnisse findet und unterscheidet, dieser läßt uns durch eine lange Reihe von Begriffen das Licht tragen, das bei dem Witze aus der Wolke selber fährt, und der Leser muß dort dem Erfinder die ganze Mühe des Erfindens nachmachen, welche der Witz ihm hier erläßt.

5 Der Scharfsinn, als der Witz der zweiten Potenz, muß daher seinem Namen gemäß (denn Schärfe trennt) die gegebenen Ähnlichkeiten von neuem sondern und sichten.

6 Jetzt entwickelt sich die dritte Kraft, oder vielmehr eine und dieselbe tritt ganz am Horizont hervor, der Tiefsinn. Dieser — ebenso im Bunde mit der Vernunft, wie der Witz mit der Phantasie — trachtet nach Gleichheit und Einheit alles dessen, was der Witz anschaulich verbunden hat und der Scharfsinn verständig geschieden. Doch ist der Tiefsinn mehr der Sinn

Digitized by Google

des ganzen Menschen, als einer abgeteilten Kraft, er ist die ganze gegen die Unsichtbarkeit und gegen das Höchste gekehrte Seite. Denn er kann nie aufhören, gleich zu machen, sondern er muß, wenn er eine Verschiedenheit nach der andern aufgehoben, endlich — so wie der Witz Gegenstände forderte und verglich, aber der Scharfsinn nur Vergleichungen — als ein höherer, göttlicher Witz bei dem letzten Wesen der Wesen ankommen und, wie in das höchste Wissen der Scharfsinn, sich in das höchste Sein verlieren.

37.

Über Dummheit.

Von J. E. Erdmann.

Ernste Spiele. Vorträge, teils neu teils längst vergessen. (1855; dritte Auflage 1875.) . XVI. — Der Vortrag ist gehalten in Berlin 1866.

Hohe Versammlung!

Auch um dadurch meine Bitte um Nachsicht zu begründen, aber nicht 1
darum allein, habe ich ganz zuerst von den Nöten zu sprechen, in welche ich mich hineingeraten fand, als die Liste der diesjährigen Vorträge in den Tagesblättern mir bewies, das zu dem meinigen gewählte Thema stehe unwiderruflich fest. Sie waren so groß, daß manchmal, wenn die so oft wiederholte Frage: Und Sie wollen über die Dummheit sprechen? mit vielem Lachen wiederholt wurde, mir es vorkam, als stünde mir das Gegenteil viel näher. Zwar ein Bedenken, das andere wohl aussprachen, ist mir nie gekommen: daß der Gegenstand ein kleiner und unbedeutender, aus dem höchstens eine scherzhafte Behandlung etwas machen könne. Groß genug schien mir immer die Macht zu sein, von der uns gesagt wird, daß selbst Götter mit ihr vergeblich kämpfen, und mehr als ernst, wenn es wahr sein sollte, daß sie die Welt regiert. In etwas ganz anderem lag die Schwierigkeit. Sollte ich meinen Kursus der Philosophie nicht ganz umsonst durchgemacht haben, so mußte ich wissen, daß jede gründliche Untersuchung zuerst das Wesen des Gegenstandes formulieren muß. Dabei hatte derselbe Kursus, sowie die höhere Weisung, den Baum aus den Früchten zu erkennen, mich gelehrt, zur Auffindung jener Formel darauf zu achten, wie das zu Definierende wirkt.

Digitized by Google

That ich dies aber, so war schon schlimm, daß die Dummheit so Verschiedenes bewirkt, wie Ärger und Lachen, schlimmer noch, daß diese beiden Wirkungen das Wesen ihrer Ursache eher verbergen als enthüllen, denn daß etwas ärgerlich oder lächerlich, sagt ja nicht, was und wie der Gegenstand, sondern vielmehr, wie sein Beobachter beschaffen ist. Um aus den Wirkungen der Dummheit ihr eigenes Wesen herauszufinden, mußte sie dort aufgesucht werden, wo man sie ebensowenig ärgerlich oder belachenswert findet, wie den Aufgang der Sonne im Osten, weil man fühlt, sie sei das ganz Normale. Eine solche Situation aber wollte sich, so eifrig ich auch suchte, durchaus nicht finden lassen. An Dummheiten gab es keinen Mangel, die hatte ich bei der Hand, ohne von meinem Schreibtisch aufzustehen; ein Schritt gar auf die Straße, und sie wurden mir scheffelweis entgegengetragen. Beide waren aber nicht die, die ich suchte, denn die ersteren ärgerten mich, die zweiten machten mich lachen. Was zu finden ich zuletzt beinahe verzweifelte, das führte ein Zufall, mehr als zwanzig Meilen von meinem Wohnorte, ganz nahe von der Stelle, an der ich jetzt stehe, mir vor Augen und da, was ich dort fand, Ausgangspunkt meiner Untersuchung werden soll, so mußte ich diese Beichte vorausschicken, um zu motivieren, warum ich zur Begleitung an den Fundort einlade.

2 Im Wartesaal des Hamburger Bahnhofs hatte eine sehr zahlreiche Familie meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Zuerst dadurch, daß ihr Gespräch ergab, man reise wegen eines Familienfestes nach Kyritz, und daß dieser Name mich in die harmlose Zeit zurückversetzte, wo ich und viele hundert andere so glücklich darüber waren, daß ein in Berlin Wohnhafter Kyritz sein Vaterland nennen konnte. Zu diesem retrospektiven Interesse gesellte sich bald ein anderes: der jüngste Knabe, offenbar ein spätgekommenes Nestküchlein, verlor, je mehr Reisende in das Zimmer traten, um so mehr sein munteres Ansehen, sah fast ängstlich jeden Hinzukommenden an: endlich als, ganz kurz vor der Abfahrt, eine ganze Schar auf einmal in den Saal trat, hielt er sich nicht länger: „Aber was wollen denn alle diese Leute bei dem Großvater in Kyritz?" Ein schallendes Gelächter der älteren Brüder und der Ausruf: „O, wie dumm!" hatte glücklicherweise keine schrecklichen Folgen: „Laßt mir meinen dummen Jungen in Ruhe," sagte die Mutter, und drückte einen Kuß auf seine blonden Locken, was die gewöhnliche Wirkung solcher Küsse hatte: strahlenden Blickes sah der Knabe umher, und jeder Zug seines hübschen Gesichtes fragte: Hab' ich nicht recht gehabt? Dieser Knabe nun soll für meine heutige Studie den Ausgangspunkt bilden; er soll mir zu dem dienen, was man mit einem Baconischen Ausdruck einen Wegweiserfall, eine instantia oder ein experimentum crucis, nennen kann.

Digitized by Google

1.

Nicht nur die unbarmherzigen Brüder, auch die gütige Mutter nannte 3
den kleinen Burschen dumm, und ich fürchte, wir geben beiden recht. Warum? Daß, weil seine Seele ganz erfüllt ist von der Reise zum Großvater, er jedem Reisenden dasselbe Reiseziel andichtet, deshalb allein gewiß nicht. Denn denken wir uns einen Knaben, der in derselben Zeit von Kyritz nach Berlin reist, der, nachdem er fast zwei Stunden im Postwagen mit der Mutter allein gesessen hat, ganz erstaunt ist, in Neustadt so viel Wartende zu finden, bei der Ankunft des Zuges von Wittenberge aber völlig außer Fassung gerät und fragt: Was wollen alle diese Menschen in Berlin? so wird man diesen lange nicht so dumm finden, wie meinen Kyritzfahrer, ja vielleicht gar nicht. Woher nun diese verschiedene Beurteilung? Aus unserer Vorliebe für Berlin oder einer Abneigung gegen die Priegnitz wird niemand sie erklären, wohl aber daraus, daß Berlin so groß ist, Kyritz aber so klein. So sonderbar es einem erscheinen mag, daß der bloße Größenunterschied unser Urteil über Dummheit und ihr Gegenteil nicht nur modifiziere, sondern geradezu bedinge, so ist es doch so und hundert Erfahrungen bestätigen es. Wenn wir durch ein kleines Dorf fahren, und auf unsere Bemerkung, daß die alten Bäume da doch wunderschön seien, ein Bauer antwortet: Also bei Ihnen weiß man auch schon, daß unser Schulze sie abhauen will? und wenn vor dem Théâtre du Luxembourg auf die gleiche Bemerkung ein Bürger uns sagt: Sie sticheln wohl auf Baron Hausmann's Verschönerungsplan? so ist, was der Leimbacher oder Loderslebener Bauer, und was der Pariser épicier gesagt hat, ganz dasselbe und doch wird uns jener gewiß, dieser vielleicht nicht, als dumm erscheinen. Bedenkt man diese Erfahrungen, und beachtet zugleich, was man nie genug kann, die Winke, welche uns die Sprachen geben, die deutsche, wenn sie von Beschränktheit spricht, die französische, wenn sie homme borné sagt, die englische mit ihrem narrowness of mind, so führt uns dies auf's Richtige: nicht darin besteht die Beschränktheit eines Menschen, daß er alles in Beziehung setzt zu den in ihm lebenden Ideen, oder es den von ihm festgehaltenen Gesichtspunkten unterordnet — thäte er dies nicht, so urteilte er gar nicht, wäre weder dumm noch gescheidt — sondern darin, daß die Zahl dieser Ideen und Gesichtspunkte so gering, darum der aus ihnen bestehende Gesichtskreis so beschränkt und enge ist. Je mehr jene sich mehren, dieser also sich erweitert, desto gescheidter wird er, je mehr die Zahl jener abnimmt, der Gesichtskreis also sich verengt, desto dümmer wird der Mensch. Darum hat auch Dummheit mit dem Mangel an Kenntnissen nichts oder nur insoweit etwas zu thun, als vermehrte Kenntnisse die Zahl der Gesichtspunkte ver-

Digitized by Google

mehren können. Können, nicht müssen. Denn jener Mineralog, der, als einem seiner Freunde ein Stein an den Kopf flog, eifrig hinzusprang, den Stein ansah und ausrief: Granit! hatte sicherlich viel mehr Kenntnisse, als der andere, welcher den Verwundeten nach Hause führte, wegen des ausschließlich oryktognotischen Gesichtspunktes aber, unter den er die tragische Begebenheit stellte, war er schwerlich der Gescheitere. Denkt man sich nun die Zahl der Gesichtspunkte immer kleiner, also ihre Summe, den Gesichtskreis oder Horizont immer enger werdend, so kommt man endlich auf einen Punkt, wo der Umkreis der Ideen mit ihrem Centrum zusammenfällt, also von einer weiteren Beschränkung, einem Nochdümmerwerden nicht mehr die Rede sein kann, wir somit die Kerngestalt der Dummheit haben. Der Mittelpunkt aller Gesichtspunkte, den sie alle voraussetzen, weil nur durch ihn die Ideen eines Menschen sein sind, ist das eigene Ich. Wenn daher die Griechen für den Dummen den Ausdruck Idiot, für Dummheit Idiotismus, erfanden, und so die Eigenheit als das Wesen derselben angaben, so könnten wir sie darum beneiden, wenn nicht längst ihr Ausdruck der unsere geworden wäre, und wenn wir nicht, wie freilich sie und andere Völker auch, den treffenden Ausdruck „einfältig" hätten, der im Gegensatz zu aller Vielfältigkeit (des Centrums, Radius, Umkreises u. s. w.) auf einen hinweist, der nur in einer einzigen Weise alles betrachtet. Da zu jedem Gesichtspunkte, damit er unser sei, das eigene Ich hinzukommt, wir also, wenn wir jenen geltend machen, immer schon zwei haben, und somit zweifältig betrachten, so wäre der ganz Einfältige der, welchem, wie unserem Knaben der Gedanke an Kyritz, das eigene Ich das einzige Schlüsselloch wäre, durch welches er in den geschmückten Saal schaut, den wir die Welt nennen. Dummheit wäre demgemäß als der Geisteszustand zu bestimmen, in welchem der einzelne sich selbst und die Beziehung auf sich als einzigen Wahrheits- und Wertmesser gelten läßt, kürzer: alles nur nach sich beurteilt.

4 Prüfen wir jetzt die Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung an den Erscheinungen der Dummheit und zuerst an ihren Selbstoffenbarungen durch die Rede. Was beim Verkehr mit beschränkten Menschen jedem zuerst auffallen pflegt, ist die Unbedingtheit und Allgemeinheit ihrer Aussprüche, wodurch dieselben so etwas Schneidendes und Absprechendes bekommen. Wo der Gescheite einen leisen Zweifel ausspricht, heißt es hier: Das ist nicht, oder: Das geht nicht. Wo jener sagt: Ich finde, heißt es hier: Man weiß. Statt des „einigemal" bei jenem bekommt man hier stets „immer," statt „manche" dort, hier „alle" zu hören. Wenn in unserer, an Statistik laborierenden, Zeit einer registrieren wollte, wie viel Man's und Immer's und Alle's ein einfältiger Mensch im Jahre verbraucht, er würde erstaunen, daß so etwas ohne Konsumvereine möglich ist! Es geschieht dem beschränkten

Digitized by Google

Menschen eigentlich unrecht, wenn man dieses rasche Generalisieren ein Übertreiben nennt. Von absichtlicher Verleugnung des besser Gewußten ist bei ihm gar nicht die Rede. Durch sein Schlüsselloch, wie ich es eben nannte, sieht er nie etwas anderes, als was schon das erste Mal; für ihn ist es wirklich einerlei, ob er etwas einmal sah, oder vielemal oder immer, und diese Einerleiheit spricht er aus, wenn er: „immer" sagt, wo der Gescheite: zwei- oder dreimal! sagen würde. Wie der Dumme die Gültigkeit seiner Urteile nicht beschränkt, sondern durch jene Amplifikationen verstärkt, so statuiert er auch hinsichtlich der Gegenstände, über die er urteilt, keine Schranken. Nicht nur spricht er ganz allgemein ab, sondern er spricht auch ab über alles. In Zeit einiger Minuten ist er imstande, dem einen auseinanderzusetzen, wie ein Haus gebaut, dem zweiten, wie eine Krankheit behandelt, dem dritten, wie eine europäische Frage gelöst werden muß, und es macht ihn keinen Augenblick verwirrt, wenn er hört, daß der erste, den er belehrte ein großer Architekt, der zweite ein berühmter Arzt, der dritte ein bedeutender Staatsmann sei. Mancher Gescheitere wundert sich über dieses leichtfertige Aburteilen eines, der sich doch in diesen Gebieten gar nicht umgesehen habe. Eben darum weiß er so gut Bescheid. Sieht man sich um in einem Raum, so merkt man bald, daß bei jedem Schritte sich der Augenpunkt verändert, die Gegenstände sich gegen einander verschieben und bald so, bald anders einander verdecken, so daß man nie alle übersieht. Diese Erfahrung macht der nie, der nur durch eine kleine Öffnung hinein- und darum alles so sieht, wie auf einem Gemälde, das, was es enthält, auf einmal zeigt. Daß aber bei den alles wissenden Absprechern ihr kleines Guckloch nur das eigene Ich ist, das pflegen sie uns ja selbst ausdrücklich zu sagen, wenn sie ihre entscheidenden Urteile stets so formulieren: Das thäte ich nicht! Ich machte das ganz anders! Daß daran eigentlich nicht sehr viel liegt, fällt ihnen nicht ein. Nur eine positiv klingende Wendung derselben negativen Redensarten ist es, wenn man etwa auf eine sehr gründliche Auseinandersetzung, daß dieses oder jenes nicht recht oder nicht artig sei, die siegesgewisse Einrede zu hören bekommt: Aber wie? Das thue ich ja immer! Dergleichen macht im Augenblicke mundtot. Ob es auch widerlegt, ist freilich eine andere Frage. Übrigens ist es kein Zufall, wenn, wie auch in den eben erwähnten Redensarten, die Urteile solcher keck Absprechenden gewöhnlich von denen der anderen abweichen, dem Thun der anderen abfällig sind, wenn die Allwisser meistens Anders- und Besserwisser sind, so daß mancher derselben ganz unfähig scheint, irgend etwas ohne Nein oder Aber zuzugeben, und wenn er sagen hört, Berlin sei größer als Spandau, es wenigstens so rektifiziert: eigentlich sei Spandau kleiner als Berlin. Es ist kein Zufall, sondern nach unserer Formel ganz notwendig:

Digitized by Google

an seinem Schlüsselloch steht er ganz allein, darum sah, was er sieht, wirklich niemand, und wieder um anderer Ansichten und Thun zu billigen, müßte er sich an das Fenster stellen, durch welches sie hineinlauern, über ihre Schulter, kurz auch von einer anderen als den bisherigen Seiten, dann aber auch vielfältig, nicht mehr einfältig, die Dinge betrachten. Darum ist, je einfältiger ein Mensch ist, um so mehr, er lediglich auf das Tadeln hingewiesen. Die Gescheiteren können dieses auch, aber auch was schwerer ist, besser machen. Nur die Meister, als die Allergescheitesten, können außer jenem beiden eines, was das Allerschwerste ist, sie verstehen vernünftig zu loben. Einer der größten Mimen, die Berlin besessen hat, zeigte auch darin, wie sehr er ein Meister war, daß, wenn der elendeste Schauspieler besprochen wurde, er irgend eine, von niemand bemerkte, Hand- oder Fingerbewegung des Unglücklichen zu loben wußte.

Worte sind aber nicht die einzige Erscheinung eines Geisteszustandes. Derselbe offenbart sich auch in Handlungen. So auch die Dummheit. Das Dumm- nicht nur sein, sondern -handeln das Dummheitenbegehen, oder die Dummheit in Aktion, nennen wir Roheit. Die Wahl des Ausdrucks ist durch die Rücksicht auf das ungeformte, rohe Material veranlaßt, und je nachdem man dabei an den Rohstoff des Handwerkers oder des Künstlers denkt, wird anstatt roh auch ungehobelt oder ungeschliffen gesagt, immer aber diesem Zustande der entgegengestellt, wo der Mensch, wie die Bildsäule aus dem Marmor, schon gebildet ist. Bilden heißt formen, daher auch die Form oder die Art (beides in manchen Sprachen durch ein Wort bezeichnet) die Rohheit vertreibt, und an die Stelle des formlosen Menschen den artigen, an die Stelle des rohen oder groben den von Lebensart und feinen Formen treten läßt. Mein Recht, die Roheit als Dummheit in Aktion oder als Praxis der Dummheit zu definieren, für welches abermals der Sprachgebrauch Zeugnis ablegt, der das Gegenteil beider gleich benennt, da gerieben, das Gegenteil von dumm, mit geschliffen doch wohl zusammenfällt, wird klar bewiesen durch den Nachweis, daß überall, wo wir etwas als roh tadeln, das Geltenlassen nur des eigenen Ich und seine exceptionelle Stellung uns verletzt; darin aber hatte ja die Dummheit bestanden. Dabei soll nicht, um mir den Beweis leicht zu machen, an solche erinnert werden, die, wenn sie einem die Zähne einschlagen, ganz erstaunt sind, daß der andere so empfindlich sei, da es ihnen ja gar nicht wehe thut, sondern ich will meine Beispiele dort hernehmen, wo der Bildungs- oder Formierungsprozeß, der aus dem rohen Marmor die Götterstatue machen soll, schon begonnen hat, also aus den (bereits) Gebildeten. Unter diesen gilt als Regel, daß man nicht, oder höchstens in Begleitung einer entschuldigenden Formel, einem an-

Digitized by Google

dern widersprechen oder in die Rede fallen dürfe. Ist es nun etwa eine ganz zufällige Übereinkunft, daß ein Verletzen dieser Regel als ungeschliffen, roh, als Attentat gegen die gute Lebensart erscheint? Durchaus nicht, denn es findet dabei ein wirkliches Attentat, eine ganz eigentliche Rechtsverletzung statt: wer ein Gespräch anfängt und zuerst seine Meinung über einen Gegenstand ausspricht, der hat sich, nach dem Rechte des ersten Ergreifers, des Gegenstandes und der Ohren seiner Zuhörer als guter Prise bemächtigt, und ist in ihrem Besitz. Diesen Besitz respektiert der nicht, welcher widerspricht oder in die Rede fällt. Er handelt, als sei er der allein Berechtigte, also dumm. Er thut, als sei das, worüber der zuerst Redende bereits verfügt, noch herrenloses Gut, er begeht also ein Unrecht. Beides ändert sich durch die Entschuldigungsformel. Das Unrecht verschwindet, denn durch sie wird das Besitzrecht des anderen anerkannt, das Andersmeinen oder Hineinreden wird zu einer Exception gestempelt, also wird der Versuch gemacht, auf dem Wege des Rechtshandels, nicht des gewaltsamen Raubes, dem anderen das Dispositionsrecht über den Gegenstand und die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu entreißen. Und auch von Roheit wird man da nicht mehr sprechen dürfen, wo einer sich die Erlaubnis ausbittet, anderer Meinung zu sein, denn er beweist dadurch, daß ihm nicht das eigene Belieben über alles geht. Höchst interessant ist nun zu sehen, wie sich hier die Anforderungen steigern, je nachdem in dem Bildungsprozesse des Götterbildes es nur aus dem Gröbsten oder schon aus dem Groben herausgearbeitet ist. Daß es unziemlich sei, eine Rede zu unterbrechen, das gesteht jeder halbwegs Gebildete ein. Der Hoch- oder gar Höchstgebildete fordert viel mehr. Schleiermacher sagt in einer, der Verherrlichung der Gebildeten und dem Kriege gegen die Roheit gewidmeten Schrift: Unziemlich und das Schamgefühl verletzend sei nur eines, die Unterbrechung irgend einer Gemütsstimmung. Dieser Ausspruch des verehrten Mannes erschien mir lange Zeit seltsam, bis ich, leider auf meine Kosten, die Wahrheit desselben schlagend erfuhr. In einem Pariser Salon hatte eine Französin ein deutsches Gespräch mit mir angeknüpft. Was sie sprach, war mir sehr lehrreich und zog mich im höchsten Grade an, weil es aber etwas langsam zu Tage kam, erlaubte ich mir anstatt der deutschen Aufmerksamkeits-Ausrufe, einen französischen. Augenblicklich stockte das Gespräch und in dem Blick der dunklen Augen las ich Schleiermachers Worte: Unverschämter! Du hast eine Gemütsstimmung unterbrochen! Es hatte recht, das zornige Auge jener Dame. Sie hatte mit mir gesprochen bloß um sich im Deutschen zu üben, und da sie das Gespräch begonnen hatte, war ihr Recht dazu gar nicht zu bestreiten, ich dagegen hatte gar keines, ihr Gespräch ohne ihre Erlaubnis in ein Belehrungsmittel für mich zu verwandeln. Zwanzig

Digitized by Google

Jahre sind seit jenem Abend vergangen und heute noch schäme ich mich meiner Roheit, und wenn es mir später geschehen ist, daß auf irgend eine Frage um Auskunft ein anderer mir in einer anderen Sprache antwortet, etwa um sein Französisch nicht zu vergessen, so ärgert es mich natürlich, daß er die Regeln des Spiels, das man gute Lebensart nennt, mißachtet, indem er, wo ich in der Vorhand war und anspielte, anstatt zu bedienen Farbe verleugnet und sticht; zugleich aber mischt sich in den Ärger das reuige Bekenntnis: Heute wirst du bezahlt für das, was du damals in der rue St. Lazare verbrochen hast.

6 Nicht nur wäre meine Betrachtung der Dummheitsäußerungen unvollständig, sondern es könnte auch der Verdacht entstehen, ich übergehe, was in meine Definition nicht paßt, wenn ich verschwiege, daß nicht nur das Neinsagen und Widersprechen, sondern sehr oft das gerade Gegenteil für dumm und roh gilt, was übrigens nicht wunderbarer wäre, als daß dieselbe Sonne das Wachs erweicht und den Thon verhärtet. Hier ist nun natürlich nicht an die Bejahung der Fragen zu denken, auf die eine verneinende Antwort gewünscht ward, wie z. B. die gute Lebensart nicht fordert, daß auf die Frage: Bin ich nicht recht garstig? man antworte: Ja, sehr. Dergleichen Fälle gehören noch unter die vorige Kategorie; wer hier ja sagt, widerspricht eigentlich, nämlich der Hoffnung des Fragenden. Sondern von den Fällen ist die Rede, wo Zustimmung zu ganz ehrlich gemeinten Behauptungen Beweis von Beschränktheit und mangelnder Lebensart wäre. Wenn einer erzählt, er habe auf seiner letzten Jagd nicht nur das Reh, auf welches er hielt, durch und durch-, sondern auch ein dahinterstehendes Tier, das er gar nicht gesehen hatte, mit totgeschossen, und ich wollte sagen: dergleichen könne allerdings vorkommen, so wird das den Mann wahrscheinlich mehr ärgern, als wenn ich zweifelnd den Kopf schüttelte. Letzteres bewiese nur, daß ich dergleichen nie erlebt habe, ja es steigerte noch die Merkwürdigkeit des Falles. Jetzt thue ich, als ob, so lange ich nicht die Möglichkeit des Falles zugestand, es unbestimmt blieb, ob er nicht auch erzählt, was nie vorkommen kann, als werde erst durch mein Certifikat seine Geschichte von einer merkwürdigen Jagd davor gesichert, für eine merkwürdige Jagdgeschichte zu gelten. Das Allerschlimmste ist, wenn so ein Certifikant, deren es nur zu viele giebt, auch noch die vorhin erwähnte Verallgemeinerungssucht hat. Da erzähle man das schönste Abenteuer, das man je erlebte, die allerinteressanteste Episode einer merkwürdigen Gebirgsreise und es sitze eine solche Allwissenheit daneben! Zuerst wird erklärt, die Sache sei wahrscheinlich wirklich so gewesen, und dabei durch einen herablassenden Blick uns gesagt, von jetzt an gehöre unsere Geschichte zu den glaubwürdigen. Dann wird dieses ent-

Digitized by Google

scheidende Urteil motiviert: Man pflege eben im Gebirge alle Tage höchst Merkwürdiges zu erleben. Und dabei wundert sich der Mensch wohl noch, daß wir uns nicht bei ihm bedanken, weil er uns in jenes gemeinschaftliche „Man" hineingeworfen hat, in welchem keiner mehr was besonderes ist, und unser allerliebstes Abenteuer unter das unterbrachte, was alle Tage geschieht, das Alltägliche! Aber wo bin ich hingekommen? Und wohin mein hübscher Knabe, der mir bis jetzt bloß die eine Frage beantwortet hat, warum die Mutter ihn dumm nannte, und was Dummheit ist? an den ich aber noch eine zweite auf dem Herzen habe. Geschwind ihm nach! Die Priegnitz kann er, seit wir schieden, noch lange nicht erreicht haben; ich denke, wir finden ihn noch diesseits Nauen.

2.

Dumm, das ist leider nicht zu leugnen, dumm durfte die Mutter ihren 7
Knaben wohl nennen. Warum aber gab sie ihm denn einen Kuß? Ihre Antwort liegt darin, daß sie ihn einen dummen Jungen nannte. Nicht etwa einen Dummbart, denn was an einem bärtigen Sohn sie hätte verletzen und ärgern müssen, das durfte an dem Jungen, am Kinde sie ergötzen. Das Alter nämlich, das normalerweise alles, was es sich aneignet, sei es nun Nahrung des Leibes oder des Geistes, nur zum eigenen Besten anwendet, nur um zu wachsen, noch nicht um sich zu mehren, d. h. um sich, noch nicht um die Menschheit, zu vergrößern und zu fördern, dieses Alter hat das Privilegium des Egoismus, infolgedessen wir am Kinde reizend finden, was bei einem Erwachsenen uns empören müßte, daß ihm das Begräbnis der Mutter zum Festtage wird wegen des neuen schwarzen Kleides und der Kuchen. Dieses Privilegium erstreckt sich nun auch auf den intellektuellen Egoismus (Idiotismus), der das eigene Ich zum alleinigen Augenpunkt macht; darum darf das Kind dumm, roh, unartig sein. Niemand tastet dies Privilegium an; das Sprichwort nicht, das gescheite Kinder früh sterben läßt, der Sprachgebrauch nicht, der frühreif und altklug zu Scheltworten machte, die verständige Mutter nicht, die zweifelhaft wird, ob sie nicht zum Arzt schicken müsse, da der Fritz heute so artig sei. Wir alle werden dumm und roh geboren, erst das Leben witzigt uns und schleift uns ab, so daß es also wirklich die Rolle spielt, welche die Fabel den Bärenmüttern andichtet. Weil aber dieser Prozeß nur allmählich vor sich geht, deswegen bleibt bei jedem mehr oder minder Ungelecktes übrig, ein Überrest der ursprünglichen Dummheit, der so lange dauert, bis wir die größte begehen: die, uns alle anderen unmöglich zu machen. Weil im Kindesalter die Einfalt der natürliche Zustand ist, pflegt man, damit jeder Anschein des Tadels verschwinde, sie in dieser Zeit

Digitized by Google

Naivetät zu nennen, dabei weiß aber jeder, daß dies ganz dasselbe ist, denn wo ein Erwachsener sich einfältig zeigt oder Dummheiten macht, nennt man das euphemistisch eine Naivetät. Da das unreife Alter die Dummheit entschuldigt, so war, daß die Mutter „Junge" hinzufügte, eine Milderung ihres Urteils. Umgekehrt würde, auf einen Erwachsenen angewandt, dieser Zusatz den Vorwurf verstärken, weil der der Unreife hinzukäme. In meiner Jugendzeit glaubten wir jenes Wörterpaar, das im Munde der Mutter zum beschwichtigenden Schmeichelwort diente, mit Blut abwaschen zu müssen. Ich habe glücklicherweise nicht Schiedsrichter zu sein zwischen jener Generation welcher man heute nachsagt, daß sie hinsichtlich des „romantischen Begriffs der Ehre" zu kitzlich war, und denen, welche es lieber mit des Dichters Spruch halten: „Mut zeiget auch der Mameluk, doch heile Haut ist Heldenschmuck"; eins aber weiß ich: das Prädikat der Dummheit, mochte es nun durch das hinzugefügte der Jungenhaftigkeit verstärkt sein oder nicht, für eine schwere Beleidigung zu halten, dazu waren wir berechtigt, denn wir waren keine Kinder mehr und gerade wie das Kindischsein, so ist Dummheit bei dem Erwachsenen ein Laster, und ein Laster soll sich niemand aufbürden lassen.

8 Diese Behauptung wird von denen *hart* gescholten, welche, wenn man sich über die Dummheit eines Menschen erbost, stets damit bei der Hand sind, dafür könne ja der arme Mensch nichts, Dummheit sei ein Unglück wie das Blindgeboren- oder Einäugigsein. Diese Einrede, aus der übrigens folgen würde, daß man sich auch über die eigene Dummheit nicht ärgern dürfe, ist nicht nur unstatthaft, sondern beruht auch auf einer Ansicht, der wir den Vorwurf der Härte gesteigert zurückgeben: sie ist *grausam*, denn sie macht die Dummheit zu etwas Unheilbarem, während nach unserer Ansicht sie, wie jedes andere Laster, abgelegt werden kann. Es fragt sich, wie dies geschieht? Das Kind, weil es nur eines ist, auf sein Eigenwohl bedachtes Einzelwesen, durfte, ja mußte, alles einfältig, d. h. von einem einzigen Punkte aus betrachten. Es bleibt aber nicht bloß dieses eine: die Geburt von Geschwistern macht es zum älteren Bruder, der Eintritt in die Schule zum Quartaner, durch eigenen Fleiß wird der Knabe vielleicht Primus, während in der gleichzeitig besuchten Tanzstunde Ungeschick ihn die letzte Stelle einnehmen läßt. Kurz im Handumwenden ist ihm eine Menge von Augenpunkten gegeben, von denen aus er die Welt, von oben herab (in der Klasse) und von unten hinauf (in der Tanzstunde), betrachten kann. So weit diese sich von einander scheiden, oder besser so weit er sie von einander scheidet, so weit ist der Junge gescheit. Ganz so der Erwachsene. Mit jedem neuen Kreise, dem er sich einverleibt, vervielfältigt er sich, zum Handwerker kommt der Bürger, zu beiden der Ehemann, Vater, Stadtverordneter, was weiß ich! Scheidet er die ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Geſichtspunkte, die ihm dies an die Hand giebt, ſo hört er auf, einfältig zu urteilen, konfundiert er ſie in dem einen, worin ſie alle zuſammenkommen, dem eigenen Ich und läßt überall, anſtatt des Bürgers oder Vaters, dieſes ſelbe bloße Ich entſcheiden, ſo iſt er nicht geſcheit. Der Metzger, welcher dem Reichen zu kleines Gewicht giebt, um den Armen mehr als das Geſetzliche geben zu können, rühmt ſich vielleicht noch, daß er ſo einfältig iſt; der Geſchworene, welcher „Unſchuldig" ſagt, weil die Strafgeſetze ſo ſtreng ſind, oder der Profeſſor, der, in eine Geſellſchaft geladen, meint, er müſſe eine Vorleſung loslaſſen, ſie ſind nicht geſcheit, denn ſie ſcheiden nicht. Was iſt es nun, was den einen dahin bringt zu diſtinguieren und geſcheit, den anderen zu konfundieren und dumm zu ſein? Dies führt uns auf das eigentliche Bollwerk der Dummheit, hinter dem ſie, nach Talbots bitterem aber wahrem Ausſpruch, ſelbſt den Göttern trotzt.

Da der Widerſinn eine Grenze bildet auch für die göttliche Macht, ſo 9
giebt es allerdings eines, dem auch die Allmacht nicht beikommen kann, das iſt — der Wille, denn ein gezwungener Wille wäre ein Wollen ohne Wollen. Wäre darum Dummheit eigener Wille, dann wäre auch klar, daß und warum ſie ſelbſt den Göttern unüberwindlich iſt. Schon der Umſtand, daß alle Welt das Gegenteil ſagt, ſpricht dafür, denn was alle Welt ſagt, iſt bekanntlich faſt niemals wahr. Ganz zweifellos wird es durch die Erfahrung, die ſo vernehmlich, daß es faſt der Taube hören kann, uns zuruft, der Dumme möchte wohl für geſcheit *gelten*, aber er will dumm *ſein*. Verſuche man doch einmal, einen beſchränkten Menſchen zu belehren. So lange dies nur heißen ſoll, ihm eine neue Kenntnis beizubringen, wird man ihn nicht abgeneigt finden, es iſt ihm ſchon ganz recht, wenn in jenen Saal, in den er hineinlugt, ein neues Gerät geſetzt wird. Sobald es ſich aber darum handelt, nicht mehr durch ſein Guckloch allein hineinzuſehen, an ein Fenſter, vielleicht gar in eine offene Thür hinein, zu treten, ſo heißt es: Nicht vom Platz! Wem wäre nicht ſchon mancher begegnet, der, wo er eben über eine Frage der Politik oder der Geſetz-Interpretation, weil die Sache ſonnenklar ſei, apodiktiſch entſchieden hatte, wo ihm ein Einwand gemacht ward, dieſen damit ablehnte: man möge ihn in Ruhe laſſen, er ſei nicht Staatsmann oder Juriſt, er verſtehe von der ganzen Sache nichts. Wo wir ſo etwas zum erſtenmale erleben, pflegen wir uns zu wundern, daß einer, der ſelbſtgeſtändig nichts von der Sache verſteht, doch ſo keck über ſie aburteilt. Wir ſollten uns nicht wundern. Ebenſowenig darüber, daß er es ablehnt, zu beſſerem Verſtändnis gebracht zu werden. Nicht trotz, ſondern wegen ſeines Nichtverſtehens urteilt er ſo peremtoriſch. Wer etwas verſteht, d. h. es von allen Seiten erwogen hat, der wagt erſt ſehr ſpät ein Urteil als unumſtößlich hinzuſtellen. Kein

Digitized by Google

Mathematiker glaubt heute an die Quadratur des Zirkels, und doch gesteht der Umsichtige, daß an dem Beweise ihrer Unmöglichkeit noch etwas fehlt. So etwas ahnt der Beschränkte, und um nicht die stolzen kategorischen und apodiktischen Urteile mit den bescheidenen hypothetischen und problematischen vertauschen, das Lieblingsargument aller beschränkten Menschen, die „Sonnenklarheit", aufgeben zu müssen, flieht er die Verständigung, will er einfältig bleiben, und bleibt es. Wollte er anders, er wäre anders. Faßte er den Entschluß, sein bisheriges einfältiges Urteilen genau zu betrachten, machte er es sich also zu seinem Gegenstande, so hätte er sich durch diesen Entschluß verzweifältigt, hätte also aufgehört, einfältig zu sein. Die zwei Augenpunkte, die er jetzt hätte, gäben ihm anstatt des bisherigen bloßen Mittelpunktes schon einen Radius, darum schon einen Gesichtskreis, kurz er wäre ein anderer. Daß mit dem Bewußtsein unserer Einfalt wir ihrer quitt sind, diese Behauptung sinkt, wenn wir anstatt Einfalt Naivetät sagen, beinahe zur Trivialität herab, denn daß eine bewußte Naivetät aus demselben Grunde unmöglich ist, aus welchem man nie ein dunkles Zimmer bei Licht besehen kann, weiß jeder. Darum setzt Sokrates seine Weisheit in die Selbsterkenntnis und in die Erkenntnis, daß er nichts wisse. Zwischen diesem Nichtwissen des weisesten Atheners und dem Alleswissen manches gelehrten Thebaners liegen die unendlich vielen Stufen der mehr oder minder Gescheiten, welche erkannten, wie wenig sie wissen. Aber auch die niedrigste derselben wird nicht erstiegen ohne den Entschluß, der eigenen Dummheit ins Auge zu sehen, die darin bestand, daß man alles nach sich maß. Wäre dieses Anschauen des inneren Antlitzes so leicht, wie das des leiblichen in irgend einem Spiegel, so würde, wie es nur wenige giebt, die nicht ziemlich genau wissen, wie sie aussehen, die Mehrzahl der Menschen wohl auch ihr Inneres kennen. Die große Zahl derer aber, die nichts so oft und so strenge tadeln, als die Fehler, mit denen sie selber behaftet sind, beweist, daß dazu mehr nötig ist, als ein kleiner Handspiegel. Die Schwierigkeit hat ihren Grund darin, daß man selbst Spiegel sein muß, daß also eine Selbstverdoppelung nötig ist, ein Heraustreten aus sich selbst, das man ein geistiges aus der Haut fahren nennen könnte, wobei, weil es lediglich von dem eigenen Willen abhängt, keiner uns behülflich sein kann, was jeder ganz allein bewerkstelligen muß. Nicht nur aber, daß keiner diesen Entschluß uns leichter machen, noch bei der Ausführung uns unterstützen kann, wir selbst erschweren ihn uns noch selbst, je länger wir ihn aufschieben, um so mehr. Wie alles, so wird auch das Nichtwollen zur Gewohnheit, und die Erfahrung, daß so viele Menschen je älter je dümmer werden, erklärt sich daraus, daß je länger man es trieb, sich selbst als Maßstab an alles zu legen, je weniger man es lassen

Digitized by Google

kann. Und so könnte, ohne denen recht zu geben, welche die Dummheit zu einer unverschuldeten Krankheit machen, auch ich von unheilbarer Dummheit sprechen, aber nur in dem Sinne, wie auch andere Laster es werden, wenn man es verlernt, sie ablegen zu wollen.

Damit, daß Dummheit ein Laster und daß sie böser Wille, ist nun auch erklärt, warum, und gerechtfertigt, daß wir uns über sie ärgern. Desto unerklärlicher aber und unverantwortlicher scheint es jetzt zu sein, daß sie uns ergötzt. Daß, nicht nur auf dem Theater, sondern auch im Leben, die Dummheit, nicht nur unreifer Kinder, sondern Erwachsener uns belustigt hat, und daß wir viel weniger Spaß erlebten, wenn es keine gäbe, wird jeder zugestehen. Soll es nun ein Laster sein, was uns so belustigt, so scheinen wir ja in eine sehr bedenkliche Nähe von des Mephistopheles: „Hab' ich doch meine Freude dran" zu geraten. Daß sich in unser Ergötzen an dem Anblick der Dummheit wirklich viel Mephistophelisches mischt, einmal die Schadenfreude, an der nicht nur die Buben auf der Gasse kranken, die irgend ein körperliches Gebrechen verhöhnen, sondern auch der Weltmann, der eingesteht, selbst im Unglück des besten Freundes liege etwas, was uns nicht mißfällt, weiter der Stolz, über solche Simplicität hinaus zu sein, und wer weiß noch welche andere böse Herzensregungen, ist gewiß. Es fließt aber nicht bloß aus so unreinen Quellen. Die Einfalt war unser primitiver Zustand, aus dem Verhältnisse uns herauszuhelfen, wir selbst uns herauszuarbeiten hatten. Wo wir sie antreffen, sind es deswegen Töne der alten Heimat, die wir vernehmen, die uns ansprechen wie der lange nicht gehörte heimatliche Dialekt. Die Zeit steht wieder vor uns, wo man noch dumm sein durfte, vielleicht gar wie mein kleiner Kyritzer einen Kuß dafür bekam, was unser späteres Gescheitwerden uns selten einzutragen pflegt; und nicht nur von der eigenen Mutter, wie jener, sondern von der Mutter aller Menschenkinder ward man so regaliert, von Fortuna, deren Vorliebe für die Dummen sprichwörtlich ist. Nicht mit Unrecht, denn daß der ohne Umsicht handelt, eben weil er, wie der Nachtwandler auf dem Dach oder Blondel auf seinem Seil, gar nicht um sich sieht, oft sein Ziel erreicht, daß die Dummen, gerade wie die Kinder, auch wenn sie auf die Nase fallen, sie nicht verletzen, während mancher Gescheite sie bricht, wenn er auf den Rücken fällt, das ist bekannt. Und in diesem Arkadien wurden auch wir geboren! Wie soll also eine Kunde von daher, trotz aller sich hineinmischenden Wehmut, uns nicht ergötzen? Dazu kommt noch, daß ja unser Gescheitwerden ein sehr allmählicher Prozeß war, so daß in jedem sich noch Überreste des Gegenteils finden. Auf diese Überreste wirkt manche Dummheit, die wir bemerken, gerade wie eine in Schwingung versetzte Saite auf die gleichgestimmte. Hierin möchte, wenigstens

Digitized by Google

oft, der Grund liegen, warum, wenn allerlei Dummheiten erzählt werden, gerade die eine oder andere uns vor allen anderen ergötzt, warum wir immer wieder an sie denken müssen: wir fühlen, so etwas hätte als Kind uns auch passieren können; der recht Ehrliche gesteht sich vielleicht mit Erröten, daß in einer schwachen Stunde es ihm noch heute geschehen könnte.

11 Es giebt aber auch ein Ergötzen an der Dummheit, in welches sich weder der Gifttropfen der Schadenfreude und des Hochmuts, noch der Wermutstropfen wehmütiger Erinnerung oder der Beschämung hineinmischt, das also eine in jeder Beziehung reine Lust ist. Es besteht in dem Gefühl, durch das Anschauen der Dummheit gefördert, gescheiter geworden zu sein. Ließe sich diese Erscheinung, die also ganz der ähnlich wäre, wo die Annäherung eines negativ elektrischen Körpers den anderen positiv elektrisch macht, ließe sich auch diese aus unserer Definition erklären, so wäre das offenbar ein neuer Beweis für deren Richtigkeit. Beschränkt oder dumm nannten wir den, bei dem das Guckkasten- oder Schlüsselloch, durch welches er in die Welt blickt, oder dessen Horizont, Zero zum Durchmesser hat, so daß die Dinge eigentlich nicht in seinen Gesichts*kreis*, sondern vielmehr nur unter den einen Gesichts*punkt* des eigenen Ich fielen. Eines wird man nun diesem Punkte gewiß nicht absprechen können: er existiert nur einmal; alle anderen Gesichtspunkte, in die einer sich stellt, können andere ebenso geltend machen, dieser dagegen ist ihm ganz eigentümlich. Es erklärt dies, warum nicht nur bei empfindlichen jungen Männern in meiner Studienzeit das Wort „eigentümlich" oder „sonderbar" gerade so verpönt war wie „dumm," sondern warum es überall vorkommt, daß man einen einfältigen Menschen ein Original nennt. Weil er dies wirklich ist, deswegen kann ein extradummer Mensch für den scharfen Beobachter eine große Anziehungskraft haben, und giebt es gescheite, ja geistreiche, Männer, die sich im Umgange mit solchen Originalen, d. h. mit Dummen und Rohen, gefallen. Frauen, als geschworene Feinde der Roheit, können das nicht begreifen und pflegen — darunter sogar manche, die selbst einen dummen Mann geheiratet hat — die Männer zu beschuldigen, dieselben suchten solchen Umgang nur, um ihrer geistigen Überlegenheit bewußt zu werden. Daß dies wirklich oft so ist, soll ebensowenig geleugnet werden, als daß mancher, der diesem Hange nachgab, dadurch zu Grunde ging. Man darf aber darüber nicht vergessen, daß manchen anderen zu diesem Interesse an den Dummen eine viel bessere Regung bringt, nämlich die Freude an allem Individuellen, die im Menschen ein schwacher Abglanz ist der Freude an allem Sein, welche die Liebessonne aufgehen läßt über die Guten und die Bösen. Wo es diese Lust am Individuellen gewesen ist, die dazu brachte, das Allerindividuellste aufzusuchen, den Individualismus selbst, der dem

Digitized by Google

Idiotismus, oder intellektuellem Egoismus, näher steht als wie ein bloßer Namensvetter, da können aus dem gründlichen, weil liebevollen, Studium desselben solche Meisterwerke hervorgehen, wie Dickens' Ideal der Beschränktheit, die Mutter Nickleby, und kann es dem Leser gelingen, ohne alle boshafte Regung ihm diese unsterbliche Figur nachzudenken. Diese Lust an der Individualität hat manchen, der nicht Dichter ist, und darum solche Prachtstücke nicht zu schaffen vermag, sondern sie sich suchen muß, zu stundenlangen Gesprächen mit einem Hühnerkopf gebracht, der nicht mehr Ideen beherbergt als jene würdige Dame, nur um sich in ihn hinein zu denken. Was man, soweit dies gelingt, gewinnt, ist nicht ein bloßer Genuß, sondern wirklich geförderte Bildung, Erweiterung des Gesichtskreises. Für diese raten alle Umgang mit den verschiedensten Menschen, Reisen, und wer weiß was, an, doch nur damit man andere Gesichtspunkte zuerst kennen, dann anwenden lerne. Am meisten Ausbeute wird da natürlich der Verkehr mit solchen gewähren, die eine Menge uns bisher fremder Gesichtspunkte haben, also sehr viel gescheiter sind als wir selbst. Nach ihnen aber, und viel mehr als der Mittelschlag, solche, die, wenn auch nur wenige oder gar nur einen einzigen, dafür aber einen solchen festhalten, den noch nie einer geltend machte, also die Originale. Ja es kann vorkommen, daß der, welcher nur von einer einzigen Idee zehrt, uns förderlicher wird als der sehr Gescheite, weil gerade ein Gesichtspunkt, den dieser letztere nimmermehr geltend gemacht hätte, uns gemangelt hat, um unsere Gedanken zu einer Kette zusammenzuschließen. Es sei mir erlaubt, hier dankbar einer Erfahrung zu gedenken, die ich selbst vor langen langen Jahren gemacht habe. Wenn ich dabei eine Wohlthäterin etwas bloßstelle, so tröstet mich, daß sie so hübsch war, daß ihr dies gar nichts schaden kann. In einer Gesellschaft kam die Rede auf zwei Brüder, und jemand äußerte, daß sie sich ganz außerordentlich gleich seien. „Ja," fiel ein junges Mädchen ein, „aber doch ganz besonders der Ältere." Diese Äußerung, die jedenfalls etwas Frappantes hat, hat mir viel Stoff zu denken gegeben. Ganz zuerst entnahm ich daraus nur, daß die junge Dame sich den älteren Bruder viel öfter und genauer möchte angesehen haben, worin ich mich auch nicht getäuscht hatte. Dann aber wurde sie mir in einer anderen Beziehung sehr wichtig. Sie zeigte mir nämlich, wie dumm sogar — von mir fürchte niemand eine Majestätsbeleidigung gegen das schöne Geschlecht, ich wollte nur sagen, wie dumm sogar — allgemeine Regeln sein können, die man uns als logische oder mathematische Axiome verkauft. Schon als Knaben hatte es mich geärgert, sie hatten es mir aber so lange vorgesprochen, bis ich es mir zuletzt gefallen ließ, daß jedes Ding sich selbst gleich sei. Jetzt sah ich, daß wenn zur Gleichheit nicht zwei gehörten, jene hübsche

Digitized by Google

Person ganz recht hätte, wenn sie sich bloß an den älteren Bruder hielt, und den jüngeren laufen ließ. Ihr also danke ich's, daß ich heute weiß, was ich bis dahin nur gefühlt hatte, daß jedes mit sich einerlei, nicht aber sich gleich, ist. Das wäre ein Beispiel statt vieler, die jeder aus eigener Erfahrung noch ergänzen kann. Sie zeigen, daß kaum etwas den Gesichtskreis so erweitert, als wenn man dazwischen in einen recht engen hineinblickt, und daß nichts zu unserer Aufklärung so sehr beiträgt, als wenn wir mitunter rechte Dummheiten zu sehen oder zu hören bekommen.

12 Sollte nicht am Ende der wissenschaftliche Verein auch so gedacht haben, als er mir erlaubte, zum neuntenmal hier die meinigen auszukramen?

38.

Über die Pietät.

Von Georg Curtius.

Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Frederik's VII. an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gehalten am 6. Oktober 1861. — Kleine Schriften, I (Leipzig 1886) S. 1 ff.

1 Kaum irgend ein Abschnitt der Weltgeschichte dürfte in den Ansichten und Meinungen über das was dem Staate, was der menschlichen Gesellschaft frommt, eine solche Verschiedenheit, ein solches Schwanken zu Tage treten lassen, als derjenige, welchen wir in den letzten Jahrzehnten durchlebt haben. Wenn wir erwägen, wie in dieser kurzen Spanne Zeit ein gewaltiger Sturm alle Völker Europas ergriff, der alles Bestehende erschütterte und völlige Neubildung verhieß, wie dieser Sturm nach wenigen Monaten verbrauft war und fast überall einer allgemeinen Erschlaffung wich, in der kein anderer Gedanke als der der Erhaltung gegebener Zustände zur Geltung gelangte, wenn wir seit drei Jahren wieder einen frischeren Hauch wahrnehmen, der alte Hoffnungen anfacht und neues Leben weckt, so möchte es scheinen, als ob das geistige und sittliche Leben der Völker nicht von bewußten Gedanken geleitet, sondern wie das Meer von Winden und Strömungen, so von äußern unwiderstehlichen Einwirkungen getrieben würde, als ob der einzelne, als ob einzelne Völker sich diesem Fluten und Ebben der Geisteswelt kaum zu entziehen vermöchten. Und nicht minder groß ist die Verschiedenheit nach den Orten. Mit derselben Entschiedenheit wird hier gepriesen und erstrebt, was

Digitized by Google

dort verworfen und verdammt wird. Wenn es seit dem letzten Jahrhundert schien, als ob alle Kulturvölker der Welt ein gemeinsames Band der Gesittung mehr und mehr umschlingen würde, so haben sich jetzt schroffere Scheidewände als je zwischen den Nationen erhoben. Jedes Volk ringt nach selbständiger Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten und ist im Prinzip geneigt, andern Völkern das gleiche Recht einzuräumen, aber bei der Ausführung wird davon allzuoft die Nation ausgenommen, deren Gedeihen und Macht den eigenen Wünschen unbequem ist. Diese Betrachtung, deren Gewicht man sich schwer zu entziehen vermag, ist eine niederschlagende, ja, man möchte sagen, erschreckende. Sollten wir wirklich in Bezug auf diese Fragen mit dem alten Philosophen von Ephesos ausrufen müssen: Alles fließt? Sollte es bei diesem ewigen Auf- und Abwogen, bei diesen unversöhnten Gegensätzen der zum Zusammenleben auf diesem Erdball berufenen Völker sein Bewenden haben? Sollte in schroffstem Gegensatz zu den Aposteln des Weltfriedens, die vor zehn Jahren mit Ölblättern die Welt durchzogen, ewiger Krieg und wechselnder Sieg der Meinungen die Losung sein? Oder fordert unser Denken, fordert unsere sittliche und religiöse Überzeugung unabweisbar ein Fortschreiten in der Geschichte, eine Erziehung des Menschengeschlechts?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Dem Suchenden wird sich 2
bei allem Schwanken doch manches Beharrende, bei aller Verschiedenheit doch vieles Gemeinsame, allmählich zur Anerkennung Kommende herausstellen. So ist ungeachtet der gewaltigsten Gegensätze denn doch eine gewisse Duldung auch für die verschiedenste Auffassung, eine gewisse Humanität selbst dem Gegner und Feinde gegenüber vielleicht verbreiteter als früher. So macht sich trotz aller Zwischenfälle, Hemmungen und Inkonsequenzen im großen und ganzen mit siegender Macht die Einsicht geltend, daß feste rechtliche Ordnung, daß Selbständigkeit und Selbstregierung der Völker zu erstreben ist. Die Wörter Willkür, Gewalt, Eroberung, Unterdrückung haben weniger als je einen guten Klang. Wo sie dennoch hervortreten, hüllen sie sich mehr als je in den Schein der Staatsrettung, des Völkerwohls, der Selbstverteidigung, worin eine unwillkürliche Anerkennung sittlicher Ideen liegt. Und so ergiebt es sich dem scheinbar wirren Gange der Ereignisse gegenüber, auch wenn wir weitere Zeiträume überblicken, daß solche allgemein anerkannte Ideen und Ideale den Völkern immer vorschwebten, in denen wir im Gegensatz zu dem Fluten der Geistesströmungen, zur wilden Bewegung des Augenblicks gleichsam feste Sterne wahrnehmen, welche die Bahn zu bestimmen geeignet sind.

Solche unverwüstliche Ideen, solche unentbehrliche Leitsterne der mensch- 3
lichen Gesellschaft und Gesittung zu betrachten ist tröstlich und förderlich. Wir gewahren sie vielleicht am deutlichsten in jenen Zeiten, in welchen die ersten

Digitized by Google

hellen Gedanken über die großen, stets wiederkehrenden Fragen der Menschheit aufleuchteten, in welchen alle Grundformen des Staatslebens zuerst in scharfen Umrissen hervortraten. Das klassische Altertum bietet uns eine Fülle solcher Gedanken, aus denen jedes nachfolgende Geschlecht wie aus einem nie versiegenden Borne zu schöpfen vermag. Wer lernt je zu Ende die Weisheit jener großen Denker, die mehr als jetzt unsere Gewohnheit ist die Fragen des Staatslebens mit den ersten und Hauptfragen der Sittlichkeit und des Seelenlebens verbanden? Daß Harmonie der verschiedenen Faktoren des Staates eine ebenso notwendige Bedingung für dessen Gedeihen sei, wie Harmonie der Seelenkräfte und Neigungen für die Gesundheit der Seele, ist dieser platonische Satz nicht ein ewig gültiger? Oder wann zeigte sich deutlicher als in unserer Zeit, daß wo jene Grundbedingung fehlt, weder Gewalt noch Schlauheit einen auf die Dauer befriedigenden Zustand hervorzubringen vermag? Aristoteles lehrt, daß das Mittlere im Staate die Obmacht haben müsse. Und sind es nicht die Mittelklassen der Bevölkerung, welche seit dem berühmten Ausspruch über den dritten Stand den eigentlichen Schwerpunkt aller Staatsordnung bilden?

4 Aber nicht bei solchen mächtigen Gedanken der großen Weisen des Altertums wollen wir verweilen. Neben und vor dem bewußten Denken einzelner giebt es ein anderes Gebiet der Gedanken, das der volkstümlichen Weisheit, welche sich unwillkürlich und nur halbbewußt in den Vorstellungen der Menge entwickelt. Die Volksweisheit läßt sich nicht wie die Denkerweisheit auf feste Formeln und einzelne Sätze zurückführen; sie hat darum etwas Unbestimmteres und Dehnbares. Aber dennoch spricht sie sich im Gebrauche sinnig gefundener bedeutungsvoller Wörter, in Sprichwörtern von schlagender Kraft, nicht weniger entschieden aus. Diese Volksweisheit bildet den alten ehrwürdigen Grund, von welchem die Weisheit der Denker sich ebenso emporhebt wie die Kunst der Einzeldichter aus der Volkspoesie. In dieser Volksweisheit können wir oft die Stimme des Volksgewissens in besonderer, von aller willkürlichen Zuthat gelöster Reinheit und Entschiedenheit vernehmen. Betrachten wir hier eine solche für das Zusammenleben der Menschheit unendlich wichtige Idee, der niemand die Anwendbarkeit auf unsere Zeit und auf die Gelegenheit des heutigen Tages bestreiten wird. Das Römervolk schuf das Wort und mit dem Wort die Idee und mit der Idee die Forderung der Pietät. Wort und Idee sind durch die Römer ein gemeinsamer Besitz der gebildeten Welt geworden. Die Forderung der Pietät als einer im Zusammenleben der Menschen unentbehrlichen Macht wird kaum jemand anfechten. Aber solchen allgemein verbreiteten, viel angewendeten Fremdwörtern geschieht es, daß sie, wie eine Münze von Land zu Land wandernd, vergriffen und entstellt werden. Gerade je weniger wir den Be-

Digitized by Google

griff der Pietät in unseren ethischen Anschauungen entbehren möchten, desto mehr wird es sich lohnen, dem ursprünglichen Gepräge, der eigentlichen Bedeutung des, das vermuten wir im voraus, tiefsinnigen und bedeutungsvollen Wortes nachzuspüren.

Wenn ich Sie also, hochzuverehrende Anwesende, einlade nach diesen allgemeinen Erwägungen den Begriff der Pietät etwas schärfer ins Auge zu fassen, so erwarten Sie nicht, daß ich mit einer Definition dieses Begriffes beginne. Auch dadurch unterscheidet sich die Volksweisheit von der Weisheit der Denker, daß volkstümliche Begriffe sich nur unwillig in die knappe Form einer Definition fügen, welche erst für das schulmäßig geübte Denken gefunden und nur diesem gemäß ist. Volkstümlichen Begriffen kommen wir am ehesten bei, wenn wir sie verwandten Begriffen, sei es desselben oder eines anderen Volkes — namentlich den uns angeborenen der eigenen Sprache — vergleichen und, den Unterschieden von diesen nachspürend, auf dem Wege der Verneinung und Abgrenzung dem Kerne des Begriffes allmählich näher rücken. Wir werden daher zuerst zu ermitteln suchen, was die Pietät nicht ist. 5

Am häufigsten wird die Pietät mit unserem Worte Frömmigkeit zusammengestellt. Allein dieses Wort — obwohl es durch einen merkwürdigen Wechsel der Bedeutungen aus der ursprünglichen Geltung frommendes, tüchtiges Wesen hervorgegangen ist — bezieht sich nach seinem jetzigen Gebrauche offenbar nur auf das Verhältnis des Menschen zu Gott, indem es im wesentlichen soviel wie gottergebene Gesinnung bedeutet. Die Pietät dagegen hat es nicht einmal vorzugsweise mit dem Verhältnis zwischen Gottheit und Menschheit zu thun. Für dieses Verhältnis hat ja das Römervolk einen anderen tiefsinnigen Namen gefunden, der noch weniger als das Wort Pietät in unseren lebenden Sprachen entbehrt werden kann. Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit bezeichnet der Römer mit religio, einem Worte, das ursprünglich die ganz allgemeine Bedeutung des Gedenkens und Bedenkens hatte, aber von dem Volke vorzugsweise auf dasjenige Bedenken beschränkt ward, das seinem ernsten Sinne das wichtigste schien. Die Pietät gehört zunächst und wesentlich dem Kreise menschlicher Beziehungen an, indem sie vor allem das Verhältnis der nächsten Angehörigen zu einander bezeichnet. Wir könnten daher versucht sein das Wort mit Anhänglichkeit zu übersetzen. Aber freilich wie wenig genügt das Wort! Es ist viel zu äußerlich, es reicht nicht entfernt an die Innigkeit des Gefühls, das dem Römer das Wort pietas bezeichnete; es ist außerdem viel zu unbestimmt, indem es keine auf persönlicher Zuneigung beruhende Beziehung ausschließt. Insofern die Bande der Familie vorzugsweise auf Verpflichtungen beruhen, die in empfangenen Wohlthaten ihren Grund haben, ist die Pietät oft nicht weit von dem entfernt, was unser schönes 6

Digitized by Google

deutsches Wort Dankbarkeit besagt, das in so tiefer Weise an das Gedenken des empfangenen Guten mahnt. Aber die Pietät überschreitet den Bereich auch dieser persönlichen Beziehungen. Der Römer vermochte sich das Haus mit allem, was es umschließt, viel weniger als wir von dem größeren Ganzen getrennt zu denken, auf dessen Bestand und Gedeihen auch des Hauses Wohlfahrt beruht. Darum benannte er das Verhältnis des Sohnes zu den Eltern und das des Bürgers zu seinem Vaterlande mit einem Namen. Derselben Anschauung gehört unser deutsches Wort Vaterland an, indem auch dies Wort die Eltern und die Heimat in denselben Kreis der Empfindungen zieht. Und wie sinnig gesellt sich zum Vaterland die Muttersprache! Wieviel giebt hier wieder die in der Sprache steckende Volksweisheit zu denken, welche gerade die heimische Sprache mit dem noch traulicheren Namen kennzeichnet und damit so deutlich ausspricht, daß beides, Vaterland und Muttersprache, in engster Wechselbeziehung steht!

7 Doch zurück zur Pietät! Wir sahen, daß die Pietät weder Frömmigkeit, noch Anhänglichkeit, noch Dankbarkeit, noch Vaterlandsliebe ist, daß sie in keinen dieser Begriffe aufgeht, während sie doch offenbar etwas von ihnen allen an sich trägt. Wo liegt nun die Einheit für so viele, scheinbar auseinandergehende Beziehungen? Zunächst, können wir sagen, haben alle diese Richtungen der Seele einen gemeinsamen Gegensatz, nämlich den Egoismus. Der selbstsüchtige Mensch ist in der That von echter Frömmigkeit, von warmer Anhänglichkeit, von herzlicher Dankbarkeit, von einer über das Gefühl einer lieb gewordenen Gewohnheit hinausgehenden Vaterlandsliebe gleich weit entfernt. Pietät also ist das Gegenteil jenes Triebes, der alle staatliche wie häusliche Gemeinschaft gleich sehr gefährdet, wonach der einzelne seinen persönlichen Vorteil, seine Lieblingsneigungen oder gar Stimmungen zur Richtschnur seines Handelns macht. Man ist oft geneigt, den Völkern des Altertums eine weniger strenge Moral beizumessen, als sie unsere neuere durch das Christentum geweckte und geläuterte Anschauung fordert. Und es ist wahr, den Neigungen und Leidenschaften des einzelnen, insofern dieser es nur wieder mit dem einzelnen zu thun hat, waren nicht eben enge Grenzen gesteckt. Dagegen verdammt das Altertum um so entschiedener jede Überhebung und jede Gleichgültigkeit des einzelnen dem Ganzen gegenüber, fordert es in der Zeit seiner Blüte um so unerbittlicher die volle Hingabe des einzelnen an das Vaterland. Für jene Gesinnungslosigkeit, mit welcher in unseren Zeiten der einzelne sich nicht selten ganz in den engen Kreis persönlicher Interessen, Geschäfte und Liebhabereien zurückzieht, für die eitle Überschätzung des eigenen Könnens und Thuns hat die antike Welt gar keine Duldung. Je weiter wir in der Geschichte der Menschheit zurückgehen, desto mehr verschwindet der Einzelmensch,

Digitized by Google

desto fester ist der einzelne an seine Familie, an sein Geschlecht, an sein Volk gebunden, desto heiliger sind ihm die Pflichten gegen jede dieser Gemeinschaften. Man hat in diesem Sinne treffend gesagt, das Wir sei in der Geschichte der Menschheit älter als das Ich. Von dem Grunde seines Volkes, seines Stammes, seiner Familie löste sich der einzelne mit seinem Empfinden und Denken erst nach und nach ab. Und damit sind wir wohl zu dem eigentlichen Kern im Begriffe der Pietät gelangt. Wir können wohl sagen: die Pietät ist im Gegensatz zur Überhebung des Ich das lebendige Gefühl für das Wir. Diese Auffassung liegt einer Definition nicht fern, welche ein neuerer scharfsinniger Sprachforscher von dem Worte aufstellt. Die Pietät, sagt er, umfaßt jedwedes Liebesverhältnis, das man nicht zerreißen kann ohne sich gegen die Natur zu versündigen. Denn eben von Natur ist der Mensch nicht als Einzelmensch, sondern als Kind eines Vaters und eines Landes, als Glied eines Volkes geschaffen, durch Geburt und früheste Gewöhnung ist er Genosse bestimmter Sitten, eines Glaubens, einer Gottesverehrung. Von Natur ist der einzelne an die Gesamtheit gebunden und das Gefühl für diese natürliche Gebundenheit ist die Pietät.

Wenn wir von dieser Grundlage ausgehen, erklärt sich die mannigfaltige 8
Anwendung des Wortes in einfacher Weise. Von allen Erwerbszweigen, sagt Cato, ist der Ackerbau maxime pius quaestus, entspricht er am meisten der Pietät. Hier könnten wir pius fast mit naturgemäß übersetzen. Beim Ackerbau, das war wohl Cato's Meinung, gedeihe am meisten jenes Gefühl, welches den einzelnen mit dem Boden, auf dem er arbeitet und allem was dieser Boden trägt, verbindet. Ohne Zweifel freilich schloß Cato, wenn er den Ackerbau der Pietät besonders förderlich nannte, auch die Götter in diesen Begriff mit ein. Und das könnte befremdlich scheinen. Wie, könnte man einwenden, paßt die Pietät gegen die Götter zu der hier vorausgesetzten Grundlage? Um zu verstehen, wie die lateinische Sprache denselben Ausdruck in Bezug auf Götter und Menschen ausbilden konnte, müssen wir uns erinnern, welches Verhältnis nach antiker und insbesondere nach römischer Auffassung zwischen den Sterblichen und den Himmelsbewohnern vorausgesetzt ward. Götter und Menschen sind nicht durch eine unausfüllbare Kluft geschieden. Die Geschlechter beider berühren sich vielfach, ja nach einem oft erwähnten griechischen Dichterwort sind eines Ursprungs die Götter und die sterblichen Menschen. Eins, sagt Pindar, ist der Götter und der Menschen Geschlecht und aus einer Mutter atmen wir. Und es fragt sich, ob bei Homer Zeus nur im patriarchalischen Sinne Vater der Götter und Menschen genannt wird. So sehr daher auch die göttliche Macht der menschlichen überlegen ist, die Gottheit weilt für die antike Weltanschauung nicht in überwelt-

Digitized by Google

licher Höhe, sie ist mit allem Menschlichen, mit der ganzen den Menschen umgebenden Natur unzertrennlich verbunden. Vor allem mit seinem Lande. Denn an diese Quelle knüpft sich die Verehrung dieser Nymphe, auf jenem Bergesgipfel fühlte man sich dem Zeus besonders nahe, den Schatten jenes Haines dachte man sich von Apollo's numen durchdrungen. Und wie das Land, so hatte ja das Haus, der Herd, der Garten, das Ackerfeld seine besonderen Gottheiten, denen dort Altäre errichtet waren, denen Kränze geweiht, schlichte Opfergaben dargebracht, denen bestimmte Feste mit alten heimischen Gebräuchen an bestimmten Lokalen gefeiert wurden. So war der Gottesdienst in vielfältigster Weise an das eigene Land, an Haus und Hof, an alles Eigene und Ererbte gebunden. Die Götter werden, wenn ihre Heiligkeit in besonderem Grade hervorgehoben werden soll, von den Vätern ererbte, Vatergötter, dii patrii genannt, die von dem Vaterlande unzertrennlich waren. Während also der Römer mit dem Worte religio mehr das Verhalten des Menschen zur Gottheit überhaupt, bezeichnete er mit dem Worte pietas das besondere Verhalten zu den angehörigen, den eigenen, überlieferten Göttern. Auf diese Weise vereinigen sich die verschiedenen Seiten des Begriffes. Die Heilighaltung des Hauses und seiner Pflichten war für den Römer der alten Zeit eins mit der Verehrung der Hausgötter, jener schützenden Geister, unter deren Obhut man sich des Hauses Gedeihen dachte. Wer für das Vaterland kämpfte, wie sollte der nicht die heimischen Gebräuche und Feste feiern, wie eine Gelegenheit versäumen, um den Schutz der vaterländischen Götter anzuflehen, deren Walten gerade an sein Land, seinen Boden vorzugsweise gebunden war? War aber eben das Gefühl für das *Wir*, für das *Unsrige* ein einziges, Götter und Menschen umschließendes, so konnte es auch nur mit *einem* Worte, mit pietas bezeichnet werden.

9 Nach unserm neueren Sprachgebrauch faßt man die Pietät in der Regel einseitig auf, indem man sie nur von denen verlangt, welche einer Autorität gegenüber Achtung und Verehrung schuldig sind. Man ist es gewohnt geworden die Pflichten, welche in dem Gebote, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, begriffen sind, als die ausschließlichen Pietätspflichten zu betrachten. Aber nach römischer Anschauung ist die Pietät etwas Wechselseitiges. Sie wird nicht bloß von den Kindern, sondern auch von den Eltern und von den Geschwistern unter einander gefordert. Ja selbst den Göttern wird Pietät zugesprochen, insofern sie sich der ihrem Schutze besonders empfohlenen Menschen annehmen. Wenn es Pietät im Himmel giebt — so läßt Virgil den Priamus ausrufen — so wird sie diese Frevel strafen, wenn sich, sagt der Held der Pietät, Äneas, wenn sich noch die alte Pietät der Götter um die Leiden der Menschen kümmert, so muß uns Hilfe werden. Ebenso ist in der römischen

Digitized by Google

Kaiserzeit nicht bloß von der Pietät der Bürger dem Kaiser gegenüber, sondern auch von der pietas der Kaiser im Sinne milder, treu sorgender Gesinnung die Rede, eine Seite im Gebrauche des Wortes, aus der sich die heutige Bedeutung des französischen pitié entwickelt hat. — In allen Landen, in welche der Fuß der römischen Krieger drang, finden wir zahlreiche Gedenksteine, die den piis Manibus, wir dürfen wohl übersetzen, den treuen Seelen des Vaters, der Mutter, der Gattin, des Bruders geweiht sind zu neuem Zeugnis davon, daß die Pietät durchaus als etwas Wechselseitiges aufgefaßt wurde. Denn trotz aller Sagen vom Lethestrom und vom ewigen Vergessen, das er gewähren soll, dachte sich mit der liebenswürdigen Inkonsequenz, welche ein Hauptzug des antiken, wenn nicht jedes Götterglaubens ist, der Grieche wie der Römer die Seelen der Abgeschiedenen nicht außer Verkehr mit den Lebenden. Das natürliche Band der Anhänglichkeit reichte über das Leben hinaus. Wenn ungeachtet dieser Wechselbeziehung, welche für den Begriff der Pietät wesentlich ist, die eine Seite desselben häufiger erwähnt und hervorgekehrt wird, die liebevolle Verehrung, so kommt das wohl daher, daß das heilige Gefühl naturgemäßer Anhänglichkeit nicht ärger verletzt werden kann, als wenn das Kind den Eltern, wenn der Bürger dem Vaterlande gegenüber es außer acht läßt. Für die Liebe der Eltern zu den Kindern hat schon die Natur gesorgt, und überall binden, wie ein großer griechischer Historiker sagt, gegebene Wohlthaten mehr als empfangene. Nach dieser Richtung hin brauchte also die Pietät weniger erwähnt zu werden.

Die Pietät ist nicht einseitig, sie ist aber auch nichts bloß Passives. Dies 10
ist so wenig der Fall, daß die Pietät unter Umständen zu den Waffen ruft. Mit Vorliebe wird ein zur Verteidigung des Vaterlandes geführter Krieg ein pium bellum genannt. Wer sein Haus, seine Götter, wenn es not thut, nicht zu verteidigen suchte, der würde sich nach römischer Anschauung ebenso der Impietät schuldig machen, wie wer es in friedlichen Zeiten an Sorge und Ehrerbietung fehlen läßt. Um so gröblicher verstößt natürlich gegen die Pietät, wer die Waffen gegen diejenigen trägt, die mit ihm durch die festesten Bande verknüpft sind.

Wir können die Pietät in gewissem Sinne wohl eine Pflicht nennen, 11
aber nicht so, als ob sie, wie etwa der Gehorsam sich einfach fordern oder gar erzwingen ließe. Die Pietät beruht wesentlich auf einem Gefühl, das sich natürlich entwickelt haben muß, das nicht künstlich erzeugt und gefördert werden kann. Pietät ist, wo sie sich findet, der Beweis für die Gesundheit einer Gemeinschaft, sei es der Familie oder des Staates. Ihr Mangel zeigt, daß die Gemeinschaft tiefen Schaden genommen hat, wofür die Strafe nicht ausbleibt. Die Griechen haben die Rachegeister verletzter Pietät, so weit sie die

Digitized by Google

Blutsverwandten angeht, als Erinnyen dargestellt. Wenn aber Äschylos diese schrecklichen Hüterinnen uralter Zucht seinen Mitbürgern zu einer Zeit mahnend vorführte, da die alte noch wesentlich auf Pietät gegründete Staatsordnung kühnen Neubildungen weichen sollte, so sehen wir daraus, daß auch den Griechen die enge Verbindung nicht entging, in welcher die Zucht des Hauses mit der Erhaltung des Staates steht.

12 Je mehr die Pietät auf dem Gefühle beruht, desto empfindlicher ist sie. Die Pietät, sagt Cicero, wird oft durch einen Blick verletzt. Die Verletzung kann natürlich von beiden Seiten ausgehn. Wer das natürliche Band lockert oder zerreißt, der ist schuld am Bruche der Pietät, die vor selbstsüchtiger Gewaltthat, vor frecher Durchbrechung der Sitte und Zucht scheu entweicht und schwer wieder zurückzurufen ist.

13 Unsere Zeit strebt mit Recht nach fester rechtlicher Ordnung des Staatswesens, gegründet auf die freie Zustimmung der Beteiligten. Es kann niemandem einfallen die Staaten wieder auf Gefühle, auf patriarchalische Gewohnheiten zurückführen zu wollen. Aber wann hätten je Gesetze, Verfassungen, äußere Einrichtungen oder gemeinsame Vorteile ausgereicht um Bleibendes zu gründen? Es giebt ideale Kräfte in der menschlichen Gesellschaft, welche nicht ungestraft mißachtet werden. Liefert nicht unsere Zeit die deutlichsten Beweise dafür, daß Staaten zusammenbrechen, wenn das Gefühl der Zusammengehörigkeit aus den Gemütern entweicht? So bedarf es im öffentlichen Leben der Pietät, als einer im besten Sinne des Wortes erhaltenden Kraft, ohne welche kein dauernder Bestand gesichert ist.

14 Die Pietät gedeiht am besten, wenn sie zu einem persönlichen Verhältnis wird. Die Monarchie hat vor andern Staatsordnungen den Vorzug, daß in ihr die Liebe zum eignen Lande und Volke in der Person des Fürsten einen Mittelpunkt findet. Kommt dazu noch eine lebendige Wechselwirkung und die Weihe einer durch viele Generationen hindurchgehenden erhebenden Erinnerung, so ist dadurch eine besonders glückliche Gewähr festen Zusammenhaltens gegeben. Darum kennt die Geschichte viele Beispiele lange bestehender Monarchien, sehr wenige größerer Republiken, die sich auf die Dauer erhielten.

15 Wir haben die Pietät nach ihren verschiedenen Beziehungen und Richtungen betrachtet. Welch ein Schatz von Gedanken und Empfindungen knüpft sich an dies eine Römerwort! Dies Wort gehört zu jenem bedeutungsvollsten Bestande der Sprache, an dem die Übersetzungskunst scheitert. Und deshalb hat es unübersetzt mit seinem lateinischen Klange sich in allen neueren Sprachen Bürgerrecht erworben.

16 Aber, fragen wir schließlich, besitzt denn unsere an sinnigen Wörtern für geistige und sittliche Begriffe so reiche deutsche Sprache kein Wort, das diesem

Digitized by Google

Römerworte wenigstens nahe kommt? Mit einigen Ausdrücken haben wir es schon oben versucht, aber ohne sie auch nur annähernd genügend zu finden. Wir besitzen aber in unserer Muttersprache ein Wort, das freilich nach manchen Richtungen hin an das lateinische nicht ganz heranreicht, den Kern des Begriffes aber dennoch trifft, das Wort Treue. Die Treue ist wie die Pietät wechselseitig, sie zeigt sich wie diese im Handeln so gut wie im Dulden, sie ist auch ihrerseits auf eine schon vorhandene Zusammengehörigkeit gegründet, sie kann so wenig wie die Pietät befohlen, sie kann nur begehrt, gepflegt, genährt werden. Wie Virgil auch den Göttern Pietät beilegt, so heißt es in Luthers Bibel: treu ist Gott. Pietät und Treue sind beide auf das Haus und auf den Staat gleich anwendbar. Allerdings liegt in dem lateinischen Worte mehr Zartheit und Innigkeit. Dafür hat aber die deutsche Treue den Vorzug, daß sie zwei Nebenbegriffe in sich schließt, die der pietas ferner liegen. Treue ist undenkbar ohne Festigkeit, ohne Beharrlichkeit. Treu heißt ferner, was in dem englischen true und im deutschen „trauen" noch deutlicher hervortritt, zugleich wahr. Während man also von einer pia fraus, von einem Betrug aus Pietät gesprochen hat, schließt die Treue ihr Gegenteil die Täuschung, den Betrug aus. In den Beziehungen also des öffentlichen Lebens, in welchem Festigkeit und Wahrhaftigkeit noch weniger als im Privatleben entbehrt werden können, als politische Tugend mag sich die deutsche Treue getrost der römischen pietas zur Seite stellen. Hier dürfen wir es vielleicht als das Ziel aufstellen, daß auf dem sicheren Grunde treuer Gesinnung die zartere Pflanze der Pietät erblühe.

Wir brauchen den Kreis dieser Betrachtungen gar nicht zu verlassen, wenn 17
wir uns von hier zu dem wenden, was uns heute an diesem Orte zusammengeführt hat. Es ist die Pietät dem Fürsten gegenüber, dessen Ahnen für diese Lande diese Stätte deutscher Wissenschaft gegründet haben, dessen eigne Regierung diese Stiftung seiner Vorfahren erhält und fördert. Und wenn wir gerade im verflossenen Jahre die Genugthuung hatten auf jener Höhe, die unsere Stadt überschaut, eine Reihe stattlicher Gebäude erstehen zu sehen, feste Pfeiler für den glücklichen Bestand der Hochschule und dem Lande zu dauerndem Segen, wenn wir unter der eifrigen Fürsorge der Männer, denen der König das Wohl der Universität anvertraut hat, auch andere Wünsche dieser unserer besondern Gemeinschaft erfüllt sahen, so wenden wir heute unsern Blick gern von allem was ihn sonst trüben mag ab und dem Guten zu, das hier geschaffen ist, indem wir mit freudigeren Gefühlen ausrufen: Gott segne Seine Majestät König Frederik den Siebenten!

Digitized by Google

39.

Der Takt.

Von M. Lazarus.

Das Leben der Seele, in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. II (Berlin 1857), S. 259—298. Zweite Auflage, III (Berlin 1882, Ferd. Dümmlers Verlag) S. 1—65. — Der Aufsatz ist hier in dem kürzeren Umfange der ersten Auflage, aber innerhalb desselben nach dem Wortlaute der zweiten abgedruckt.

1 Eine Vorstellung kann für den Sprachgebrauch gangbar, in ihrer Bedeutung für das, was man damit bezeichnen will, unzweifelhaft, somit für jedesmalige Anwendung in Schrift und Rede genügend bestimmt sein, und doch, wenn man selbst denjenigen, der sie immer richtig anwendet, aufforderte, den Inhalt derselben genau und vollständig anzugeben, ihren Umfang zu umschreiben: man würde nur schwer und allmählich auf eine ausreichende Antwort rechnen dürfen. Woher nun solcher Unterschied und Abstand der richtigen Anwendung der Vorstellungen im einzelnen von einer genügenden und vollkommenen Erkenntnis in der abgesonderten Betrachtung? In den meisten Fällen *daher*, weil dem Gegenstande eine solche Mannigfaltigkeit von Bestimmungen zukommt, daß bei jeder bestimmten Gelegenheit nur einige von ihnen zur Anwendung kommen, die Vorstellung demnach nur in einem engeren Sinne gebraucht wird. Hat man also auch jede einzelne Seite der Sache für jede einzelne Veranlassung im Bewußtsein gegenwärtig, so bleibt es doch noch ein besonderes und zuweilen gar nicht leichtes Geschäft, diese zerstreuten Glieder des Ganzen zu sammeln und sich im Geiste zu vergegenwärtigen. Dies aber wird vornehmlich dann der Fall sein, wenn die verschiedenen Seiten der Erscheinung ganz verschiedenen Sphären des inneren Lebens angehören.

2 Eine solche Erscheinung nun ist der Takt. Man spricht von einem geselligen und einem sittlichen Takt; wir nennen das Benehmen dieses Mannes in jeder Beziehung taktvoll, jene Äußerung eines anderen in Wort und That taktlos; man sagt auch von einem Dichter, daß er die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser oder jener Gestalt, welche er geschaffen hat, mit feinem Takte herausgefunden und gezeichnet habe; von dem mimischen Takte des Schauspielers, auch von dem parlamentarischen und dem pädagogischen, von dem kritischen Takt eines Philologen ist zuweilen die Rede.

3 Die nächste, über jedes augenblickliche praktische Bedürfnis hinausgehende Aufgabe ist demnach die: an Stelle der unbestimmten und abstrakten, oder nur durch die Beziehung auf die Anschauung des einzelnen Falles jedes-

Digitized by Google

mal teilweise bestimmten Vorstellung, eine durch Sammlung und Ordnung der Thatsachen gesicherte und vollständige Vorstellung zu erzeugen.

Insofern es sich darum handelte, den vieldeutigen Sinn des Wortes fest- 4
zustellen, und alle mannigfaltigen einzelnen Bedeutungen auf die ursprüngliche und Eine Grundbedeutung zurückzuführen, würde nur einem sprachlichen und allenfalls einem logischen Interesse zu genügen sein. Dies ist nicht die Aufgabe, welche wir im Dienste der Psychologie als Wissenschaft uns gestellt haben; ihre Lösung besteht in einem Geschäft, welches jeder Gebildete bei einiger Aufmerksamkeit und Ausdauer selbst vollziehen kann.

Diese auf die Übersicht aller Erscheinungen in denen sie wiederkehrt ge- 5
gründete vollständige Vorstellung der Sache, also hier des Takts, ist zwar die Vorbedingung, aber sie ist noch keine wissenschaftliche Erkenntnis.

Diese vielmehr beschäftigt sich mit der Frage: was ist denn nun das, 6
was als Takt vorgestellt wird? was ist der eigentliche Inhalt desselben? Technisch ausgedrückt würden wir sagen können: jeder wohlgebildete Mensch hat eine vollständige *Vorstellung* vom Takt, aber wir fragen: welches ist nun der *Begriff* desselben? Was ist das einheitliche Ganze dieses in so verschiedenen Gebieten des Lebens wiederkehrenden Begriffs, oder welches ist die organische Einheit dieses objektiv gegebenen Inhalts in der weiteren Verzweigung seines Umfanges?

Man stimmt beim Gebrauche dieses Wortes darin überein, daß der 7
Takt eine gewisse Fähigkeit des menschlichen Geistes sei, durch welche sich einer vor dem andern auszeichnet, die dem einen mehr und dem andern weniger und wieder einem andern gar nicht zukommt. Der Takt ist also jedenfalls ein bestimmtes psychisches Phänomen; und zwar ein solches, das nicht bei allen, nicht immer, und nicht immer in gleichem Maße wirksam ist. Was ist dies nun für ein Phänomen? worin besteht es? welches ist das eigentliche Thun und Geschehen im Geiste, das wir mit diesem Namen bezeichnen? und unter welchen Bedingungen tritt das Phänomen des Taktes in die Wirklichkeit? Um diese Fragen, so weit wir es imstande sind, genügend zu beantworten, werden wir zunächst die *Thatsachen* darstellen und dann die *Ursachen* aufsuchen, erst die *Erscheinungen* und dann die *Bedingungen* schildern.

I.

Bei den Handlungen des Menschen oder bei der schöpferischen Thätigkeit, 8
welche wir als Erfolg oder Ausdruck des Taktes bezeichnen, müssen wir, um das Wesen desselben zu begreifen, drei verschiedene Elemente unterscheiden.

Zunächst erscheint und wirkt der Takt nur da, wo ein Mensch auf alle 9

Digitized by Google

Umstände und Verhältnisse, welche auf den näheren und entfernteren Gegenstand seiner Handlung Bezug haben, bei seinem Benehmen Rücksicht nimmt. Wenn einer alles, was bei einem Verhältnis irgend in Anschlag kommen kann, sich vergegenwärtigt, in Betracht zieht, und bei seinem Handeln berücksichtigt, so handelt er notwendig taktvoll. Der Takt ist also zunächst sichere, umfassende Aufmerksamkeit eines Menschen auf alles, was den Gegenstand seines augenblicklichen Lebens betrifft.

10 Mag der Takt zur Erscheinung kommen, in welchem Gebiete er wolle, sei es als theoretischer Takt in der Entdeckung eines gewissen logischen oder kritischen Verhältnisses, sei es als praktischer Takt im sittlichen und geselligen Handeln, oder als künstlerischer Takt in Schöpfung und Gestaltung jeglicher Art, immer wird er eine genaue Kenntnis und Berücksichtigung aller bezüglichen speziellen Umstände einschließen, im Unterschiede von dem taktlos Flüchtigen und im völligen Gegensatz zum Zerstreuten, also völlig Unaufmerksamen; denn diese gewinnen nur unvollkommene Anschauung, erregen Verletzung und Anstoß und schaffen mangelhafte Gebilde.

11 Befindet sich jemand z. B. in Gesellschaft, so soll er nicht bloß im allgemeinen auf die Gegenwart aller Anwesenden Rücksicht nehmen, er soll in seinem Gespräch die Verhältnisse aller, so weit sie ihm bekannt sind, sich vergegenwärtigen, daß er niemand verletze. Der Gegenstand des Gesprächs kann in uns einen Gedanken erwecken, welchem jeder beistimmen würde, wenn wir bloß auf die Sache achteten; die Rücksicht auf ein vielleicht fernliegendes Verhältnis einer anwesenden Person aber kann erfordern, den Gedanken dennoch unausgesprochen zu lassen oder nur mit Vorbehalt kundzugeben. Die ganze Gesellschaft kann z. B. über irgend einen Stand, eine Person eine begründete verächtliche Meinung hegen, sie darf ihr dennoch keine Worte leihen, wenn auch nur der Großvater eines Gegenwärtigen bekanntermaßen diesem Stande angehört hat, oder jene verachtete Person gewesen ist.

12 Der Dichter zeigt dann einen feinen intuitiven Takt, wenn er nicht bloß die offenbaren, einfachen, jedem Auge sichtbaren, sondern auch die innersten, fernsten und feinsten Bezüge seiner Gestalten sowohl untereinander als zur poetischen Wahrheit entdeckt und darstellt.

13 Der pädagogische Takt wird auf alle früheren und gegenwärtigen Äußerungen des aufkeimenden Charakters im Kinde achten, alle Familienbeziehungen erwägen, die Folgen des einen oder anderen Verfahrens berechnen.

14 Im Dienste der Klugheit wie im Dienste der Schönheit und Sittlichkeit wird der Takt durch eine allseitige Aufmerksamkeit das Ziel erreichen. Yorik war auf seine empfindsame Reise, wie es sich für eine solche nicht anders schicken mag, ohne Paß gegangen, was in Paris, zumal weil Frankreich und

Digitized by Google

England gerade Krieg gegeneinander führten, sehr schlimm war. Er geht deshalb zu dem Herzog von C., um dessen Schutz zu erbitten; unterwegs sinnt er auf Worte, Redensarten, Töne und Stellungen, um sich in die Gunst des Herzogs „hineinzuwinden"; aber plötzlich läßt er ab und sagt sich: „Sieh' erst Monsieur le Duc's Antlitz! beobachte was für ein Charakter darin geschrieben ist! bemerke die Positur, in welcher er dich anhört! achte auf die Wendungen und Ausdrücke seines Körpers und seiner Glieder! — Und wegen des Takts — der erste Laut, welcher seinen Lippen entschlüpft, wird ihn dir angeben — und von dem allen zusammen wirst du dir auf der Stelle eine Rede zusammensetzen, welche dem Duc nicht mißfallen kann. Die Ingredienzen sind *seine eigenen* und sehr wahrscheinlich gut einzunehmen." Yorik weiß also, daß der rechte Takt diese vielseitige Aufmerksamkeit erfordert, und verläßt sich auf sein Naturell, daß er mit Hilfe desselben auch das Rechte treffen wird.

Das taktvolle Naturell offenbart sich eben darin, plötzlich in eine gegebene Tonart richtig einsetzen, oder selbst augenblicklich den rechten Ton treffen zu können. Daher strenge Puristen unsern Begriff mit dem hie und da schon gebräuchlichen „Treffer" ausdrücken dürften. 15

Der Takt wird sich besonders auch da bewähren, wo es gilt, *Verlegenheiten* entweder zu vermeiden, oder, wenn sie einmal eingetreten sind, zu beseitigen; man könnte den Takt hiernach in den positiven und negativen einteilen; aber auch verschiedene Grade desselben offenbaren sich in dieser Beziehung. Der erste ist (rein negativ), nicht verletzend und den Rhythmus des gegenseitigen Verhaltens störend zu erscheinen; höher aber steht die Fähigkeit nicht nur sich selbst, sondern auch andere durch die Sicherheit des eigenen Benehmens in Harmonie zu erhalten, gleichsam die Stimmgabel und den Taktierstock in der Gesellschaft zu führen; endlich aber kann der vollendete Takt sich darin bewähren, schon hervorgetretene Dissonanzen glücklich wieder aufzulösen. Die Hingebung an die ganze Gesellschaft oder die Fürsorge für eine einzelne Person in derselben kann sogar zuweilen erfordern, selbst etwas Taktloses zu thun, um größere oder schlimmere Störungen dadurch zu verhüten. Man muß dem ins Wort fallen, der etwas Ungeschicktes sagen will. 16

Welches sind nun die Regeln des Takts? Ja man kann weiter fragen: giebt es in der That solche? Kann man alles das, was wir als eine Vorschrift für unser Handeln in dem Sinne des Takts innerlich wahrnehmen, zu allgemeinen Maximen erheben und davon eine bestimmte Wissenschaft feststellen? Einerseits nämlich ist das Vorhandensein solcher Grundsätze des taktmäßigen Handelns in unserem Gemüte außer allem Zweifel; es könnten sonst nicht bei der Beurteilung irgend eines vorliegenden Falles viele, oder 17

Digitized by Google

zuweilen alle, Gebildete mit einer solchen Sicherheit darin übereinstimmen, dies sei taktmäßig oder taktlos gehandelt. Andererseits wird es doch wiederum fraglich, ob diese Regeln des Takts etwas Selbständiges und Eigentümliches sind, ob sie nicht vielmehr mit den Regeln der Sittlichkeit gänzlich zusammenfallen. Es fragt sich, ob nicht die Regeln des Takts bloße Anwendung des Sittengesetzes seien, die nur durch genaueres Eindringen in die jedesmaligen Verhältnisse geschärft und verfeinert, sich davon absondert. Diese Frage wird um so dringlicher, wenn wir uns erinnern, daß nicht bloß von einem sittlichen, sondern ebenso von einem künstlerischen, einem kritischen u. s. w. Takt geredet wird. Nähme man nun an, der Inhalt des Takts bestände in gewissen abgesonderten und für sich bestehenden Vorschriften, so müßte es neben einem jeden Lehrgebäude von Ideen und Regeln jeder Art von geistiger Thätigkeit gleichsam noch einen Anbau geben, welcher die Regeln des betreffenden Taktes enthielte; eine Konsequenz, welche wenig Schein hat.

18 Wir entziehen uns vor der Hand diesen aus der allgemeinen Betrachtung unwillkürlich emporwachsenden Fragen, welche den umfragten Gegenstand nur in das Licht des Zweifels rücken, und wenden uns zur Betrachtung des Faktischen. Zunächst fassen wir den Takt par excellence, den des praktischen und sittlichen Lebens, ins Auge. — Schon Aristoteles spricht in seiner Ethik bei der Aufzählung aller sittlichen Tugenden von dreien *geselligen* Tugenden. Der Gegenstand der ersten dieser drei Tugenden ist: das Vergnügen und die Unlust, welche wir den Personen, mit welchen wir umgehen, durch unser Benehmen bereiten. Zwischen Wohldienerei, Schmeichelei und Allgefälligkeit auf der einen, und Streitsucht, Eigensinn und Ungeselligkeit auf der anderen Seite steht diejenige Tugend, nach welcher wir an sich immer geneigt sind, anderen Vergnügen zu machen, und uns scheuen, Unlust bei ihnen zu erwecken, dennoch aber im Umgange nur denjenigen Wünschen und Meinungen anderer beistimmen, die wirklich unseren Beifall verdienen, und diejenigen verwerfen, die wir für falsch und unrecht erkennen. Der in diesem Sinne Tugendhafte „wird ferner mit Personen von Stande anders, als mit dem ersten besten aus dem großen Haufen, anders mit guten Bekannten als mit Fremden umgehen. Und so wird er sich nach allen anderen Verschiedenheiten der Umstände in seinem gesellschaftlichen Betragen richten, und jedem dasjenige gewähren, was er von ihm billigerweise verlangen kann." — Die zweite Tugend des Umgangs zeigt sich in Absicht der Wahrheit oder Unwahrheit dessen, was wir durch unsere Reden, Handlungen und unser ganzes äußeres Benehmen anderen von uns beizubringen suchen. „Sie liegt ebenfalls in einer Mitte zwischen zweien Untugenden, und zwar zwischen Prahlerei, Aufschneiderei und Anmaßung auf der einen, und falscher Bescheidenheit und verstellter Demut

Digitized by Google

auf der anderen Seite. „Indessen wird der von sich selbst und seinen Vorzügen gern wahr redende Mensch lieber etwas zu wenig als zu viel von sich sagen, weil er weiß, daß jedes etwas zu starke Selbstlob, auch wenn es Grund hat, doch anderen lästig ist.“ — Die dritte Tugend „bezieht sich auf die mit der Unterhaltung verbundenen Scherze.“ Auch hier giebt es ein Zuviel und Zuwenig; die einen werden verächtliche Lustigmacher oder verhaßte Spötter, die anderen sind mürrische oder geschmacklose, rohe Leute. Zwischen diesen steht derjenige, welcher auf eine schickliche Weise zu scherzen versteht, welcher „wohlgesittet“ und doch gewandt und beweglich ist, und außerdem zugleich Anmut und Würde zu verbinden weiß. Auch in dieser Beziehung wird es darauf ankommen, unter welchen Personen und Umständen man eine Sache sagt, und unter welchen man sie hört.

Charakteristisch für diese drei aristotelischen Tugenden ist es nun, daß 19
sie, wie er selbst schon bemerkt, auch in der griechischen Sprache keinen eigenen Namen haben, daß es keine bestimmten Worte zur Bezeichnung dieser Eigenschaften giebt. Offenbar herrscht also hier dieselbe Unbestimmtheit des Begriffs, vermöge welcher wir in unserer Sprache alle diese Handlungsweisen mit dem dunkeln Begriffe des Takts bezeichnen, nur daß Aristoteles von der sozialen *Tugend* redet, wir aber von der *Quelle* derselben in der menschlichen Seele, welche man gleichsam das soziale Gewissen nennen kann.

Das erste Element derselben, welches wir oben nachgewiesen haben, die 20
Kenntnis und Beziehung aller individuellen Umstände, ist von Aristoteles ebenfalls genügend hervorgehoben; das zweite Element aber, welches wir eben näher zu bestimmen suchen, um die Frage, ob der Takt einen eigentümlichen Inhalt hat, oder nur eine Anwendung der allgemeinen Regeln der Sittenlehre enthält, zu beantworten, wird von Aristoteles verschieden angegeben. In Bezug auf die erste Tugend sagt er: „Das moralisch Schöne und das Nützliche, die Absicht, recht zu handeln oder etwas Gutes zu thun, wird der Maßstab sein, nach welchem dieser gesellige Mann sich anderen angenehm oder doch nicht mißfällig zu machen sucht.“ Hier findet offenbar eine Zurückführung der Regulative dieser Tugend oder des Taktes auf *rein sittliche* Prinzipien statt; für unsere nachfolgende Entwickelung aber ist es beachtenswert, daß Aristoteles gleich *mehrere* verschiedene sittliche Elemente nebeneinander nennt, welche *alle zusammen* den Maßstab des Handelns hergeben sollen: das Sittlichschöne und das Nützliche, das Rechthandeln und das Gutesthun. — Für die zweite Tugend wird die Idee der Wahrhaftigkeit als Grund angeführt, aber sie reicht schon nicht hin, um einen Unterschied zwischen dem Prahler und dem Demutsheuchler zu begründen, da beide gleich sehr von der Wahrheit abweichen, und dennoch ist dieser Unterschied so groß,

Digitized by Google

daß der Prahler als „leichtsinnig“ und „geschmacklos“ bezeichnet wird, während der verstellte Demütige „das Ansehen von Feinheit und Anmut gewinnen kann.“ Es kommt also für den Takt etwas Specifisches hinzu, welches nicht auf die ethische Basis zurückgeführt werden kann. Für die dritte Tugend das Prinzip und den Maßstab zu finden, macht Aristoteles einige Versuche, welche zu keinem Resultate führen, und schließt deshalb: „Es ist also der frei und edel Geborene, der Mann von guter Laune und gutem Geschmack, der hierin sein eigener Gesetzgeber sein muß: und dies ist eben der, welcher die Mittelstraße in Absicht der Scherze hält, man mag ihn übrigens einen witzigen Kopf oder einen angenehmen Gesellschafter nennen.“

21 Der Begriff der Mittelstraße ist aber ein durchaus unbestimmter, und wenn man weder diese noch die Extreme als solche bestimmte Größen bezeichnen kann, welche eine bestimmte Qualität einschließen, ist er in keiner Weise maßgebend. Der taktvolle Mensch bleibt also allein der Gesetzgeber des Taktes, und Aristoteles spricht damit die allgemeine Meinung aus, daß der Takt etwas lediglich Individuelles sei. Allein dann kehrt eben unsere Frage wieder: nach welchen leitenden Ideen, aus welchen inneren Gründen werden diese Gesetze des Takts abgeleitet werden können? Denn solange wir bloß sagen: die Regeln des Takts sind diejenigen Regeln, welche jedes taktvolle Individuum als Gesetzgeber aufstellt, bewegen wir uns offenbar im Kreise herum und statt einer Erklärung des Begriffs geben wir seine bloße Wiederholung.

22 Obgleich nun aber eine genügende Erklärung unseres Gegenstandes bei Aristoteles, wie wir gesehen haben, nicht vorhanden ist, so können wir dieselbe doch an seine Gedanken, auf welche wir deshalb hingewiesen, anknüpfen.

23 Fassen wir zunächst noch einmal den Begriff des Takts als eine Bestimmung des Maßes ins Auge, welches in jeder Handlung walten soll. Dieser quantitative Begriff des Maßes scheint sogar etymologisch mit dem des Takts verbunden zu sein; denn so wie jenes erste subjektive Element des Takts, die Erkenntnis und das Herausfinden aller Umstände und Verhältnisse, welche sich auf die Handlung beziehen, auf die psychologische Bedeutung des Wortes als tactus animi, als Gefühl (gleichsam Tastsinn) der Seele zurückweist, so hängt dieses zweite objektive Element, welches den Inhalt des Takts als ein gewisses Maß im Benehmen bestimmt, mit der musikalischen Bedeutung des Wortes zusammen, wonach also die Handlung, die innere und äußere Bewegung des Menschen in einem bestimmten, gemessenen, gleich- und gesetzmäßigen Verhältnis vor sich gehen soll. Die Anwendung des Maßbegriffs aber in dem Wesen des Takts ist eine vielfache.

24 Die aristotelische Mitte zwischen zweien Untugenden ist eine ganz rich-

Digitized by Google

tige, aber auch nur die engste Beziehung des Maßes auf den Takt. Treten zu irgend einer Handlung, welche geschehen soll, zwei oder mehrere sittliche Ideen als Motive heran, welche entweder verschiedene oder gar widerstreitende Anforderungen an den Handelnden einschließen, so ist es eben Sache des Takts, allen diesen Ideen nach Maßgabe ihrer berechtigten Anforderung in gleichem Verhältnis zu genügen. Der Grund für die Nötigung, ein solches richtiges Verhältnis aufzusuchen, liegt nirgends anders als in den sittlichen Ideen selbst, weil eben in allen zusammen die ethische Forderung liegt; die Bestimmung des Maßes aber kann von keiner der sittlichen Ideen selbst ausgehen, denn jede für sich hat absolute Geltung, sondern der Takt muß die Entscheidung treffen, und diese besteht darin, ein Gleichmaß des sittlichen Handelns bei der Kollision der sittlichen Forderungen herzustellen.

Schon in den oben von Aristoteles angeführten Tugenden haben wir 25
Beispiele von der Verbindung und Ausgleichung mehrerer sittlichen Ideen bemerkt; es lassen sich deren aber noch viel zahlreichere finden: Geradheit, Offenheit und Wahrhaftigkeit zu üben, und doch niemals anmaßend, zudringlich, beleidigend oder indiskret zu sein; Herrenwürde zu bewahren und dennoch Leutseligkeit gegen den Diener zu zeigen u. s. w., alles das erfordert Takt und besteht in dem rechten Maße der Beachtung verschiedener, auf den Fall Anwendung heischender Ideen.

Der Takt als Bestimmung des rechten Maßes offenbart sich aber nicht bloß 26
in der Verteilung der Folgsamkeit gegen *verschiedene* sittliche Ideen, sondern auch in der Befolgung *einer einzigen*. Die allgemeine sittliche Idee hat gegen verschiedene Personen unter verschiedenen Umständen eine verschiedene Anwendung zu erfahren, die Befolgung derselben kann außerdem in verschiedener Weise und nach verschiedenen Graden geschehen. Zwischen jener Art von Gehorsam gegen die sittliche Idee, welche, mit dem Geringsten sich begnügend, an den Indifferentismus streift, und jener übermäßigen Strenge, welche als Rigorismus verpönt ist, liegt ein rechtes Maß, welches zu finden Sache des Takts ist.

Das Gebiet des Taktes, als Anwendung des rechten Maßes, geht aber 27
noch weit über die Grenzen der Ausgleichung *sittlicher* Ideen hinaus. Ganz abgesehen nämlich von der sittlichen Beschaffenheit und den sittlichen Gründen einer Handlung, kann dieselbe, indem bloß *die Form* und *Weise* der Äußerung, *die Art* und *Gestalt* der Lebensthätigkeit betrachtet wird, Gegenstand einer *ästhetischen* Schätzung sein; die Zartheit oder Heftigkeit des Benehmens, samt allem, was Erfolg des Temperaments und der Stimmung ist, kann eine Handlung auch bei völliger Gleichheit der sittlichen Gesinnung zu einer der Form nach schönen oder häßlichen machen. Alles das, was

Digitized by Google

in der Lebensführung unter die Begriffe des Anstandes und der Schicklichkeit fällt, beruht lediglich auf ästhetischen Urteilen und Anschauungen. Gleichwie die Handlungen in der künstlerischen Darstellung außer der sittlichen einer rein ästhetischen Schätzung unterworfen sind, so daß die sittlichen Elemente sich wie der Stoff zur ästhetischen Form verhalten, ebenso sind die Handlungen des wirklichen Lebens wegen ihrer bloßen Form Gegenstand ästhetischer Schätzung. Auch das Leben selbst steht unter dem Gesichtspunkt der Kunst. Das, was man gewöhnlich als Takt bezeichnet, erweist sich bei genauerer Betrachtung als Darstellung ästhetischer Verhältnisse, als Form und Gesetz der Schönheit in allen Handlungen und Äußerungen des Lebens.

28 Das vollendet feine Benehmen eines Menschen besteht in der zarten Rücksicht auf die Gefühle, und zwar auf alle und nicht bloß die wenigen von Aristoteles hervorgehobenen Gefühle anderer; ein Moment der Ähnlichkeit mit dem Poetischen offenbart sich dann darin, daß es auf der Voraussetzung beruht, daß der Taktvolle imstande und geneigt sei, sich in die inneren Zustände anderer Personen genau zu versetzen oder diese sich zu vergegenwärtigen, also ein, wie das poetische anschauliches, Bild davon vor der eigenen Seele zu haben. Der wahrhaft ethische Zug darin aber tritt in der Thatsache hervor, daß solche Rücksicht auf die Gefühle anderer nur aus dem Mangel an Egoismus oder der Überwindung desselben hervorgehen kann.

29 Zu den beiden bisher betrachteten Elementen des Taktes kommt noch ein drittes. Das erste enthielt die Erkenntnis der Verhältnisse und Umstände, unter denen gehandelt werden soll, also die Auffassung des außer uns Gegebenen; das zweite betraf die Anwendung der in uns vorhandenen sittlichen und ästhetischen Ideen und das Maß ihrer Anwendung, das dritte und letzte Element aber besteht in der Wahl und Anwendung der *Mittel*, um das durch jene beiden Elemente in der inneren Gesinnung als Norm erkannte und geforderte Handeln und Benehmen auch äußerlich zu vollbringen und darzustellen. Es ist nämlich an sich denkbar und tritt in der Erfahrung oft genug hervor, daß jemand im allgemeinen sehr wohl weiß, wie er sich zu benehmen hätte, und dennoch ein diesem Wissen entsprechendes Benehmen nicht zustande bringt; er weiß die Handlungsweise eines andern genau und richtig zu beurteilen, hat die beste Absicht, es im gleichen Falle besser zu machen, und verfehlt dennoch immer ebenso oder noch mehr das Rechte. Jenes oben erwähnte Beispiel: Herrenwürde und Leutseligkeit nebeneinander zu bewahren, ist in der Theorie jedem gesinnungsvollen Menschen wünschenswert, einleuchtend und zugänglich, und dennoch wissen die wenigsten es in der Wirklichkeit zur Erscheinung zu bringen (es wird einer kränkend herablassend, wo er gütig sein, er wird lächerlich pathetisch, wo er seine

Digitized by Google

Würde zeigen will). Die Fähigkeit hierzu ist der Takt, welcher in einer teils körperlichen, teils geistigen Gewandtheit besteht, der inneren Einsicht und Absicht einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Außer dieser physischen und psychischen Behendigkeit und so zu sagen Gelenkigkeit des ganzen Menschen wird es, namentlich zunächst bei der Wahl des Ausdrucks und der Handlungsform, vorwiegend wiederum auf das erste Element des Takts ankommen, um auch das dritte zu erfüllen, nämlich auf die allseitige und vollständige Kenntnis aller in Betracht kommenden Umstände.

Es kann nicht schwer fallen, diese drei Elemente des Taktes, welche wir 30
an der engeren Bedeutung desselben im Sinne des sittlich geselligen entwickelt haben, auch auf alle übrigen Arten seiner Erscheinung zu übertragen, daher wir uns jeder weiteren Ausführung hierüber enthalten können. Nur das ist noch zu erwähnen, daß je nach den verschiedenen Lebensgebieten die einzelnen Elemente nicht bloß in verschiedener Weise, sondern auch vorwiegend in verschiedenem Maße und Grade hervortreten werden. Bei dem kritischen Takt z. B. in jedem Sinne seiner Anwendbarkeit werden offenbar nur die ersten beiden, bei jedem künstlerischen und besonders bei dem mimischen Takt wird vorwiegend das letzte Element zur Erscheinung kommen.

Nachdem wir uns nun das Wesen des Taktes zur Anschauung gebracht und 31
das, worin er erscheint und was er leistet, erkannt haben, kommen wir zu der Frage nach der psychologischen Beschaffenheit desselben.

II.

Was ist der Takt? Im Sinne der alten Psychologie würde diese Frage 32
bedeuten: ob er irgend eine besondere und selbständige Kraft im menschlichen Geiste sei, und welche, und von welcher Art? Ob er neben den übrigen Vermögen, wie Verstand, Vernunft, Gedächtnis u. s. w. noch ein besonderes sei, welches dem einen Individuum zukomme, dem anderen nicht? Daß diese Betrachtungsweise zu keinem wirklichen Resultat führt, haben wir in den verschiedenen früher gegebenen Aufsätzen bereits mehrfach zu beweisen gesucht. Es würde nicht schwer fallen, den Beweis durch das vorliegende Beispiel zu verstärken. Denn im besten Falle und der Wahrheit gemäß würde man sagen müssen, der Takt beruhe zugleich auf dem Verstand, dem Gefühl und der Einbildungskraft; auch das Gedächtnis und selbst das Willensvermögen dürfte nicht ausgelassen werden. Das hieße dann also nichts anderes, als: wenn einer Verstand, Gefühl ꝛc. besitzt, dann hat er auch Takt, und das hieße wieder gerade so viel, als wenn man sagte: wenn einer ein Mensch ist, so hat er Takt. Wenn man aber meinte: nein, nur wenn er eine gewisse Art des Verstandes, eine gewisse Art des Gefühls u. s. w. besitze,

Digitized by Google

dann habe er Takt, so hat man in der That gar nichts mehr gesagt, als: wenn einer Takt hat, so hat er Takt.

33 Wollen wir irgend eine Erscheinung des Seelenlebens erkennen und erklären, d. h. auf ihre Bedingungen zurückführen, so müssen wir vielmehr das eigentliche Geschehen im Geiste aufsuchen, die Prozesse, welche bei derselben stattfinden. — Wir schicken eine Bemerkung voraus, welche die folgende Erläuterung faßlicher machen und bewähren wird.

34 Die meisten Menschen werden behaupten, der Takt sei etwas durchaus Unbestimmtes, Specifisches, nur an sich selbst Erkennbares; er sei eben etwas Besonderes, eine Eigentümlichkeit der Seele, die mit allen übrigen wenig gemein habe und noch weniger aus ihnen abzuleiten sei. Wenn sie sich nämlich auf Handlungsweisen besinnen, welche man als taktvoll bezeichnet, so finden sie, daß wir uns des Grundes für dieselben nicht bewußt sind; der Takt also ist eine durchaus unbewußte, dunkle, jedoch vernehmbare Stimme, eine Art Dämonion, welche uns sagt, dies und das zu thun oder zu unterlassen, Gründe aber giebt sie uns nicht. Denn wenn wir für irgend eine bestimmte Handlung auch bestimmte Gründe haben, um derentwillen wir sie thun, so schreiben wir sie eben dann nicht mehr dem Takte zu, sondern dem Verstande, der Klugheit, der Sittlichkeit u. s. w. Gerade das, wofür wir keinen bestimmten und bewußten Grund haben, wovon wir aber dennoch bestimmt wissen, daß es angemessen oder unangemessen ist, das schreiben wir dem Takte zu. Eben daher komme es auch, daß der Takt sich nicht lehren und überliefern lasse, daß es keine Regeln desselben gebe; er sei also eine in ihrer Art eigentümliche und obendrein gänzlich individuelle Begabung des Menschen, welche man sogar als angeboren ansehen müsse.

35 In dieser Ansicht sind zwar die Folgerungen falsch, die Thatsachen aber ganz richtig, und wiewohl sie demnach eine irrige ist, kommt man mit ihr der Wahrheit doch weit näher, als diejenigen, welche mit der Erklärung aus einem oder mehreren Seelenvermögen gleich bei der Hand sind. Dies wird sich aus der folgenden Entwickelung von selbst ergeben.

36 Wir haben gesehen, daß der Takt zunächst in einer umsichtigen Aufmerksamkeit auf alle Verhältnisse des augenblicklichen Handelns besteht. Worin aber liegt das Eigentümliche der zum Takte gehörigen Aufmerksamkeit? ist sie von der gewöhnlichen verschieden? In der That findet ein höchst wesentlicher und psychologisch bedeutsamer Unterschied statt. In dem Bereiche dessen, was man Takt nennt, bezieht sich die Rücksicht, welche unser Handeln und Benehmen leitet, auf solche Verhältnisse, deren wir uns nicht klar bewußt sind, die nicht deutlich in unser Bewußtsein kommen, während sie dennoch auf die Bestimmung unseres Handelns einwirken. Dies muß näher erklärt werden.

Digitized by Google

Es ist eine einfache und leicht zu prüfende psychologische Thatsache, daß 37
wir in jedem einzelnen Moment des Denkens nur eine geringe Anzahl von deutlichen Vorstellungen in unserem Bewußtsein gegenwärtig haben; wir können in jedem Augenblick nur eine kleine Reihe von Begriffen klar und bewußt denken. Wenn wir etwa ein Gedicht auswendig gelernt haben, also die ganze lange Reihe der Vorstellungen fest und sicher in unserer Seele besitzen, so können wir sie doch nicht in Einem Zeitmomente im Bewußtsein gegenwärtig halten; recitieren wir es, so werden wir etwa die zweite Strophe nicht im Bewußtsein haben, bevor die erste daraus entschwunden ist, und wiederum, wenn wir die zweite Strophe deutlich und bewußt vor unserer Seele haben, so daß wir sie hersagen, so wird die erste sicherlich nicht mehr in gleicher Weise bewußt vorhanden sein. Alle übrigen Vorstellungen sind zwar auf irgend eine Weise in unserer Seele, nur daß sie nicht in unserem Bewußtsein, sondern, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, unter der Schwelle desselben sich befinden. Damit hängt nun ferner zusammen, daß, wenn wir eine größere Anzahl von Vorstellungen in irgend einem Zeitmoment im Bewußtsein haben, dieselben desto dunkler, unklarer und undeutlicher sein müssen; je geringer ihre Anzahl dagegen ist, desto klarer, deutlicher und heller sind sie. Ferner: eine jede Vorstellung, welche entweder von außen durch die Sinne oder von innen durch die Erinnerung in unser Bewußtsein treten soll, bedarf eines gewissen, wenn auch geringen Zeitaufwandes dazu, sich mit den bereits vorhandenen Vorstellungen ins Gleichgewicht zu setzen, sie aus dem Bewußtsein zu verdrängen oder neben ihnen als klare und bewußte zu bestehen. Wenn nun eine große Menge von Vorstellungen, sei es von außen oder von innen, zu gleicher Zeit ins Bewußtsein zu kommen streben, so werden wir von den vielen entweder gar keine oder nur wenige im Bewußtsein haben, sie werden entweder gar nicht, oder nur flüchtig zu unserem Bewußtsein gekommen und sogleich wieder daraus verdrängt sein; zwar werden zuweilen Bilder, aber nur flüchtige, unhaltbare, vorüberschwebende und halb unbewußte in uns entstehen.

Alle diese einfachen psychologischen Gesetze hat wohl jeder an sich er- 38
fahren, man kann sich auch experimentell davon überzeugen.

Aber noch ein anderes, nicht minder bekanntes psychologisches Gesetz 39
haben wir zu bezeichnen, um unsere Erklärung abgeben zu können. — Sowohl ohne, als besonders mit unserer Absicht ruft eine jede Vorstellung, welche deutlich in unserem Bewußtsein sich befindet, alle übrigen, welche mit ihr irgend in Verbindung und Beziehung stehen, die wir jemals gedacht haben, ins Gedächtnis, d. h. sie bewirkt, daß auch diese ins Bewußtsein zu treten streben. Für den Eintritt aber, sowohl der unmittelbar erinnerten, wie

Digitized by Google

der mit ihnen verbundenen Vorstellungen ins Bewußtsein kommt der Zeitaufwand in Betracht, welchen derselbe erfordert.

40 Denke man sich einen Menschen in einer Gesellschaft. In jedem Moment, wo er derselben ganz angehört, wird er eine deutliche Vorstellung von sämtlichen anwesenden Personen haben; will er sich am Gespräch beteiligen, so wird er dessen Inhalt und alle dahin einschlagenden Gedankenreihen für und wider im Geiste gegenwärtig haben müssen. Schon ohne alle Absicht, zumal aber bei dem Vorsatze, Rücksicht zu haben, daß keiner der Anwesenden irgend verletzt werde (was möglicherweise bei jeder Wendung des Gesprächs geschehen kann), müssen in jedem Augenblick alle diese Vorstellungsreihen, welche sich an jedes Mitglied der Gesellschaft knüpfen, die Gedanken aller der inneren und äußeren Verhältnisse, worin sie sich befinden, der Ereignisse, welche sie erlebt haben, in das Bewußtsein desselben zu kommen streben; das aber ergiebt für einen winzigen Zeitteil eine Unsumme von Vorstellungen, und diese können nur sehr schwach und dunkel in der Seele erscheinen, nur flüchtig und vorüberschwebend im Bewußtsein auftreten. Wenn nun jemand alle die, auch nur in diesen flüchtigen, durch das Bewußtsein hindurchgleitenden Vorstellungen enthaltenen Verhältnisse durch eine pfeilschnelle Aufmerksamkeit beachtet, wenn er eine solche Reizbarkeit und Gewissenhaftigkeit besitzt, daß auch über jene flüchtigen Keime eines Bewußtseins sein Urteil ergeht und seine Handlung danach bestimmt wird, mit Einem Wort: wenn auch die kaum ins Bewußtsein gekommenen Vorstellungen ebenso auf das Urteil und den Entschluß des Menschen wirken, wie die klaren und bewußten Vorstellungen, dann hat er *Takt*.

41 Aus der so erkannten Natur des Takts ist ersichtlich, weshalb man meist hinterher bei Besinnung und Muße sehr gut die Gründe zu finden weiß für das Benehmen, das zur Zeit instinktiv, (wie man sagt, d. h. unbewußt), Erfolg des Taktes war oder hätte sein sollen; dieselben Vorstellungen, welche damals flüchtig vorüberrauschten, ziehen jetzt in langsamerem, erkennbarem Gang an der Seele vorüber.

42 In gleicher Weise ist nunmehr aus der Natur des Taktes klar, woher es kommt, daß die meisten Menschen ihn teils für eine Art von Gefühl, teils für eine ganz besondere unerkennbare Eigenschaft des Gemüts halten, weil er eben eine Operation des Geistes unter Mitwirkung von *unbewußten* Vorstellungen ist. Endlich ist es auch ganz richtig, wenn man ihn, nach der gewöhnlichen Beobachtung, als durchaus individuell bezeichnet; nur freilich ist er es nicht in dem Sinne einer besonderen individuellen Anlage in der Seele, sondern nur einer *individuellen Wirkung* sowohl in dieser *Persönlichkeit* nach dem Grade der Aufmerksamkeit und Reizbarkeit, als sogar nur für

Digitized by Google

den einzelnen Fall nach dem Grade der gegenwärtigen Wirksamkeit beider; daher kann ein Mensch sehr wohl zuweilen taktvoll und zuweilen taktlos handeln, oder auch immer es in manchen Beziehungen sein und in manchen nicht sein. — Alles dies aber wird noch deutlicher aus der psychologischen Erklärung des zweiten Elementes des Taktes.

Alles rechte, es sei nun sittlich gute oder schöne Handeln beruht auf 43
einer Übereinstimmung mit den bezüglichen sittlichen und ästhetischen Ideen, dergestalt, daß irgend eine oder mehrere derselben eine bestimmte und individuelle Erfüllung und Wirklichkeit finden. In psychologischer Beziehung kann diese Gemäßheit und Übereinstimmung des einzelnen Handelns mit der allgemeinen Idee auf mehrfache Weise zu stande kommen. Entweder nämlich ist die Entschließung zu diesem bestimmten Handeln ein Erfolg der freien und bewußten Überlegung oder der deutlichen Erkenntnis, daß diese sittliche Idee auf das vorliegende Verhältnis Anwendung zu finden hat. Ein solches Handeln nennen wir eine bewußte moralische That; dieser muß eine Erkenntnis des allgemeinen sittlichen Gesetzes oder der Idee, an und für sich betrachtet, vorausgehen. Es kann aber zweitens eine sittliche Handlung so zu stande kommen, daß weder eine abgesonderte Erkenntnis der moralischen Idee vorher stattgefunden hat, noch auch eine bewußte Beziehung auf dieselbe vorhanden ist. Wir werden diese Handlungsweise, welche der Jugend sowohl des einzelnen Menschen, als auch der Nationen eigentümlich ist, nichtsdestoweniger eine ethische nennen. Und gleichviel wie man sich das Verhältnis des Willens und seine Wirksamkeit im menschlichen Handeln denken mag: immer werden wir beide Arten des sittlichen Thuns dem Einfluß der objektiven, für sich seienden Ideen zuschreiben, welche ebensosehr unbewußt als bewußt auf die Thätigkeit des menschlichen Geistes wirken.

Zwischen den gedachten beiden Arten des sittlichen Handelns liegt eine 44
dritte, welche in der Erfahrung, d. h. im wirklichen Leben bei weitem am häufigsten auftritt; nämlich diese, daß zwar eine Kenntnis der schlechthin allgemeinen sittlichen Ideen, wie der des Rechts, des Wohlwollens, der Billigkeit u. s. w., dazu auch die allgemeine Absicht, das einzelne Handeln denselben gemäß einzurichten, vorhanden ist: dennoch aber eine bewußte Beziehung dieses auf jene insofern nicht stattfindet, als es an einer klaren und deutlichen Erkenntnis von der bestimmten Art der Anwendung der Ideen fehlt. Diese nämlich würde eine systematische Anschauung von den logisch geordneten Mittelgliedern zwischen der abstrakten Idee und der konkreten Handlung voraussetzen; denn aus der allgemeinen Idee ergeben sich zunächst Maximen, aus diesen bestimmte Gesetze, und diese erst finden eine direkte Anwendung auf den einzelnen Fall. Statt dessen gehen im sittlichen Leben

Digitized by Google

die psychologischen Ereignisse in den allermeisten Fällen in der Weise vor sich, daß eine unmittelbare, durch kein bewußtes Herabsteigen geleitete Anknüpfung der individuellen Verhältnisse an das allgemeinste Gesetz vorhanden ist. Den Einfluß der allgemeinen Gesetze der Sittlichkeit auf das einzelne Handeln, in welcher Weise er sich auch ereignen möge, nennen wir die Herrschaft der sittlichen Ideen. Sie herrschen über den psychologischen Mechanismus, in welchem nach eigenen, von den Ideen vorerst unabhängigen Bewegungsgesetzen die ganze Masse der Vorstellungen, Begriffe, Antriebe und Begehrungen enthalten und gruppiert ist.

45 Treten wir nun mit diesen vorbereitenden Betrachtungen an die Erklärung des Takts, so ergiebt sich sogleich als das Wesen desselben, daß er in einer unbewußten Anwendung und Verwirklichung sittlicher und ästhetischer Ideen innerhalb der konkreten Lebensbeziehungen besteht. Man kann diese und alle leitenden Ideen gleichsam als Maße und Gewichte betrachten, wonach in der Beurteilung die Größe des Wertes, in der Entschließung die Stärke des Motivs jeder einzelnen Handlung bestimmt wird. Wie es aber Menschen giebt, welche eine gegebene Fläche mit bloßem Augenmaß ohne Maßstab auf den Zoll ausmessen, wie andere mit der bloßen Hand, ohne Wagschale, die Schwere eines Körpers wägen können, so kann der Taktvolle auch ohne den Maßstock und die Wagschale der Reflexion die Größe und Schwere vorliegender sittlicher und ästhetischer Beziehungen ermessen. Zunächst würde dies freilich noch mit dem unreflektierten ethischen Leben überhaupt zusammenfallen, und in der That kann auch an eine absolute Grenzscheide des Taktes von diesem, der Sache nach, nicht gedacht werden; dennoch müssen wir für ihn einige kennzeichnende Merkmale hervorheben, welche ihm eine, wenn auch unbestimmt, abgesonderte Sphäre zueignen.

46 Leichter ist's, die sittlichen und ästhetischen Ideen zu erkennen, als ihre Anwendung auf konkrete Lebensverhältnisse auch nur theoretisch zu finden, geschweige praktisch zu vollziehen; vollends dann, wenn es sich darum handelt, die rechte Mitte in der Verwirklichung mehrerer von einander abweichender Ideen, gleichsam die Diagonale im Parallelogramm der idealen Triebkräfte zu finden, und mit Recht bezeichnet man daher diese Kunst mit einem eigenen Namen als Takt. Dazu kommt, daß dieser besonders von denjenigen Lebensverhältnissen ausgesagt wird, in welchen das zuerst besprochene Element mitwirkend ist, also da, wo auch die Thatsachen, auf welche die Ideen bezogen werden sollen, nur in der allerflüchtigsten Erkenntnis beobachtet sind.

47 Die Anwendung der Ideen überhaupt ist im Leben gerade deshalb das Schwerste, weil die Reflexion, das prüfende Nachdenken sie nicht bloß nicht erleichtert, sondern sogar erschwert. „Was kein Verstand der Verständigen sieht,

Digitized by Google

das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt!" In der Natur der Reflexion liegt es, daß sie den Fluß der Thätigkeit hemmt, das einwirkende und ausführende Walten der objektiven Regeln und Ideen aufhebt oder schmälert. Von aller künstlerischen Thätigkeit ist es eine allgemein anerkannte Erfahrung, daß die größte Übereinstimmung der geschaffenen Gestalten mit den dem Genius einwohnenden Idealen gerade dann sich entfaltet, wenn die Thätigkeit völlig unbewußt, die Einwirkung des Ideals also durchaus unmittelbar und unreflektiert geschieht. Auch der Takt übt eine künstlerische Thätigkeit: die Kunst des Lebens, insofern er teils die sittlichen Ideen in jenen innersten und feinsten Bezügen, welche kein ethischer Kodex mehr zu spezifizieren weiß, teils die ästhetischen Ideen in das Leben einwebt. Und gleichwie erst aus der künstlerischen Schöpfung die ästhetischen Gesetze den Menschen zum Bewußtsein kommen, wie auch hier die That der Überlegung vorangeht, so schaffen taktvolle Menschen ästhetische Lebensgesetze und sind durch ihr Handeln im größten Stile Erzieher ihrer Umgebung und weiterhin Lehrer der Menschheit.

Aus der Beobachtung seiner Erfolge ergeben sich Gesetz und Regel des 48
Takts, aber erst wenn das durch solche Reflexionen Gewonnene so sehr in die Seele eingelebt ist, daß es unmittelbar wirkt, dann trägt es neue veredelte Früchte. Es findet hier derselbe Fortschritt statt, welcher überhaupt in der Geschichte des sittlichen Lebens der einzelnen wie der Nationen und der gesamten Menschheit hervortritt und der mit dem einfachen Worte bezeichnet werden kann, daß man von der Sitte zur Sittlichkeit und von dieser wiederum zur erhöhten Sitte fortschreitet, oder von der Natur zur Kunst, welche selbst wiederum zur künstlerischen Natur wird.

Was von der geselligen, gilt natürlich auch von jeder anderen in der 49
Einleitung erwähnten Art des Takts; nur daß dabei andere und andere leitende Ideen und Regeln, welche an der Spitze des betreffenden Gebietes stehen, in Betracht kommen.

Beim engsten Anschluß an den Begriff der *Lebensklugheit* hat es 50
sogar der Takt gar nicht mit leitenden *Ideen*, sondern nur mit individuellen *Zwecken* zu thun, welche das Leitende sind. Die Sammlung aller Motive und aller Mittel zur Handlung in den augenblicklichen Fokus des psychischen Prozesses und der gleichzeitig bestimmende Einfluß desselben heißt hier Takt. Dies grenzt an das dritte Element desselben.

Dieses bedarf keiner weiteren psychologischen Erklärung; wie man sich 51
die Fähigkeit, bei vorausgesetzter richtiger Beurteilung der Verhältnisse auch richtig und in der angemessenen Form zu handeln, denken soll, ist teils an sich klar, teils aus einer fortgesetzten Wirksamkeit der beiden vorigen Elemente leicht zu begreifen. Zur Schnelligkeit der Auffassung des Gegebenen, also

Digitized by Google

zur allgemeinen Regsamkeit der Vorstellungsmassen und der unfehlbaren Herrschaft der Ideen über ihre Gruppierung und zur Bildung von Motiven des eigenen Handelns, hat sich noch die Beweglichkeit des Geistes und beziehungsweise auch des Körpers zu gesellen, von denen die Ausfindung und Vollziehung der rechten Mittel zum gewollten Zweck abhängig ist.

52 In Bezug auf alle drei Elemente ist die Geistesgegenwart, welche oft mit dem Takt verwechselt wird, insofern mit demselben verwandt, als beide eine gewisse *Schnelligkeit* der psychischen Ereignisse einschließen. Wesentlich verschieden sind sie aber in einer Überwindung natürlich eintretender Hemmungen oder dadurch, daß der Takt eine Operation mit *unbewußten* psychischen Elementen ist, die Geistesgegenwart aber darin besteht, daß alle geistigen Funktionen irgend einer Art gerade in Bezug auf *ungewöhnliche und außerordentliche Umstände*, oder bei *außergewöhnlich plötzlichem* Eintritt derselben sogleich von statten gehen. Durch jene Ungewöhnlichkeit oder Plötzlichkeit der Veranlassung zum Handeln tritt nämlich in der Regel eine bedeutende Hemmung der Funktionen ein, infolge deren der Mensch durchschnittlich betroffen, stutzig, verwirrt und jedenfalls passiv, zum Handeln unfähig gemacht wird; bei starken und sehr elastischen Naturen dagegen ruft dieser Eindruck von außen einen desto stärkeren Gegendruck von innen hervor; ihr Geist ist nicht zurückgetrieben, sondern mit allen Kräften *gegenwärtig*. Wie bei dem Druck auf eine Sprungfeder findet gemäß dem Gesetze der Elasticität, nach dem Maße der bei andern unter dem Druck eintretenden Hemmung, bei ihnen umgekehrt eine desto größere Stärke und Schnelligkeit der Aktion statt, so daß sie noch edler oder mächtiger handeln als in ruhigem Zustand und unter gelinden, langsamen Eindrücken. Wer nun mit dem Takte Geistesgegenwart in sich verbindet, wer also auch bei außergewöhnlichen und überraschenden Ereignissen mit ungestörter Sicherheit und Freiheit handelt, den werden wir *taktfest* nennen. Da nun der gesellige Takt immer die Beziehung des Handelnden zu den umgebenden Personen und Verhältnissen betrifft, so wird sich als taktfest besonders derjenige bewähren, welcher gewohnt und fähig ist, sein eigenes, sittlich bestimmtes und im individuellen Charakter begründetes Wollen als den festen Punkt zu betrachten, von welchem aus er seine jedesmalige Aufgabe zu ermessen hat. Er wird nicht von den Umständen geleitet, sondern leitet sie: für ihn sind die gegebenen Verhältnisse nur der Boden und nicht die Triebkräfte seiner Thätigkeit, welche vielmehr in seinem Charakter ihren alleinigen Sitz haben.

53 Von dem Einfluß der Gesinnung auf die Ausbildung und den Bestand des Taktes ist mehrfach schon die Rede gewesen. Daß es auch ein bloß *legales* oder schlaues taktvolles Handeln giebt, versteht sich ohnehin von

Digitized by Google

selbst; sonst aber will auch der Taktlose nicht beleidigen oder anstoßen, wir würden ihn dann nicht taktlos, sondern mit schlimmerem Namen nennen, aber es fehlen ihm die psychologischen Bedingungen. Indessen, da die unmittelbare und unfehlbare Harmonie des psychologischen Mechanismus mit den sittlichen Ideen, denen eine absolute, auch unbewußte Herrschaft zukommen soll, als ein wesentliches Merkmal des Taktes erkannt worden ist, so ist begreiflich, weshalb wirkliche Taktlosigkeit uns als ein moralischer Mangel erscheint, der sie denn wenigstens mittelbar auch wirklich ist; und man wird deshalb von jedem Menschen mit allem Recht (nach einem sehr berechtigten Unterschied im Sprachgebrauch) verlangen können, daß seine Handlungen von einem richtigen Takt geleitet werden, welcher gleichsam die moralische Seite desselben ausdrückt, während der feine Takt als eine Art von lebenskünstlerischer Leistung, wie eine ästhetische Zierde des Lebens angesehen und nur bei genialen Naturen gefunden wird.

Noch einer andern psychischen Quelle des Takts ist zu gedenken, welche 54
eine mittelbare Beziehung zu seinem ethischen Werte hat. Zu den ausgeführten Verhältnissen der Bewegung der Vorstellung samt ihrer Beziehung zu den Ideen kann nämlich noch eine Regsamkeit und Lebendigkeit des sympathischen Gefühls hinzutreten, welche durch das Sichhineinfühlen in das Gemüt anderer der Erkenntnis eine wesentliche Hilfe leisten wird. Wenn dies vorwiegend dem ersten und dritten Element zu Gute kommt, so erfordert der zweite Punkt: daß man überhaupt gewöhnt und geübt sei, die Lebensverhältnisse stets unter dem Gesichtspunkte der idealen Forderung zu betrachten, bei allen, auch den kleinsten Verhältnissen der Stimme der Ideen gefühlvoll zu lauschen, durch ihre Anziehungskraft sich zum Ziele eines schönen Lebens leiten zu lassen. Der Klavierspieler muß jeden Finger zu einer gleichen Stärke ausbilden, um die Harmonie in seinem Spiele nicht zu verletzen, so auch müssen alle Ideen mit gleicher Kraft und Sicherheit auf unser Gemüt wirken.

Daß aber der Takt einzelnen Menschen auch in engerem Sinne und nur in 55
gewissen Richtungen zukommen kann, versteht sich von selbst; anstatt aller können einzelne Ideen vorwiegend durch Neigung, Erziehung und Gewöhnung in einem Menschen herrschend sein. Sind doch schon die Grade der Aufmerksamkeit fast bei allen Menschen für verschiedene Gebiete verschieden, wie auch das Maß der Energie in der Auffassung für verschiedene Dinge ein verschiedenes ist. Aber auch die engste Bedeutung des Begriffes Takt ragt noch weit über den ärmlichen Begriff der Höflichkeit hinaus.

Die Anerkennung des im vollen Sinne gedachten Takts als eine außer- 56
ordentliche Gabe oder Leistung hat also ihren zureichenden Grund: die Seele muß ganz von dem Edlen und Schönen durchleuchtet sein, wenn sie auch in

Digitized by Google

ihren unbewußten Aktionen lauter, angemeſſen, äſthetiſch — taktvoll iſt. Wir bewundern die ungewöhnliche Lebendigkeit und Schnelligkeit eines Geiſtes, der in einem Augenblick alle Verhältniſſe überſchaut, die Reizbarkeit, mit welcher er jedes als ſchicklich oder unſchicklich wahrnimmt, die Sicherheit, mit welcher er es vollbringt. Wo nicht ſchlaue Berechnung den ganzen Menſchen regiert, da wird nur die edelſte, humane Hingebung der Boden der Geſinnung ſein, auf welchem allein der vollendete, feine, ſichere Takt gedeihen kann.

40.

Der kriegeriſche Genius.

Von Carl von Clauſewitz.

Vom Kriege. Hinterlaſſenes Werk des Generals Carl von Clauſewitz. (Zuerſt veröffentlicht 1832.) Erſtes Buch, drittes Kapitel.

1 Jede eigentümliche Thätigkeit bedarf, wenn ſie mit einer gewiſſen Virtuoſität getrieben werden ſoll, eigentümlicher Anlagen des Verſtandes und Gemüts. Wo dieſe in einem hohen Grade ausgezeichnet ſind und ſich durch außerordentliche Leiſtungen darſtellen, wird der Geiſt, dem ſie angehören, mit dem Namen des Genius bezeichnet.

2 Wir wiſſen wohl, daß dieſes Wort nach Ausdehnung und Richtung in ſehr verſchiedenartigen Bedeutungen vorkommt, und daß bei manchen dieſer Bedeutungen es eine ſehr ſchwere Aufgabe iſt, das Weſen des Genius zu bezeichnen; aber da wir uns weder für einen Philoſophen, noch für einen Grammatiker ausgeben, ſo wird es uns geſtattet ſein, bei einer im Sprachgebrauch üblichen Bedeutung ſtehen zu bleiben und unter Genie die für gewiſſe Thätigkeiten ſehr geſteigerte Geiſteskraft zu verſtehen.

3 Wir wollen bei dieſer Fakultät und Würde des Geiſtes einige Augenblicke verweilen, um die Berechtigung näher nachzuweiſen und den Inhalt des Begriffs näher kennen zu lernen. Aber wir können nicht bei dem durch ein ſehr geſteigertes Talent graduierten, bei dem eigentlichen Genie ſtehen bleiben, denn dieſer Begriff hat ja keine abgemeſſenen Grenzen, ſondern wir müſſen überhaupt jede gemeinſchaftliche Richtung der Seelenkräfte auf kriegeriſche Thätigkeit in Betracht ziehen, die wir dann als das Weſen des kriegeriſchen Genius anſehen können. Wir ſagen die „gemeinſchaftlichen," denn darin beſteht eben der kriegeriſche Genius, daß er nicht eine einzelne dahin

Digitized by Google

gerichtete Kraft, z. B. der Mut ist, während andere Kräfte des Verstandes und Gemütes fehlen oder eine für den Krieg unbrauchbare Richtung haben: sondern daß er ein harmonischer Verein der Kräfte ist, wobei eine oder die andere vorherrschen, aber keine widerstreben darf.

Wenn jeder Kämpfende vom kriegerischen Genius mehr oder weniger be- 4
seelt sein sollte, so würden unsere Heere wohl sehr schwach sein; denn eben weil darunter eine eigentümliche Richtung der Seelenkräfte verstanden wird, so kann sie da nur selten vorkommen, wo in einem Volke die Seelenkräfte nach so vielen Seiten hin in Anspruch genommen und ausgebildet werden. Je weniger verschiedenartige Thätigkeiten ein Volk aber hat, je mehr die kriegerische bei demselben vorherrscht, um so mehr muß sich auch der kriegerische Genius in demselben verbreitet finden. Dies bestimmt aber nur seinen Umfang, keineswegs seine Höhe, denn diese hängt von der allgemeinen geistigen Entwickelung des Volkes ab. Wenn wir ein rohes, kriegerisches Volk betrachten, so ist ein kriegerischer Geist unter den einzelnen viel gewöhnlicher als bei den gebildeten Völkern, denn bei jenen besitzt ihn fast jeder einzelne Krieger, während bei den gebildeten eine ganze Masse nur durch die Notwendigkeit und keineswegs durch innern Trieb mit fortgerissen wird. Aber unter rohen Völkern findet man nie einen eigentlich großen Feldherrn, und äußerst selten, was man ein kriegerisches Genie nennen kann, weil dazu eine Entwickelung der Verstandeskräfte erforderlich ist, die ein rohes Volk nicht haben kann. Daß auch gebildete Völker eine mehr oder weniger kriegerische Richtung und Entwickelung haben können, versteht sich von selbst, und je mehr dies der Fall ist, um so häufiger wird sich in ihrem Heere der kriegerische Geist auch in dem einzelnen finden. Da dies nun mit dem höheren Grade desselben zusammentrifft, so gehen von solchen Völkern immer die glänzendsten kriegerischen Erscheinungen aus, wie Römer und Franzosen bewiesen haben. Die größten Namen dieser und aller im Kriege einst berühmten Völker fallen aber immer erst in die Zeiten einer höheren Bildung.

Es läßt uns dies schon erraten, wie groß der Anteil ist, welchen die 5
Verstandeskräfte an dem höheren kriegerischen Genius haben. Wir wollen jetzt einen näheren Blick auf ihn werfen.

Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr, es ist also Mut vor allen 6
Dingen die erste Eigenschaft des Kriegers.

Der Mut ist doppelter Art: einmal Mut gegen die persönliche Gefahr, 7
und dann Mut gegen die Verantwortlichkeit, sei es vor dem Richterstuhl irgend einer äußern Macht, oder der innern, nämlich des Gewissens. Nur von dem ersteren ist hier die Rede.

Der Mut gegen die persönliche Gefahr ist wieder doppelter Art: erstens 8

Digitized by Google

kann er Gleichgültigkeit gegen die Gefahr sein, sei es daß sie aus dem Organismus des Individuums, oder aus Geringschätzung des Lebens, oder aus Gewohnheit hervorgehe, auf jeden Fall aber ist er als ein bleibender Zustand anzusehen.

9 Zweitens kann der Mut aus positiven Motiven hervorgehen, wie Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung jeder Art. In diesem Fall ist der Mut nicht sowohl ein Zustand, als eine Gemütsbewegung, ein Gefühl.

10 Es ist begreiflich, daß beide Arten von verschiedener Wirkung sind. Die erste Art ist sicherer, weil sie, zur zweiten Natur geworden, den Menschen nie verläßt, die zweite führt oft weiter; der ersten gehört mehr die Standhaftigkeit, der zweiten mehr die Kühnheit an; die erste läßt den Verstand nüchterner, die zweite steigert ihn zuweilen, verblendet ihn aber auch oft. Beide vereinigt geben die vollkommenste Art des Mutes.

11 Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden; um dadurch nicht zu Grunde gerichtet zu werden, bedarf es einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, gleichgültig dagegen macht. Mit diesen Eigenschaften, unter der bloßen Führung des gesunden Verstandes, ist der Mensch schon ein tüchtiges Werkzeug für den Krieg, und diese Eigenschaften sind es, die wir bei rohen und halbkultivierten Völkern so allgemein verbreitet antreffen. Gehen wir in den Forderungen weiter, die der Krieg an seine Genossen macht, so treffen wir auf vorherrschende Verstandeskräfte. Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; drei Viertel derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit. Hier also zuerst wird ein feiner, durchdringender Verstand in Anspruch genommen, um mit dem Takte seines Urteils die Wahrheit herauszufühlen.

12 Es mag ein gewöhnlicher Verstand diese Wahrheit einmal durch Zufall treffen, ein ungewöhnlicher Mut mag das Verfehlen ein andermal ausgleichen, aber die Mehrheit der Fälle, der Durchschnittserfolg wird den fehlenden Verstand immer an den Tag bringen.

13 Der Krieg ist das Gebiet des Zufalls. In keiner menschlichen Thätigkeit muß diesem Fremdling ein solcher Spielraum gelassen werden, weil keine so nach allen Seiten hin in beständigem Kontakt mit ihm ist. Er vermehrt die Ungewißheit aller Umstände und stört den Gang der Ereignisse.

14 Jene Unsicherheit aller Nachrichten und Voraussetzungen, diese beständigen Einmischungen des Zufalls, machen, daß der Handelnde im Kriege die Dinge unaufhörlich anders findet, als er sie erwartet hatte, und es kann nicht fehlen, daß dies auf seinen Plan, oder wenigstens auf die diesem Plane zugehörigen Vorstellungen Einfluß hat. Ist dieser Einfluß auch so groß, die gefaßten Vor-

Digitized by Google

sätze entschieden aufzuheben, so müssen doch in der Regel neue an ihre Stelle
treten, für welche es dann oft in dem Augenblicke an Daten fehlt, weil im
Laufe des Handelns die Umstände den Entschluß meistens drängen und keine
Zeit lassen, sich von neuem umzusehen, oft nicht einmal so viel, um reifliche
Überlegungen anzustellen. Aber es ist viel gewöhnlicher, daß die Berichtigung
unserer Vorstellungen und die Kenntnis eingetretener Zufälle nicht hinreicht,
unseren Vorsatz ganz umzustoßen, sondern nur ihn wankend zu machen. Die
Kenntnis der Umstände hat sich in uns vermehrt, aber die Ungewißheit ist
dadurch nicht verringert, sondern gesteigert. Die Ursache hiervon ist, daß
man diese Erfahrungen nicht alle mit einemmal macht, sondern nach und
nach, weil unsere Entschließungen nicht aufhören davon bestürmt zu werden,
und der Geist, wenn wir so sagen dürfen, immer unter den Waffen sein muß.

Soll er nun diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich 15
bestehen, so sind ihm zwei Eigenschaften unentbehrlich, einmal ein Verstand,
der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des inneren
Lichtes ist, die ihn zur Wahrheit führen, und dann Mut, diesem schwachen
Lichte zu folgen. Der erstere ist bildlich mit dem französischen Ausdruck coup
d'oeil bezeichnet worden, der andere ist die Entschlossenheit.

Weil die Gefechte im Kriege das sind, was zuerst und am meisten den 16
Blick auf sich gezogen hat, in den Gefechten Zeit und Raum wichtige Elemente
sind, und es in jener Periode noch mehr waren, wo die Reiterei mit ihren
rapiden Entscheidungen die Hauptsache war: so ist der Begriff eines schnellen
und treffenden Entschlusses zuerst aus der Schätzung jener beiden Dinge her-
vorgetreten und hat daher einen Ausdruck zur Bezeichnung bekommen, der
nur auf richtiges Augenmaß geht. Viele Lehrer der Kriegskunst haben ihn
daher auch mit dieser beschränkten Bedeutung definiert. Aber es ist nicht zu
verkennen, daß bald alle im Augenblick der Ausführung gefaßten treffenden
Entschlüsse darunter verstanden worden sind, z. B. das Erkennen des wahren
Angriffspunktes u. s. w. Es ist also nicht bloß das körperliche, sondern
häufiger das geistige Auge, welches mit dem coup d'oeil gemeint ist. Natürlich
ist der Ausdruck wie die Sache immer mehr im Gebiete der Taktik zu Hause
gewesen, doch kann sie auch in der Strategie nicht fehlen, insofern auch in
ihr oft schnelle Entscheidungen erforderlich sind. Entkleidet man diesen Be-
griff von dem, was ihm der Ausdruck zu Bildliches und Beschränktes ge-
geben hat, so ist er nichts als das schnelle Treffen einer Wahrheit, die einem
gewöhnlichen Blick des Geistes gar nicht sichtbar ist oder es erst nach langem
Betrachten und Überlegen wird.

Die Entschlossenheit ist ein Akt des Mutes in dem einzelnen Fall, und 17
wenn sie zum Charakterzug wird, eine Gewohnheit der Seele. Aber hier ist

Digitized by Google

nicht der Mut gegen körperliche Gefahr, ſondern der gegen die Verantwortung, alſo gewiſſermaßen gegen Seelengefahr gemeint. Man hat dieſen oft courage d'esprit genannt, weil er aus dem Verſtande entſpringt, aber er iſt darum kein Akt des Verſtandes, ſondern des Gemüts. Bloßer Verſtand iſt noch kein Mut, denn wir ſehen oft die geſcheiteſten Leute ohne Entſchluß. Der Verſtand muß alſo erſt das Gefühl des Mutes erwecken, um von ihm gehalten und getragen zu werden, weil im Drange des Augenblicks Gefühle den Menſchen ſtärker beherrſchen als Gedanken.

18 Wir haben hier der Entſchloſſenheit diejenige Stelle angewieſen, wo ſie bei nicht hinreichenden Motiven die Qualen der Zweifel, die Gefahren des Zauderns heben ſoll. Der nicht ſehr gewiſſenhafte Sprachgebrauch belegt freilich auch die bloße Neigung zum Wagen, Dreiſtigkeit, Kühnheit, Verwegenheit mit dieſem Namen. Wo aber hinreichende Motive in dem Menſchen ſind, ſie mögen ſubjektiv oder objektiv, gültig oder falſch ſein, iſt kein Grund, von ſeiner Entſchloſſenheit zu reden, denn, indem wir das thun, ſetzen wir uns an ſeine Stelle und legen Zweifel in die Wagſchale, die er gar nicht gehabt hat.

19 Hier kann man nur von Kraft oder Schwäche ſprechen. Wir ſind nicht pedantiſch genug, um mit dem Sprachgebrauch über dieſen kleinen Mißgriff zu rechten, ſondern unſere Bemerkung ſoll bloß dienen, falſche Einwürfe zu entfernen.

20 Dieſe Entſchloſſenheit nun, welche einen zweifelhaften Zuſtand beſiegt, kann nur durch Verſtand hervorgerufen werden, und zwar durch eine ganz eigentümliche Richtung desſelben. Wir behaupten, daß das bloße Beiſammenſein höherer Einſichten und nötiger Gefühle immer noch nicht die Entſchloſſenheit macht. Es giebt Leute, die den ſchönſten Blick des Geiſtes für die ſchwierigſte Aufgabe beſitzen, denen es auch nicht an Mut fehlt, vieles auf ſich zu nehmen, und die in ſchwierigen Fällen doch nicht zum Entſchluß kommen können. Ihr Mut und ihre Einſicht ſtehen jedes einzeln, bieten ſich nicht die Hand und bringen darum nicht die Entſchloſſenheit als ein Drittes hervor. Dieſe entſteht erſt durch den Akt des Verſtandes, der die Notwendigkeit des Wagens zum Bewußtſein bringt und durch ſie den Willen beſtimmt. Dieſe ganze eigentümliche Richtung des Verſtandes, die jede andere Scheu im Menſchen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern, iſt es, welche in kräftigen Gemütern die Entſchloſſenheit ausbildet; darum können Menſchen mit wenig Verſtand in unſerem Sinne nicht entſchloſſen ſein. Sie können in ſchwierigen Fällen ohne Zaudern handeln, aber dann thun ſie es ohne Überlegung, und es können freilich den, welcher unüberlegt handelt, keine Zweifel mit ſich ſelbſt entzweien. Ein ſolches Handeln kann

Digitized by Google

auch hin und wieder das Rechte treffen, aber wir sagen hier wie oben: es ist der Durchschnittserfolg, welcher auf das Dasein des kriegerischen Genius deutet. Wem unsere Behauptung demnoch wunderlich vorkommt, weil er manchen entschlossenen Husarenoffizier kennt, der kein tiefer Denker ist: den müssen wir erinnern, daß hier von einer eigentümlichen Richtung des Verstandes, nicht von einer großen Meditationskraft die Rede ist.

Wir glauben also, daß die Entschlossenheit einer eigentümlichen Richtung 21
des Verstandes ihr Dasein verdankt, und zwar einer, die mehr kräftigen als glänzenden Köpfen angehört; wir können diese Genealogie der Entschlossenheit noch dadurch belegen, daß es eine große Zahl von Beispielen giebt, wo Männer, die in niederen Regionen die größte Entschlossenheit gezeigt hatten, diese in den höheren verloren. Obgleich sie das Bedürfnis haben, sich zu entschließen, so sehen sie doch die Gefahren ein, die in einem falschen Entschluß liegen, und da sie mit den Dingen, die ihnen vorliegen, nicht vertraut sind, so verliert ihr Verstand seine ursprüngliche Kraft, und sie werden nur um so zaghafter, je mehr sie die Gefahr der Unentschlossenheit, in die sie gebannt sind, kennen, und je mehr sie gewohnt waren, frisch von der Faust weg zu handeln.

Bei dem coup d'oeil und der Entschlossenheit liegt es uns ganz nahe, 22
von der damit verwandten Geistesgegenwart zu reden, die in einem Gebiete des Unerwarteten, wie der Krieg es ist, eine große Rolle spielen muß; denn sie ist ja nichts als eine gesteigerte Besiegung des Unerwarteten. Man bewundert die Geistesgegenwart in einer treffenden Antwort auf eine unerwartete Anrede, wie man sie bewundert in der schnell gefundenen Aushülfe bei plötzlicher Gefahr. Beide, diese Antwort und diese Aushülfe, brauchen nicht ungewöhnlich zu sein, wenn sie nur treffen; denn was nach reiflicher und ruhiger Überlegung nichts Ungewöhnliches, also in seinem Eindruck auf uns etwas Gleichgültiges wäre, kann als ein schneller Akt des Verstandes Vergnügen machen. Der Ausdruck Geistesgegenwart bezeichnet gewiß sehr passend die Nähe und Schnelligkeit der vom Verstande dargereichten Hilfe.

Ob diese herrliche Eigenschaft eines Menschen mehr der Eigentümlichkeit 23
seines Verstandes oder mehr dem Gleichgewicht seines Gemütes zugeschrieben werden muß, hängt von der Natur des Falles ab, wiewohl keines von beiden je ganz fehlen darf. Eine treffende Antwort ist mehr das Werk eines witzigen Kopfes, ein treffendes Mittel in plötzlicher Gefahr setzt vor allen Dingen Gleichgewicht des Gemütes voraus.

Wenn wir nun einen Gesamtblick auf die vier Bestandteile werfen, aus 24
denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, in welcher sich der Krieg bewegt, auf die Gefahr, die körperliche Anstrengung, die Ungewißheit und

Digitized by Google

den Zufall, so wird es leicht begreiflich, daß eine große Kraft des Gemütes und des Verstandes erforderlich ist, um in diesem erschwerenden Element mit Sicherheit und Erfolg vorzuschreiten, eine Kraft, die wir nach den verschiedenen Modifikationen, welche sie von den Umständen annimmt, als Energie, Festigkeit, Standhaftigkeit, Gemüts- und Charakterstärke in dem Munde der Erzähler und Berichterstatter kriegerischer Ereignisse finden. Man könnte alle diese Äußerungen der Heldennatur als eine und dieselbe Kraft des Willens betrachten, die sich nach den Umständen modifiziert; aber so nahe diese Dinge miteinander verwandt sind, so sind sie doch nicht ein und dasselbe, und es ist in unserem Interesse, das Spiel der Seelenkräfte dabei wenigstens etwas genauer zu unterscheiden.

25 Zuerst gehört es wesentlich zur Deutlichkeit der Vorstellungen, zu sagen, daß das Gewicht, die Last, der Widerstand, oder wie man es nennen will, was jene Kraft der Seele in dem Handelnden herausfordert, nur zum kleinsten Teil unmittelbar die feindliche Thätigkeit, der feindliche Widerstand, das feindliche Handeln ist. Unmittelbar hat die feindliche Thätigkeit auf den Handelnden zuerst nur für seine eigene Person Einwirkung, ohne seine Thätigkeit als Führer zu berühren. Wenn der Feind statt zwei Stunden vier Stunden widersteht, so befindet sich der Führer statt zwei Stunden vier Stunden in Gefahr; dies ist offenbar eine Größe, deren Bedeutung abnimmt, je höher der Führer steht; was will das sagen in der Rolle des Feldherrn — es ist nichts!

26 Zweitens wirkt der feindliche Widerstand unmittelbar auf den Führer durch den Verlust an Mitteln, der ihm bei einem längern Widerstande entsteht, und die Verantwortlichkeit, die damit verknüpft ist. Hier, durch diese sorgenvollen Betrachtungen, wird zuerst seine Willenskraft geprüft und herausgefordert. Aber wir behaupten, daß dies bei weitem nicht die schwerste Last ist, die er zu tragen hat, denn er hat es nur mit sich selbst abzumachen. Alle übrigen Wirkungen des feindlichen Widerstandes aber sind auf die Kämpfenden gerichtet, die er anführt, und wirken durch diese auf ihn zurück.

27 So lange eine Truppe voll guten Mutes, mit Lust und Leichtigkeit kämpft, ist selten eine Veranlassung da, große Willenskraft in der Verfolgung seiner Zwecke zu zeigen; sowie aber die Umstände schwierig werden — und das kann, wo Außerordentliches geleistet werden soll, nie ausbleiben — so geht die Sache nicht mehr von selbst, wie mit einer gut eingeölten Maschine, sondern die Maschine selbst fängt an Widerstand zu leisten, und diesen zu überwinden, dazu gehört die große Willenskraft des Führers. Unter diesem Widerstande wird man sich nicht gerade Ungehorsam und Widerrede denken,

Digitized by Google

wiewohl auch diese bei einzelnen Individuen häufig genug vorkommen; sondern es ist der Gesamteindruck aller ersterbenden physischen und moralischen Kräfte, es ist der herzzerreißende Anblick der blutigen Opfer, den der Führer in sich selbst zu bekämpfen hat und dann in allen andern, die unmittelbar oder mittelbar ihre Eindrücke, ihre Empfindungen, Besorgnisse und Bestrebungen in ihn übergehen lassen. Sowie die Kräfte in den einzelnen ersterben, diese nicht mehr vom eigenen Willen angeregt und getragen werden, lastet nach und nach die ganze Inertie der Masse auf dem Willen des Feldherrn; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller andern von neuem entzünden; nur insoweit er dies vermag, insoweit gebietet er über die Masse und bleibt Herr derselben; sowie das aufhört, sowie sein eigener Mut nicht mehr stark genug ist, den Mut aller andern wieder zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt. Dies sind die Gewichte, welche der Mut und die Seelenstärke des Führers im Kampfe zu überwinden hat, wenn er Ausgezeichnetes leisten will. Sie wachsen mit den Massen, und so müssen also die Kräfte auch zunehmen mit der Höhe der Stellen, wenn sie den Lasten angemessen bleiben sollen.

Die Energie des Handelns drückt die Stärke des Motivs aus, 28
durch welches das Handeln hervorgerufen wird, das Motiv mag nun in einer Verstandesüberzeugung oder in einer Gemütsregung seinen Grund haben. Die letztere darf aber schwerlich da fehlen, wo sich eine große Kraft zeigen soll.

Von allen großartigen Gefühlen, die die menschliche Brust in dem heißen 29
Drange des Kampfes erfüllen, ist, wir wollen es nur gestehen, keins so mächtig und konstant, wie der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache so ungerecht behandelt, indem sie ihn in „Ehrgeiz“ und „Ruhmsucht“ durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt. Freilich hat der Mißbrauch dieser stolzen Sehnsucht gerade im Kriege die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorbringen müssen; aber ihrem Ursprunge nach sind diese Empfindungen gewiß zu den edelsten der menschlichen Natur zu zählen, und im Kriege sind sie der eigentliche Lebenshauch, der dem ungeheuren Körper eine Seele giebt. Alle andern Gefühle, wie viel allgemeiner sie auch werden können, oder wie viel höher manche auch zu stehen scheinen: Vaterlandsliebe, Ideen-Fanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art, sie machen den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nicht entbehrlich. Jene Gefühle können den ganzen Haufen im allgemeinen erregen und höher stimmen, geben aber dem Führer nicht das Verlangen, mehr zu

Digitized by Google

wollen als die Gefährten, welches ein wesentliches Bedürfnis seiner Stelle ist, wenn er Vorzügliches darin leisten soll; sie machen nicht, wie der Ehrgeiz thut, den einzelnen kriegerischen Akt zum Eigentum des Anführers, welches er dann auf die beste Weise zu nutzen strebt; wo er mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt säet, um reichlich zu ernten. Diese Bestrebungen aller Anführer aber, von dem höchsten bis zum geringsten, diese Art von Industrie, dieser Wetteifer, dieser Sporn sind es vorzüglich, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen. Und was nun ganz besonders den höchsten betrifft, so fragen wir: hat es je einen großen Feldherrn ohne Ehrgeiz gegeben, oder ist eine solche Erscheinung auch nur denkbar?

30 Die Festigkeit bezeichnet den Widerstand des Willens in Bezug auf die Stärke eines einzelnes Stoßes, die Standhaftigkeit in Bezug auf die Dauer. So nahe beide bei einander liegen, und so oft der eine Ausdruck für den andern gebraucht wird, so ist doch eine merkliche Verschiedenheit ihres Wesens nicht zu verkennen, insofern die Festigkeit gegen einen einzelnen heftigen Eindruck ihren Grund in der bloßen Stärke eines Gefühls haben kann, die Standhaftigkeit aber schon mehr von dem Verstande unterstützt sein will; denn mit der Dauer einer Thätigkeit nimmt die Planmäßigkeit derselben zu, und aus dieser schöpft die Standhaftigkeit zum Teil ihre Kraft.

31 Wenden wir uns zur Gemüts- oder Seelenstärke, so ist die erste Frage, was wir darunter verstehen sollen.

32 Offenbar nicht die Heftigkeit der Gemütsäußerungen, die Leidenschaftlichkeit, denn das wäre gegen allen Sprachgebrauch, sondern das Vermögen, auch bei den stärksten Anregungen, im Sturm der heftigsten Leidenschaft, noch dem Verstande zu gehorchen. Sollte dies Vermögen bloß von der Kraft des Verstandes herrühren? Wir bezweifeln es. Zwar würde die Erscheinung, daß es Menschen von ausgezeichnetem Verstande giebt, die sich nicht in ihrer Gewalt haben, noch nichts dagegen beweisen, denn man könnte sagen, daß es einer eigentümlichen, vielleicht einer mehr kräftigen als umfassenden Natur des Verstandes bedürfe. Aber wir glauben der Wahrheit doch näher zu sein, wenn wir annehmen, daß die Kraft, sich auch in den Augenblicken der heftigsten Gemütsbewegung dem Verstande noch zu unterwerfen, welche wir die Selbstbeherrschung nennen, in dem Gemüte selbst ihren Sitz hat. Es ist nämlich ein anderes Gefühl, das in starken Gemütern der aufgeregten Leidenschaft das Gleichgewicht hält, ohne sie zu vernichten, und durch dieses Gleichgewicht wird dem Verstande erst die Herrschaft gesichert. Dieses Gegengewicht ist nichts anderes, als das Gefühl der Menschenwürde, dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnis, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken. Wir würden darum sagen: ein

Digitized by Google

starkes Gemüt ist ein solches, welches auch bei den heftigsten Regungen nicht aus dem Gleichgewicht kommt.

Werfen wir einen Blick auf die Verschiedenartigkeit der Menschen in 33
Beziehung auf das Gemüt, so finden wir erstens solche, die sehr wenig Regsamkeit besitzen, und die wir phlegmatisch oder indolent nennen; zweitens sehr Regsame, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten, und die wir als gefühlvolle, aber ruhige Menschen kennen; drittens sehr Reizbare, deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind; endlich viertens solche, die durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind, und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewegung kommen, deren Gefühle aber eine große Gewalt annehmen und viel dauernder sind. Dies sind die Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften.

Dieser Unterschied der Gemütskonstitution liegt wahrscheinlich dicht an 34
der Grenze der körperlichen Kräfte, die sich in dem menschlichen Organismus regen, und gehört jener Amphibiennatur an, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der andern dem Geiste zugewendet scheint. Wir mit unsrer schwachen Philosophie haben in diesem dunkeln Felde nichts weiter zu suchen. Wichtig ist es uns aber, bei der Wirkung einen Augenblick zu verweilen, welche diese verschiedenen Naturen in der kriegerischen Thätigkeit haben, und zu sehen, inwiefern eine große Seelenstärke von ihnen zu erwarten ist.

Die indolenten Menschen können nicht leicht aus dem Gleichgewicht ge- 35
bracht werden, aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäußerung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, daß solche Menschen eben wegen ihres beständigen Gleichgewichts im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind. Es fehlt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon die Thätigkeit, aber sie verderben nicht leicht etwas.

Die Eigentümlichkeit der zweiten Klasse ist, daß sie von kleinen Gegen- 36
ständen leicht zum Handeln angeregt, von großen aber leicht erdrückt wird. Menschen dieser Art werden eine lebhafte Thätigkeit zeigen, einem einzelnen Unglücklichen zu helfen, aber von dem Unglück eines ganzen Volks nur traurig gestimmt, nicht zum Handeln angeregt werden.

Im Kriege wird es solchen Männern weder an Thätigkeit noch an 37
Gleichgewicht fehlen, aber etwas Großes werden sie nicht vollbringen, es müßte denn sein, daß in einem sehr kräftigen Verstande die Motive dazu vorhanden wären. Es ist aber selten, daß sich mit solchen Gemütern ein sehr starker, unabhängiger Verstand verbindet.

Digitized by Google

38 Die aufbrausenden, aufflammenden Gefühle sind an sich für das praktische Leben, und also auch für den Krieg nicht sehr geeignet. Sie haben zwar das Verdienst starker Antriebe, aber diese halten nicht vor. Wenn indessen in solchen Menschen die Regsamkeit die Richtung des Mutes und des Ehrgeizes hat, so wird sie im Kriege auf niedrigen Stellen oft sehr brauchbar, aus dem bloßen Grunde, weil der kriegerische Akt, über den ein Führer der niedern Stufen zu gebieten hat, von viel kürzerer Dauer ist. Hier reicht oft ein einzelner mutiger Entschluß, eine Aufwallung der Seelenkräfte hin. Ein kühner Anfall, ein kräftiges Hurrah ist das Werk weniger Minuten, ein kühner Schlachtenkampf ist das Werk eines ganzen Tages, und ein Feldzug das Werk eines Jahres.

39 Bei der reißenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemütes zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf und dies ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. Aber es würde gegen die Erfahrung sein, zu behaupten, daß sehr reizbare Gemüter niemals stark, d. h. auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht *sein könnten*. Warum sollte auch das Gefühl für die eigene Würde in ihnen nicht vorhanden sein, da sie in der Regel den edleren Naturen angehören. Dies Gefühl fehlt ihnen selten, es hat aber nicht Zeit wirksam zu werden. Hinterher sind sie meist von Selbstbeschämung durchdrungen. Wenn Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung sie früh oder spät das Mittel gelehrt haben, gegen sich selbst auf der Hut zu sein, um in Augenblicken lebhafter Anregung sich des in ihrer Brust ruhenden Gegengewichts noch bei Zeiten bewußt zu werden, so können auch sie einer großen Seelenstärke fähig sein.

40 Endlich sind die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten des kriegerischen Handelns vorstellen können. Die Wirkung ihrer Gefühle gleicht der Bewegung großer Massen, die, wenn auch langsamer, doch überwältigender ist.

41 Obgleich solche Menschen nicht so von ihren Gefühlen überfallen und zu ihrer eigenen Beschämung fortgerissen werden, wie die vorigen, so wäre es doch wieder gegen die Erfahrung, zu glauben, daß sie das Gleichgewicht nicht verlieren, und blinder Leidenschaft nicht unterwürfig werden könnten; dies wird vielmehr immer geschehen, sobald ihnen der edle Stolz der Selbstbeherrschung fehlt oder so oft er nicht stark genug ist. Wir sehen diese Erfahrung am häufigsten bei großartigen Männern roher Völker, wo die geringe Verstandesausbildung immer ein Vorherrschen der Leidenschaft begünstigt.

Digitized by Google

Aber auch unter den gebildeten Völkern und in den gebildetsten Ständen derselben ist ja das Leben voll solcher Erscheinungen, wo Menschen durch gewaltsame Leidenschaften fortgerissen werden, wie im Mittelalter die auf Hirschen angeschniedeten Wilddiebe durch's Gehölz.

Wir sagen es also noch einmal: ein starkes Gemüt ist nicht ein solches, 42
welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist.

Mit dem Namen der Charakterstärke oder überhaupt des Charak- 43
ters bezeichnet man das feste Halten an seiner Überzeugung, sie mag nun das Resultat fremder oder eigener Einsicht sein, und mag sie Grundsätzen, Ansichten, augenblicklichen Eingebungen, oder was immer für Ergebnissen des Verstandes angehören. Aber diese Festigkeit kann sich freilich nicht kundthun, wenn die Einsichten selbst häufigem Wechsel unterliegen. Dieser häufige Wechsel braucht nicht die Folge fremden Einflusses zu sein, sondern er kann aus der eigenen fortwirkenden Thätigkeit des Verstandes hervorgehen, deutet dann aber freilich auf eine eigentümliche Unsicherheit desselben. Offenbar wird man von einem Menschen, der seine Ansicht alle Augenblicke ändert, wie sehr dies auch aus ihm selbst hervorgehen mag, nicht sagen: er hat Charakter. Man bezeichnet also nur solche Menschen mit dieser Eigenschaft, deren Überzeugung sehr konstant ist, entweder weil sie tief begründet und klar, an sich zu einer Veränderung wenig geeignet ist, oder weil es, wie bei indolenten Menschen, an Verstandesthätigkeit und damit an dem Grunde zur Veränderung fehlt, oder endlich, weil ein ausdrücklicher Akt des Willens, aus einem gesetzgebenden Grundsatz des Verstandes entsprungen, den Wechsel der Meinungen bis auf einen gewissen Grad zurückweist.

Nun liegen im Kriege, in den zahlreichen und starken Eindrücken, welche 44
das Gemüt erhält, und in der Unsicherheit alles Wissens und aller Einsicht mehr Veranlassungen, den Menschen von seiner angefangenen Bahn abzudrängen, ihn an sich und andern irre zu machen, als dies in irgend einer andern menschlichen Thätigkeit vorkommt.

Der herzzerreißende Anblick von Gefahren und Leiden läßt das Gefühl 45
leicht ein Übergewicht über die Verstandesüberzeugung gewinnen, und in dem Dämmerlicht aller Erscheinungen ist eine tiefe, klare Einsicht so schwer, daß der Wechsel derselben begreiflicher und verzeihlicher wird. Es ist immer nur ein Ahnen und Herausfühlen der Wahrheit, nach welchem gehandelt werden muß. Darum ist nirgends die Meinungsverschiedenheit so groß als im Kriege, und der Strom der Eindrücke gegen die eigene Überzeugung hört nie auf.

Digitized by Google

Selbst das größte Phlegma des Verstandes kann kaum dagegen schützen, weil die Eindrücke zu stark und lebhaft und immer zugleich gegen das Gemüt mit gerichtet sind.

46 Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln von einem höhern Standpunkt aus leiten, können die Frucht einer klaren und tiefen Einsicht sein, und an ihnen liegt, so zu sagen, die Meinung über den vorliegenden, individuellen Fall gewissermaßen vor Anker. Aber das Halten an diesen Resultaten eines früheren Nachdenkens gegen den Strom der Meinungen und Erscheinungen, welchen die Gegenwart herbeiführt, ist eben die Schwierigkeit. Zwischen dem individuellen Fall und dem Grundsatz ist oft ein weiter Raum, der sich nicht immer an einer sichtbaren Kette von Schlüssen durchziehen läßt, und wo ein gewisser Glaube an sich selbst notwendig ist, und ein gewisser Skepticismus wohlthätig. Hier hilft oft nichts anderes als ein gesetzgebender Grundsatz, der, außer das Denken selbst gestellt, dasselbe beherrscht; es ist der Grundsatz, bei allen zweifelhaften Fällen bei seiner ersten Meinung zu beharren, und nicht eher zu weichen, bis eine klare Überzeugung dazu zwingt. Man muß stark sein in dem Glauben an die bessere Wahrheit wohlgeprüfter Grundsätze, und bei der Lebhaftigkeit der augenblicklichen Erscheinungen nicht vergessen, daß ihre Wahrheit von einem geringeren Gepräge ist. Durch dieses Vorrecht, welches wir in zweifelhaften Fällen unsrer frühern Überzeugung geben, durch dieses Beharren bei derselben gewinnt das Handeln diejenige Stätigkeit und Folge, die man Charakter nennt.

47 Wie sehr das Gleichgewicht des Gemüts die Charakterstärke befördert, ist leicht einzusehen, daher auch Menschen von großer Seelenstärke meistens viel Charakter haben.

48 Die Charakterstärke führt uns zu einer Abart derselben, dem *Eigensinn*. Sehr schwer ist es oft, im konkreten Falle zu sagen, wo jene aufhört und dieser anfängt, dagegen scheint es nicht schwer, den Unterschied im Begriffe festzustellen.

49 Eigensinn ist kein Fehler des Verstandes; wir bezeichnen damit das Widerstreben gegen bessere Einsicht, und dieses kann nicht ohne Widerspruch in dem Verstand, als dem Vermögen der Einsicht, gesetzt werden. Der Eigensinn ist *ein Fehler des Gemüts*. Diese Unbeugsamkeit des Willens, diese Reizbarkeit gegen fremde Einrede haben ihren Grund nur in einer besonderen Art von Selbstsucht, welche höher als alles andere das Vergnügen stellt, über sich und andere nur mit eigener Geistesthätigkeit zu gebieten. Wir würden es eine Art von Eitelkeit nennen, wenn es nicht allerdings etwas Besseres wäre; der Eitelkeit genügt der Schein, der Eigensinn aber beruht auf dem Vergnügen an der Sache.

Digitized by Google

Wir sagen also: die Charakterstärke wird zum Eigensinn, sobald das 50
Widerstreben gegen fremde Einsicht nicht aus besserer Überzeugung, nicht aus
Vertrauen auf einen höheren Grundsatz, sondern aus einem widerstrebenden
Gefühl entsteht. Wenn diese Definition uns auch, wie wir schon eingeräumt
haben, praktisch wenig hilft, so wird sie doch verhindern, den Eigensinn für
eine bloße Steigerung der Charakterstärke zu halten, während er etwas we-
sentlich davon Verschiedenes ist, was derselben zwar zur Seite liegt und an
sie grenzt, aber so wenig ihre Steigerung ist, daß es sogar sehr eigensinnige
Menschen giebt, die wegen Mangel an Verstand wenig Charakterstärke haben.

Nachdem wir in diesen Virtuositäten eines ausgezeichneten Führers im 51
Kriege diejenigen Eigenschaften kennen gelernt haben, in welchen Gemüt und
Verstand zusammenwirken, kommen wir jetzt zu einer Eigentümlichkeit der
kriegerischen Thätigkeit, welche vielleicht als die stärkste betrachtet werden
kann, wenn es auch nicht die wichigste ist, und die ohne Beziehung auf die
Gemütskräfte bloß das Geistesvermögen in Anspruch nimmt. Es ist die Be-
ziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden steht.

Diese Beziehung ist erstens ganz unausgesetzt vorhanden, so daß man 52
sich einen kriegerischen Akt unsrer gebildeten Heere gar nicht anders, als in
einem bestimmten Raume vorgehend, denken kann; sie ist zweitens von der
entscheidendsten Wichtigkeit, weil sie die Wirkungen aller Kräfte modifiziert,
zuweilen total verändert; drittens führt sie auf der einen Seite oft zu den
kleinsten Zügen der Örtlichkeit, während sie auf der andern die weitesten
Räume umfaßt.

Auf diese Weise giebt die Beziehung, welche der Krieg zu Gegend und 53
Boden hat, seiner Thätigkeit eine hohe Eigentümlichkeit. Wenn wir an die
andern menschlichen Thätigkeiten denken, die eine Beziehung zu jenem Gegen-
stande haben, an Garten- und Landbau, an Häuser- und Wasserbauten, an
Bergbau, an Jägerei und Forstbetrieb, so sind alle auf sehr mäßige Räume
beschränkt, welche sie bald mit genügender Genauigkeit erforschen können.
Der Führer im Kriege aber muß das Werk seiner Thätigkeit einem mit-
wirkenden Raume übergeben, den seine Augen nicht überblicken, den der regste
Eifer nicht immer erforschen kann, und mit dem er bei dem beständigen
Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft komut. Zwar ist der Gegner
im allgemeinen in demselben Fall, aber erstlich ist die gemeinschaftliche
Schwierigkeit doch immer eine solche, und es wird der, welcher ihrer durch
Talent und Übung Herr wird, einen großen Vorteil auf seiner Seite haben,
zweitens findet diese Gleichheit der Schwierigkeit nur im allgemeinen statt,
keineswegs in dem einzelnen Fall, wo gewöhnlich einer der beiden Kämpfenden
(der Verteidiger) viel mehr von der Örtlichkeit weiß, als der andere.

Digitized by Google

54 Diese höchst eigentümliche Schwierigkeit muß eine eigentümliche Geistesanlage besiegen, welche, mit einem zu beschränkten Ausdruck, der Ortssinn genannt wird. Es ist das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige geometrische Vorstellung zu machen, und als Folge davon sich in ihr jedesmal leicht zurechtzufinden. Offenbar ist dies ein Akt der Phantasie. Zwar geschieht das Auffassen dabei teils durch das körperliche Auge, teils durch den Verstand, der mit seinen aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpften Einsichten das Fehlende ergänzt und aus den Bruchstücken des körperlichen Blicks ein Ganzes macht; aber daß dies Ganze nun lebhaft vor die Seele trete, ein Bild, eine innerlich gezeichnete Karte werde, daß dies Bild bleibend sei, die einzelnen Züge nicht immer wieder auseinanderfallen, das vermag nur die Geisteskraft zu bewirken, die wir Phantasie nennen. Wenn ein genialer Dichter oder Maler sich verletzt fühlt, daß wir seiner Göttin eine solche Wirksamkeit zumuten, wenn er die Achseln zuckt, daß ein findiger Jägerbursche darum eine ausgezeichnete Phantasie haben solle, so wollen wir gern einräumen, daß nur von einer sehr beschränkten Anwendung, von einem wahren Sklavendienst derselben die Rede ist. Aber wie wenig dies auch sei, es muß doch von dieser Naturkraft entnommen werden, denn wenn sie ganz abgeht, dann wird es schwer werden, sich die Dinge in ihrem Formenzusammenhange bis zur Anschauung deutlich vorzustellen. Daß ein gutes Gedächtnis dabei sehr zu Hilfe komme, räumen wir gern ein; ob aber das Gedächtnis dann als eine eigene Seelenkraft anzunehmen ist, oder ob es eben in jenem Vorstellungsvermögen liegt, das Gedächtnis für diese Dinge besser zu fixieren, müssen wir um so mehr unausgemacht lassen, als es überhaupt schwer scheint, diese beiden Seelenkräfte in manchen Beziehungen getrennt zu denken.

55 Daß Übung und Verstandeseinsicht dabei sehr viel thun, ist nicht zu leugnen. Puisegur, der berühmte Generalquartiermeister des berühmten Luxemburg, sagt, daß er sich anfangs in diesem Punkt wenig zugetraut, weil er bemerkt, daß, wenn er die Parole weit zu holen gehabt, er jedesmal den Weg verfehlt habe.

56 Es ist natürlich, daß auch die Anwendungen dieses Talents sich nach oben hin erweitern. Müssen der Husar und Jäger bei Führung einer Patrouille in Weg und Steg sich leicht finden, und bedarf es dafür immer nur weniger Kennzeichen, einer beschränkten Auffassungs- und Vorstellungsgabe, so muß der Feldherr sich bis zu den allgemeinen geographischen Gegenständen einer Provinz und eines Landes erheben, den Zug der Straßen, Ströme und Gebirge immer lebhaft vor Augen haben, ohne darum den beschränkten Ortssinn entbehren zu können. Zwar sind ihm für die allgemeinen Gegenstände

Digitized by Google

Nachrichten aller Art, Karten, Bücher, Memoiren, und für die Einzelheiten der Beistand seiner Umgebungen eine große Hilfe, aber gewiß ist es dennoch, daß ein großes Talent in schneller und klarer Auffassung der Gegend seinem ganzen Handeln einen leichtern und festern Schritt verleiht, ihn vor einer gewissen innern Unbehilflichkeit schützt und weniger abhängig von andern macht.

Ist diese Fähigkeit der Phantasie zuzuschreiben, so ist dies auch fast der 57
einzige Dienst, welchen die kriegerische Thätigkeit von dieser ausgelassenen Göttin fordert, die ihr übrigens eher verderblich als nützlich ist. —

Wir glauben hiemit diejenigen Äußerungen der Geistes- und Seelenkräfte 58
in Betracht gezogen zu haben, welche durch die kriegerische Thätigkeit der menschlichen Natur abgefordert werden. Überall erscheint der Verstand als eine wesentlich mitwirkende Kraft, und so wird es denn begreiflich, wie das in seinen Erscheinungen so einfache, wenig zusammengesetzte kriegerische Wirken von Leuten ohne ausgezeichnete Verstandeskräfte nicht auf eine ausgezeichnete Art geleistet werden kann.

Hat man diese Ansicht gewonnen, so ist man nicht mehr genötigt, das 59
Umgehen einer feindlichen Stellung, eine an sich so natürliche, tausendmal dagewesene Sache, und hundert ähnliche für das Werk großer Geistesanstrengung zu halten.

Freilich ist man gewohnt, den einfachen, tüchtigen Soldaten als einen 60
Gegensatz zu denken zu den meditativen, oder erfindungs- oder ideenreichen Köpfen und den in Bildungsschmuck aller Art glänzenden Geistern; auch ist dieser Gegensatz keineswegs ohne Realität, aber er beweist nur nicht, daß die Tüchtigkeit des Soldaten bloß in seinem Mute bestehe, und daß es nicht auch einer gewissen eigentümlichen Thätigkeit und Tüchtigkeit des Kopfes bedürfe, um nur das zu sein, was man einen guten Degen nennt. Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, daß nichts gewöhnlicher ist als Beispiele von Männern, die ihre Thätigkeit verlieren, sobald sie zu höhern Stellen gelangen, denen ihre Einsichten nicht mehr gewachsen sind; wir müssen aber auch immer wieder daran erinnern, daß wir von vorzüglichen Leistungen reden, von solchen, die Ruf in der Art von Thätigkeit geben, der sie angehören. Es bildet daher jede Stufe des Befehls im Kriege ihre eigene Schicht von erforderlichen Geisteskräften, von Ruhm und Ehre.

Eine sehr große Kluft liegt zwischen einem Feldherrn, d. h. einem ent- 61
weder an der Spitze eines ganzen Krieges oder eines Kriegstheaters stehenden General, und der nächsten Befehlshaberstufe unter ihm, aus dem einfachen Grunde, weil dieser einer viel nähern Leitung und Aufsicht unterworfen ist, folglich der eigenen Geistesthätigkeit einen viel kleinern Kreis läßt. Dies hat denn veranlaßt, daß die gewöhnliche Meinung eine ausgezeichnete Verstandes-

Digitized by Google

thätigkeit nur in dieser höchsten Stelle sieht und bis dahin mit dem gemeinen Verstande auszureichen glaubt; ja man ist nicht abgeneigt, in einem unter den Waffen ergrauten Unterfeldherrn, den seine einseitige Thätigkeit zu einer unverkennbaren Geistesarmut geführt hat, ein gewisses Verdummen zu erblicken, und bei aller Verehrung für seinen Mut über seine Einfalt zu lächeln. Es ist nicht unser Vorsatz, diesen braven Leuten ein besseres Los zu erkämpfen; dies würde nichts zu ihrer Wirksamkeit und wenig zu ihrem Glück beitragen, sondern wir wollen nur die Sachen zeigen, wie sie sind, und vor dem Irrtum warnen, daß im Kriege ein bloßer Bravo ohne Verstand Vorzügliches leisten könne.

62 Wenn wir schon in den niedrigsten Führerstellen für den, welcher ausgezeichnet sein soll, auch ausgezeichnete Geisteskräfte fordern und diese mit jeder Stufe steigern, so folgt daraus von selbst, daß wir eine ganz andere Ansicht von den Leuten haben, welche die zweiten Stellen in einem Heere mit Ruhm bekleiden, und ihre scheinbare Einfalt neben dem Polyhistor, dem federthätigen Geschäftsmann, dem konferierenden Staatsmann soll uns nicht irre machen an der ausgezeichneten Natur ihres werkthätigen Verstandes. Freilich geschieht es zuweilen, daß Männer den Ruhm, welchen sie sich in niedrigen Stellen erworben haben, in die höhern mit hinüberbringen, ohne ihn wirklich dort zu verdienen; werden sie nun in diesen nicht viel gebraucht, kommen sie also nicht in die Gefahr, sich Blößen zu geben, so unterscheidet das Urteil nicht so genau, welche Art von Ruf ihnen zukommt, und so tragen solche Männer oft dazu bei, daß man einen geringen Begriff von der Persönlichkeit faßt, die in gewissen Stellen noch zu glänzen vermag.

63 Es gehört also von unten herauf zu den ausgezeichneten Leistungen im Kriege ein eigentümlicher Genius. Mit dem Namen des eigentlichen Genius pflegt aber die Geschichte und das Urteil der Nachwelt nur diejenigen Geister zu belegen, die in den ersten, d. h. in den Feldherrnstellen geglänzt haben. Die Ursache ist, daß hier allerdings mit einemmal die Forderungen an Verstand und Geist sehr gesteigert werden.

64 Um einen ganzen Krieg oder seine größten Akte, die wir Feldzüge nennen, zu einem glänzenden Ziele zu führen, dazu gehört eine große Einsicht in die höhern Staatsverhältnisse. Kriegführung und Politik fallen hier zusammen, und aus dem Feldherrn wird zugleich der Staatsmann.

65 Man giebt Karl XII. nicht den Namen eines großen Genies, weil er die Wirksamkeit seiner Waffen nicht einer höheren Einsicht und Weisheit zu unterwerfen, nicht damit zu einem glänzenden Ziele zu gelangen wußte; man giebt ihn nicht Heinrich IV., weil er nicht lange genug gelebt hat, um mit seiner kriegerischen Wirksamkeit die Verhältnisse mehrerer Staaten zu berühren

Digitized by Google

und in dieser höheren Region sich zu versuchen, wo ein edles Gefühl und ritterliches Wesen nicht so viel über den Gegner vermögen, wie bei der Besiegung inneren Widerstandes.

Um fühlen zu lassen, was hier alles mit einem Blick umfaßt und richtig 66
getroffen sein will, verweisen wir auf unser erstes Kapitel. Wir sagen: der Feldherr wird zum Staatsmann, aber er darf nicht aufhören das erstere zu sein; er umfaßt mit seinem Blick auf der einen Seite alle Staatsverhältnisse, auf der andern ist er sich genau bewußt, was er mit den Mitteln leisten kann, die in seiner Hand liegen.

Da hier die Mannigfaltigkeit und die unbestimmte Grenze aller Be- 67
ziehungen eine große Menge von Größen in die Betrachtung bringen, da die meisten dieser Größen nur nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen geschätzt werden können: so würde, wenn der Handelnde dies alles nicht mit dem Blick eines die Wahrheit überall ahnenden Geistes träfe, eine Verwickelung von Betrachtungen und Rücksichten entstehen, aus denen sich das Urteil gar nicht mehr herausfinden könnte. In diesem Sinne hat Bonaparte ganz richtig gesagt, daß viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen eine Aufgabe mathematischer Kalkuls bilden würden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht unwürdig.

Was hier von höhern Geisteskräften gefordert wird, ist Einheit und 68
Urteil, zu einem wunderbaren Geistesblick gesteigert, der in seinem Fluge tausend halb dunkle Vorstellungen berührt und beseitigt, welche ein gewöhnlicher Verstand erst mühsam ans Licht ziehen, und an denen er sich erschöpfen würde. Aber diese höhere Geistesthätigkeit, dieser Blick des Genies, würde doch nicht zur historischen Erscheinung werden, wenn die Gemüts- und Charaktereigenschaften, von denen wir gehandelt haben, ihn nicht unterstützen.

Das bloße Motiv der Wahrheit ist in dem Menschen nur äußerst schwach, 69
und darum immer ein großer Unterschied zwischen dem Erkennen und Wollen, zwischen dem Wissen und Können. Den stärksten Anlaß zum Handeln bekommt der Mensch immer durch Gefühle, und den kräftigsten Nachhalt, wenn man uns den Ausdruck gestatten will, durch jene Legierungen von Gemüt und Verstand, die wir in der Entschlossenheit, Festigkeit, Standhaftigkeit und Charakterstärke kennen gelernt haben.

Wenn übrigens diese erhöhte Geistes- und Gemütsthätigkeit des Feldherrn 70
sich nicht in dem Totalerfolg seines Wirkens kundthäte und nur auf Treue und Glauben angenommen würde, so würde sie nur selten zur historischen Erscheinung werden.

Was von dem Gange der kriegerischen Ereignisse bekannt wird, ist ge- 71
wöhnlich sehr einfach, sieht einander sehr ähnlich, und niemand, der sich an

Digitized by Google

die bloße Erzählung hält, ſieht von den Schwierigkeiten, die dabei überwunden wurden, etwas ein. Nur hin und wieder kommt in den Memoiren der Feldherren oder ihrer Vertrauten, oder bei Gelegenheit einer beſonderen hiſtoriſchen Forſchung, die ſich auf ein Ereignis verbiſſen hat, ein Teil der vielen Fäden an das Tageslicht, die das ganze Gewebe bilden. Die meiſten Überlegungen und Geiſteskämpfe, welche einer bedeutenden Ausführung vorhergehen, werden abſichtlich verborgen, weil ſie politiſche Intereſſen berühren, oder geraten zufällig in Vergeſſenheit, weil man ſie als bloße Gerüſte betrachtet, die nach Vollendung des Baues weggenommen werden müſſen.

72 Wollen wir nun endlich noch, ohne uns an eine nähere Beſtimmung der höheren Seelenkräfte zu wagen, einen Unterſchied in der Verſtandeskraft ſelbſt gelten laſſen nach gewohnten Vorſtellungen, wie ſie ſich in der Sprache fixiert haben, und uns dann fragen, welche Art von Verſtand dem kriegeriſchen Genius am nächſten angehört, ſo wird uns ſowohl der Blick auf den Gegenſtand als auf die Erfahrung ſagen, daß es mehr die prüfenden als die ſchaffenden, mehr die umfaſſenden als die einſeitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe ſind, denen wir im Kriege das Heil unſerer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unſeres Vaterlandes anvertrauen möchten.

41.

Die Temperamente.

Von Hermann Lotze.

Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit. (II. Bd., 1858; 4. Aufl. 1885.) Sechſtes Buch, zweites Kapitel. S. 366—382.

1 Wenden wir uns von der äußeren Natur, deren beſtimmenden Einfluß auf unſer Gemüt wir weder leugnen konnten noch unthätig zugeben durften, auf uns ſelbſt zurück, ſo finden wir unſerer Perſönlichkeit zahlreiche Schranken der Entwickelung durch die urſprüngliche Eigentümlichkeit unſeres Naturells gezogen. In den Temperamenten, in den angeborenen Befähigungen, in der Verwandlung des ganzen Hintergrundes unſeres Seelenlebens, welche unvermeidlich durch den Ablauf der verſchiedenen Lebensalter bewirkt wird, in dem Unterſchiede des Geſchlechtes, in dem nationalen Gepräge unſerer Empfäng-

Digitized by Google

lichkeit und Regsamkeit liegen ebensoviele Naturbestimmtheiten, denen unsere Entwickelung sich nicht entziehen kann. Und ohne Zweifel auch nicht in aller Weise soll. Das Ideal der Humanität mag wohl an dieser natürlichen Ausstattung größere oder geringere Hindernisse seiner Verwirklichung finden; es selbst aber besteht doch nicht darin, eine Gleichförmigkeit des Benehmens zu verlangen, aus der jede individuelle Färbung verschwunden wäre. Nur in der Tierwelt herrscht auf diese Weise der Begriff der Gattung; in dem menschlichen Geschlecht soll der einzelne mit dem besonderen Kolorit seines eigentümlichen Naturells die allgemeinen Umrisse des Verhaltens beleuchten, welche der allgemeine Begriff ihm vorzeichnet.

Wir kennen sehr wenig die Gründe, von denen diese Verschiedenheit der 2
menschlichen Begabung abhängt. Sie mag zu großem Teil durch die körperliche Bildung bedingt sein; sie mag anderseits aus der allmählichen Summierung zahlloser Eindrücke hervorgehen, die geschichtlich sich aneinander reihten; sei es nun, daß diese fortgesetzten Einflüsse sich auch in dem Gestaltungstriebe des Körpers bis zu gewissem Grade fixiert haben, oder sei es, daß die innere Ordnung des Seelenreiches auf eine für uns noch weniger verständliche Weise die geistige Ausbildung der Vorfahren zu einem angeborenen Naturell der Nachkommen verdichtet. Wie dem auch sein mag: diese Unterschiede sind vorhanden und wir können uns nicht ganz der Betrachtung ihrer Folgen entziehen, wenn wir die Untersuchung ihrer Ursprünge dahingestellt lassen.

Die Verschiedenheit der Temperamente, wie die aller angeborenen 3
Naturbestimmtheiten, fällt uns hauptsächlich in der Mitte größerer Kultur ins Auge; mag nun die geringere Kenntnis einfacherer Lebensformen uns aus der Ferne deren Gleichförmigkeit größer erscheinen lassen, als sie ist, oder mag in der That erst die höhere Ausbildung die charakteristischen Anlagen der einzelnen tiefer ausarbeiten. So deutlich indessen in vielen Fällen das Vorhandensein dieser Unterschiede, so wenig bestimmt ist bis jetzt die Bedeutung des Namens, mit dem wir sie bezeichnen. Der ursprüngliche Sinn des Wortes lädt uns ein, die Temperamente als allgemeine Formeigentümlichkeiten des Ablaufes der inneren Zustände zu fassen, die an sich selbst weder eine bestimmte Höhe noch eine bestimmte Richtung der Ausbildung ausschließlich vorherbedingen, aber allerdings der Entwickelung der Intelligenz und des sittlichen Charakters verschiedengeartete Begünstigungen und Hindernisse bieten, und die anderseits mit der leiblichen Konstitution und deren vorwiegender Neigung zu einzelnen Erkrankungsformen ebensowenig außer allem Zusammenhang stehen, als unlösbar an sie gebunden sind. Die Menge der Vorstellungen, die in gleicher Zeit durch das Bewußtsein ziehen, die Schnelligkeit ihres Wechsels, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Gedanken

Digitized by Google

nach einer Richtung vorzüglich, oder nach vielen gleichmäßig sich ausbreiten und durch Wiederanklingen früherer Eindrücke sich eine reichere oder ärmere harmonische Begleitung erwecken; die Treue, mit welcher ältere Wahrnehmungen unverändert festgehalten werden, oder die Geschwindigkeit, mit welcher sie zu unbestimmteren Gesamtzuständen verschmelzen; die Beständigkeit, mit der eine mit Anteil gefaßte Idee sich in diesen mannigfachen Veränderungen erhält, oder die Leichtigkeit, mit welcher Teilnahme und Aufmerksamkeit von ihrem ursprünglichen Gegenstande auf die Menge sich zudrängender Nebenvorstellungen abgelenkt werden; die Größe des Gefühles, welche die Eindrücke überhaupt erregen, und die Nachhaltigkeit, mit welcher dies Gefühl haftet, oder die Flüchtigkeit, mit der es verschwindet; die Verdichtung der Strebungen um wenige Punkte, um welche sie sich andauernd bemühen, oder die Geneigtheit, von einer Aufgabe zur anderen überzuspringen; die verschiedene Größe des Dranges, in Bewegungen, Geberden und Worten den inneren Zuständen einen Ausdruck zu geben: das alles sind Erscheinungen, die in dieses Gebiet der Temperamente fallen. Sie gleichen ganz den formellen Unterschieden in den Bewegungen eines Stromes, der von mancherlei hineingeworfenen Widerständen je nach der ursprünglichen Leicht- oder Schwerflüssigkeit des fließenden Stoffes, nach der Neigung seines Falles und nach der Gestalt seines Bettes bald zu tiefen und schweren, bald zu oberflächlichen rasch wechselnden sich vielförmig kreuzenden Wellen bewegt wird.

4 Wollte man aus der unermeßlichen Anzahl individueller Temperamente, die wir der Erfahrung zugestehen müssen, einzelne ausgezeichnete Formen hervorheben, in denen sich die verschiedenen Züge, die wir erwähnten, am meisten zu in sich zusammenhängenden Bildern gruppiert haben, so würde man wieder zu jener Vierzahl zurückgeführt werden, der schon das Altertum, unbegründete Theorien mit guter Beobachtung verknüpfend, ihre bleibenden Namen gegeben hat. Es böte jedoch keinen Gewinn, diese oft wiederholten Gemälde hier nochmals zu malen; sehen wir vielmehr, wie in der Entwickelung des einzelnen und der Gesellschaft sich Analogien dieser Temperamente teils naturgemäß einfinden, teils in einem regelmäßigen Bildungslauf einfinden sollten.

5 Die Gesundheit des Körpers beruht zu gutem Teil darauf, daß nicht alle seine Bestandteile eng genug untereinander verknüpft sind, um jede erfahrene Erschütterung sich wechselseitig mitteilen zu müssen. Es ist ein Zeichen krankhafter Nervenschwäche, wenn dieser heilsame Übergangswiderstand, der die Verbreitung der Erregungen verhindert, so weit abnimmt, daß jede geringfügige Reizung alles in Mitleidenschaft zieht, und mäßige Störungen des natürlichen Gemeingefühls sogleich zahlreiche Mitempfindungen, krampfhafte

Digitized by Google

Bewegungen und beschleunigte oder veränderte Absonderungen hervorbringen. Man kann dagegen zweifeln, ob nicht eben diese allseitige Erregbarkeit der richtige Ursprungszustand der Seele ist. Gewiß ist sie nicht bestimmt, dauernd in diesem Zustand zu verharren; aber die Aufgabe, sich selbst zu bilden und die Grundzüge ihres Charakters allmählich fest werden zu lassen, wird sie doch nur gedeihlich lösen, wenn keine ursprüngliche Starrheit oder Trägheit ihres Naturells sie hemmt. Ein bleibendes Übermaß dieser allseitigen Erregbarkeit aller psychischen Zustände durch einander und der Seele selbst durch alle äußeren Reize ist das, was wir als *sanguinisches* Temperament, immer mit einem Anflug von Tadel, bezeichnen. Wir finden es natürlich, daß das kindliche Lebensalter, dazu bestimmt, vorurteilslos und noch ohne besondere Neigungen die Eindrücke aufzusammeln, an denen es sich bilden kann, diese Leichtigkeit der Anregungen und des Überganges von einer Gemütslage zur anderen zeige, und in der That pflegt da, wo sie vorkommt ohne zu lange anzuhalten, die Entwickelung des Kindes die schnellsten Fortschritte zu machen. Ebenso natürlich finden wir die sanguinische Lebhaftigkeit bei uncivilisierten Volksstämmen, deren Leben überhaupt zu wenig mannigfaltige und tiefgehende Verschiedenheit der Interessen hervorbringt, um durch einseitige Verfolgung bestimmter Zwecke die unbefangene Empfänglichkeit für allerlei Eindrücke zu schwächen. Nur daß glückliche äußere Naturbedingungen des Lebens dazu gehören, um die Regsamkeit der Seele zugleich mit der fröhlichen Beweglichkeit des Körpers sich entfalten zu lassen.

Aber für die spätere Ausbildung der Intelligenz sowohl als des Gemütes 6
und des sittlichen Charakters enthält diese Verfassung der Seele ebenso Hindernisse, wie für den Beginn der Bildung Vorteile. Die große Schnelligkeit in dem Wechsel der Vorstellungen, ermöglicht durch das wenig nachhaltende Interesse, das jede einzelne erweckt, ist bis zu gewissem Grade für das Kind eine Notwendigkeit. Sie vermehrt nicht nur die Menge der einzelnen Kenntnisse, sondern verhindert durch die Vielseitigkeit einander berichtigender Vorstellungen die Fixierung beschränkter Gedanken und die Gewöhnung an nicht allgemeingültige zufällige Einzelheiten; Mißgeschicke, zu denen ohnehin das spätere Leben durch die Einförmigkeit seiner Berufskreise allzuleicht führt. Aber derselbe Wechsel hindert anderseits die Befestigung des Erworbenen und die scharfe Begrenzung der Gebiete, innerhalb deren leichtgewonnene Allgemeinheiten maßgebend sind, über welche hinaus sie dagegen ihre Geltung verlieren. Es ist ferner notwendig für das Kind, daß auch an geringe Eindrücke und wenig auffallende Wahrnehmungen sich doch schnell ein leicht erregtes Gefühl knüpfe, und nicht minder, daß diese Gefühle rasch mit ihren Anlässen wechseln. Es stände schlimm, wenn nicht in dem Kinde das Lachen unmittelbar auf die

Digitized by Google

Thräne folgen könnte, und wenn statt der glücklichen Vergeßlichkeit für Unlust, selbst in gewissem Grade für die erziehende Strafe, ein nachtragendes Gedächtnis für alles Üble, für Unrecht, Beleidigungen und Schmerzen die unbefangene Empfänglichkeit auf lange hinaus durch dauernde Stimmungen trübte. Auch dieser Vorzug des Anfanges wird zum Nachteil für den Fortgang. Die Schnelligkeit, mit der jedem augenblicklichen Eindruck ein immer reges Gefühl entgegenkommt, begleitet von dem kleinen Element von Strebung, das der Inhalt der Anregung eben zu erwecken vermag, führt zu der Unstetigkeit eines Handelns, das seine Motive nicht aus zusammenfassender Überlegung, nicht aus dem Ganzen einer stehend gewordenen Gesinnung, sondern voreilig und atomistisch zersplittert aus den Einzelheiten der augenblicklichen Anlässe entlehnt. Alles menschliche Leben hat die unvermeidliche Aufgabe, aus der unendlichen Bestimmbarkeit eines Keimes, der noch unentschieden nach jeder Seite hin Entfaltung versprach, sich in die Endlichkeit einer bestimmten charakteristischen Form zu beschränken, die tausend frühere Hoffnungen unerfüllt läßt, und dafür aus den wenigen Trieben, die sie wirklich entwickelt, tausend eigentümlich gestaltete Früchte zeitigt, deren Mannigfaltigkeit der Keim nicht ahnen ließ. Der Sanguiniker, dessen Temperament seine natürliche Frist überlebt hat, macht deshalb nicht mit Unrecht den Eindruck eines altgewordenen Kindes, und die gesellige Liebenswürdigkeit, die seiner allseitigen Erregbarkeit und dem leichten Eingehen in alle Situationen gern zugestanden wird, entschädigt nicht für den Mangel an Zuverlässigkeit und flößt uns nicht das Interesse ein, das wir an jeder Individualität nehmen, die aus ihrer natürlichen Bestimmbarkeit heraus sich wirklich zur Bestimmtheit durchgearbeitet hat.

7 Solche Fehler zu bessern, ohne die schönen Seiten dieses Temperamentes zu opfern, würde die Aufgabe der weiteren Entwickelung sein. Das Gemüt würde sich ungetrübt die Empfänglichkeit für Großes und Kleines und für die verschiedensten Arten der Anregung erhalten; aber es würde doch lernen, große Werte von kleinen zu unterscheiden und das Maß seiner eingehenden Rückwirkung nach der Bedeutung zu bestimmen, die der auffordernde Eindruck in dem allmählich deutlicher hervortretenden Ganzen menschlicher Lebensinteressen besitzt. Der natürliche Lauf der Bildung beginnt die Lösung dieser Aufgabe, indem das sanguinische Temperament der Kindheit sich in das *sentimentale* des Jünglingsalters umsetzt. Ich wähle diesen Namen, um eine Ungenauigkeit zu vermeiden, welche die gewöhnliche Bezeichnung des melancholischen Temperamentes einschließt. Der Trübsinn, an den wir bei diesem Worte denken, mag allerdings, durch dauerndes Mißgeschick und den Nacheindruck der Erinnerung daran, oder durch körperliche Krankheiten unterhalten, den Schatten seiner Verstimmung über alle geistigen Thätigkeiten

Digitized by Google

werfen; aber er selbst ist doch nicht eine jener allgemeinen formalen Eigentümlichkeiten des inneren Lebens, für welche wir den Namen der Temperamente bewahren möchten. Vielmehr verträgt sich diese Stimmung, wie jede andere, mit jedem Temperament, obgleich das eine dauernder als das andere zu ihr disponieren mag; das sentimentale Temperament dagegen, welches wir meinen, ist nicht eine einzelne herrschend gewordene Stimmung von den vielen, die wir erleiden können, sondern die formale Geneigtheit, überhaupt Stimmungen nachzuhängen, sie aufzusuchen und sie mit größerer Lebhaftigkeit und in weiterer Ausdehnung zu erzeugen, als die Veranlassung rechtfertigt. Die Kindheit ist nicht wählerisch in den Eindrücken, mit denen sie sich befassen mag; ihre Neugier ist leicht durch Thatsachen irgend welcher Art aufzuregen, durch welche ihr Vorstellen überhaupt Beschäftigung erlangt. Finden wir sie zuweilen ungeneigt zum Lernen, so müssen wir bedenken, in wie geringem Grade für sie das Interesse an den Gegenständen vorhanden ist, das für uns in der Kenntnis ihrer Bedeutung liegt. Wir werden dann zugeben, daß in dem Kinde eine uninteressierte Willigkeit zur Aneignung des Mannigfaltigsten liegt, deren Leistungen in den ersten Lebensjahren weit über alles hinausgehen, was ein gleicher Zeitraum des späteren Lebens noch hinzulernt. Es ist naturgemäß, daß diese unterschiedlose Empfänglichkeit abnimmt, je mehr die andere Aufgabe einer durchgreifenden Organisierung des erworbenen Bildungsbesitzes hervortritt. Das Jünglingsalter zeigt sich daher wähliger in Bezug auf die Eindrücke; vieles scheint ihm gleichgültig und fade, was die geistige Verdauungskraft des Kindes ganz unbefangen überwältigte. Je weniger aber bestimmte Zwecke des Lebens bereits hervortreten, in deren Zusammenhang die einzelnen Erfahrungen sich mit Sicherheit einreihen ließen, um desto mehr wirft sich die Teilnahme des Gemütes auf den Gefühlswert der Eindrücke; es zieht sich von allem zurück, was seiner Neigung zu dieser Art der Erregung keine Befriedigung verspricht, oder es weiß umgekehrt jeden möglichen Eindruck als Anknüpfungspunkt einer Gefühlsreihe zu benutzen, während es teilnahmlos seinen Erkenntnisinhalt wieder wegwirft. So bildet sich dieses sentimentale Temperament als die natürliche Färbung des Gemütslebens im Jünglingsalter und auf ihm beruht, sobald es diese Grenzen seines berechtigten Vorkommens nicht überdauert, ein großer Teil unserer edelsten Ausbildung. Vorzüglich befähigt zur Auffassung des harmonischen oder disharmonischen Wertes, der den formellen Verhältnissen der Eindrücke inwohnt, liebt es nachträumende Wiederholung alles Rhythmischen, aller ästhetischen Eindrücke überhaupt; zu eigentlicher Arbeit weniger geneigt, aber durch die Unruhe des Gefühls zu phantastischer Thätigkeit getrieben, versucht es teils in künstlerischem Schaffen, teils in Entwerfung von Idealen eines besseren Zustandes der Wirklichkeit sich

Digitized by Google

Luft zu machen. Aber reizbar für den Gefühlswert der Wahrnehmungen neigt es doch zugleich zu theoretischer Unbestimmtheit, da ihm weniger die genaue Festhaltung der bestimmten Beziehungspunkte gelingt, zwischen denen jene wertvollen Verhältnisse bestehen. So wird es unpraktisch, da es wohl den Wert seiner Stimmungen auch handelnd wiedererzeugen möchte, aber keine Teilnahme für die gleichgültigen Einzelheiten der verständigen Mittel hat, die dazu führen können; und es wird ebenso oft ungerecht, indem es Gleichgültigkeit oder Gegensatz anderer gegen seine eigenen ästhetischen Vorurteile mit einer Bitterkeit empfindet, die jede billige Beurteilung und alles Geltenlassen abweichender Ausbildung ausschließt.

8 Es ist eine wohlthätige Eigentümlichkeit unserer Natur, daß in der Erinnerung zwar das Andenken erlittener Übel nicht so lebhaft fortdauert, als das der genossenen Freuden; aber im Augenblick seines Einwirkens erregt jedes Leid unser Gemüt heftiger und bringt eine größere Unruhe Abhülfe suchender Gedanken hervor. Die Luft weiß zuweilen selbst nicht, was sie augenblicklich mit sich anfangen soll, und sie muß oft vom Lauf der Zeit die allmähliche Entfaltung der einzelnen schönen Erfolge erwarten, die das eben dargebotene Glück in sich schließt; dann weiß sie erst, wie sie ihre Freude auslassen soll. Man begreift daraus die Neigung, sich durch Dissonanzen, die man aufsucht, oder übertreibt, wo sie gegeben sind, mittelbar ein deutlicheres Innewerden der Harmonien zu verschaffen, die es geben könnte, oder die es wirklich giebt, und deren Wert um so deutlicher durch den Kontraft der sie bedrohenden Gefahren hervortritt. Gefühlvolle Seelen lieben daher den zarten Trübsinn, der wie eine graue Grundierung dem Regenbogenglanze der einzelnen schönen Momente untergezogen wird, und die alte Meinung hatte nicht völlig unrecht, wenn sie dem sentimentalen Temperamente seinen Namen von der Melancholie gab, zu der es allerdings diese natürliche Verwandtschaft hat.

9 Der bedenkliche Mangel, der dieser Verfassung des Gemütes anhängt, ist die Leichtigkeit, mit welcher die überwiegende Erregbarkeit des Gefühls es verhindert, daß das Bewußtsein von Pflichten sich entwickelt oder befestigt. So unentbehrlich nicht nur für den künstlerischen Genius, sondern auch für die wahrhaft menschliche Gestaltung des praktischen Lebens dieses Temperament sein mag, so führt es doch, für sich allein und dauernd, in beiden Richtungen nur zu einer Virtuosität, die sich selbst gefällt, aber keine Aufgaben kennt. Man braucht nicht an jene widrige Sentimentalität zu denken, die alle Vorkommnisse des Lebens nur als Gelegenheiten zu gefühlvollen Erregungen aufbraucht: man wird auch in der Kunst wie in der Wissenschaft die üble Nachwirkung dieser Stimmung erkennen. Sie zeigt sich dort in dem Unvermögen, wahrhaft produktiv die einzelnen lyrischen Gemütsbewegungen, die dem Menschen

Digitized by Google

von selbst anfliegen, und die eine natürliche Begabung oder die allgemeingewordene Bildung zu gefälligem formellen Ausdruck bringt, zu einem größeren zusammenhängenden Ganzen zu verdichten; sie zeigt sich auf wissenschaftlichem Gebiete in den zahlreichen Beispielen großer natürlicher Anlagen, die sich doch begnügen, auf geistreiche und elegante Weise ihren erworbenen Kenntnissen immer neue Toilette zu machen, sie immer feiner zuzuspitzen und zu arrangieren, ohne jemals rechtschaffen das Ihrige zur endlichen Lösung irgend eines Problems beizutragen. Ein guter Teil scheinbar ernsthafter Bestrebungen würde dieser trockneren Form der Sentimentalität zuzurechnen sein; das Große im Leben und in der Wissenschaft ist immer aus einer gesammelten Kraft entsprungen, die, ohne den Wert anderer Eindrücke zu leugnen, doch auf dem Wege nach ihrem einen Ziele sie seitab liegen ließ, um so eifriger aber sich auch um die gleichgültigen Mittel bemühte, welche das aufgeregte Jünglingsgefühl, noch im Suchen nach wertvollen Zielen begriffen, einstweilen verschmähen durfte.

Es ist offenbar das *cholerische* Temperament, das wir naturgemäß als Nachfolger des sentimentalen im Mannesalter wünschen müssen sich ausbilden zu sehen; sein zu frühes Auftreten würde der Vollständigkeit der menschlichen Entwickelung ebenso entgegenstehen, als sein Ausbleiben. Die schwerfälligere Erregbarkeit, die man zugleich mit großer Kraft der einmal erzeugten Rückwirkung diesem Temperamente zuschreibt, ist ohne Zweifel sehr häufig die Wirkung entweder einer sittlichen Festigkeit des Charakters, die sich für bestimmte Zwecke entschieden hat und durch fremdartige Reize sich von ihrem Wege nicht abbringen läßt, oder auch einer durch Monotonie der Lebensumstände hervorgebrachten Enge des Vorstellungsverlaufes, durch welche für viele Reize das natürliche Interesse abgestumpft ist. Aber häufig kommt doch auch schon in Kindern dieser Eigensinn in der Verfolgung einmal eingeschlagener Gedankenwege vor, der durch die Hindernisse nur zu vergrößerter Thätigkeit angespornt wird; man mag daher wohl recht haben, diesen Zustand des Gemütes mit dem Namen eines eigenen Temperamentes auszuzeichnen. Seine wesentlichen Züge würden in der Unempfindlichkeit für die zufälligen Reize, die außerhalb des gewohnten Weges der Gedankenbewegung liegen, in der Beschränktheit, mit welcher neue Eindrücke nur die nächsten mit ihnen im Sinne dieser Bewegung zusammenhängenden Erinnerungen reproduzieren, endlich in der geringen Größe der Gefühle zu finden sein, welche alle in die herrschende Richtung der Gemütsströmung nicht eingehenden Wahrnehmungen hervorzurufen im stande sind. Mit derselben Stetigkeit aber wirkt das einmal wachgerufene Interesse rückwärts auf den Vorstellungsverlauf und auf die Strebungen des Willens ein, und so ist dieses Temperament das vorzugsweise

praktische, sowohl um der Bestimmtheit der Ziele willen, die seine Phantasie ihm vorführt, als deshalb, weil sein weniger anspruchsvolles und minder leicht zu beleidigendes Gefühl nicht vor der Handhabung der gleichgültigen oder mühsamen Mittel zurückschreckt, die ohne eignen Wert doch zum Erreichen des Zweckes unentbehrlich sind. Aber schon die häufige Verwechselung dieses Temperamentes mit dem, was wir einfacher Eigensinn nennen, zeigt neben den Vorteilen auch die naheliegenden Nachteile desselben. In der That selbst seine praktische Virtuosität wird häufig verringert durch die allmählich wachsende Beschränktheit des geistigen Lebens, die bald, nachdem sie erst nur einen Zweck ausschließlich wählte, sich ebenso ausschließlich und hartnäckig für eine bestimmte Form der Mittel entscheidet; ja die endlich, auf sich selbst reflektierend, ohne alle weitere Rücksicht auf Zwecke von unmittelbarem Wert, zu dem Zerrbild unwandelbarer Konsequenz, zu bewußter Dickköpfigkeit auswächst. Dies ist nicht jener Fortschritt der Bildung, den wir verlangen mußten. So wie von der sanguinischen Erregbarkeit und Beweglichkeit, so muß auch von dem sentimentalen Eingehen auf alles, was seiner Natur nach das menschliche Gemüt in Anspruch nehmen kann, dem späteren Leben ein hinlänglicher Anteil zurückbleiben, und die Sammlung des Charakters, die der menschlichen Bestimmung ansteht, beruht weder in der Teilnahmlosigkeit, noch in der Verachtung, welche die für bestimmte Ziele eingenommene Engherzigkeit allem beweist, was außerhalb der Richtung ihres eigenen Strebens liegt.

11 Ich werde etwas sehr Seltsames zu behaupten scheinen, wenn ich das phlegmatische Temperament als die natürliche Stimmung des höheren Alters und zugleich als die Verbesserung der Einseitigkeiten des cholerischen aufführe. Die Schilderung der Temperamente kommt so natürlich dazu, jedes einzelne in seinem charakteristischen Extrem zu zeichnen, daß wir bei dem Namen des Phlegma nur noch an eine geistige Trägheit zu denken pflegen, in welcher, gewiß der menschlichen Bildung wenig entsprechend, sowohl die Empfänglichkeit für die Eindrücke als die Lust zur Rückwirkung auf sie fast völlig verloren gegangen sind. Aber man verwechselt in diesem Bilde die Leere des Gemütes mit einer Form seiner inneren Bewegung, die ebensogut dem vollen, wie dem leeren zukommen kann. Ein unwandelbares Gleichgewicht würde unerträglich und widerlich an der Seele sein, die noch ihrer Entwickelung entgegenzugehen und aus den mannigfachen Erschütterungen des Lebens die Form ihrer Bildung erst zu gewinnen hat; aber dieselbe Ruhe ist ehrwürdig an dem Geiste, der jene Erschütterungen bereits überwunden und durch mannigfache Erfahrungen gelernt hat, weder durch die wechselnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl sich treiben zu lassen, noch einseitig eine einzige Form und Richtung menschlicher Bestrebungen vor allen übrigen zu bevorzugen. Solange

Digitized by Google

wir freilich unter Temperament nur eine Naturanlage verstehen im Gegensatz zu der erworbenen Haltung des Gemütes, so lange wird allerdings die phlegmatische Schwerbeweglichkeit für alle Eindrücke uns als das wenigst erfreuliche menschliche Naturell erscheinen. Und doch thun wir auch so noch häufig ihm unrecht; wir schließen ohne Grund aus der Abneigung gegen körperliche Bewegung auf eine gleiche Trägheit der Gedanken; aus dem Mangel rastloser Erschütterung durch Affekte und aus dem Ausbleiben nutzloser Gefühlsausdrücke auf Gleichgültigkeit des Herzens. Wir finden uns dann häufig überrascht, wenn große und nachdrückliche Erregungen unerwartet diese Gemüter zu einem starken und langnachhaltenden Strom thätiger Leidenschaft entflammen; ein Ereignis, das wir in der Geschichte von Volksstämmen, deren nationales Temperament entschieden phlegmatisch ist, häufig genug in großen Dimensionen auftreten sehen. Wir lernen daran, daß wir mit Unrecht die Unfähigkeit und Unbeweglichkeit des Blödsinnes dieser Schwerflüssigkeit des inneren Lebens unterschoben, die von einzelnen Eindrücken kaum merklich bewegt wird, sondern sie entweder langsam bis zum Hervorbrechen einer großen und kraftvollen Leistung sammelt, oder, wo ihr keine Gelegenheit zum Handeln gegeben wird, dann allerdings keine innere Unruhe hegt, die eine solche Gelegenheit zu suchen geböte. Wie alle Ruhe, so ist auch dieses Gleichgewicht der Seele eine vieldeutige Erscheinung, und sein Wert bestimmt sich nach der Größe der gespannten Kräfte, die in ihm schlummern. Wir beklagen die Unempfänglichkeit, die sich nicht rührt, weil ihr Verständnis und Teilnahme für alles fehlt; aber jenen Frieden suchen wir alle, den nichts mehr übermäßig aufregt, weil ihm nichts mehr völlig neu ist; der alle Gefühle erfahren hat, aber längst jede leidenschaftliche Teilnahme von der zufälligen Macht, die ihr der Augenblick gab, auf das Maß zurückgestimmt hat, das ihr in der allseitiger überblickten Kette menschlicher Interessen gebührt; der endlich die Hast und Glut des eigensinnigen Strebens nicht mehr teilen mag, weil er gelernt hat, daß der Wechsel der Schicksale zu groß und der Spielraum menschlicher Thätigkeit doch zu klein ist, um auf *ein* Werk allein, oder um überhaupt auf eines unserer Werke einen unbedingten Wert zu legen. Wir hoffen diese Stimmung als das natürliche Temperament des Alters, und wir sehen keineswegs, daß sie überall erreicht würde; aber wir finden anderseits, daß durch eine natürliche Gunst der geistigen Organisation einzelne schöne Seelen dies Gleichgewicht der Haltung durch ihr ganzes Leben begleitet. Mit harmloser und immer verjüngter Empfänglichkeit umfassen sie Großes und Kleines; kein Element des Gefühls geht eindruckslos an ihnen vorüber, aber keines reißt sie hin, sich in die verworrenen Pfade einer einseitigen Stimmung zu verlieren; mit klarem Auge und geduldiger Hand bewältigen sie geräuschlos

Digitized by Google

die Mittel zu einem festgehaltenen Ziele, ohne die abweisende Härte, die nie in ihrem Werke unterbrochen sein will, und ohne die Geringschätzung anderer Wege, die dem natürlich ist, der nur den seinigen kennt. Es sind nicht die großen Namen der Geschichte, deren wir uns hier erinnern, sondern jene stillen glücklichen Erscheinungen, die wie unmittelbare Verkörperungen des Ideals unerwähnt durch das Leben gehen; was in den Lauf historischer Gestaltungen bedeutsam eingegriffen hat, das verdankt die Kraft seiner Wirksamkeit weit öfter den einseitigen Härten, mit denen es ohne inneres Gleichgewicht seine eigene Bewegung auch der Welt mitzuteilen vermochte.

12 Die Beobachtung wird nur von fern annähernd diesen Stufengang der menschlichen Entwickelung bestätigen. Um ihn ganz zu durchlaufen und jede dieser Stimmungen rein und voll sich ausleben zu lassen, würde eine große Begünstigung sowohl von seiten des angeborenen Naturells, als durch glückliche äußere Bedingungen des Lebens nötig sein. Nur ein gewisser Reichtum der Kultur kann den verschiedenen Lebensaltern die Verschiedenheit ihrer Interessen verschaffen, an denen jene eigentümlichen Gemütslagen Stoff zu kräftiger Entwickelung finden; die Monotonie einfacher Zustände wird auch ihre Unterschiede schwächen. Aber ebenso kann die Vielfältigkeit der Lebensverwickelungen die regelmäßige Ausbildung durch Schicksale hindern, deren Gewicht zu schwer auf die Seele drückt, um ihre allseitige unbefangene Weitergestaltung möglich zu lassen. Je tiefer endlich eine mannigfache Lebensbildung Gemüter und Charaktere ausgearbeitet hat, um so eigentümlicher pflegt das Naturell der späteren Generationen in individuelle Besonderheiten auseinander zu gehen, deren Entwickelungsweise von dem allgemeinen Durchschnitt oft auffällig abweicht. Zahlreiche Krankheiten endlich ändern Temperament und Stimmung gewaltsam ab; ebenso zahlreiche andere Störungen, noch ehe sie als offenbare Krankheit ausbrechen, kommen in Verstimmungen des Gemeingefühls zu Tage, die dem selbst, der sie erleidet, unerklärlich, unvermerkt der Summe seiner Gefühle und Ansichten andere Färbungen geben. Es würde von großem Interesse sein, wenn es ausführbar wäre, den Ursachen dieser Erscheinungen nachzugehen. Aber es ist schon unmöglich, in ihnen das zu sondern, was auf geistigem Boden durch die unberechenbaren Irrgänge jeder individuellen Bildung entsteht und teilweise auf die körperliche Organisation zurückwirkt, und das anderseits, was, durch die organische Entwickelung und ihre Störungen bedingt, einen mitbestimmenden Einfluß auf die Formung des inneren Lebens ausübt. Man schätzt zuweilen vielleicht den letzten Beitrag zu hoch, doch ist er offenbar in bedeutender Größe vorhanden. Man sieht mit der Verzögerung oder der Frühreife der körperlichen Entwickelung auch die Gemütslagen später oder früher eintreten, die den Stadien dieses Wachstums

Digitized by Google

entsprechen; und es ist im ganzen nichts natürlicher als die Annahme, daß das verschwommene Gemeingefühl unseres Lebens zu verschiedenen Zeiten verschiedenes Kolorit erhält, je nachdem dieses oder jenes Organ oder System des Körpers, in rascherer Ausbildung oder im Rückgang seiner Thätigkeit begriffen, durch die unzähligen wiederholten, im einzelnen unbeobachtbaren Erregungen, die von ihm ausgehen, sich in jenem Gefühle mehr oder minder geltend macht. Aber während die Zeit vorüber ist, bei diesen Dingen der schwarzen und der gelben Galle zu gedenken, ist die andere Zeit noch nicht gekommen, die uns genaue Beobachtungen der Größenwerte verschiedener Funktionen zu verschiedenen Zeiten und sichere Kenntnisse über deren Einfluß auf das geistige Leben zu Erklärungsgründen anböte.

Wie eng dauernde Zustände des Körpers mit dauernden Gemütslagen 13
zusammenhängen mögen, zeigt uns die Beobachtung ihres vorübergehenden Wechseleinflusses. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß wir liegend anders denken als stehend; eine erzwungene zusammengepreßte Körperstellung dämpft unsern Mut; bequem und nachlässig gelagert vermögen wir schwerlich andächtig zu sein; aller Zorn beruhigt sich durch die Ruhe des Körpers und man drückt nicht ohne Grund den Aufgeregten in einen Sessel; die Hand, welche die Runzeln der Stirn glättet, beschwichtigt auch den Verdruß. Man kann fragen, ob nicht das ästhetische und sittliche Urteil, oder unsere Reflexion über Gefahr und Glück ihre lebhafte Innigkeit erst durch diese nebenherspielenden sinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an sich Wertvolle zugleich in seiner Übereinstimmung mit den innersten Bedingungen unseres individuellen Daseins zeigen. Es giebt apathische Zustände genug, in denen diese begleitenden Gefühle fehlen; wir sehen noch so deutlich wie früher die objektive Trefflichkeit der einen, die Verwerflichkeit der anderen Handlung ein und erkennen den rechtmäßigen Anspruch an, den ein anderer auf unsere Liebe und Teilnahme hat; aber es ist uns unmöglich, für irgend etwas die Herzenswärme aufzubringen, die seinem Werte gebührt. Wie oft begegnet uns ähnliches bei dem Genuß der Schönheit! Ihr Verständnis ist nicht nur diese abstrakte Freude an harmonischen Verhältnissen; alle Freude überhaupt nicht nur ein geistiger Vorgang, sondern in dem lebhafteren freieren Atmen, dem beschleunigten Herzschlag und der elastischen Spannung der Muskeln fühlen wir unser ganzes Selbst gehoben und getragen; Reue um Vergangenes ist nicht bloß dies sittliche Verdammungsurteil, das innerlich ausgesprochen von der Seele nur vernommen wird; die Erschlaffung unserer Glieder, die Beklemmung der Brust, vielleicht im Ärger selbst krampfhafte Verengerung der Bronchien und die aufwürgende Bewegung der Speiseröhre, die den Bissen im Munde stocken macht, zeigen, wie auch die leibliche Organisation symbolisch ein Verschmähtes,

Digitized by Google

unter dessen Drucke sie seufzt, zu entfernen sucht. Selbst das Gefühl der Andacht ist nicht eine rein geistige Erhebung; sondern indem unvermerkt mit ihr auch der Gang das gewohnte hastige Wesen läßt, die Bewegungen langsamer und gehaltener werden, die Stellung ein eigentümliches Gepräge nicht der Erschlaffung, sondern sich unterwerfender Kraft annimmt, kehrt von allen diesen körperlichen Thätigkeiten ein Gefühl in das Bewußtsein der Seele, ihre intellektuelle Stimmung verstärkend, zurück. Man begreift, wie anders es sich lebt, wenn der Körper dieses Echo nicht vollkommen, oder mit krankhaft verändertem Klange giebt, wie überhaupt die gleichartigen Stimmungen verschiedener einzelnen doch nie ganz mit einander vergleichbar sein mögen. In der Blüte der Jugend finden wir diese Verschmelzung des geistigen Lebens mit seiner körperlichen Hülle am reizendsten und vollständigsten ausgebildet; das spätere Leben mit seinen allmählich wachsenden Hemmungen und Reibungen läßt die Unstetigkeiten und Zusammenhanglosigkeiten in den verschwisterten Regungen beider mehr und mehr hervortreten. In Bewegung, Gang und Haltung liegt dann nicht mehr die ganze Seele; die gewöhnlichen alltäglichen Handlungen geschehen mit teilnahmloser Fertigkeit, Essen und Trinken nicht selten mit unschön seelenloser Gier; und es ist überall das Zeichen einer tieferen Herzensbildung, wenn die Gedanken des alternden Menschen nicht in greisenhafter Kälte allgemein und beziehungslos über der sinnlichen Wärme des gegebenen Falles schweben.

42.

Schreiben einer Dame an ihren hitzigen Freund.

Von Justus Möser.

Patriotische Phantasien (1778—1786). Herausgegeben von Reinhard Zöllner (Leipzig 1871) II S. 168 ff.

1 Verzeihen will ich Ihnen gern, mein lieber Freund, und zwar vom Grunde meines Herzens; aber Ihre Entschuldigung, „daß Ihre polternde Hitze ein Naturfehler sei, den man übersehen müsse", lasse ich durchaus nicht gelten. Denn einesteils ist es noch gar nicht ausgemacht, daß es ebensowohl gebrechliche Seelen als gebrechliche Körper gebe; und anderenteils, wenn es auch einige Seelen geben sollte, die von Natur Krüppel wären, so glaube ich doch nicht, daß man solche Geisteskrüppel mit ebendem christlichen Mitleiden er-

Digitized by Google

tragen müsse, womit man einen von Natur schielenden Menschen zu ertragen verbunden ist. Endlich setzt man auch den körperlichen Fehlern noch wohl etwas entgegen, und schient ein schwaches Bein, was zu hinken droht; daher es drittenteils höchst schädlich sein würde, dergleichen von Natur mangelhafte Seelen ohne Hilfe, oder ohne Schienen, wenn ich es so ausdrücken mag, zu lassen. Und woher wollen Sie Schienen für die Seele suchen, wenn Sie solche nicht aus dem Zorn, dem Unwillen und der Verachtung nehmen, womit man dergleichen natürliche Fehler der Seelen bestraft? Wie sehr würden diese immer mehr und mehr ihrem übeln Hange folgen, wenn man die Narren bedauerte, daß sie von Natur nicht recht gescheit wären, oder mit den Hitzigen Mitleid hätte! Hier muß man nicht ablassen mit wohlthätigem Strafen und Ermahnen; und so wie man der Kinder Seelen mit Fluchen und Segnen, mit Strafen und Belohnungen und mit allen Spann- und Sperrhölzern, die nur möglich sind, umgiebt, um sie gerade zu ziehen und vor dem Überschlagen zu bewahren, so muß man auch des Mannes Seele, wenn sie eine Unart angenommen hat, so lange hämmern, bis sie einen reinen Schlacken giebt.

Wenn es jemals einen Naturfehler an der menschlichen Seele gegeben 2
hat, so ist es gewiß die gar zu große Begierde, welche wir haben, unsern Gegnern eine absurde Folge ihrer Behauptungen zu zeigen. Auch ich fühle diese Schwäche so stark wie ein anderer und habe ihr vielleicht schon zu viel nachgegeben, da ich Ihnen jetzt auf gewisse Weise das Absurde Ihrer Entschuldigung gezeigt habe. Aber was würde daraus werden, wenn man gegen diesen Fehler gar nicht auf seiner Hut wäre; wenn man immer sogleich nach einer Instanz haschte, womit man seinen Gegner so recht bei der Nase ins Narrenspital führte, und dieser einen mit noch größerer Erbitterung ins Tollhaus schickte? Würde es nicht eine Marter sein in Gesellschaft zu gehen, und würde man nicht in beständiger Angst zittern müssen, daß sich die lieben Männer und Herren Kollegen beim Kragen fassen würden?

Ich will indessen damit nicht sagen, daß man diese Manier der Wider- 3
legung ganz verlassen solle; nein, sie ist die kürzeste und treffendste unter allen, wenn sie glücklich gebraucht wird, und eigentlich bei Hofe zu Hause, wo man die Syllogismen in forma haßt. Ich wollte Ihnen damit nur zu erkennen geben, daß man seinen Gegner nicht sogleich im Triumph und mit aller Bitterkeit einer Rechthaberei ins Tollhaus schicken müsse; teils weil es beleidigend ist, teils weil man sich auch selbst in der Geschwindigkeit verfehlen und eine bittere Instanz machen kann, die durch eine noch bittrere gehoben wird. Der berüchtigte Lord Rochester fuhr einmal in einer Mietkutsche aus der Komödie, und wie der Kutscher beim Empfang seines Fuhrlohns sah, daß

Digitized by Google

er den Lord gefahren hatte, sagte dieser zu ihm: „Wenn ich das gewußt hätte, in die Hölle hätte ich Sie fahren wollen.“ „O“, antwortete der Lord, „so hättest du Narr ja mit deinen Pferden zuerst hinein müssen.“ „Phau!“ schrie der witzigere Kutscher, „ich würde Eure Herrlichkeit rückwärts hineingeschoben haben (I should have backed in your Lordship).“ So übel kann man oft mit einer dem Anscheine nach ganz guten Instanz anlaufen.

4 Ihr erster hitziger Ausdruck war: dasjenige was Sie anführten sei so klar wie die Sonne; und der Schluß, den die ganze Gesellschaft daraus machen sollte, war natürlicherweise dieser: daß Ihr Gegner stockblind sein müßte. Ob Sie recht oder unrecht hatten, bedarf keiner Untersuchung, denn über die Sache streiten wir nicht, sondern nur über die Manier des Vortrags. Aber fragen Sie sich selbst, ob es Ihr Wille war, der Gesellschaft einen so übeln Begriff von ihrem Gegner zu geben. War er's nicht, wie ich versichert bin, wozu denn diese Heftigkeit? Und wenn nun die Gesellschaft gedacht hätte, es fehle Ihnen an dem Gefühl des Anständigen, was zu einem freundschaftlichen Streite erfordert wird, oder wohl gar an einer guten Erziehung: würde Ihnen dieses angenehm gewesen sein? Gewiß auch nicht; und so haben Sie Ihren Gegner wider Ihren Willen und wider Ihren eigenen Vorteil mißhandelt.

5 Ihr zweiter hitziger Ausdruck war: Sie wollten es der ganzen Welt zur Beurteilung überlassen. Hier kam Ihr Gegner auf einen noch schlimmeren Posten zu stehen. Denn ein Mann, der einzeln in seiner Art zu denken ist und die ganze Welt gegen sich hat, ist gewiß der größte Sonderling, wo nicht ein sonderbarer Narr; und im Grunde ist denn doch eine Berufung auf das Urteil der ganzen Welt eine bloße Fanfaronnade: man weiß wohl, daß solches nicht zu erhalten steht. Meine kleine Nachbarin à la Circassienne sagte mir ins Ohr: in einer so großen Versammlung würde gewiß ein Schisma entstehen, und der Himmel möchte sich der jetzigen Kopfzeuger erbarmen, wenn die große Welt so hitzig würde wie die kleine jetzt in meinem Zimmer . . . Den Spott zogen Sie sich zu, ohne es zu wissen und zu wollen.

6 Immer sprachen Sie von gesunder Vernunft und dem schlichten Menschenverstande, womit man Ihr Recht einsehen könne; Sie sagten, es könne nicht anders sein, und Sie wollten kein Wort mehr darum verlieren, und schwiegen dann zuzeiten mit Verachtung. O! wenn Sie gesehen hätten, wie wir armen Weiber, die wir mit dem frohesten Herzen, uns mit unsern lieben Männern zu ergötzen, zusammengekommen waren, bei dergleichen Scenen zitterten; wenn Sie gesehen hätten, wie oft der Frau Ihres Gegners das Blut ins Gesicht stieg, wenn Sie auf jene Art ihren Mann für stockblind oder für unverständig erklärten! wenn Sie gesehen hätten, wie Ihre eigene

Digitized by Google

liebe Frau eine heimliche Thräne nach der andern vergoß! wenn Sie die bedeutenden Seitenblicke unserer jungen Fräulein, das unvermerkte Achselzucken der jungen Herren, das räuspernde Item, das Bestreben etwas vorzubringen, wobei man das Gezänk nicht hören sollte, und alle die verunglückten Mittel Ihnen den Streitpunkt zu verschieben, bemerkt hätten: wahrlich, Sie würden eine solche Schiene um Ihre Seele empfangen haben, die auch der größte Naturfehler derselben nicht hätte zerbrechen sollen!

Und was ward nun am Ende aus dem allen? Ich ließ die Karten eine 7
halbe Stunde früher geben, um den ungeschickten Streiter mit einer Puppe zu beschäftigen, und Sie verspielten mit glühenden Wangen und zankenden Augen eine Zeit, die wir des Tags vorher zu einer weit edlern Ergötzung ausgesucht hatten. Die Wahrheit aber gewann nichts dabei, und vielleicht schmollen Sie heute und morgen noch im Kauf gegen Ihren Freund, der doch weiter nichts that, als daß er gelassen sagte, ihm käme die Sache, welche Sie blau fänden, etwas grünlich vor, oder schiene ihm ins Grüne zu fallen, und ihn däuchte, man könne sie auch zur Not für grün ansehen. So bescheiden war er in dem Vortrage der Zweifel, die Sie so hitzig zu widerlegen suchten.

O mein lieber würdiger Freund, Sie sind gewiß ein Mann, dem nie- 8
mand seine großen Verdienste abspricht; man läßt Ihren Einsichten, Ihrem Eifer und Ihrer Redlichkeit die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren; man widerspricht Ihnen oft nur, um sich von Ihnen belehren zu lassen und die starken Gründe zu hören, womit Sie jede Wahrheit in ein neues Licht zu setzen wissen; warum wollen Sie alle diese großen und edeln Vorzüge durch Ihre aufbrausende Hitze verderben? warum wollen Sie diesem Naturfehler Entschuldigungen bereiten und sich dadurch des einzigen Mittels berauben, womit er noch einigermaßen gemäßigt werden kann? Von mir müssen Sie wenigstens nicht fordern, daß ich Entschuldigungen annehmen soll. Nein, das müssen Sie nicht; ich will Ihnen vielmehr jedesmal, so wie ich heute gethan habe, meinen ganzen Unwillen zeigen, damit Sie davon den lebhaftesten Eindruck nehmen und zur Zeit der Gefahr einen Erretter haben mögen. Ich will, wenn wir in Gesellschaft zusammen sind und ich sehe, daß Sie sich von Ihrer Hitze übermeistern lassen, meinen Crapaud schnurren lassen, und dann schlage dieses Geräusch wie ein Donner in die Bratpfanne, die den besten Braten immer verbrennen läßt! Ich wünsche indessen doch, daß er Ihnen mit dieser Crême à la Sultane wohlschmecken möge; und wenn Sie heute kommen um die Rute zu küssen, womit Sie gestäupt sind: so sollen Sie an mir eine ebenso warme Freundin finden, als Sie ein hitziger Fechter . . gewesen sind.

Amalia.

Digitized by Google

43.

Die Erziehung zur Tugend.

Von Immanuel Kant.

Kritik der praktischen Vernunft (zuerst 1788). Zweiter Teil: Methodenlehre der reinen praktischen Vernunft. — Sämtliche Werke herausgegeben von Hartenstein, V S. 157—167.

1 Unter der Methodenlehre der reinen praktischen Vernunft kann man nicht die Art, (sowohl im Nachdenken als im Vortrage) mit reinen praktischen Grundsätzen in Absicht auf ein wissenschaftliches Erkenntnis derselben zu verfahren, verstehen, welches man sonst im theoretischen eigentlich allein Methode nennt, (denn populäres Erkenntnis bedarf einer Manier, Wissenschaft aber einer Methode, d. i. eines Verfahrens nach Prinzipien der Vernunft, wodurch das Mannigfaltige einer Erkenntnis allein ein System werden kann). Vielmehr wird unter dieser Methodenlehre die Art verstanden, wie man den Gesetzen der reinen praktischen Vernunft Eingang in das menschliche Gemüt, Einfluß auf die Maximen desselben verschaffen, d. i. die objektiv-praktische Vernunft auch subjektiv praktisch machen könne.

2 Nun ist zwar klar, daß diejenigen Bestimmungsgründe des Willens, welche allein die Maximen eigentlich moralisch machen und ihnen einen sittlichen Wert geben, die unmittelbare Vorstellung des Gesetzes und die objektiv-notwendige Befolgung desselben als Pflicht, als die eigentlichen Triebfedern der Handlungen vorgestellt werden müssen; weil sonst zwar Legalität der Handlungen, aber nicht Moralität der Gesinnungen bewirkt werden würde. Allein nicht so klar, vielmehr beim ersten Anblicke ganz unwahrscheinlich muß es jedermann vorkommen, daß auch subjektiv jene Darstellung der reinen Tugend mehr Macht über das menschliche Gemüt haben und eine weit stärkere Triebfeder abgeben könne, selbst jene Legalität der Handlungen zu bewirken, und kräftigere Entschließungen hervorzubringen, das Gesetz, aus reiner Achtung für dasselbe, jeder anderen Rücksicht vorzuziehen, als alle Anlockungen, die aus Vorspiegelungen von Vergnügen und überhaupt allem dem, was man zur Glückseligkeit zählen mag, oder auch alle Androhungen von Schmerz und Übeln jemals wirken können. Gleichwohl ist es wirklich so bewandt, und wäre es nicht so mit der menschlichen Natur beschaffen, so würde auch keine Vorstellungsart des Gesetzes durch Umschweife und empfehlende Mittel

Digitized by Google

jemals Moralität der Gesinnung hervorbringen. Alles wäre lauter Gleißnerei, das Gesetz würde gehaßt, oder wohl gar verachtet, indessen doch um eigenen Vorteils willen befolgt werden. Der Buchstabe des Gesetzes (Legalität) würde in unseren Handlungen anzutreffen sein, der Geist desselben aber in unseren Gesinnungen (Moralität) gar nicht, und da wir mit aller unserer Bemühung uns doch in unserem Urteile nicht ganz von der Vernunft losmachen können, so würden wir unvermeidlich in unseren eigenen Augen als nichtswürdige, verworfene Menschen erscheinen müssen, wenn wir uns gleich für diese Kränkung vor dem inneren Richterstuhl dadurch schadlos zu halten versuchten, daß wir uns an den Vergnügen ergötzten, die ein von uns angenommenes natürliches oder göttliches Gesetz, unserem Wahne nach, mit dem Maschinenwesen ihrer Polizei, die sich bloß nach dem richtete, was man thut, ohne sich um die Beweggründe, warum man es thut, zu bekümmern, verbunden hätte.

Zwar kann man nicht in Abrede sein, daß, um ein entweder noch ungebildetes, oder auch verwildertes Gemüt zuerst ins Gleis des Moralisch-Guten zu bringen, es einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe, es durch seinen eigenen Vorteil zu locken, oder durch den Schaden zu schrecken; allein, sobald dieses Maschinenwerk, dieses Gängelband nur einige Wirkung gethan hat, so muß durchaus der reine moralische Beweggrund an die Seele gebracht werden, der nicht allein dadurch, daß er der einzige ist, welcher einen Charakter (praktische konsequente Denkungsart nach unveränderlichen Maximen) gründet, sondern auch darum, weil er den Menschen seine eigene Würde fühlen lehrt, dem Gemüte eine ihm selbst unerwartete Kraft giebt, sich von aller sinnlichen Anhänglichkeit, sofern sie herrschend werden will, loszureißen, und in der Unabhängigkeit seiner intelligibeln Natur und der Seelengröße, dazu er sich bestimmt sieht, für die Opfer, die er darbringt, reichliche Entschädigung zu finden. Wir wollen also diese Eigenschaft unseres Gemüts, diese Empfänglichkeit eines reinen moralischen Interesse, und mithin die bewegende Kraft der reinen Vorstellung der Tugend, wenn sie gehörig ans menschliche Herz gebracht wird, als die mächtigste, und, wenn es auf die Dauer und Pünktlichkeit in Befolgung moralischer Maximen ankommt, einzige Triebfeder zum Guten, durch Beobachtungen, die ein jeder anstellen kann, beweisen; wobei doch zugleich erinnert werden muß, daß, wenn diese Beobachtungen nur die Wirklichkeit eines solchen Gefühls, nicht aber dadurch zu stande gebrachte sittliche Besserung beweisen, dieses der einzigen Methode, die objektiv-praktischen Gesetze der reinen Vernunft durch bloße reine Vorstellung der Pflicht subjektiv-praktisch zu machen, keinen Abbruch thue, gleich als ob sie eine leere Phantasterei wäre. Denn, da diese Methode noch niemals in Gang gebracht 3

Digitized by Google

worden, so kann auch die Erfahrung noch nichts von ihrem Erfolg aufzeigen, sondern man kann nur Beweistümer der Empfänglichkeit solcher Triebfedern fordern, die ich jetzt kürzlich vorlegen und danach die Methode der Gründung und Kultur echter moralischer Gesinnungen, mit wenigem, entwerfen will.

4 Wenn man auf den Gang der Gespräche in gemischten Gesellschaften, die nicht bloß aus Gelehrten und Vernünftlern, sondern auch aus Leuten von Geschäften oder Frauenzimmer bestehen, acht hat, so bemerkt man, daß, außer dem Erzählen und Scherzen, noch eine Unterhaltung, nämlich das Räsonnieren, darin Platz findet; weil das erstere, wenn es Neuigkeit, und, mit ihr, Interesse bei sich führen soll, bald erschöpft, das zweite aber leicht schal wird. Unter allem Räsonnieren ist aber keines, was mehr den Beitritt der Personen, die sonst bei allem Vernünfteln bald Langeweile haben, erregt, und eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Wert dieser oder jener Handlung, dadurch der Charakter irgend einer Person ausgemacht werden soll. Diejenigen, welchen sonst alles Subtile und Grüblerische in theoretischen Fragen trocken und verdrießlich ist, treten bald bei, wenn es darauf ankommt, den moralischen Gehalt einer erzählten guten oder bösen Handlung auszumachen, und sind so genau, so grüblerisch, so subtil, alles, was die Reinigkeit der Absicht, und mithin den Grad der Tugend in derselben vermindern, oder auch nur verdächtig machen könnte, auszusinnen, als man bei keinem Objekte der Spekulation sonst von ihnen erwartet. Man kann in diesen Beurteilungen oft den Charakter der über andere urteilenden Personen selbst hervorschimmern sehen, deren einige vorzüglich geneigt scheinen, indem sie ihr Richteramt, vornehmlich über Verstorbene, ausüben, das Gute, was von dieser oder jener That derselben erzählt wird, wider alle kränkende Einwürfe der Unlauterkeit und zuletzt den ganzen sittlichen Wert der Person wider den Vorwurf der Verstellung und geheimen Bösartigkeit zu verteidigen, andere dagegen mehr auf Anklagen und Beschuldigungen sinnen, diesen Wert anzufechten. Doch kann man den letzteren nicht immer die Absicht beimessen, Tugend aus allen Beispielen der Menschen gänzlich wegvernünfteln zu wollen, um sie dadurch zum leeren Namen zu machen, sondern es ist oft nur wohlgemeinte Strenge in Bestimmung des echten sittlichen Gehalts, nach einem unnachsichtlichen Gesetze, mit welchem und nicht mit Beispielen verglichen der Eigendünkel im Moralischen sehr sinkt, und Demut nicht etwa bloß gelehrt, sondern bei scharfer Selbstprüfung von jedem gefühlt wird. Dennoch kann man den Verteidigern der Reinigkeit der Absicht in gegebenen Beispielen es mehrenteils ansehen, daß sie ihr da, wo sie die Vermutung der Rechtschaffenheit für sich hat, auch den mindesten Fleck gerne abwischen möchten, aus dem

Digitized by Google

Beweggrunde, damit nicht, wenn allen Beispielen ihre Wahrhaftigkeit gestritten und aller menschlichen Tugend die Lauterkeit weggeleugnet würde, diese endlich gar für ein bloßes Hirngespinst gehalten, und so alle Bestrebung zu derselben als eitles Geziere und trüglicher Eigendünkel geringschätzig gemacht werde.

Ich weiß nicht, warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft, in aufgeworfenen praktischen Fragen selbst die subtilste Prüfung mit Vergnügen einzuschlagen, nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und, nachdem sie einen bloß moralischen Katechismus zum Grunde legten, sie nicht die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchten, um Belege zu den vorgelegten Pflichten bei der Hand zu haben, an denen sie, vornehmlich durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen, die Beurteilung ihrer Zöglinge in Thätigkeit setzten, um den minderen oder größeren moralischen Gehalt derselben zu bemerken, als worin sie selbst die frühe Jugend, die zu aller Spekulation sonst noch unreif ist, bald sehr scharfsichtig, und dabei, weil sie den Fortschritt ihrer Urteilskraft fühlt, nicht wenig interessiert finden werden, was aber das Vornehmste ist, mit Sicherheit hoffen können, daß die öftere Übung, das Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit zu kennen und ihm Beifall zu geben, dagegen selbst die kleinste Abweichung von ihr mit Bedauern oder Verachtung zu bemerken, ob es zwar bis dahin nur als ein Spiel der Urteilskraft, in welchem Kinder miteinander wetteifern können, getrieben wird, dennoch einen dauerhaften Eindruck der Hochschätzung auf der einen und des Abscheus auf der andern Seite zurücklassen werde, welche, durch bloße Gewohnheit solche Handlungen als beifalls- oder tadelswürdig öfters anzusehen, zur Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel eine gute Grundlage ausmachen würden. Nur wünsche ich sie mit Beispielen sogenannter *edler* (überverdienstlicher) Handlungen, mit welchen unsere empfindsamen Schriften so viel um sich werfen, zu verschonen, und alles bloß auf Pflicht und den Wert, den ein Mensch sich in seinen eignen Augen durch das Bewußtsein, sie nicht übertreten zu haben, geben kann und muß, auszusetzen, weil, was auf leere Wünsche und Sehnsuchten nach unersteiglicher Vollkommenheit hinausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwenglich Große viel zu gute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdann ihnen nur unbedeutend klein scheint, frei sprechen.*)

*) Handlungen, aus denen große uneigennützige, teilnehmende Gesinnung und Menschlichkeit hervorleuchtet, zu preisen, ist ganz ratsam. Aber man muß hier nicht sowohl auf die *Seelenerhebung*, die sehr flüchtig und vorübergehend ist, als vielmehr auf die *Herzens-*

Digitized by Google

6 Wenn man aber fragt: was denn eigentlich die reine Sittlichkeit ist, an der, als dem Probemetall, man jeder Handlung moralischen Gehalt prüfen müsse, so muß ich gestehen, daß nur Philosophen die Entscheidung dieser Frage zweifelhaft machen können; denn in der gemeinen Menschenvernunft ist sie zwar nicht durch abgezogene allgemeine Formeln, aber doch durch den gewöhnlichen Gebrauch, gleichsam als der Unterschied zwischen der rechten und linken Hand, längst entschieden. Wir wollen also vorerst das Prüfungsmerkmal der reinen Tugend an einem Beispiele zeigen, und indem wir uns vorstellen, daß es etwa einem zehnjährigen Knaben zur Beurteilung vorgelegt worden, sehen, ob er auch von selber, ohne durch den Lehrer dazu angewiesen zu sein, notwendig so urteilen müßte. Man erzähle die Geschichte eines redlichen Mannes, den man bewegen will, den Verleumdern einer unschuldigen, übrigens nicht vermögenden Person (wie etwa Anna von Boleyn auf Anklage Heinrichs VIII. von England) beizutreten. Man bietet Gewinne, d. i. große Geschenke oder hohen Rang an, er schlägt sie aus. Dieses wird bloßen Beifall und Billigung in der Seele des Zuhörers wirken, weil es Gewinn ist. Nun fängt man es mit Androhung des Verlustes an. Es sind unter diesen Verleumdern seine besten Freunde, die ihm jetzt ihre Freundschaft aufsagen, nahe Verwandte, die ihn (der ohne Vermögen ist,) zu enterben drohen, Mächtige, die ihn in jedem Orte und Zustande verfolgen und kränken können, ein Landesfürst, der ihn mit dem Verlust der Freiheit, ja des Lebens selbst bedroht. Um ihn aber, damit das Maß des Leidens voll sei, auch den Schmerz fühlen zu lassen, den nur das sittlich gute Herz recht inniglich fühlen kann, mag man seine mit äußerster Not und Dürftigkeit bedrohte Familie ihn um Nachgiebigkeit anflehend, ihn selbst, obzwar rechtschaffen, doch eben nicht von festen unempfindlichen Organen des Gefühls, für Mitleid sowohl als eigene Not, in einem Augenblick, darin er wünscht den Tag nie erlebt zu haben, der ihn einem so unaussprechlichen Schmerz aussetzte, dennoch seinem Vorsatze der Redlichkeit, ohne zu wanken oder nur zu zweifeln, treu bleibend vorstellen: so wird mein jugendlicher Zuhörer stufenweise, von der bloßen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erstaunen, endlich bis zur größten Verehrung, und einem lebhaften Wunsche, selbst ein solcher Mann sein zu

---

unterwerfung unter Pflicht, wovon ein längerer Eindruck erwartet werden kann, weil sie Grundsätze jene aber nur Aufwallungen) mit sich führt, aufmerksam machen. Man darf nur ein wenig nachsinnen, man wird immer eine Schuld finden, die er sich irgend wodurch in Ansehung des Menschengeschlechts aufgeladen hat, (sollte es auch nur die sein, daß man, durch die Ungleichheit der Menschen in der bürgerlichen Verfassung, Vorteile genießt, um derentwillen andere desto mehr entbehren müssen), um durch die eigenliebige Einbildung des Verdienstlichen den Gedanken an Pflicht nicht zu verdrängen.

Digitized by Google

können, (obzwar freilich nicht in seinem Zustande,) erhoben werden; und gleichwohl ist hier die Tugend nur darum so viel wert, weil sie so viel kostet, nicht weil sie etwas einbringt. Die ganze Bewunderung und selbst Bestrebung zur Ähnlichkeit mit diesem Charakter beruht hier gänzlich auf der Reinigkeit des sittlichen Grundsatzes, welche nur dadurch recht in die Augen fallend vorgestellt werden kann, daß man alles, was Menschen nur zur Glückseligkeit zählen mögen, von den Triebfedern der Handlung wegnimmt. Also muß die Sittlichkeit auf das menschliche Herz desto mehr Kraft haben, je reiner sie dargestellt wird. Woraus denn folgt, daß, wenn das Gesetz der Sitten und das Bild der Heiligkeit und Tugend auf unsere Seele überall einigen Einfluß ausüben soll, sie diesen nur sofern ausüben könne, als sie rein, unvermengt von Absichten auf sein Wohlbefinden, als Triebfeder ans Herz gelegt wird, darum weil sie sich im Leiden am herrlichsten zeigt. Dasjenige aber, dessen Wegräumung die Wirkung einer bewegenden Kraft verstärkt, muß ein Hindernis gewesen sein. Folglich ist alle Beimischung der Triebfedern, die von eigener Glückseligkeit hergenommen werden, ein Hindernis, dem moralischen Gesetze Einfluß aufs menschliche Herz zu verschaffen. — Ich behaupte ferner, daß selbst in jener bewunderten Handlung, wenn der Beweggrund, daraus sie geschah, die Hochschätzung seiner Pflicht war, alsdann eben diese Achtung fürs Gesetz, nicht etwa ein Anspruch auf die innere Meinung von Großmut und edler verdienstlicher Denkungsart, gerade auf das Gemüt des Zuschauers die größte Kraft habe, folglich Pflicht, nicht Verdienst, den nicht allein bestimmtesten, sondern, wenn sie im rechten Lichte ihrer Unverletzlichkeit vorgestellt wird, auch den eindringendsten Einfluß aufs Gemüt haben müsse.

In unsern Zeiten, wo man mit schmelzenden, weichherzigen Gefühlen, oder hochfliegenden, aufblähenden und das Herz eher welk, als stark machenden Anmaßungen über das Gemüt mehr auszurichten hofft, als durch die der menschlichen Unvollkommenheit und dem Fortschritte im Guten angemeßnere trockene und ernsthafte Vorstellung der Pflicht, ist die Hinweisung auf diese Methode nötiger, als jemals. Kindern Handlungen als edle, großmütige, verdienstliche zum Muster aufzustellen, in der Meinung, sie durch Einflößung eines Enthusiasmus für dieselben einzunehmen, ist vollends zweckwidrig. Denn da sie noch in der Beobachtung der gemeinsten Pflicht und selbst in der richtigen Beurteilung derselben so weit zurück sind, so heißt das so viel, als sie bei Zeiten zu Phantasten zu machen. Aber auch bei dem belehrteren und erfahrneren Teil der Menschen ist diese vermeinte Triebfeder, wo nicht von nachteiliger, wenigstens von keiner echten moralischen Wirkung aufs Herz, die man dadurch doch hat zuwege bringen wollen.

Digitized by Google

8 Alle Gefühle, vornehmlich die, so ungewohnte Anstrengung bewirken sollen, müssen in dem Augenblicke, da sie in ihrer Heftigkeit sind, und ehe sie verbrausen, ihre Wirkung thun, sonst thun sie nichts; indem das Herz natürlicherweise zu seiner natürlichen gemäßigten Lebensbewegung zurückkehrt, und sonach in die Mattigkeit verfällt, die ihm vorher eigen war; weil zwar etwas, was es reizte, nichts aber, das es stärkte, an dasselbe gebracht war. Grundsätze müssen auf Begriffe errichtet werden, auf alle andere Grundlage können nur Anwandlungen zu stande kommen, die der Person keinen moralischen Wert, ja nicht einmal eine Zuversicht auf sich selbst verschaffen können, ohne die das Bewußtsein seiner moralischen Gesinnung und eines solchen Charakters, das höchste Gut im Menschen, gar nicht stattfinden kann. Diese Begriffe nun, wenn sie subjektiv praktisch werden sollen, müssen nicht bei den objektiven Gesetzen der Sittlichkeit stehen bleiben, um sie zu bewundern und in Beziehung auf die Menschheit hochzuschätzen, sondern ihre Vorstellung in Relation auf den Menschen und auf sein Individuum betrachten; da denn jenes Gesetz in einer zwar höchst achtungswürdigen, aber nicht so gefälligen Gestalt erscheint, als ob es zu dem Elemente gehöre, daran er natürlicherweise gewöhnt ist, sondern wie es ihn nötigt, dieses oft, nicht ohne Selbstverleugnung, zu verlassen, und sich in ein höheres zu begeben, darin er sich, mit unaufhörlicher Besorgnis des Rückfalls, nur mit Mühe erhalten kann. Mit einem Worte, das moralische Gesetz verlangt Befolgung aus Pflicht, nicht aus Vorliebe, die man gar nicht voraussetzen kann und soll.

9 Laßt uns nun im Beispiel sehen, ob in der Vorstellung einer Handlung als edler und großmütiger Handlung mehr subjektiv bewegende Kraft einer Triebfeder liege, als, wenn diese bloß als Pflicht in Verhältnis auf das ernste moralische Gesetz vorgestellt wird. Die Handlung, da jemand mit der größten Gefahr des Lebens Leute aus dem Schiffbruche zu retten sucht, wenn er zuletzt dabei selbst sein Leben einbüßt, wird zwar einerseits zur Pflicht, andrerseits aber und größtenteils auch für verdienstliche Handlung angerechnet, aber unsere Hochschätzung derselben wird gar sehr durch den Begriff von Pflicht gegen sich selbst, welche hier etwas Abbruch zu leiden scheint, geschwächt. Entscheidender ist die großmütige Aufopferung seines Lebens zur Erhaltung des Vaterlandes, und doch, ob es auch so vollkommen Pflicht sei, sich von selbst und unbefohlen dieser Absicht zu weihen, darüber bleibt einiger Skrupel übrig, und die Handlung hat nicht die ganze Kraft eines Musters und Antriebes zur Nachahmung in sich. Ist es aber unerläßliche Pflicht, deren Übertretung das moralische Gesetz an sich und ohne Rücksicht auf Menschenwohl verletzt, und dessen Heiligkeit gleichsam mit Füßen tritt, (dergleichen Pflichten man Pflichten gegen Gott zu nennen pflegt, weil wir uns in ihm das Ideal der

Digitized by Google

Heiligkeit in Substanz denken), so widmen wir der Befolgung desselben, mit Aufopferung alles dessen, was für die innigste aller unserer Neigungen nur immer einen Wert haben mag, die allervollkommenste Hochachtung, und wir finden unsere Seele durch ein solches Beispiel gestärkt und erhoben, wenn wir an demselben uns überzeugen können, daß die menschliche Natur zu einer so großen Erhebung über alles, was Natur nur immer an Triebfedern zum Gegenteil aufbringen mag, fähig sei. Juvenal stellt ein solches Beispiel in einer Steigerung vor, die den Leser die Kraft der Triebfeder, die im reinen Gesetze der Pflicht, als Pflicht, steckt, lebhaft empfinden läßt:

Esto bonus miles, tutor bonus, arbiter idem
Integer; ambiguae si quando citabere testis
Incertaeque rei, Phalaris licet imperet, ut sis
Falsus, et admoto dictet periuria tauro,
Summum crede nefas animam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas.

Wenn wir irgend etwas Schmeichelhaftes vom Verdienstlichen in unsere 10
Handlungen bringen können, dann ist die Triebfeder schon mit Eigenliebe etwas vermischt, hat also einige Beihilfe von der Seite der Sinnlichkeit. Aber der Heiligkeit der Pflicht allein alles nachsetzen, und sich bewußt werden, daß man es könne, weil unsere eigene Vernunft dieses als ihr Gebot anerkennt un sagt, daß man es thun solle, das heißt sich gleichsam über die Sinnenwelt selbst gänzlich erheben, und ist in demselben Bewußtsein des Gesetzes auch als Triebfeder eines die Sinnlichkeit beherrschenden Vermögens unzertrennlich, wenngleich nicht immer mit Effekt verbunden, der aber doch auch, durch die öftere Beschäftigung mit derselben, und die anfangs kleineren Versuche ihres Gebrauchs, Hoffnung zu seiner Bewirkung giebt, um in uns nach und nach das größte, aber rein moralische Interesse daran hervorzubringen.

Die Methode nimmt also folgenden Gang. Zuerst ist es nur darum 11
zu thun, die Beurteilung nach moralischen Gesetzen zu einer natürlichen, alle unsere eigenen sowohl als die Beobachtung fremder freier Handlungen begleitenden Beschäftigung und gleichsam zur Gewohnheit zu machen, und sie zu schärfen, indem man vorerst fragt, ob die Handlung objektiv dem moralischen Gesetze, und welchem, gemäß sei; wobei man denn die Aufmerksamkeit auf dasjenige Gesetz, welches bloß einen Grund zur Verbindlichkeit an die Hand giebt, von dem unterscheidet, welches in der That verbindend ist (leges obligandi a legibus obligantibus), (wie z. B. das Gesetz desjenigen, was das Bedürfnis der Menschen im Gegensatze dessen, was das Recht derselben von mir fordert, wovon das letztere wesentliche, das erstere aber

Digitized by Google

nur außerwesentliche Pflichten vorschreibt), und so verschiedene Pflichten, die in einer Handlung zusammenkommen, unterscheiden lehrt. Der andere Punkt, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet werden muß, ist die Frage: ob die Handlung auch (subjektiv) *um des moralischen Gesetzes willen* geschehen, und also sie nicht allein sittliche Richtigkeit, als That, sondern auch sittlichen Wert, als Gesinnung, ihrer Maxime nach habe? Nun ist kein Zweifel, daß diese Übung, und das Bewußtsein einer daraus entspringenden Kultur unserer bloß über das Praktische urteilenden Vernunft, ein gewisses Interesse, selbst am Gesetze derselben, mithin an sittlich guten Handlungen nach und nach hervorbringen müsse. Denn wir gewinnen endlich das lieb, dessen Betrachtung uns den erweiterten Gebrauch unserer Erkenntniskräfte empfinden läßt, welchen vornehmlich dasjenige befördert, worin wir moralische Richtigkeit antreffen; weil sich die Vernunft in einer solchen Ordnung der Dinge mit ihrem Vermögen, a priori nach Prinzipien zu bestimmen, was geschehen soll, allein gut finden kann. Gewinnt doch ein Naturbeobachter Gegenstände, die seinen Sinnen anfangs anstößig sind, endlich lieb, wenn er die große Zweckmäßigkeit ihrer Organisation daran entdeckt, und so seine Vernunft an ihrer Betrachtung weidet, und Leibnitz brachte ein Insekt, welches er durchs Mikroskop sorgfältig betrachtet hatte, schonend wiederum auf sein Blatt zurück, weil er sich durch seinen Anblick belehrt gefunden, und von ihm gleichsam eine Wohlthat genossen hatte.

12 Aber diese Beschäftigung der Urteilskraft, welche uns unsere eigenen Erkenntniskräfte fühlen läßt, ist noch nicht das Interesse an den Handlungen und ihrer Moralität selbst. Sie macht bloß, daß man sich gern mit einer solchen Beurteilung unterhält, und giebt der Tugend, oder der Denkungsart nach moralischen Gesetzen, eine Form der Schönheit, die bewundert, darum aber noch nicht gesucht wird (laudatur et alget); wie alles, dessen Betrachtung subjektiv ein Bewußtsein der Harmonie unserer Vorstellungskräfte bewirkt, und wobei wir unser ganzes Erkenntnisvermögen (Verstand und Einbildungskraft) gestärkt fühlen, ein Wohlgefallen hervorbringt, das sich auch andern mitteilen läßt, wobei gleichwohl die Existenz des Objekts uns gleichgültig bleibt, indem es nur als die Veranlassung angesehen wird, der über die Tierheit erhabenen Anlage der Talente in uns inne zu werden. Nun tritt aber die *zweite* Übung ihr Geschäft an, nämlich in der lebendigen Darstellung der moralischen Gesinnung an Beispielen die Reinigkeit des Willens bemerklich zu machen, vorerst nur als negativer Vollkommenheit desselben, sofern in einer Handlung aus Pflicht gar keine Triebfedern der Neigungen als Bestimmungsgründe auf ihn einfließen; wodurch der Lehrling doch auf das Bewußtsein seiner *Freiheit* aufmerksam erhalten wird; und obgleich diese Ent-

Digitized by Google

sagung eine anfängliche Empfindung von Schmerz erregt, dennoch dadurch, daß sie jenen Lehrling dem Zwange selbst wahrer Bedürfnisse entzieht, ihm zugleich eine Befreiung von der mannigfaltigen Unzufriedenheit, darin ihn alle diese Bedürfnisse verflechten, angekündigt, und das Gemüt für die Empfindung der Zufriedenheit aus anderen Quellen empfänglich gemacht wird. Das Herz wird doch von einer Last, die es jederzeit insgeheim drückt, befreit und erleichtert, wenn an reinen moralischen Entschließungen, davon Beispiele vorgelegt werden, dem Menschen ein inneres, ihm selbst sonst nicht einmal recht bekanntes Vermögen, die innere Freiheit, aufgedeckt wird, sich von der ungestümen Zudringlichkeit der Neigungen dermaßen loszumachen, daß gar keine, selbst die beliebteste nicht, auf eine Entschließung, zu der wir uns jetzt unserer Vernunft bedienen sollen, Einfluß habe. In einem Falle, wo ich nur allein weiß, daß das Unrecht auf meiner Seite sei, und, obgleich das freie Geständnis desselben und die Anerbietung zur Genugthuung an der Eitelkeit, dem Eigennutze, selbst dem sonst nicht unrechtmäßigen Widerwillen gegen den, dessen Recht von mir geschmälert ist, so großen Widerspruch findet, dennoch mich über alle diese Bedenklichkeiten wegsetzen kann, ist doch ein Bewußtsein einer Unabhängigkeit von Neigungen und von Glücksumständen, und der Möglichkeit sich selbst genug zu sein, enthalten, welche mir überall auch in anderer Absicht heilsam ist. Und nun findet das Gesetz der Pflicht, durch den positiven Wert, den uns die Befolgung desselben empfinden läßt, leichteren Eingang durch die Achtung für uns selbst im Bewußtsein unserer Freiheit. Auf diese, wenn sie wohl gegründet ist, wenn der Mensch nichts stärker scheut, als sich in der inneren Selbstprüfung in seinen eignen Augen geringschätzig und verwerflich zu finden, kann nun jede gute sittliche Gesinnung gepfropft werden; weil dieses der beste, ja der einzige Wächter ist, das Eindringen unedler und verderbender Antriebe vom Gemüte abzuhalten.

Ich habe hiermit nur auf die allgemeinsten Maximen der Methodenlehre einer moralischen Bildung und Übung hinweisen wollen. Da die Mannigfaltigkeit der Pflichten für jede Art derselben noch besondere Bestimmungen erforderte, und so ein weitläuftiges Geschäft ausmachen würde, so wird man mich für entschuldigt halten, wenn ich, in einer Schrift, wie diese, die nur Vorübung ist, es bei diesen Grundzügen bewenden lasse. 13

Digitized by Google

44.

Der sittliche Charakter.

Von Johann Friedrich Herbart.

Allgemeine Pädagogik aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet (zuerst 1806). Drittes Buch, erstes und zweites Kapitel. — Sämtliche Werke, herausgegeben von Kehrbach, II (1885) S. 111 ff. Weggelassen ist ein Stück zwischen Absatz 23 und 24 und ein Satz am Ende von Absatz 33.

Erstes Kapitel.

Was heißt Charakter überhaupt?

1 Schon oben sahen wir den Willen an als den Sitz des Charakters; natürlich nicht die wandelbaren Wünsche und Launen, sondern das Gleichförmige und Feste des Willens; das, wodurch er bestimmt dieser und kein andrer ist. Die Art der Entschlossenheit hieß uns Charakter: das, was der Mensch will, verglichen mit dem, was er nicht will.

2 In solcher Vergleichung bestimmt sich jedem Dinge seine Gestalt. Dieselbe wird herausgehoben aus einer unbestimmt größeren Sphäre, sie wird erkannt durch Unterscheidung. Sonach ist der Charakter die Gestalt des Willens. Er kann nur aufgefaßt werden in dem Gegensatz zwischen dem, was er beschließt und was er ausschließt.

3 Für den negativen Teil des Charakters haben wir zu unterscheiden den mangelnden Willen von dem verneinenden Willen. Ein mangelnder Wille, der aber entstehen könnte, würde zu den Unbestimmtheiten des Menschen gehören. Nur was als unvereinbar mit dem festen positiven Wollen schon dadurch ausgeschlossen ist: dies ist ebenso charakteristisch, als ausdrückliches Nicht-Wollen. Doch dient das letztere noch zur Befestigung.

4 Man beobachtet den Menschen, um zu wissen, was man an ihm habe; man will ihn als Objekt fixieren. Er selbst empfindet das nämliche Bedürfnis. Um begriffen zu werden, muß er begreiflich sein. Dies führt uns auf eine merkwürdige Unterscheidung.

I.

Objektiver und subjektiver Teil des Charakters.

5 Es ist eine alte Klage, daß der Mensch oft gleichsam zwei Seelen habe.

6 Er beobachtet sich, er möchte sich begreifen, sich gefallen, sich leiten. Aber, schon vor dieser Beobachtung, versunken in Sachen und Äußerlichkeiten, hat er einen Willen, und zuweilen sehr bestimmte Charakterzüge. Diese

Digitized by Google

sind das Objektive, welchem das beschauende Subjekt durch einen neuen, in ganz andrer Gemütslage erzeugten Willen entweder zustimmt, oder widerstreitet.

Im Fall des Widerstreits, welcher von beiden Willen bestimmt den 7
Charakter? — Es ist sehr klar, daß, was zusammengenommen denselben befestigt haben würde, ihn jetzt zerreibt und zerrüttet; daß die besseren Forderungen an uns selbst, wenn sie nur den Verfall in das Entschieden-Schlechte verhindern, höchstens eine heilsame Charakterlosigkeit erhalten können.

Ist einer der beiden Teile des Charakters noch schwach: dann vermag 8
die frühere Entschiedenheit des andern viel über den ersten. Dies bestätigt sich bei manchen Jünglingen, welche wild, aber nicht verdorben heranwuchsen, und durch den Einfluß eines älteren Freundes oder einer wohlthätigen Lektüre sehr bald eine beträchtliche Festigkeit im Guten annehmen. Es bestätigt sich weniger glücklich da, wo man durch viele frühe moralische Lehren und Rührungen, — seien sie übrigens von der reinsten Art, — allen von innen hervordringenden verkehrten Charakterzügen zuvorzukommen suchte. Denn wiewohl dieser Einfluß mächtig wirkt: so kann er doch nicht hindern, daß nicht im langen Laufe der noch bevorstehenden Bildungsperioden die unter den guten Lehren versteckten Triebe hie und da hervorschießen sollten, wobei sie denn zuweilen seltsame Anomalien erzeugen. — Indessen, der Sittenlehre bleibt nichts anderes übrig, wenn sie geradezu auf die Menschen wirken will, als sich an das Subjektive der Persönlichkeit zu wenden, damit sich diese alsdann bei der objektiven Grundlage versuche, und zusehe, wieviel sie ausrichten könne.

Der Erziehung hingegen ziemt ein solcher Gang keineswegs. Ihr muß 9
das so gewöhnliche als natürliche Phänomen, daß nämlich die Menschen sich zu ihren Neigungen hinterher die Maximen erfinden, um der Bequemlichkeit eines innern Gewohnheitsrechts zu genießen, — die Weisung geben, dem objektiven Teile des Charakters ihre vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, der sich ja unter ihren Augen, unter ihrem Einflusse, langsam genug erhebt und formt! Ist Er zuerst in Ordnung: dann läßt sich von der ordnenden Kraft einer guten Sittenlehre Erfolg hoffen; dann wird das Subjektive die Sanktion und die letzte Berichtigung und Verfeinerung des sittlich angelegten Charakters — zwar allerdings noch zu vollbringen übrig haben, aber auch leicht vollbringen können.

II.

Gedächtnis des Willens. Wahl.
Grundsatz. Kampf.

Es giebt eine Anlage zur Festigkeit des Charakters, die man zuweilen 10
schon früh bemerkt, und deren Äußerung ich nicht besser zu bezeichnen weiß, als durch den Ausdruck: Gedächtnis des Willens.

Digitized by Google

11 Ich vermeide hier alle pſychologiſche Entwickelung der Erſcheinungen, die man, als ob ſie eine beſondere Thätigkeit — wohl gar Kraft — des Gemüts vorausſetzten, mit den Namen Gedächtnis, Erinnerungsvermögen u. ſ. w. geſtempelt hat. Ich wundere mich indeſſen, daß man die Beharrlichkeit unſrer Vorſtellungen mit der Beharrlichkeit des Wollens, welche für den Charakter die weſentliche Grundlage ſeines objektiven Teils ausmacht, nicht ſorgfältiger paralleliſiert hat.

12 So viel iſt gewiß, daß ein Menſch, dem ſein Wollen nicht, gleich den Vorſtellungen im Gedächtnis, ſo oft ſich die Veranlaſſung erneuert, ohne weiteres als dasſelbe wieder hervortritt, — der ſich erſt durch Überlegung auf den vorigen Entſchluß zurückführen muß, — große Mühe haben wird, Charakter zu gewinnen. Und eben, weil ſich bei Kindern die natürliche Beharrlichkeit des Willens nicht häufig findet, hat die Zucht ſo viel zu thun.

13 Wir bezeichnen hier zunächſt nur die Bedingung dieſer Beharrlichkeit, nämlich einen gleichförmigen Blick und hinreichende Umſicht, in der Sphäre von Vorſtellungen, aus welchen ſich der Wille erhebt. Wer die Betrachtungen, welche dem Wollen zum Grunde liegen, nicht gleich anfangs beiſammen hat und ferner beiſammen hält, der muß wohl immer anderes und anderes Sinnes werden. Und darauf hat die äußere Lage viel Einfluß. —

14 Was beharrlich gewollt — beſchloſſen oder ausgeſchloſſen — wird, iſt das Elementariſche des Objektiven im Charakter. Aber dies Elementariſche iſt mannigfaltig; und nicht alles wird gleich feſt und gleich ſtark gewollt. Durch Wahl beſtimmen ſich dieſe Abſtufungen. Wahl iſt Vorzug und Zurückſetzung. Wer ſie rein durchführt: dem hat jedes Ding einen begrenzten Preis, und nichts, als nur das Höchſte, kann mit einem ungemeſſenen Streben das Gemüt erfüllen. Die Neigungen haben eine feſte Konſtruktion. Eben durch die verſchiedenen quantitativen Verhältniſſe in dieſer Konſtruktion unterſcheiden ſich die Charaktere; ſonſt haben im ganzen die Menſchen ſo ziemlich dieſelben Neigungen. — Daß übrigens jene Schätzung nur nach einem individuellen Maßſtabe geſchehen kann, fällt in die Augen. Aber ſie muß geſchehen, damit der Charakter ſich konſolidiere. Wir müſſen wiſſen, wie teuer uns unſere Wünſche ſind. Das Kleinliche muß ſich ſondern, — muß zu Boden fallen vor dem Größeren, vor dem Bedeutenderen.

15 Wo Gedächtnis des Willens iſt, da wird auch die Wahl ſich von ſelbſt entſcheiden. Das Gewicht der Wünſche wird dieſelben unwillkürlich einander unterordnen. Ohne alle theoretiſche Überlegung (denn nur durch urſprüngliche Wahl können weiterhin die angeknüpften Motive ihre praktiſche Bedeutung bekommen) wird der Menſch inne werden, was er lieber

Digitized by Google

wolle und was er lieber opfere, was er mehr und minder scheue; er wird es in sich *erfahren*. Ein veränderliches Gemüt aber kommt hierin zu keiner reinen Erfahrung. —

Tritt nun der Geist, als Intelligenz, hinzu, und betrachtet sich und die 16
Gegenstände seines Wollens: so kommt es darauf an, wie rein sich das Subjektive der Persönlichkeit vom Objektiven zu halten weiß. Ein lauterer Geschmack würde das Selbsturteil so unbestochen fällen, wie über einen Fremden; der subjektive Teil des Charakters wenigstens würde rein sittlich sein und bleiben, trotz aller Mißhelligkeit mit dem objektiven. — Aber gewöhnlich sucht der Mensch, der sich selbst betrachtet, nur: *sich auszusprechen*; und hier zunächst, wo vom Charakter *überhaupt* die Rede ist, dürfen wir es aus der Acht lassen, wie weit dies Sich-Aussprechen von der sittlichen Norm abweichen möge.

Das Bemühen, sich *aufzufassen*, wirkt unmittelbar als ein Bemühen, 17
sich zu *befestigen*; denn das Festere wird dadurch vor dem Minder-Festen noch mehr im Bewußtsein hervorgehoben. Der Mensch kommt dadurch leicht zu *irgend einer Art* von Einheit mit sich selbst. Hierin liegt ein Wohlgefühl, was mächtig genug ist, sich der innern Censur Meister zu machen. So erheben sich die Hervorragungen des Objektiven zu *Grundsätzen* in dem Subjektiven des Charakters; und die herrschenden Neigungen sind nun legalisiert.

Aber die Selbstanschauung, in welcher die Grundsätze entspringen, leistet 18
der innern Befestigung noch andere Dienste. Das Individuum kann sich nur auffassen mit seiner Umgebung; und seine Neigungen nur mit ihren Gegenständen. Bei einiger Kraft des theoretischen Denkens schließt sich nun den Grundsätzen gleich auch die Rücksicht auf die Veränderlichkeit der Umstände an, nach welchen die *Anwendung* von jenen sich richten muß. Der Mensch lernt, sich nach *Motiven* bestimmen; er lernt, Gründe anhören; das heißt, er lernt, seinen angenommenen Obersätzen jedesmal die Untersätze, welche die Zeit eben herbeibringt, subsumieren, und erst die so entstandenen Schlüsse in Handlung setzen. Diese Eigenschaft des Charakters nenne ich *Motivität*; welche mit der Festigkeit der Grundsätze unmittelbar verbunden sein muß. —

Nun aber kann das Objektive der Persönlichkeit nimmermehr ganz und 19
völlig in die Grundsätze eingefaßt werden. Jede Individualität ist und bleibt ein Chamäleon; und die Folge davon ist, daß jeder Charakter manchmal in innerlichem *Kampfe* begriffen sein wird. In solchem Kampfe glänzt die *Stärke* des Mannes, und vielleicht die Tugend; aber die geistige Gesundheit ist in Gefahr, ja am Ende auch die körperliche. Daher wäre wohl Grund

Digitized by Google

vorhanden, den Kampf wegzuwünſchen. Einer Aftermoral aber, welche lehrt, daß man nicht kämpfen ſolle, — iſt es nicht gegeben, den Kampf auszurotten; Milderung desſelben läßt ſich von den vorbauenden Maßregeln der Erziehung erwarten.

Zweites Kapitel.

Vom Begriff der Sittlichkeit.

20 Das Bisherige, vom Charakter überhaupt, war eine Aufzählung pſychologiſcher Phänomene. Daß es aber nicht gut damit ſei, wenn jemand nur irgend einen Charakter habe: ſagt ſich wohl jeder, der etwas denkt bei dem Wort Sittlichkeit.

21 Man geſteht alſo ein, daß der Sittlichkeit gewiſſe Anſprüche zum Grunde liegen gegen den etwa vorhandenen Charakter; — Anſprüche, welche nicht durch die Widerſetzlichkeit, die ihnen in der That bevorſteht, zum Reſignieren bewogen werden können, da ihnen überall keine Kraft, etwas durchzuſetzen, weſentlich iſt; und ſie mit dem Wirklichen, dem Natürlichen, ja in jedem Sinn mit dem, was iſt, — gar nichts gemein haben, ſondern als etwas ganz Fremdes zu demſelben hinzukommen, und auf dasſelbe treffen, um es zu cenſieren. Und eine Cenſur wird nicht handgemein mit dem, worüber ſie ſpricht.

22 Aber der Charakter, der ſich der erſten Cenſur nicht fügte, könnte wohl dadurch eine neue Cenſur auf ſich laden. Der Mißlaut in dieſer Cenſur könnte wohl endlich dem Menſchen nicht mehr behagen, und ſo möchte vielleicht zuletzt der Entſchluß hervorgehen, jenen Anſprüchen als Befehlen zu gehorchen. Jedermann weiß, daß alle Menſchen ſich in dieſe Richtung hinaus getrieben fühlen, und daß ſie auch wirklich mehr oder weniger Schritte dahinaus zu machen pflegen.

23 Was aber gleich die erſte Cenſur eigentlich ſpreche, — weiß das jemand in Einer Reihe nachzuſprechen? Die Rechts- und Sittenlehren lauten nicht gleich, wiewohl jede im Namen aller redet.

24 Es wird niemand verlangen, daß die Pädagogik den Aufklärungen und Beſtätigungen vorgreife, welche nur von der praktiſchen Philoſophie geleiſtet werden können. Eben deswegen kann ich bloß bitten, hier eine hiſtoriſche Kenntnis zu nehmen von einigen Vorſtellungsarten, welche ſich in die Aufſtellung meiner Erziehungs-Grundſätze unvermeidlich einflechten.

Digitized by Google

I.

Positiver und negativer Teil der Sittlichkeit.

Wie viel Demut auch in der Sittlichkeit liege, — die Tugend, die 25
in der Ausübung des Sittlichen sich zeigt, nennt jedermann Stärke, und niemand Schwäche!

Gleichwohl wäre die Ausübung des Sittlichen nur Schwäche, wenn sie 26
nur Nachgiebigkeit wäre gegen Ansprüche von außen.

Vielmehr sprechen wir selbst in jenen Ansprüchen; wir selbst sprechen 27
gegen uns selbst, indem wir unsern Charakter censieren, und zum Gehorsam auffordern. Es ist das betrachtende Subjekt in uns, welches für dasmal sich erhoben hat über das bloße Sich-Aussprechen, wie man sich findet!

Beide Teile der Sittlichkeit, der positive und der negative, liegen hier 28
dicht beisammen. Das Censieren selbst ist positiv; aber die Censur lautet negativ für den, ihren Forderungen nicht angemessenen Charakter, wie er in dem Objektiven der Persönlichkeit gegründet vorliegt. Und die Verneinung verwandelt sich in ein wirkliches Aufheben und Aufopfern, wofern die Person sich zum Gehorsam entschließt. Sie nimmt alsdann für einen kategorischen Imperativ, was an sich ein bloßes Urteil war.

Es war allerdings ein Mißgriff, die Sittenlehre wissenschaftlich mit 29
einem kategorischen Imperativ anzufangen. Hier mußte das Rein-Positive vorangehen, und es mußte ein Mannigfaltiges neben- und nacheinander ausgebreitet werden, welches Kant nicht vollständig durchdacht hatte. Aber diejenigen thaten den schlimmeren Mißgriff, welche sich dahin vergaßen, die Menschheit vom kategorischen Imperativ entbinden zu wollen.

II.

Sittliche

Beurteilung.	Wärme.
Entschließung.	Selbstnötigung.

Man redet von einem moralischen Gefühl, ja man findet es schon sehr 30
früh bei den Kindern. Man redet auch von praktischer Vernunft; und dies verrät, daß man die ursprünglichen Aussagen des Sittlichen nicht einem wandelbaren, dunkeln Gefühl, nicht einer Aufregung und Affektion des Gemüts überlassen will, sondern daß man die sehr natürliche Forderung macht: Aussagen von solcher Autorität sollen bestimmte ruhige Erklärungen sein, in denen sowohl der Gegenstand, worüber — als auch die Entscheidung, welche darüber gegeben wird, vollkommen vernehmlich und deutlich aus-

Digitized by Google

gedrückt sei. Indem man aus so guten Gründen es der Vernunft überträgt, die ersten Grundbestimmungen des Sittlichen auszusprechen, merkt man nicht, daß man sich einer theoretischen Künstlerin in die Hände liefert, welche sich augenblicklich an Logik und Metaphysik besinnt, das Sittengesetz durch seine Allgemeinheit definiert und das Gute aus der Freiheit entstehen läßt, ja welche eher die ganze Transcendentalphilosophie aufbieten wird, um die Möglichkeit des sittlichen Bewußtseins zu erklären, ehe sie uns nur über einen einzigen Punkt unseres moralischen Gefühls zu der klaren Besinnung bringt, daß wir wüßten und von allen Nebensachen absondern lernten, was wir denn eigentlich da verwerfen und billigen, wo wir die Ausdrücke der sittlichen Billigung und Mißbilligung gebrauchen. Es wird vielleicht nicht gar zu schwer sein, denjenigen meiner Zeitgenossen, welche während dieser Mißgriffe inne geworden sind, eine sittliche Entscheidung sei an sich weder ein Gefühl, noch eine theoretische Wahrheit, — ein günstiges Vorurteil für den Geschmack abzugewinnen, zudem wenn ich sie versichere, daß, was ich sittlichen Geschmack nenne, nichts gemein hat mit dem Modegeschwätz unserer Tage, auch ebensowenig das Schöne und das Gute ineinander wirft, nach Art des stoischen Satzes: *ὅτι μονον ἀγαθον το καλον.*

31 Trage indes die sittliche Beurteilung jeden beliebigen Namen: — ein ruhig-klares, festes und bestimmtes Urteilen ist es auf jeden Fall, welches die Grundlage des Sittlichen im Menschen ausmachen muß; wenn man nicht etwa statt der sittlichen Wärme einen ungestümen Eifer, oder eine kränkliche Sehnsucht will, welches beides das Gute für einen Gegenstand der Begierde nimmt, und zum zweck- und zeitgemäßen Handeln eins so untauglich ist als das andere. Nur aus der Menge und Mannigfaltigkeit der Veranlassungen zum sittlichen Urteil, — deren das Individuum schon in sich so viele findet, die mit geradem, aller abspringenden Scheu entwöhntem Blicke wollen aufgefaßt sein, — deren außerdem die Familie, der Umgang, endlich alles, was in die Sphäre des synthetischen sowohl als analytischen Unterrichts fällt, einen unerschöpflichen Vorrat darbietet; — nur aus diesem Reichtum, welcher noch überdas einer geordneten, einer ergreifenden Darstellung fähig ist — einer poetischen Konstruktion, wenn ich einen gewagten Ausdruck noch einmal brauchen darf; — kurz — nur aus der ästhetischen Gewalt der moralischen Umsicht — kann die reine, begierdenfreie, mit Mut und Klugheit vereinbare Wärme fürs Gute hervorgehen, wodurch echte Sittlichkeit zum Charakter erstarkt.

32 Denn schon in dem Objektiven des Charakters müssen sich die Auffassungen des Guten und Rechten mit den andern Auffassungen des Geschmacks, und mit denen der Klugheit, zusammenfinden; und, dreist durch ihre

Digitized by Google

Klarheit, bei der allgemeinen Wahl den Vorrang einnehmen, welcher ihnen vor allen Regungen des Verlangens gebührt. — Aber auch in das Subjektive des Charakters müssen sie hinübertreten; sie müssen sich aussprechen als Grundsätze. Die moralische Entschließung, — welche den negativen Teil der Sittlichkeit einführt, — ist nun zwar immer der Nicht-Befolgung, und folglich der Demütigung ausgesetzt; denn äußerst selten wird eine menschliche Natur sich ganz in ihr concentriert wiederfinden. Jedoch die Demütigung wird den Entschluß nicht umwerfen, wenn es an dauerhafter Wärme nicht fehlt; wenn die Erziehung sich gehütet hatte, moralische Lehren auf flüchtige Rührungen zu pfropfen.

Wie an den Obersatz die Subsumtion, so muß an die Entschließung sich 33
Selbstbeobachtung anschließen. Hierbei kommt vieles auf ein richtiges Auffassen der eigenen Individualität an; wer sich falsch beurteilt, ist in Gefahr, sich selbst zu zerreiben. — Aber auch alles Übrige, was überhaupt zur Motivität des Charakters gehört, muß von der Triebkraft der sittlichen Prinzipien abhängig werden, und rückwärts auf ihre Anwendung wirken. Der Mensch muß mit sittlichem Auge seine ganze Stellung in der Welt betrachten; er muß sich sagen, wie sein höchstes Interesse von den Umständen verletzt und begünstigt werden könne. Er muß den praktischen Blick mit dem theoretischen bewaffnen. Er muß demgemäß handeln.

Den Schluß macht der Selbstzwang. Hier erfährt der Mensch, wer 34
er sei. Und welche Schwächen sich hier verraten haben: deren Prinzip muß durch alle Tiefen der Individualität gesucht und verfolgt werden. —

45.

Der Weg zur Weisheit.

Von Immanuel Kant.

Kritik der praktischen Vernunft (zuerst 1788). Beschluß. — Sämtliche Werke herausgegeben von Hartenstein, V S. 167—169.

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender 1
Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt,

Digitized by Google

oder im Überschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines *tierischen Geschöpfs*, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Wert, als einer *Intelligenz*, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

2 Allein, Bewunderung und Achtung können zwar zur Nachforschung reizen, aber den Mangel derselben nicht ersetzen. Was ist nun zu thun, um diese, auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Art, anzustellen? Beispiele mögen hierbei zur Warnung, aber auch zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung fing von dem herrlichsten Anblicke an, den menschliche Sinne nur immer vorlegen, und unser Verstand, in ihrem weiten Umfange zu verfolgen, nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelsten Eigenschaft in der menschlichen Natur an, deren Entwickelung und Kultur auf unendlichen Nutzen hinaussieht, und endigte — mit der Schwärmerei, oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Versuchen, in denen der vornehmste Teil des Geschäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht, so wie der Gebrauch der Füße, sich von selbst, vermittelst der öfteren Ausübung, findet, vornehmlich wenn er Eigenschaften betrifft, die sich nicht so unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darstellen lassen. Nachdem aber, wiewohl spät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu thun vorhat, und sie nicht anders, als im Gleise einer vorher wohl überdachten Methode, ihren Gang machen zu lassen, so bekam

Digitized by Google

die Beurteilung des Weltgebäudes eine ganz andere Richtung, und, mit dieser, zugleich einen, ohne Vergleichung, glücklicheren Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder, in ihre Elemente und dabei sich äußernde Kräfte aufgelöst, und mathematisch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einsicht in den Weltbau hervor, die, bei fortgehender Beobachtung, hoffen kann, sich immer nur zu erweitern, niemals aber, zurückgehen zu müssen, fürchten darf.

Diesen Weg nun in Behandlung der moralischen Anlagen unserer Natur 3
gleichfalls einzuschlagen, kann uns jenes Beispiel anrätig sein, und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beispiele der moralisch-urteilenden Vernunft bei Hand. Diese nun in ihre Elementarbegriffe zu zergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren, der Scheidung des Empirischen vom Rationalen, das sich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Versuchen am gemeinen Menschenverstande vorzunehmen, kann uns beides rein, und, was jedes für sich allein leisten könne, mit Gewißheit kennbar machen, und so teils der Verirrung einer noch rohen ungeübten Beurteilung, teils (welches weit nötiger ist) den Genieschwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntnis der Natur, geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden. Mit einem Worte: Wissenschaft (kritisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieser nicht bloß verstanden wird, was man thun, sondern was Lehrern zur Richtschnur dienen soll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen soll, gut und kenntlich zu bahnen, und andere vor Irrwegen zu sichern; eine Wissenschaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philosophie bleiben muß, an deren subtiler Untersuchung das Publikum keinen Anteil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm, nach einer solchen Bearbeitung, allererst recht hell einleuchten können.

Digitized by Google

Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
„Grabt nur danach!“ — „An welchem Platz?“
Schrie alles laut den Vater an. —
„Grabt nur!“ — O weh, da starb der Mann.

Kaum war der Alte beigeschafft,
So grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb,
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.

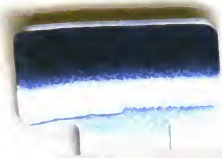
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun jahrein, jahraus
Des Schatzes immer mehr heraus.

Bürger.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google